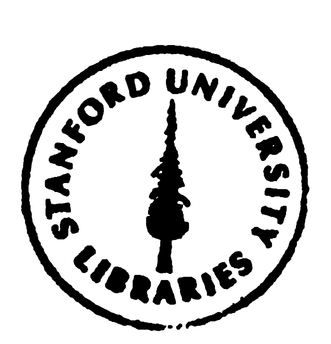



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1906

Erster Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Franz Binder und Georg Jochner.

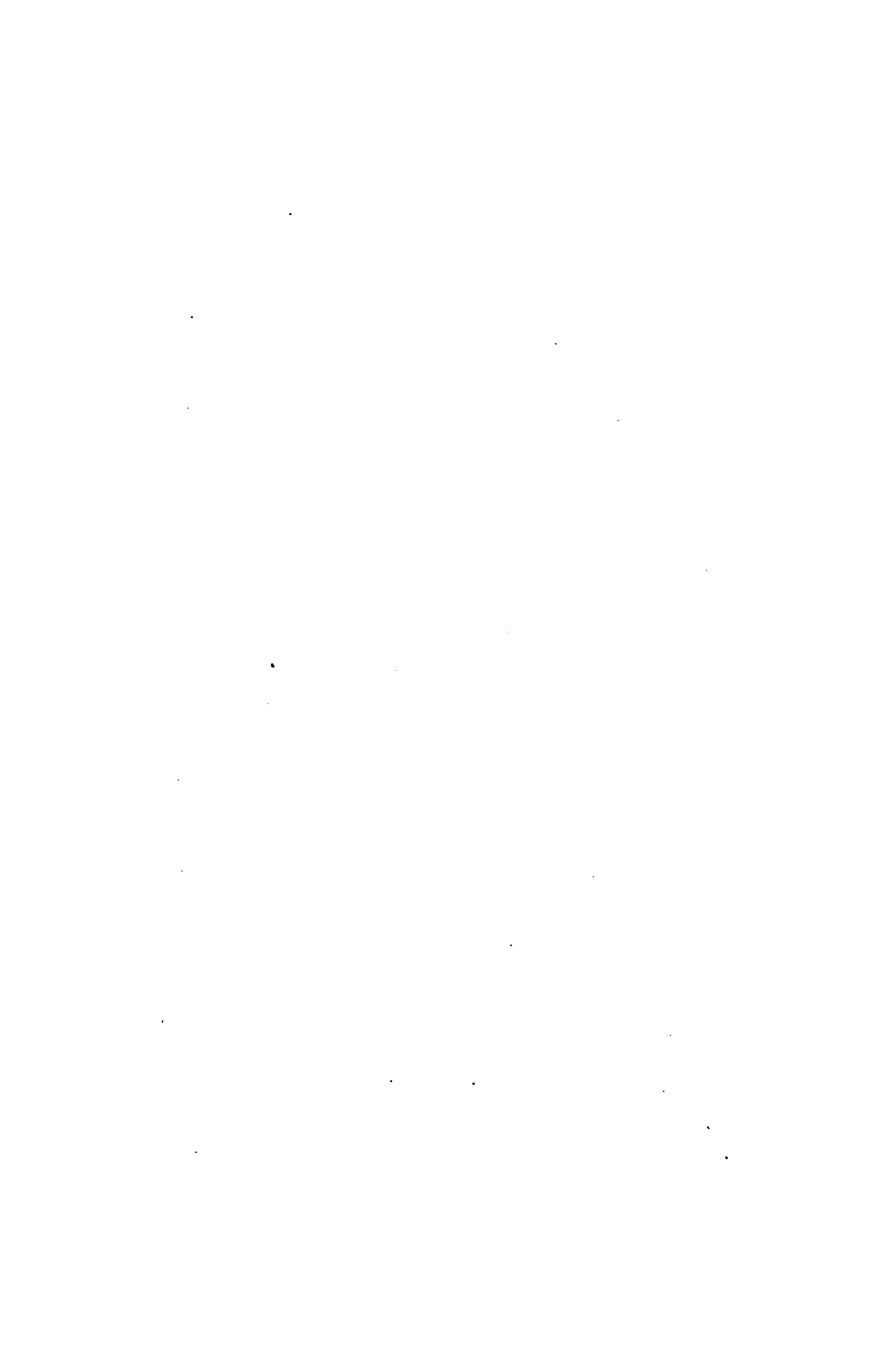
(Eigentum der Familie Görres.)

Hundertsiebenunddreißigster Band.



München 1906.
In Kommission d. Literarisch-artistischen Anstalt (Theodor Riedel).

Inhaltsverzeichnis.



I.

Ein katholisches Kulturprogramm.

Neujahrsbetrachtung von Dr. Richard von Kralik.

An der Wende dieses Jahres scheint es angezeigt zu sein, die sich bisher mehr defensiv, kritisch und analytisch äußernden Tendenzen einer programmatischen katholischen Kulturarbeit zusammenzufassen und zu einer positiven Betätigung hinzuleiten. Das soll durchaus keine Aufforderung zur Zentralisation aller Bestrebungen sein, kein Versuch, eine offizielle oder autoritative Richtschnur vorzuschlagen, wie es etwa die Sozialdemokratie im Erfurter Programm besitzt. Ob ähnliches für unseren Fall wünschenswert sei, das zu beurteilen steht mir nicht zu; aber vielleicht ist es gerade dem privatesten und unmaßgeblichsten der Menschen erlaubt, den Versuch eines Programms vorzulegen, das sich ihm als einem aufmerksamen Zuschauer der allergegenwärtigsten Zeitströmungen von selber aufdrängt. Er bittet, es als eine Skizze zu betrachten, die durch die Mitarbeit der Kritik vervollständigt und berichtigt werden mag. Handelt es sich doch nicht um die Aufdrängung von individuellen Liebhabereien, sondern um die allgemeinsten, objektivsten Interessen.

1. Wir halten Religion und religiöse Bedürfnisse nicht für ein Rückständigkeitssymptom, nicht für ein Surrogat der Kunst und Wissenschaft, womit sich die Mindergebildeten

und Inferioren begnügen mögen, sondern im Gegenteil für die höchste Blüte menschlichen Geisteslebens. Der religiöse Standpunkt ist der geistvollere, genialere, tiefgründigere, überlegenere. Der religiöse Mensch hat ein Mehr, nicht ein Minder. Der Standpunkt des unreligiösen Menschen ist der mangelhaftere, beschränktere, unfreiere, philiströsere. Ihm fehlt einfach das Genie für die Uebernatur.

2. Wir halten die bestimmte, konkret und historisch gegebene Form der **Kirche** für die notwendige Erscheinung der Religion. Wenn wir Religion anerkennen, so müssen wir sie um so mehr schätzen, je realer, je wirklicher und wirkungsvoller sie in die Erscheinung tritt. Wir müssen daher alles anstreben, was die Einheit, die Autorität, die mächtige Organisation, die Allgemeinheit der katholischen Kirche hebt und stärkt, alles blos negative Nörgeln, alle krankhafte, unfruchtbare und schwächliche Verdrossenheit meiden.

3. Es hängt freilich mit dieser realsten Ausgestaltung der reinsten religiösen Ideen und Offenbarungen zusammen, daß sich ihr menschliche Unvollkommenheiten ansetzen. Es bedarf daher gewiß immer einer Reinigung von allen immer wieder drohenden Mängeln. Die **Reform** kann aber ihrem Begriff nach nicht gegen die Kirche und ihre Autorität geschehen, sondern nur im innigsten Anschluß an diese. Es heißt nicht, eine Institution reformieren, wenn man sich entweder von ihr lossagt, oder die Mißstimmung gegen sie schürt. Wohl aber heißt es reformieren, wenn man die Begeisterung für das Große der Kirche nährt und weckt, wenn man das Verständnis für alle ihre mannigfaltigen Lebensäußerungen vertieft und belebt. Wir wollen reformieren so positiv, wie die großen Ordensstifter aller Zeiten, nicht nörgelnd und verdächtigend, wie die Sektatoren. Jenes ist groß und genial, dieses kleinlich und beschränkt.

Sollte es wirklich angezeigt scheinen, Auswüchse und Unwesentlichkeiten zu bekämpfen, so geschähe das gewiß am besten

dadurch, daß man das als wesentlich Erkannte zu vertiefen und zu stärken sucht. Dadurch wird es von selbst das Unwesentliche überragen. Und sollte sich in der Form manches als verbesserungsfähig erweisen, so würde es nicht genügen, nur die Form zu „reformieren"; man müßte vielmehr den Gehalt in seiner ganzen Bedeutsamkeit ans Licht zu stellen suchen. Jenes wäre nur negativ, formalistisch, ärgerlich, aufreizend und unfruchtbar, dies ist positiv, gehaltreich, erfreulich, befriedigend und fruchtbar. Darum nicht Reform — Wort und Begriff sind schwächlich — sondern Regeneration, immerwährende Neuzeugung des kirchlichen Lebens.

4. Wir haben keinen Grund, die unbedingte und ausschließende Betonung unseres Standpunktes verzagter vorzubringen, als es jede überzeugte Partei tut. Aber unser Vorgehen ist nicht aggressiv, nicht intolerant, sondern positiv. Nicht durch Ignorierung, Verachtung, Schmähung, Unterdrückung anderer Bekenntnisse wollen wir siegen, sondern durch positive Auswirkung der Fülle unseres Kulturprogramms. Positive Kulturarbeit sei unser Schlagwort. Wir haben darin einen unendlichen Wirkungskreis, wir nützen damit unserem Standpunkt und unserer Würde am meisten, wir treten damit keinem Andersdenkenden zu nahe. Wir werden uns so bei Gegnern am besten in Achtung setzen, von ihnen anerkannt und gewürdigt werden. Auch uns selbst gegenüber sollte der bisherige unfruchtbare Rückständigkeits- und Inferioritätsjammer wieder einer froheren produktiven Tätigkeit weichen.

5. Wir sind überzeugt, und wissen aus der Geschichte, daß unser Standpunkt allein, seit es ein Christentum gibt, eine einheitliche Weltanschauung, d. i. eine Philosophie ermöglicht. Wir allein erkennen die Philosophie als eine wahre und bleibende Wissenschaft, eine „philosophia perennis" an, die, begründet von den Griechen, durch Kirchenväter und Scholastiker zum System ausgebaut, auch jetzt die einzig festen Fundamente zukunftreichen Forschens darbietet.

Die Philosophie, die sich von dieser Grundlage entfernt hat, hat wohl glänzende Bauten errichtet, aber sie nicht vor dem Verfall bewahren können. Außerhalb der Kirche wird denn auch heute keine Philosophie getrieben als höchstens historisch, philologisch, physiologisch. Wir verachten aber deßhalb durchaus nicht die vielen Anregungen der fremden Philosophiesysteme, wir prüfen sie an unserem eigenen Schatz, wir benützen sie zum weitern Ausbau des Systems. Diese Arbeit wird niemals vollendet sein, sie ist unendlich wie alles Zeitliche. Ihr werden alle kritischen, historischen, philologischen und physiologischen Vorarbeiten zugute kommen.

6. Wir fühlen uns nicht im Widerspruche mit den Naturwissenschaften. Im Gegenteil, wir glauben den Schlüssel zum Verständnis der Natur im Geiste zu haben und wir finden dies unser System der Natur immer mehr bestätigt durch alle Entdeckungen der Neuzeit, wenn sie nicht beschränkt ausgelegt werden. Die Entwicklungslehre ist nur eine Bestätigung des Zweckbegriffes, die Psychophysik zeigt immer mehr die Priorität des Seelischen vor dem Stofflichen. Ist aber der Priorat des Geistigen anerkannt, dann hat auch der Wunderbegriff nichts, was der wissenschaftlichen Naturanschauung als undenkbar und unwürdig widersprechen könnte.

7. Wir haben keinen Grund, uns vor der historischen Kritik zu scheuen. Wir protestieren im Gegenteil gegen jede tendenziöse Anwendung der Kritik. Unser Standpunkt ist ganz historisch, nicht konstruiert. Er beruht auf den historischen Voraussetzungen der Offenbarung, der Person Jesu, der wunderbaren, unvergleichlichen Entwicklung und Erhaltung der Kirche. Wir haben keine anderen Voraussetzungen als die der Geschichte und der Wissenschaft, der Philosophie. Auf ihnen beruht unser vernünftiger Glaube an alles Uebernatürliche, Wunderbare, Göttliche, an alle Offenbarung und Gnade.

8. Daher kann niemand ein innigeres Interesse an aller Wissenschaft haben als wir. Wir allein wollen die ganze Wissenschaft, die höchste und die tiefste, die des Natürlichsten und Göttlichsten, wir wollen sie im universalsten Sinn, als „Universität", als Einheit alles Geistigen. Im Namen dieser allgemeinen Wissenschaft allein protestieren wir gegen jeden Versuch ihrer Beschränkung durch Ausscheidung des Theologischen oder Metaphysischen. Im Namen dieser Einheit der Wissenschaft verlangen wir, daß der katholische Begriff der Universität wieder mehr respektiert werde. Das ist es, was uns eine katholische Universität wünschen läßt, die frei ist von der Tyrannei eines beschränkten Zeitgeistes.

9. Wir halten unseren Standpunkt nicht etwa, wie einsichtslose Gegner fürchten, für kulturfeindlich, sondern im Gegenteil für den einzigen Standpunkt, auf dem eine organische, einheitliche, menschenwürdige, moderne Kultur aufgebaut werden kann. Unsere Kultur ist die echte Erbin der vorbildlichen antiken Kultur. Wir sind es, die wenigstens nichts geringeres anstreben und begehren, als die klassischen Völker in ihrer Art geboten haben. Unsere Kultur soll nicht minder als die klassische durchaus auf der Religion in ihrer positivsten Form beruhen. Unser modernes Kulturleben soll nicht minder von der Religion durchtränkt und gehoben sein wie das der Antike. Nur so ist ein hohes Kulturleben, eine hohe Kunst, ein würdiges Theater, eine würdige Literatur möglich, wenn nicht alle Lehren der Geschichte trügen. Wenn wir daher die Religion zur Privatsache machen wollten, so müßten wir zugleich auf eine klassische Kultur verzichten, auf das Höchste und Genialste, was die Kultur bieten kann. Wenn wir das Theater, das Epos, die Lyrik, überhaupt die ganze Kunst tendenzlos machen wollten, dann müßten wir auch verzichten, mit Homer, Aeschylos und Pindar, mit Phidias usw. zu konkurrieren. Die Nichtreligiösen freilich müssen aus der Not eine Tugend machen und ohne Religion

fortzukommen suchen oder eine blos ästhetische, eine wissenschaftliche, eine ethische Pseudoreligion zur Aushilfe annehmen. Wir Katholiken brauchen das nicht. Das ist unsere kulturelle Stärke. Wir haben alle Mittel in der Hand, das Höchste, das Vollendetste zu erreichen. Es wäre nicht nur ein Verrat, es wäre eine Dummheit, wenn wir uns diesen Vorteil entgehen ließen, beschwätzt von unseren Gegnern.

10. Die ganze Geschichte lehrt, daß das katholische Christentum vor allem der Milderung der sozialen Nöten sich gewidmet hat. Erst seit der Zurückdrängung der katholischen Sozialpolitik sind die Gegensätze und Schwierigkeiten so groß geworden, daß sie nach radikalen und revolutionären Mitteln schrieen. Aber das Programm der Sozialdemokratie kann von uns nicht angenommen werden. Es beruht auf utopischen Voraussetzungen über die mögliche Wirkung kollektivistischer Produktion, während wir den Boden realer Erfahrung nicht leichtsinnig verlassen wollen; es ist aprioristisch konstruiert, das unsere organisch erwachsen; es ist einseitig materialistisch, das unsere allseitig, die geistige, seelische Seite berücksichtigend. Es ist freiheitsgefährlich, zur Sozialdespotie und Diktatur neigend, während unser Programm auch dem Individualismus gebührende Rechnung trägt. In allen Jahrhunderten hat unser Standpunkt die Freiheit gegenüber macchiavellistischen Fürstendespoten und Diktatoren verteidigt und gerettet. Ohne Kirche gäbe es wohl heute keine bürgerliche Freiheit mehr in Europa. Im Namen der Freiheit haben wir also auch die einseitige Uebertreibung des Kollektivismus zu bekämpfen. Wir wollen organisieren, nicht atomisieren.

11. Wir können unsere kulturellen, ja selbst unsere rein religiösen Aufgaben nur durch politische Arbeit durchführen. Diejenigen unter uns, die auf einen rein religiösen Katholizismus dringen, übersehen, daß schon die Freiheit der Seelsorge und des Katechismusunterrichts nur durch die politische Freiheit unseres Bekenntnisses erhalten werden kann.

Die Erhaltung und Blüte unserer Religion beruht auf Kultus-, Schul-, Vereinsgesetzen. Diese aber können nur durch politische Tätigkeit so durchgesetzt werden, wie es unserer Religion gebührt.

12. Unser Standpunkt ist, so treu und unbedingt wir der römischen Kirche angehören, kein antinationaler, im Gegenteil, wir sind überzeugt, die höchsten nationalen Ideale nur durch ihn erreichen zu können. Die positive nationale Kulturarbeit wurde von jeher durch die Kirche gefördert und geleitet. Die Kirche hat deutsches Volkstum, deutsche Sage, deutsche Ueberlieferung erhalten, ohne sie würden wir kaum mehr etwas haben, was uns an unser heidnisches und mittelalterliches Leben erinnerte. Ohne sie wäre das deutsche Volk ein Kleinvolk geblieben. Die größere Hälfte des heutigen deutschen Sprachgebiets im deutschen Reich wie in Oesterreich ist eine Folge kirchlicher Germanisation durch Klöster und Orden. Die Abkehr von unserm Standpunkt brachte die deutsche Kultur in Abhängigkeit von französischem, russischem, skandinavischem Wesen. Aber unser nationaler Standpunkt ist deshalb so fruchtbar, weil er nicht chauvinistisch, nicht negativ, nicht leer, sondern positiv ist. In unserm nationalen Bestand, stark durch den Glauben, brauchen wir uns auch vor andern Nationen nicht zu fürchten, sie zu unterdrücken, zu vergewaltigen und dadurch nur gegen uns zu reizen. Positive nationale Arbeit, wie wir sie treiben, ist werbend, ist erobernd, die negative und äußerliche der kirchenlosen Nationalen ist, wie die Erfahrung zeigt, unfruchtbar und stärkt nur den nationalen Gegner.

13. Unsere Stärke beruht auf der Harmonie von Laien, Klerus und Orden. Brüderlicher Wetteifer, nicht nörgelnde Eifersucht soll ihr Verhältnis bestimmen. Das Laienelement kann nicht anders seinen Einfluß vergrößern als durch hingebungsvolle Mitarbeit an den katholischen Kulturaufgaben. Wenn sich die gebildeten Laien beklagen, daß ihr Standpunkt zu wenig Rücksicht finde, nun gut, so mögen sie mit aller

ihrer Intelligenz sich der gemeinsamen Arbeit widmen und die ganze Kirche mit frischem geistigen Leben befruchten. Wie sollen diejenigen Beachtung finden, die sich mürrisch abseits halten! Ein bedeutenderer Schaden unserer Kulturentwicklung ist aber der offene oder unterdrückte Gegensatz des Weltklerus und der Orden. Bietet uns da nicht die neueste Entwiklung Frankreichs eine bedeutsame Warnung? Wir brauchen beide Formen notwendig für unser Kulturprogramm. Sie bilden keinen Gegensatz. Seit jeher führte das gemeinsame Leben der Weltpriester zur regulären Ordnung, seit jeher unterstützte und ersetzte das Kloster die weltpriesterliche Seelsorge. Wer die Orden für überflüssig hält, der übersieht eine vielhundertjährige deutsche Kulturarbeit, die auch heute noch in vollem, zukunftsreichem Leben blüht.

14. Betrachten wir unser Kulturprogramm vom Standpunkt der Geschichte, so ergibt es sich als Vollendung der antiken Kultur, als Ruhm des germanischen Mittelalters, als die Aussicht der Zukunft. Wir sind die vollen Klassizisten, wir haben die antike Kultur erhalten und gänzlich zum Aufbau der unsern verwendet, nicht etwa nur als formalistische Bildungsmittel, sondern als inhaltsreichen Organismus einer Kultur, die ohne uns wohl längst untergegangen wäre und auch heute untergehen würde. Daher bildet die Pflege der antiken Kultur einen wesentlichen Bestandteil unseres Programms. Aber wir sind es auch allein, die sich mit voller Begeisterung der Kulturarbeit des Mittelalters bemächtigen können, jener Zeiten voll höchster Ehren für das deutsche Volk. Wir dürfen darum auch unsern Standpunkt für den zukunftsreichsten halten. Denn nach den geistigen Kämpfen der Reformationszeit, nach der tiefsten Erniedrigung Deutschlands in der Franzosenzeit, war es eine katholische Romantik, eine Restauration der gesamten historischen Volkskräfte und Volksschätze, die der „neuesten Zeit" den bestimmenden Charakter aufdrückte. Und dieser Charakter, den man am bezeichnendsten durch den Namen Josef Görres ausdrücken

kann, ist nicht etwa mit den Befreiungskriegen, mit der Romantik der ersten Generation verflackert. Er hat das ganze Jahrhundert beherrscht trotz mancher Gegenströmungen literarische und politische Siege erfochten, und wir sind, wenn nicht alle Zeichen der Zeit trügen, daran, die Früchte dieser hundertjährigen Kulturarbeit zu ernten.

15. Mit Unrecht will man entweder unsern Standpunkt als unmodern charakterisieren oder verlangen, daß er sich modernisiere. Aus dem Gesagten ergibt sich vielmehr, daß wir den katholischen Standpunkt „sans phrase“ als den modernsten betrachten müssen. Wir haben ihn vor allem in dem Sinne zu modernisieren, daß wir seine Zeitgemäßheit, seinen Zukunftsreichtum, seine lebendige Fülle für alle Probleme der Kultur Freunden und Feinden nachweisen, die es entweder ganz und gar nicht ahnen oder unsicher und unorientiert sind.

16. Aber zur Vollendung und Ausführung eines solchen Programms ist unsere volle Energie von nöten. Auch hier können wir an unsern Nachbarn lernen, welche argen Folgen versäumte Arbeit hat. Wenn es augenblicklich scheint, als ob die hyperkritische, unsere Inferiorität und Rückständigkeit betonende Richtung die Meisterin des Erfolges sei, so ist zu bedenken, daß sie nur die glückliche Erbin jener positiven Arbeit ist. Weckend und werbend, imponierend und begeisternd war aber seit Görres immer nur die Position, die Begeisterung, die wirkliche produktive Leistung, die selbstbewußte Kühnheit. Kühn zu sein, ist unsere Pflicht, selbstbewußt in unserer Stellung als Vertreter katholischer Kultur ist unser Recht. Wenn wir nicht überhaupt unsern katholischen Standpunkt ganz aufgeben wollen, dann hat es keinen Sinn, ihn zu verstecken. Haben wir ein Programm, das sich von dem der Ungläubigen oder Andersgläubigen unterscheidet, dann darf man es nicht ableugnen oder verschweigen wollen. Wir wollen ja diese andern dafür interessieren, wir wollen ja

unsern etwaigen Gegnern nicht entwischen, wir wollen unsern Freunden und Brüdern die ganze Fülle der uns anvertrauten Schätze vermitteln und nutzbar machen. Oder irre ich mich? Ist das Katholische etwas minder Wertvolles und Bedeutsames, als ich mir eingebildet habe?

II.

Zur Jahreswende.

Rückblick und Ausblick.

Das 20. Jahrhundert wird sich wohl nur wenig von dem 19. und den meisten der vorhergehenden unterscheiden; es hat wie diese mit einem Kriege begonnen und wird mit einem Kriege enden. Die großen Erfindungen und Fortschritte auf dem technischen Gebiet haben nicht etwa, wie man gehofft hatte, das Grauenvolle und Entsetzliche des Krieges vermindert, sondern vermehrt. Je kostspieliger die Kriege werden, je mehr Opfer von Gold und Blut sie fordern, desto leidenschaftlicher ist die Wut, mit der unsere gebildeten Völker sich in die verderblichsten Kriege stürzen. Es sind nicht länger Kriege der Dynastien, wie der von 1870/71, der als Krieg zwischen dem Haus Hohenzollern und Napoleon III. begann und als Nationalkrieg endigte, sondern Vernichtungskämpfe, deren zeitweiliger Stillstand nur durch die Erschöpfung beider Parteien herbeigeführt wird. Die Jahre des Friedens, oder richtiger des Waffenstillstandes, dienen nicht dazu, um die Wunden zu heilen, die Kriegskosten zu tilgen, die Künste des Friedens zu pflegen, das durch den Krieg unterbrochene freundschaftliche Verhältnis wieder zu erneuern, sondern um sich bis an die Zähne zu bewaffnen, um möglichst bald für einen neuen Angriff vorbereitet zu sein. Dank der zum Krieg aufreizenden Presse wird nicht nur bei der Kriegspartei,

sondern beim ganzen Volk der Zündstoff des Hasses und Grolles aufgehäuft; gespannt erwartet man den zündenden Funken, um zornentbrannt aufeinanderzuplatzen. Man wiegt sich in der törichten Hoffnung, ein frischer und fröhlicher Krieg würde den schwülen Dunstkreis reinigen und die Morgenröte eines goldenen Zeitalters ankünden. Berechtigt, so wird sich der Forscher fragen, die jüngste Vergangenheit zu solchen Hoffnungen; zeigt sie nicht viel mehr, daß der Nationalhaß an Heftigkeit und Ausdehnung gewonnen hat? Weder die 35 Jahre des Friedens, der zwischen Frankreich und Deutschland geherrscht hat, noch die Gemeinsamkeit der Interessen, noch Deutschlands durch wichtige Dienstleistungen verstärkten Werbungen um die französische Freundschaft haben den tiefgewurzelten Groll des Nachbarvolkes beschwichtigen können; dasselbe glaubt nicht an unsere Aufrichtigkeit und läßt sich trotz unserer Beteuerungen nicht überzeugen, daß wir weder 1875, noch 1887, noch 1905 einen Angriffskrieg und die Zerstörung der französischen Nation beabsichtigt haben. Die Staatsmänner, welche den Krieg von 1870 heraufbeschworen und auf der Zurückgabe von Elsaß-Lothringen bestanden, hatten offenbar keine Ahnung von dem furchtbaren Haß, den sie entfesseln würden; sie waren vielmehr überzeugt, daß der Uebermut der Franzosen diese derbe Lektion verdient habe.

Nationen sind noch weit empfindlicher als Individuen und ahnden jeden Versuch des Nachbarvolkes, das die Rolle des öffentlichen Gewissens spielen und dessen Strafurteile vollstrecken will. Die Nationen pflegen sich nicht zu sagen: „Heute mir, morgen dir“; ebensowenig schlagen sie sich reuig an die Brust und rufen: „meine Schuld, meine große Schuld“, sondern lassen ihrer Leidenschaft die Zügel schießen, wenn man sie als Ruhestörer und Feinde aller Nationen bezeichnet, die ihnen in dem allgemeinen Wettbewerb voraneilen. So vielen Anlaß die Engländer im 19. Jahrhundert gegeben haben, so empfindlich sind sie gegen Klagen seitens Deutsch-

lands; denn sie sind sich bewußt, demselben wesentliche Dienste erwiesen und selten den gebührenden Dank empfangen zu haben. Wir können die Beweise des englischen Wohlwollens nicht ableugnen und haben allen Grund, den alten Feinden, den Franzosen und den slavischen Nationen keine neuen Feinde hinzuzufügen. Wir erwehren uns mit Mühe der Feinde, die sich bis jetzt als unversöhnlich gezeigt haben: darum wäre es Tollkühnheit, eine so weitverzweigte und einflußreiche Völkerfamilie, die die unsrige an Zähigkeit und Ausdauer übertrifft, zum Kriege zu treiben. Man wendet vielleicht ein: das Ganze läuft auf einen Federkrieg hinaus. Viel Geschrei und wenig Wolle. Man läßt die großen und kleinen Kinder schreien, bis sie von selbst aufhören; solange die Regierungen, bei denen ja die Entscheidung liegt, um jeden Preis Frieden halten wollen, ist nichts zu fürchten. Diese Annahme war vor einem Monate noch wahrscheinlich; im Lichte der neuesten Ereignisse ist sie utopisch. Nur dann kann der Krieg abgewehrt werden, wenn alle gemäßigten und friedliebenden Elemente sich vereinigen und die Regierung unterstützen, wenn sie der von ihnen abhängigen Presse bedeuten, daß die gegenwärtige Zeit sich für eine Abrechnung mit England, für die Forderung von vollständiger Genugtuung nicht eigne, daß man vielmehr eine Zeit abwarten müsse, in der die Engländer ein Bündnis mit Deutschland suchen und aus freien Stücken das anbieten werden, was wir beanspruchen. Von einer Aufzählung der Bundesgenossen Englands und Deutschlands beim Ausbruch eines Weltkrieges, von einer genauen aufs einzelne eingehenden Darlegung der Hülfsmittel der kriegführenden Mächte, von der voraussichtlich zu adoptierenden Kriegsführung können wir absehen. Das ist ein Feld für Romanschreiber, die sich bereits die Feldzüge und Schlachten zurechtgelegt und ausgemalt haben, dagegen dürfte es kein geringes Interesse bieten, auf einige Folgen des Weltkrieges aufmerksam zu machen.

Unser Jahrhundert ist stolz auf seine demokratischen Institutionen, auf die verfassungsmäßige Freiheit, welche den Untertanen durch die Gesetze garantiert wird, auf die vom Volk gewählten Vertreter im Parlament, durch welche die Willkür der Regierung und ihrer Beamten beschränkt wird. So jung die Verfassung in manchen Ländern ist, so sorgfältige Vorkehrungen getroffen sind, alle Unordnungen und Unregelmäßigkeiten in der Staatsmaschine zu verhindern, so sind die Klagen, daß die Maschine verrostet, das dienstuende Personal nachlässig sei, nicht ganz unberechtigt. In der Tat ist sie weit entfernt, ihre Funktionen mit der gewohnten Genauigkeit zu verrichten. Die Geschichte des ältesten Verfassungsstaates — Englands bietet uns viele Beispiele hiefür (vgl. diese Blätter Bd. 136, H. 1). In anderen Ländern, in denen die Verfassungsbestimmungen vielfach ein toter Buchstabe geblieben sind, steht es natürlich noch schlimmer. Das Kabinet hat die Befugnisse des Parlamentes, das aus Jasagern und einigen Neinsagern besteht, an sich gerissen und läßt sich seinerseits von dem Premier, oder dem Träger der höchsten Gewalt beherrschen. Die Hauptursache der Mißachtung des Parlamentes ist der Imperialismus, der während des Krieges gedeiht. Derselbe arbeitet den Sozialdemokraten in die Häude und führt ihnen Hunderttausende von Rekruten zu. Das Gefüge unserer modernen Staaten ist nicht so fest, daß es dem Ansturm des Sozialismus widerstehen könnte. Man glaube ja nicht festzustehen, weil das Nachbarhaus wankend, in Brand ist, denn der Sozialismus ist bekanntlich international und respektiert die Schlagbäume nicht. Wenn ein Land dank der Sparsamkeit seiner Bewohner und der Unerschöpflichkeit seiner Hifsquellen große Kapitalien angehäuft hat, so ist es Frankreich, wo der Wohlstand weit gleichmäßiger verteilt ist als anderswo; gleichwohl ist die Unzufriedenheit der Massen größer als in Deutschland und England. Nur die Gesetzgebung, welche die Arbeiterklasse befriedigen wird, kann eine Erhaltung des

Friedens und die Pflege der Künste des Friedens anbahne
Es sind nicht bloß die Arbeiterklassen, welche gebieterisch ei
Neuordnung des Staates fordern, sondern auch die ve
schiedenen Elemente und Stämme, aus denen der Sta
sich zusammensetzt. Mit unsäglicher Mühe und ohne Rü
sicht auf die Abneigung und das Widerstreben der Stämm
und Stände haben die Staatsmänner der letzten vier Jah
hunderte eine bis ins Einzelne gehende Uniformität ei
zuführen, die Stämme zu einer Nation zusammenzuschweiße
und da dieses nicht gelang, dieselben durch einen gewaltige
eisernen Gürtel zusammenzuhalten gesucht. Dadurch wurde
die zentrifugalen Kräfte nicht unterdrückt, sondern nur niede
gehalten. Wir dürfen uns nicht wundern, daß in der Gege
wart, die offenbar eine Uebergangsperiode ist, die zentrifugale
Kräfte sich frei machen, daß die Völker, des leidigen Ze
tralisierens müde, Home Rule und Selbstverwaltung forder
Es existiert kein Land Europas, indem die Tendenz, loka
Bräuche und Gewohnheiten wiederherzustellen, sich nicht gelten
machte. Auffallenderweise offenbart sich dieses Strebe
besonders heftig im vielsprachigen und vielköpfigen Oesterreic
Ungarn, in dem die verschiedenen Stämme ihre Eigentümlic
keiten und Freiheiten am treuesten bewahrt haben. S
stürmisch die Auftritte der Alldeutschen, Czechen und Ungar
auch sein mögen, so sind sie doch weniger gefährlich als anders
wo, denn die einzelnen Stämme sind vollkommen überzeug
daß sie zu klein sind, um selbständige Staaten bilden zu können
und daß ihre Abhängigkeit von irgend einem andern größere
Staat ihr Loos nur verschlimmern könnte. Ein allgemeine
Wahlrecht und andere Vergünstigungen dürften die Unte
tanen seiner apostolischen Majestät zufriedenstellen. We
schwieriger ist die Lösung der Nationalitätenfrage in Rußland
denn hier haben die Zaren und ihre Ratgeber und Werk
zeuge so viel Ungerechtigkeiten aufgehäuft, die russische Staats
kirche so sehr auf Kosten der übrigen Kirchen begünstig
daß eine Wiederherstellung geordneter Zustände nur allmählic

stattfinden kann. Das gegen die katholischen Polen, die Ruthenen und andere unierte Katholiken begangene Unrecht, die Konfiskation der Güter, welche durch Schenkungen oder Kauf in andere Hände gelangt sind, kann nicht gut gemacht werden, denn der Staat ist zu arm, die eingezogenen Güter zurückzukaufen, sie dem ursprünglichen Eigentümer zurückzugeben. Der Schaden, der den katholischen Polen und Ruthenen zugefügt worden ist, dadurch daß man sie von allen Aemtern ausschloß oder sie verbannte, kann nicht einmal eingeschätzt werden. Ganz ähnlich ist das Verhältnis zu den deutschen, hauptsächlich von Protestanten bewohnten, baltischen Provinzen. Sollte die Regierung ihren unseligen Plan durchführen, die bürgerliche Gleichberechtigung und die vollkommene Religionsfreiheit einigen Provinzen zu gewähren, den andern vorzuenthalten, sollte sie wegen der Exzesse der Sozialisten andere friedliebende Untertanen bestrafen, dann gäbe sie das Signal zum Rassenkrieg, der um so furchtbarer sein würde, je verzweifelter das Los der niederen Klassen ist.

Die Patrioten hatten ihre Hoffnung auf die Landbevölkerung gesetzt und vorausgesagt, daß diese sich von den revolutionären Elementen in den Städten nicht fortreissen lassen, dieselben vielmehr zu Paaren treiben würde. Sie macht 90 Prozent der Bevölkerung aus, hat sich aber gegen die allgemeine Erwartung als Werkzeug der roten Revolution oder eines reaktionären Bureaukratismus mißbrauchen lassen. In der Provinz Tschernigow wurden 139 Edelsitze verwüstet und ausgeplündert, die Scheunen geleert, die Wälder niedergehauen. Die Massen machten keinen Unterschied zwischen den guten und schlechten Großgrundbesitzern. Einer von diesen, den seine Muschiks früher auf den Händen getragen hätten, erhielt von denselben einen Besuch und wurde gewarnt, er solle sein Gut sofort verlassen. Warum denn, fragte er? Sie erwiderten: Wir tun Ihnen zu wissen, daß wir Ihr Schloß plündern, Ihr Heu, Getreide wegnehmen werden. Warum wollen Sie

mich in dieser Weise behandeln? Je nun, es ist uns befohlen, der Befehl muß vollzogen werden. Das Gebiet des Fürsten Dolgorukoff würde, so hoffte man, als unverletzlich betrachtet werden, denn seine Einkünfte wurden zum Besten der Bauern verwendet, ja der Fürst hatte 74 Dorfschulen und andere philanthropische An stalten mit den Einkünften seiner Besitzungen unterhalten. Auch sie wurden nicht geschont und als der Marschall des Adels von Tschernigow die Bauern zur Rede stellte, zeigten sie sich sehr beschämt und betrübt und vergossen reichliche Tränen, während er sie auf ihre Undankbarkeit nnd die Abscheulichkeit ihres Betragens aufmerksam machte. Wir weinten, Väterchen, erwiderten sie; ja wir weinten bitterlich, während wir die Tat begingen, es tat uns sehr leid, die Sache war uns sehr zuwider. Aber man gab uns den Befehl, wir mußten gehorchen. Ein sehr einflußreicher Mann, der wesentlich zur Unterdrückung des Aufstandes von 11. und 12. November in St. Petersburg beitrug, wurde von einer Deputation seiner Bauern in Nowgorod, die nach St. Petersburg kam, gebeten, doch ja nicht zurückzukehren, sonst würde er sie zwingen, nicht bloß seine Güter zu verwüsten, sondern ihn auch persönlich zu mißhandeln. Sie hegten, so versicherten sie, einen tiefen Abscheu gegen das Verbrechen, aber sie hätten keine Wahl. Die Sozialisten und andere Revolutionäre sind planmäßig vorgegangen und haben besonders beim weiblichen Geschlecht und bei der Schuljugend ihre Wühlereien systematisch betrieben, denn gerade sie sind für den Fanatismus besonders empfänglich und reißen die gesetzten Männer fort. Das „ancien régime“ zählt noch manche Anhänger, die an den gegen den Zar und die Geistlichkeit ausgestoßenen Schmähungen großen Anstoß nehmen und den Hohn der Glaubenslosen, welche sie Schwarze nennen, weil sie die Kirche besuchen, nicht dulden wollen. Leider wird der Einfluß dieser Männer geschwächt durch den Janhagel, der von der Polizei und den Beamten organisiert und gegen ordnungsliebende, aber eine Verfassung fordernde Bürger losgelassen

wird. Fast alle Fehler, welche das ancien régime in Frankreich sich zu schulden kommen ließ, werden auch in Rußland begangen; die konservativen Elemente werden nicht nur entmutigt, sondern auch den Angriffen des von den Beamten aufgehetzten Straßenpöbels ausgesetzt. Das Mißtrauen der Massen ist tief genug; es wäre an der Zeit, daß alle Patrioten ohne Hintergedanken an dem Zustandekommen einer freisinnigen Verfassung mitwirkten. Es ist bereits zu viele kostbare Zeit verloren, die Regierung darf keinen Fehler mehr machen.

Bevor der Zar Nikolai Alexandrowitsch das Manifest unterzeichnete, welches der Autokratie den Gnadenstoß versetzte (30. Okt.), sprach er zu seinen Ministern: „Ich werde das Manifest mit Freuden unterzeichnen, weil ich jetzt dadurch die Wohlfahrt meines Volkes zu fördern glaube. Aengstliche Sorge für sie ist die Triebfeder meiner Handlungen gewesen. Ich habe bis jetzt die Autokratie und ihre Vorrechte aufrecht gehalten, weil man mich versichert hatte, sie wäre für die Wohlfahrt der Nation unentbehrlich. Ich glaubte es. Persönliche Anhänglichkeit an die Rechte und Privilegien, welche mir keine Freude bereiteten, besaß ich nicht. Oeffentliche Sorgen, nicht Privatrücksichten haben mir manche schlaflosen Nächte bereitet. Ich würde schon längst eine Verfassung gewährt haben, wenn ich dieselbe für vorteilhaft für mein Volk gehalten hätte. Ich fühle mich glücklich bei dem Gedanken, der Nation zum Glück und zum Wohlstand verhelfen zu können. Hierauf machte er das Kreuzzeichen und unterzeichnete das Manifest. Das Manifest hätte von einer allgemeinen Amnestie begleitet werden, Bestimmungen über das Verhältnis des Duma zum Zar enthalten müssen, ebenso ein allgemeines Wahlrecht, welches die gemäßigte Partei ans Ruder gebracht hätte.

Witte beging einen schweren Fehler, weil er die Gesetzgebung dem erst noch zu berufenden Parlament vorbehielt. Er blieb sich nicht einmal konsequent, denn während er die

Erklärung abgab, ohne die Duma keine neuen Gesetze einzuführen, erließ er eine Reihe tief einschneidender Verordnungen. Die schlimmen Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Die Unzufriedenen erhielten die Oberhand; sie organisierten öffentliche und geheime Versammlungen, terrorisierten die Gemäßigten, verhetzten die Massen, dezimierten die Juden, machten die Städte zu Schlachtfeldern, vergoßen das Blut in Strömen, mißhandelten und marterten Frauen und Kinder. In Moskau, Ufa, Minsk, Kharkoff floß das Blut in Strömen mehrere Tage lang, während Beamte und Polizei ruhig zuschauten oder die Aufrührer unterstützten. In Odessa nahmen die Soldaten und die Polizei an der Ausplünderung der Bewohner, die sie hätten beschützen sollen, den regsten Anteil. Dr. Dillon (Contemporary Review S. 1895), dem wir manche Angaben entnommen haben, versichert uns, daß in Odessa innerhalb einer Woche mehr Männer, Frauen und Kinder getötet worden seien, als in Frankreich während der Schreckensherrschaft. Dies ist offenbar eine Uebertreibung, aber jedemann sieht ein, daß das viele vergossene Blut keinen Kitt zwischen Regierung und Volk bilden wird. Die Erschießung von Rädelsführern des Aufruhrs und solcher, die sich durch Verbrechen befleckt haben, trägt zur Reinigung des Dunstkreises bei und wirkt als heilsames Schreckmittel; die Volksjustiz aber ist für die Regierung immer gefährlich, besonders wenn ihr Polizei und Soldaten zur Verfügung stehen, welche stark genug sind, dem Morden Einhalt zu tun. Solche Vorkommnisse erinnern an türkische Zustände und sind einer christlichen Nation unwürdig.

Der russische Klerus spielt, soviel aus den uns zugänglichen Berichten hervorgeht, eine ziemlich untergeordnete Rolle, was sehr zu bedauern ist; denn gerade er scheint berufen, der Vermittler zwischen den Herrschern und den beherrschten Klassen zu sein, und den übrigen Religionsgesellschaften gegenüber die christliche Liebe zu üben. Seine zu enge Verbindung mit dem Staat hat sein Ansehen beim

gemeinen Mann nicht erhöht, im Gegenteil hat man ihn für manche Mißbräuche der Autokratie verantwortlich gemacht und ihn vielleicht mit Unrecht beschuldigt, zu wenig für die Armen getan zu haben. Dank dem unduldsamen russischen System, das den Einfluß der Geistlichen der katholischen Kirche und der russischen Sekten nach Kräften beschränkt und die katholischen Orden von Rußland ferngehalten, mußten die Gläubigen vielfach jeder regelmäßigen Seelsorge entbehren. Man kann sich nicht wundern, daß sie sich von den Lastern ihrer Umgebung nicht frei hielten und sich von Sozialisten und anderen Revolutionären betören ließen.

Wie die Dinge sich in Rußland entwickeln werden, ist schwer abzusehen. Es ist möglich, daß die Zemstvos und die Dumas, daß die vom Volk erwählten Vertreter sich das Vertrauen ihrer Wähler erwerben und sichern werden, daß sie ihre Forderungen derart ermäßigen, daß eine geordnete und kräftige Regierung fortbestehen kann; aber die andere Alternative ist nicht ausgeschlossen, daß die Massen die Geduld verlieren und ihre Vertreter vorwärts treiben, daß zwischen den verschiedenen Stämmen und Nationalitäten Konflikte entstehen, daß die Flamme der Revolution emporlodert und sich über die Nachbarländer verbreitet. Die Revolutionen, welche der großen französischen Revolution von 1790 gefolgt sind, die Julirevolution von Frankreich 1830, die Revolutionen in Griechenland, Belgien, die Revolution des Jahres 1848 in Frankreich, Deutschland, Italien waren Kinderspiele, verglichen mit der großen französischen, oder konnten, wie die in Spanien, Italien und der Balkanhalbinsel, lokalisiert werden. Leider sprechen viele Anzeichen dafür, daß die russische Revolution von ihren Führern zur internationalen gemacht werden wird. Die Streiks, die überall vorbereitet werden, scheinen hiefür zu sprechen. Die Revolutionspartei Europas ist jedenfalls besser organisiert als früher, und, weil sie über reichere Hilfsmittel verfügt, weit vorsichtiger. Hätten die russischen Beamten und Geist-

lichen sich aus ihrem Schlaf der Vertrauensseligkeit aufgerüttelt, wären sie unter die scheinbar ruhige Oberfläche gedrungen, dann würden sie sicher die Krankheitssymptome, die Anzeichen der kommenden Revolution bemerkt und Vorkehrungen getroffen haben. Alle übrigen Staaten Europas haben Aehnliches zu gewärtigen. Religion, Patriotismus, Loyalität, Zucht und Selbstbeherrschung können dem mit elementarer Gewalt losbrechenden Orkan der Revolution keinen Halt gebieten, wenn nicht lange vorher die ausreichenden Vorkehrungen getroffen, wenn an dem Staats- und Religionsgebäude nicht alles Morsche und Baufällige ausgebessert, alle Lücken ausgefüllt, alle schwachen Stellen befestigt werden. Die beste Stütze unserer modernen Staaten, das Hauptbollwerk gegen die Fortschritte der Revolution wird jedenfalls die Predigt des Evangeliums durch die Geistlichen sein, welche die Achtung und das Vertrauen des Volkes besitzen. Sie sind nicht immer die Personae gratae der Regierung, sehr häufig ist das Gegenteil der Fall. Die europäischen Regierungen werden daher gut daran tun, den volkstümlichen Geistlichen freien Spielraum zu gewähren und ihre ungerechten Angreifer in Schranken zu halten. Ob die Staaten sich warnen lassen werden, ist freilich eine ganz andere Sache, denn das Geständnis, daß ihre Leistungen den Opfern, welche sie von den Untertanen fordern, nicht entsprechen, daß sie die Aristokraten und Kapitalisten auf Kosten des kleinen Mannes begünstigen, kommt ihnen sehr schwer vor. Noch demütigender ist es für die Bewunderer unserer Industrie und unseres Handels, anerkennen zu müssen, daß das deutsche Volk vor fünfzig Jahren weit zufriedener und glücklicher war als jetzt, weil es einfacher und genügsamer war und die Laster der Industriebevölkerung noch nicht kannte. Nein, unsere niederen, ja selbst unsere mittleren Klassen können der christlichen Geduld noch nicht entraten, denn sie sind nicht derart mit Glücksgütern gesegnet, daß sie der himmlischen Güter vergessen könnten. Hunderttausende und

Millionen von Menschen würden die Ketten zerreißen, in die sie geschlagen sind, wenn sie nicht den himmlischen Lohn für die geduldige Ertragung ihrer Leiden erwarteten.

Zur Zeit der großen französischen Revolution lebte man ebenso gedankenlos in den Tag hinein, war man ebenso frivol und leichtfertig, ebenso fest von der Ohnmacht der breiten Massen überzeugt wie heute. Wer auf die schlimmen Folgen der Lektüre der Werke Voltaires und Rousseaus aufmerksam machte, wurde verlacht. Warum, so sagte man, sollen wir den Massen den Spott über die Geistlichen nicht gestatten? warum ihnen die Freude an der Gefühlsschwärmerei Rousseaus vergällen? Die Massen aber nahmen Rousseau ernst und sogen aus seinen Büchern den wilden Haß gegen die besitzenden und herrschenden Klassen ein. Halten wir Umschau in unserer modernen Literatur und fragen wir, ob Rousseau unter unseren Literaten nicht Tausende von Nachahmern hat, die den Meister weit überboten haben? Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir den großen, russischen Romanciers die reißenden Fortschritte der Revolution wenigstens zum Teil beimessen. Auch bei uns ist der Boden unterwühlt, Zucht und Sitte gelockert; man verfährt nach dem Grundsatz „oderint dum metuant“ und wundert sich, daß die Liebe und das gegenseitige Wohlwollen immer mehr schwinden.

Es ist Zeit, daß wir wiederum die Künste des Friedens pflegen, in edler Uneigennützigkeit, ohne Neid und Eifersucht die allgemeinen Interessen der Menschheit zu befördern streben, statt uns von den übrigen Nationen abzusondern. Noch bis zum Jahre 1870 betrachtete man uns als gutmütige Träumer, die ihren Idealen nachgehen; aber wir waren geschätzt und beliebt. Heute sind wir kaum weniger gehaßt als die Engländer. Es ist daher an der Zeit, daß wir die guten Eigenschaften, die uns so beliebt gemacht haben, uns wieder aneignen. –n.

III.

Beiträge zur Beurteilung der Aufklärung im katholischen Deutschland beim Ausgange des 18. Jahrhunderts.

Zwar nicht ohne Schwertstreich, aber doch mit verhältnismäßig geringer Kampfesmühe gelang es dem Rationalismus bei seinem Eindringen in Deutschland um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Hauptquartiere des Protestantismus zu erstürmen. Verstärkt durch viele Hilfskräfte aus dem eroberten Lager, eröffnete er nun auch den Feldzug gegen den katholischen Glauben. Aber er ward bald gewahr, daß ihm hier seine Aufgabe nicht so leicht sei. Von einer Ueberrumpelung war nichts zu hoffen, selbst ein offener, ehrlicher Kampf stellte ihm nur wenige Vorteile in Aussicht. Heimlich oder unter fremder Flagge schiebt er deshalb seine Truppen vor.

Allein im katholischen Lager verstand man bald die Absicht der geheimen Pläne und Umtriebe des rationalistischen Zeitgeistes. Es fehlte nicht an warnenden Stimmen, an heldenmütigen Kämpen, die sich mannhaft zur Wehr setzten, wenn die Reinheit des Glaubens oder die Freiheit der Kirche bedroht waren.

Leider erkannten manche nicht die Größe der Gefahr, und zwar gerade solche, denen Amt, Stellung und Talente die Pflicht auferlegten, als Vorkämpfer für die gute Sache aufzutreten.

Die Zeitverhältnisse waren der Aufklärung äußerst günstig. Mit lautem Beifall wurde sie vom Rationalismus begrüßt. Die Freunde der französischen und englischen Freidenker, Zeitschriften, wie die weitverbreitete Berliner „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ und eine Unmenge literarischer Erzeugnisse arbeiteten mit fieberhafter Tätigkeit, um das neue Evangelium allen Schichten der Bevölkerung zu verkünden. Es bildeten sich gut organisierte Gesellschaften, die das Wort Aufklärung auf ihre Fahne schrieben; so der „Verein für Licht und Wahrheit“, „Die deutsche Union“, der Illuminatenorden u. a.[1]) Die weltlichen Regierungen, an erster Stelle Oesterreich, übernahmen das Protektorat über den kirchenfeindlichen Zeitgeist. Traurig sah es in den drei geistlichen Kurfürstentümern aus. Die Universität Bonn und die Mainzer Hochschule waren die Hauptherde der kirchlichen Neuerungen. Durch ihre Widersetzlichkeit gegen den Hl. Stuhl gaben die Erzbischöfe das größte Aergernis. Die Emser Punktation war eine förmliche Auflehnung gegen die päpstliche Auktorität, es war eine faktische Anerkennung der Grundsätze des von Clemens XIII. verurteilten Febronius. Die Freunde der Aufklärung sahen sich hierdurch ermutigt, auf der betretenen Bahn ohne Scheu weiterzuschreiten.

Für die Kirche brach eine schwere Zeit an; waren es ja vielfach ihre eigenen Diener, die so die Hand gegen sie erhoben. Die Tatsache, daß die Kirche auch diese furchtbare Prüfung so siegreich überstanden hat, darf mit Recht als ein Zeichen ihres göttlichen Charakters betrachtet werden.

Es dürfte nicht ohne Nutzen und Interesse sein, auf einige Erscheinungen in jenem bewegten Kampfe zwischen Glauben und Rationalismus hinzuweisen. Der alte Feind lebt ja auch heute noch und versucht sein Glück mit wenig

1) Aug. Theiner, Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten, Mainz 1835, S. 265 ff. H. Brück, Die rationalistischen Bestrebungen im katholischen Deutschland, Mainz 1865, S. 8 ff.

veränderter Taktik. Wir beschränken unsere Darstellung auf Deutschland.

Was wollen die katholischen Aufklärer? Ihre Absicht war anfänglich ohne Zweifel sehr gut. Sie wollten ihren Zeitgenossen die Schwierigkeiten gegen den Glauben so weit als möglich wegräumen. Es galt also zunächst, die Angriffe des Rationalismus zurückzuweisen. Dazu war eine genaue Kenntnis der gegnerischen Schriften nötig; aber ebenso notwendig war ein tiefes Studium der katholischen Glaubens- und Sittenlehre nach Auktoren, die sich durch kirchlichen Sinn und die Reinheit ihrer Doktrin auszeichneten. Leider vernachlässigten viele Theologen das Letztere. Die Folge war, daß sie die Entstellungen der katholischen Lehre bei den Gegnern vielfach nicht merkten, sich selbst in ihren Begriffen verwirren ließen und unbewußt rationalistische Grundsätze zum Ausgangspunkte ihrer Untersuchungen machten. So mußten sie natürlich zu Resultaten gelangen, die mit der seitherigen Praxis der Kirche nicht stimmten. Die nächste Folgerung war, die Kirche sei mit der Zeit nicht fortgeschritten, es hätten sich viele Mißbräuche bei ihr eingeschlichen, sie bedürfe einer gründlichen Reform. Gewiß, eine Erneuerung im wahren Geiste Christi wäre sehr am Platze gewesen. Aber daß gerade diejenigen am lautesten nach Reformen schrieen, die sich des Beifalls der Freigeister erfreuten, war zum mindesten ein verdächtiges Zeichen.[1]

Es hatte sich bei manchen Katholiken eine ungeheure Achtung vor der protestantischen Gelehrsamkeit ausgebildet. Daher die Klage über die Rückständigkeit der katholischen Wissenschaft, über unzeitgemäße Lehren. Hier wollte die Aufklärung zunächst abhelfen; der Unglaube sollte nicht mehr mit Spott und Hohn auf die mittelalterlichen Ansichten der Katholiken herabsehen. Zu keiner Zeit war der antikirchliche Geist der Scholastik besonders gewogen, kein Wunder also, wenn der erste Ansturm gegen sie gerichtet war, sie wurde als Ursache der Inferiorität verschrieen.

Es soll nicht behauptet werden, daß die damaligen Vertreter der Scholastik den gerechten Erwartungen entsprachen, allein statt da, wo es fehlte, nachzuhelfen, ließen die Neuerer sich von dem anmaßenden Gebahren des Unglaubens verlocken, die bewährte Führerin zu verlassen, um sich in den Irrgängen der modernen Philosophie zu verlieren. Die katholischen Professoren an den Seminarien und Hochschulen begannen in der ungebührlichsten Weise die Philosophie des Mittelalters herabzusetzen und zu schmähen.

Nach Nikolaus Steinachers „Lehrbuch der philosophischen Geschichte" (Würzburg, 1774) ist die Lehrart der Scholastiker eine „Art von Bezauberung", die das ganze Europa angesteckt, die „kindischsten und dabei gefährlichsten Mutmaßungen in Schwung" gebracht und zum Atheismus und Skeptizismus geführt hat. „Ihr Hauptfehler aber war: weil Kritik, die Seele der Gelehrsamkeit, abging." An Aristoteles rügt Steinacher „die närrischen Einteilungen" des Organon, die „schalen Lehren von den Prädikamenten"; von seiner gesamten theoretischen Philosophie, sagt er, sei „vielleicht ein Teil schlechter als der andere", seine Logik sei „voll leerer Nomenklatur, aber doch auch in etlichen Stücken richtig, auch nützlich", die Physik „teils schlecht, teils weitläufig, doch hie und dort ein Muster der neueren, seine Psychologie durchaus dunkel und seine Metaphysik von den feinen und unverständlichen Spekulationen fürchterlich".[1]) Dieses Urteil zeigt zur Genüge, wie viel dieser Professor der Geschichte der Philosophie an der Universität Würzburg von der Scholastik verstand. Nach Franz Oberthür, Professor der Dogmatik in Würzburg, ist es die Aufgabe der katholischen Theologie, „den ihr durch die Scholastik zugeführten Schutt wieder abzutragen".[2]) Noch weniger Gnade fand die geschmähte Philosophie des englischen Lehrers in den Augen des Mainzer Philosophieprofessors Anton Dorsch. „Die Lehre

1) Joh. B. Schwab, Franz Berg, Ein Beitrag zur Charakteristik des katholischen Deutschlands im Zeitalter der Aufklärung. Würzburg 1869, S. 28 f.

2) Ders. S. 239.

der Scholastiker", so schreibt er 1787, „taugte sowohl der Materie als der Form nach nichts. Der Stoff, über den sie raisonnierten, waren unerforschliche, verworrene, lächerliche Dinge". Die älteren christlichen Philosophen tadelt er, weil sie „vom Wert der Philosophie keine richtigen Begriffe hatten und sie zur Dienstmagd der Theologie herabwürdigten", „ein Vorurteil, das sich auch noch in unseren Zeiten den Fortgängen der Weisheit widersetzt". Seinen Beifall finden dafür Hume, Spinoza, Peter Bayle, „dessen dictionnaire historique von Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Wissenschaft strotzt", der Philosoph von Königsberg, der Rationalist Feder in Göttingen, „der den Deutschen die Philosophie in reiner, körnichter und eleganter Sprache vortrug und dessen Lehrbüchern wir das Licht verdankten, das seit der Aufhebung des Jesuitenordens in Deutschland aufging".[1] Die „Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen" berichtet 1785: „Die Sätze aus der gesamten Theologie, welche den Abhandlungen des Professors Anselm Rittler von Salzburg angehängt sind, sind ein Beweis, daß die Gottesgelehrtheit auch zu Salzburg, gereinigt von den Schlacken der alten Scholastiker, nach einem modernen, geläuterten Geschmack betrieben wird. Da dieser Ton, dem Himmel sei es gedankt, auf katholischen Schulen allgemein wird, so muß sich von da ungeachtet der Entgegenstrebung einiger lichtscheuen Gemüter, eine Helle über alle Teile dieser vortrefflichen Wissenschaft verbreiten, die uns bald noch tröstlichere Aussichten verspricht."[2] In Oesterreich hielt man die scholastische Lehre von der materia prima und forma substantialis für staatsgefährlich, sie wurde 1752 verboten, dasselbe Schicksal hatten die accidentia absoluta.

Als weitere Ursache der Rückständigkeit der katholischen Wissenschaft wurde der J e s u i t i s m u s bezeichnet.

Eulogius Schneider, früher Franziskaner, dann Professor der griechischen Sprache in Bonn, sagt von der Aufhebung der Gesellschaft Jesu: „Erst nach dem Jahre 1773, gegen dessen Ende die mächtige Stütze der römischen Despotie zu Boden fiel, ward es hell in den Lehrsälen der Religion." Als Hindernisse

1) Brück, a. a. O. S. 68 Anm. 2) Ders. S. 20 Anm.

des Fortschritts der schönen Literatur in Deutschland bezeichnet Schneider in seiner Antrittsrede als Professor in Bonn 1789: 1. die erste Erziehung der Jugend besonders durch die Jesuiten, „welche die Aufklärung hemmen", um „die Ketten des Römertums fester um unsere Hüften zusammenzuziehen", 2. die Mönchsmoral, 3. die mangelhafte Unterstützung vonseiten der Regierung [1])

Der tüchtige Ex-Jesuit Alois Merz in Augsburg hatte das Treiben der Neuerer gegeißelt. J. Onymus, Professor der Exegese in Würzburg, wehrte sich nach Schwab in folgender Weise:

„Daß die Exjesuiten mit ihren Freunden seine Ankläger seien, sei ein gutes Vorurteil für seine Sache, denn man wisse wie sehr sich immer diese Art Leute jedem Gutdenkenden, der außer ihrer Innung war, in den Weg gestellt habe. ... Nicht mit Gründen, mit Bannflüchen verfolgten sie ihre Feinde, und wie sie dieselben früher alle zu Jansenisten gemacht, so jetzt zu Indifferentisten. Nur ihr Monopol des Lehramtes sei die Ursache, daß man in den Wissenschaften noch so weit hinter den Protestanten zurück sei. Allen Schulreformen hätten sie sich widersetzt, lauerten aber jetzt den Schulen auf und suchten sie ins Geschrei zu bringen, um der Welt einzureden, daß wir ohne ihre Mitwirkung nicht bestehen könnten." Gegen die Bezeichnung „leichte Reiterei" sagt er: „Es sollte ihnen wohl ein leichtes sein, den Traktat (wie bei den Jesuiten) auswendig zu lernen, um ihn ein Jahr wie das andere von Wort zu Wort herunterzubeten; dabei bliebe ihnen noch sehr viel Muße übrig, mit den andern dem L'hombre-Tische und einem guten Glase Wein nachzugehen; aber sich in dem Umfange seiner Literatur umschauen, Sprachen studieren, selbst denken und weiter forschen als die Vorgänger, das könne nicht Leichtsinn heißen." [2])

Franz Berg, Professor der Patrologie und Kirchengeschichte in Würzburg, schreibt die Rückständigkeit der Katholiken vor allem der kirchlichen Hierarchie zu und ihrem Organe,

---

1) Brück, a. a. O. S. 57 Anm.

2) Schwab, a. a. O. S. 262 f.

dem Jesuitenorden.[1]) „Da ist kaum ein Zweig des menschlichen Wissens", sagt er, „der nicht von dem Gifthauche des hierarchischen Geistes dahinwelkte." Altertumswissenschaft, Jurisprudenz, Geschichte, Physik, Pädagogik kämen nicht mehr zu ihrem Recht. „Und die Philosophie, die man als Stifterin aller Revolution, alles Unglaubens, aller Ketzerei ansieht — jede Geburt derselben als ein Basiliskenei zu zertreten, ist des heiligen Berufes erstes Streben. Wer sich nicht mit seinem Atqui, Ergo als Söldner der streitenden Kirche verdingt, macht sein Glück nicht. Nur der Skeptiker findet Gnade, sofern er inkonsequent genug ist, die Vernunft zu verleumden und an den Kirchenglauben zu verraten. Jeder Sokrates darf auf den Giftbecher seine Rechnung stellen." Daß auch die Mathematik sich beugen müsse, beweise die Verurteilung Galiläis durch die Inquisition. „Man muß es unverholen sagen", fährt Berg fort, „daß die Bedrückung der Wissenschaft im System der Hierarchie selbst liegt. . . . Der Hierarch wird daher nur ein Helldunkel in den Wissenschaften stattfinden lassen, wie es dem blöden Geschöpfe von Religion oder dem Idol zuträglich sein möchte, ein Helldunkel, bei welchem der kleinste Fetisch wie ein Riesengespenst und die Bischofsmütze wie ein Kirchturm erscheint. . . . Dem Verstande wird er einige, hauptsächlich zu polemischen Zwecken gerichtete Uebungen setzen, aber die Vernunft gefangen nehmen zum Gehorsam des Glaubens. Dem Genie, dem Selbstdenker wird er Mißtrauen entgegensetzen und den geschmeidigen und gelehrigen Kopf vorziehen . . ." Ein vorzügliches Organ habe sich dieser Geist in dem Jesuitenorden geschaffen, dessen Einwirkungen so tief gewesen, daß sie auch noch nach dem Sturze desselben fortdauerten." . . . „Durch die Bücherzensur und den Index habe man den Gelehrten eine Stellung gegeben, wie sie die heiligen Hühner im Tempelbezirke den Auguren gegenüber hatten: man hütete sie, nicht um wahres zu wissen und zu sagen, sondern um wahrzusagen. Der Bücherzensor trug die Schere, um den Hühnern von Zeit zu Zeit die Flügel zu beschneiden, damit sie nicht über den Zaun der Kirche flögen.

1) Schwab, a. a. O. S. 459 ff.

Jedes Emporstreben, jede Kraftäußerung, jede Spur von Selbständigkeit müsse sogleich niedergeschlagen und vernichtet werden; gleich den ägyptischen Hebammen töteten die Zensoren bei der Geburt den kräftigen Knaben und ließen nur das schwache, fromme Mädchen am Leben, um das nach Freiheit strebende Volk in der Knechtschaft zu erhalten."

So sprach ein Mann, der selbst bis zu seinem Tode ein kirchliches Amt inne hatte und angestellt war, an der Ausbildung junger Priester mitzuarbeiten.

Also „Freiheit der Wissenschaft, gereinigte Theologie, frei von den alten Schlacken der Scholastik, war jetzt die Devise der Neuerer und das Schlagwort, mit welchem sie jede Opposition von vornherein unmöglich machen wollten. Die Schranken der unfehlbaren kirchlichen Autorität waren den Männern der neuen Richtung unerträglich geworden. Sie rüttelten mit Gewalt an denselben, indem sie bald direkt, bald indirekt, offen und geheim die kirchliche Unfehlbarkeit in Frage stellten, um frei von allen Beschränkungen ihrem wissenschaftlichen Drange folgen zu können. Aber während sie der Autorität der Kirche sich entziehen wollten, beugten sie ihren Nacken unter das Sklavenjoch der rationalistischen Zelebritäten."[1])

Zunächst galt es, die Philosophie dem Zeitgeiste anzupassen.

Der geistliche Rat Michael Ignaz Schmidt in Würzburg war 1773 beauftragt worden, einen Plan für das höhere Studienwesen zu entwerfen, darin bemerkt er u. a.: „Der Lehrer der Philosophie soll nach dem Beispiele von Locke die Zuhörer auf Entstehung und Entwickelung ihrer Begriffe hinweisen, nicht zu lange bei der trockenen Ontologie verweilen, sondern alles Gewicht auf die Psychologie verlegen, als Grundlage der Selbsterkenntnis, der Theorie des Geschmackes und der moralischen Wissenschaften."[2]) Schmidt hatte sich viel mit

1) Brück, a. a. O. S. 33.
2) Schwab, a. a. O. S. 27. —

den englischen Moralphilosophen beschäftigt und auch in einer Schrift die Resultate seines Studiums veröffentlicht. Dem neuberufenen Professor der Philosophie, Kolumban Röser O. S. B. rät er, sich die Engländer Locke, Hume u. a. zum Muster zu nehmen, denn in den Engländern läge doch immer „mehr philosophischer Geist als in den Deutschen".

Allein der letzten Ansicht Schmidts pflichteten nur wenige seiner Stammesbrüder bei. Sie glaubten im eigenen Vaterlande den tiefsten Born der Weltweisheit entdeckt zu haben. Zunächst war es Christian Wolff, der mit seinem Gemisch von Naturalismus und Supernaturalismus so manche katholische Professoren bezauberte. Als erster erschien auf dem Plane der schwäbische Benediktiner Ulrich Weiß, er trat als begeisterter Anhänger der Wolffschen Philosophie auf und drang entschieden auf Abschaffung der alten Lehrmethode, sein Ziel war, die Schulwissenschaft von den „fiktiven und unerweislichen Abstraktionen der Scholastik" zu reinigen.[1]) Bedeutende Abweichungen von der scholastischen Lehre erlaubten sich die Jesuiten Stattler, Storchenau und Burkhäuser, die alle vom Standpunkte Wolffs schrieben. Sie taten es jedoch in der guten Absicht, sich ihrer Mitwelt verständlich zu machen, und verteidigten nach Kräften die ererbten christlichen Anschauungen und Lehren gegen die anstößigen und irrigen Sätze der neueren Philosophen, namentlich auch gegen jene Wolffs, wie z. B. seinen Determinismus. Mit den nötigen Modifikationen suchten sie das Wolffsche System zu einer Verteidigung des Christentums zu gestalten.

Die Begeisterung für Wolff erlosch, als der Glanz des Lichtes von Königsberg die Geister zu blenden begann. 1796 schrieb ein deutscher Gelehrter: „Kants Philosophie ist in die ganze Geblütsmasse der Wissenschaften übergegangen. Sie schöpfen alle aus einer Quelle, nämlich aus Kants Kritik der reinen Vernunft und anderen Kantschen Werken. Nur traf einer näher den Sinn des Erzvaters als der andere. Es erschallen die Lehrkatheder aller hohen Schulen,

1) Karl Werner, Geschichte d. kath. Theologie, München 1866, S. 164.

Klöster und Musäen in ganz Deutschland von nichts als von Kant".[1]) Diese Worte enthalten kaum eine Uebertreibung. Der Zauberkreis der Kantschen Philosophie hielt auch die Klöster und kirchlichen Anstalten befangen. Der Altmeister hielt und erklärte seine Lehre für unfehlbar, die Mitwelt glaubte es ihm und gab sich daran, sie zu verstehen. Doch verlorene Mühe! Man stritt und zankte sich über den Sinn der Kritik der reinen Vernunft — aber ihr Inhalt war unfehlbar wahr, das stand fest. So klar und gemeinverständlich hatte nämlich der große Philosoph geschrieben, daß schon 1786 Erhard Schmid es für nützlich erachtete, ein Wörterbuch zum leichteren Verständnis Kants herauszugeben; denselben praktischen Gedanken führte zwei Jahre später Samuel Heinicke aus und nochmals 1795 Professor Kiesewetter. Fichte behauptete, er sei der erste, der Kant richtig verstanden habe, und doch schrieb Kant selbst einen Protest dagegen, vom Standpunkte Fichtes beurteilt zu werden. Um also ja die reine Lehre Kants zu erhalten, schickten mehrere Klöster einige ihrer jungen Religiosen nach Königsberg, um den außerordentlichen Mann selbst zu hören.[2]) Von der Art und Weise, wie man Kant nachbetete, schreibt 1787 Professor Berg:[3])

„Ueberall Kraftsprüche, Schaffung neuer Worte, geheimnisvolle Dunkelheit und Geniestolz, der auf jene, die nicht zur Partei gehören, wie auf Klötze und Alltagsmenschen herabsieht. Nicht dem über allen Spott erhabenen Kant, dem metaphysischen Genie und Bestürmer der Metaphysik, den man nicht lesen kann, ohne über die Tiefe seiner Spekulationen zu staunen, gilt das, sondern hauptsächlich dem Heere der Denkerlinge, die, statt mit Kantschem Scharfsinne zu prüfen und nur das Gute zu behalten, vor Kant niederstürzen und anbeten, alle, die nicht

1) Zeitschrift für kath. Theologie, II, S. 312.
2) Kirchenlexikon I, 1612.
3) Schwab, a. a. O. S. 378.

glauben wie sie, mit Kot werfen und aus vollem Halse schreien, Kants Kritik sei der Schlußstein im Gebäude der Philosophie und das non plus ultra alles menschlichen Wissens. Das ist gerade die Sprache des Sektengeistes, der auf des Meisters Worte schwört, der, statt über die Natur zu philosophieren, sie bald mit Aristoteles', Descartes' und Kants Glase sieht und in die Philosophie symbolische Bücher einführt zu eben der Zeit, wo die Theologie sie wegwirft." Kurze Zeit, nachdem Berg obige Worte geschrieben hatte, sollte gerade in Würzburg Kant zu hohem Ansehen gelangen. Dies verdankte er hauptsächlich der sinnlosen Begeisterung des Philosophieprofessors Maternus Reuß O. S. B.[1]) Nach der Lektüre der Kritik der reinen Vernunft erklärte Reuß seinen Zuhörern: „Alles, was ich bisher gelehrt habe, sehet als nichtig an, jetzt erst will ich euch wahre Philosophie lehren." Aber, was Reuß in seinen Vorlesungen darbot, so urteilt Schwab, waren in Wirklichkeit bloß Bruchstücke, Skizzen von den einzelnen Abschnitten der Vernunftkritik, soweit er eben in seinem Studium und Verständnis damit gekommen war, ein klarer Blick in den Geist des Systems ward nicht erlangt. 1789 schrieb Reuß ein Programm: Soll man an den katholischen Universitäten Kantsche Philosophie erklären? 1792 veröffentlichte er eine Dissertation, worin er die Nachteiligkeit der Kantschen Philosophie für die Religion widerlegen wollte. Im Herbste des letzteren Jahres erhielt er von dem Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal ein Reisestipendium, um Kant in Königsberg aufzusuchen und durch persönlichen Verkehr mit ihm tiefer in das Verständnis seines Systems einzudringen. Ob dieses einzigen Glückes wurde Reuß nun von aller Welt angestaunt. Seine Vorlesungen, heißt es, „waren überfüllt von Studierenden aller Fakultäten, von Geschäftsmännern, Hofmeistern, Vikarien und Fremden, die eigens deshalb hieher gekommen." Bei der Durchreise des Königs von Preußen 1792 trugen die Führer der Studentenschaft in einem feierlichen Aufzuge golddurchwirkte Schärpen mit der Aufschrift: „Königsberg in Preußen und Würzburg in Franken

---

1) Schwab, a. a. O. S. 375 ff.

vereinigt durch Philosophie". Der Fürstbischof war Reuß, der seiner Universität solchen Glanz verliehen, sehr gewogen. Allein bereits 1798 machte der Tod der Wirksamkeit Reuß' ein Ende, er schied aus dem Leben mit der Versicherung, daß er sich glücklich schätze, als Benediktiner zu sterben.

Der Nachfolger von Reuß, Dr. Metz, war ebenfalls ein eingefleischter Kantianer, schon vorher als Lehrer am Gymnasium hatte er es trotz des bischöflichen Verbotes nicht übers Herz bringen können, seinen Schülern die Kantsche Weisheit vorzuenthalten.

Aehnlich wie in Würzburg wurde an fast allen katholischen Hochschulen der Kantsche Formalismus als die einzig wahre Philosophie vorgetragen, wie in Mainz, Bonn, Trier, Salzburg, Landshut u. a.

Aber bei besonnenen Männern entstanden denn doch Bedenken gegen den Kantkultus. Diese zu verscheuchen, schrieben die „Würzburger Gelehrten Anzeigen": [1])

Die Theologie müsse es als ein großes Glück preisen, auf eine der Religion so ganz entsprechende Philosophie, wie die Kantsche, gestoßen zu sein. Zwar werde auch diese Philosophie von manchen Freidenkern, die nicht der Vernunft, sondern ihrem Eigendünkel folgten, zum Nachteil der Religion mißbraucht, aber das benehme ihrem Werte nichts, denn auch die Religion Jesu Christi sei mißbraucht worden. Nur pedantische, durch Vorurteile benebelte, durch Parteigeist verschobene oder aus natürlicher Schwäche zu tieferen Untersuchungen unfähige Köpfe könnten aus dieser Philosophie Nachteil für das Christentum wittern; im Gegenteile, es habe sich die Religion Jesu noch nie in einer unerschütterlicheren Festigkeit, auffallenderen Wahrheit und schönerem und göttlicherem Glanze gezeigt, als im Gewande und Lichte dieser Philosophie. Also der Subjektivismus und die Autonomie Kants die beste Apologie der katholischen Kirche! Aber dieses Lob half nichts, die Klagen über den schlimmen Einfluß der neuen Richtung auf die Kandidaten der Theologie

1) Schwab, a. a. O. S. 223.

und den Klerus verstummten nicht.[1]) Die fromm-asketische Haltung, heißt es, sei bei dem jüngeren Klerus in Abnahme begriffen, die Dogmatik werde wegen ihres scholastischen Kleides vernachlässigt, hingegen seien die Schriften der Protestanten in den Händen vieler Seminaristen, wie Bahrdts Moral, die biblischen Schriften von Heß, die Betrachtungen Jerusalems, die Moral von Leß, die Berliner Bibliothek, Bayles Diktionnaire, Mosheims Dogmatik u. Kirchengeschichte, Walchs Ketzergeschichte. Das Lesen der neuprotestantischen Schriften bringe in den jungen Leuten einen starken Hang zum Indifferentismus hervor.

Nach Berg greifen die Kandidaten der Philosophie, wenn sie einmal mit der Kritik der reinen Vernunft vertraut geworden, mit einer blinden Begierde nach allen Kantschen Schriften, und noch nie habe eine Sekte so blindlings auf das Wort ihres Meisters geschworen. . . . ."[2]) Zudem habe dieses System der Jugend einen dummen Stolz durch seine Maximen eingeflößt, der zur Verachtung aller Erfahrungsweisheit geführt habe und den jungen Weltbürger unbrauchbar für das praktische Leben mache, besonders da die Köpfe nur mit leeren Worten und nichtssagenden Formeln gefüllt würden. Daß gerade die Besseren sich mit einigem Erfolg in dieses System hineindächten, sei um so bedauerlicher, da sie, sobald dies geschehen, eine beinahe leidenschaftliche Abneigung vor dem geistlichen Stand äußerten, infolgedessen sich der Klerus mit mittelmäßigen Köpfen behelfen müsse. . . . Auch vonseiten der Klosterobern werde geklagt, daß ihre jungen Geistlichen, die mit einer Portion Kantscher Philosophie den Ordensstand angetreten, sich nicht mehr an Subordination und reguläre Observanz gewöhnen wollten.

Wegen dieser ständigen Klagen wurde die theologische Fakultät von Würzburg um ein Gutachten angegangen, ob ein Widerspruch bestehe zwischen Kantscher Philosophie und Offenbarung. Drei der Professoren, nämlich Oberthür, Feder und Onymus, fanden Kant und Christentum im besten Einklang, zwei hingegen, Berg und Bergold, entschieden sich für ihre Unvereinbarkeit. Schon früher hatte Berg dem

1) Schwab, a. a. O. S. 274 f. 2) Derselbe S. 390 f.

Fürstbischof seine diesbezügliche Ueberzeugung mitgeteilt, jedoch die Bitte hinzugefügt, man möge trotzdem die Kantsche Philosophie nicht von der Universität verbannen, „wenn nur ihr Lehrer sich dazu verstehe, sie mit der Offenbarung verträglich zu machen, geschähe dies auch mit Ungrund....[1]) Dieser Weg des Einschreitens sei der einzig rechtliche, sanfteste und der Klugheit angemessenste; denn die kritische Philosophie lasse sich beim Verfall der alten Systeme durch keine andere ersetzen, abgesehen von dem Aufsehen, welches ein derartiges Verbot in der gelehrten Welt machen würde.“ — Eine sonderbare Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeist!

Hatte man so in der Philosophie gänzlich mit der Vergangenheit gebrochen und sich von dem gleißnerischen Irrlichte der Aufklärung blenden lassen, so konnte es nicht ausbleiben, daß man auch bald in der kirchlichen Lehre die verwegensten Sätze aufstellte. Männer von tüchtigen, hervorragenden Leistungen begegnen uns selten in dieser traurigen Zeit, die ganze Bildung war Halbwisserei, verbunden mit Verachtung der Werke der Vorzeit. Dem mangelnden Verständnis der kirchlichen Tradition wollen wir es zum großen Teil zuschreiben, daß Professoren der Theologie an kirchlichen Lehranstalten ihren Schülern ungehindert das Gift der Häresie und des Zweifels einimpfen konnten.

Einen günstigen Boden fand die Aufklärung in den österreichischen Generalseminarien.

1789 schreibt ein Bischof in Oesterreich an einen Amtsbruder in Belgien:[2]) „Es ist gewiß, daß in unseren Seminarien die Religion und Sittlichkeit gänzlich vernichtet sind und daß die schädlichsten Irrtümer hier nicht nur begünstigt, sondern auch öffentlich vorgetragen werden. Dieses zeigt sich klar in Wien, Presburg, Lemberg, Prag, Graz, Freiburg und Innsbruck. Ich will nur einige jener Lehrsätze anführen, welche in den

1) Schwab, a. a. O. S. 386 f.
2) Theiner a. a. O. S. 301 f.

meisten jener Orte öffentlich vorgetragen werden oder wenigstens im Schwunge sind: 1. Die Unfehlbarkeit der Kirche wird nur noch von einer kleinen Anzahl Schwachköpfe geglaubt, sie ist zweifelhaft. 2. Das Konzil von Trient hat mehrere Dogmen gemacht, die keine Gewährleistung im Altertum haben. Das Konzil ist nicht unfehlbar. 3. Es ist schwer, den göttlichen Ursprung der Beicht darzutun. 4. Die Kirche hat keine gesetzgebende Gewalt; wenigstens können ihre Satzungen auf keine Rechtskraft Anspruch machen, insoweit sie nicht die Sanktion des Staates erhalten haben. 5. Die Kirche hat keine Gewalt, Ehehindernisse aufzustellen. 6. Der Zölibat ist kein vollkommenerer Stand als die Ehe. 7. Der Zweck des Menschen ist keineswegs Gott und die Verherrlichung seiner göttlichen Vollkommenheiten, sondern der Mensch ist sich selbst seine Seligkeit. 8. Die Sakramente gehören nicht zum Wesen der Religion; und diese besteht nicht im Gebrauche der Sakramente, die nicht die Religion ausmachen. 9. Das Fasten ist gegen die Gesetze der Natur vom Augenblicke an, wo es die gewöhnlichen Vorschriften der Mäßigkeit übersteigt. 10. Die Strafen der Hölle sind nicht ewig. 11. Die Kirche hat viele rein scholastische Spitzfindigkeiten als Dogmen aufgestellt. 12. Die Liebe zu sich ist die alleinige Tugend, welches alles in sich faßt. 13. Der Teufel versucht die Menschen nicht." Kein Wunder, daß einer der Schüler in Wien, in seinem katholischen Gefühl tief verletzt, sich einmal erhob und sagte: Was Sie da lehren, Herr Professor, ist nicht katholisch. Es war der später so berühmte sel. Klemens Maria Hoffbauer.

Die Zustände in den Rheinlanden waren wenig besser.

Der „Katechetische Unterricht" des Eulogius Schneider enthielt die schändlichsten Blasphemien und entstellte die katholische Lehre vollständig, die Gottheit Christi z. B. und die Erlösung waren vollständig ausgelassen. Und ein solches Buch erschien in der Residenz des Erzbischofs von Köln mit der Genehmigung der Zensurbehörde! Schon 1790 hatte sich beim Kurfürsten von Köln Pius VI. in einem Breve vom 24. Mai und ebenso das Domkapitel von Köln über die unkirchliche Haltung einiger Bonner Professoren beklagt. Der Kanzler der Universität

verteidigte sich, indem er die Anklagen als Verläumdungen der römischen Kurie und der Ex-Jesuiten hinstellte.[1])

Am wenigsten paßte den Aufgeklärten das Dogma von der Unfehlbarkeit der Kirche.

Professor Haubs in Trier lehrte, die Kirche sei nicht unfehlbar in factis dogmaticis[2]); denselben Satz stellte Berg auf.[3]) Die Mainzer Professoren Dorsch und Blau stellten die Unfehlbarkeit direkt in Abrede.[4]) „Nicht die Entscheidungen der Kirche", so sagen sie, „sondern die Gründe, auf welchen sie beruhen, müssen die Richtschnur sein, nach denen die Dogmen zu beurteilen sind . . . Der unbefangene Theologe muß ohne Rücksicht auf die Kirchenerklärungen die reinen Quellen der Offenbarung durchforschen". Blau schrieb eine „kritische Geschichte der kirchlichen Unfehlbarkeit". Als Auswüchse des Katholicismus bezeichnet er: Intoleranz, Inquisition, Verketzerungs- und Verdammungssucht, Einkerkerung, Scheiterhaufen 2c., und die Ursache von all diesem findet er in der kirchlichen Infallibilität. Aus Vernunft und Tradition sucht er darzutun, daß diese Lehre nur eine Finte der Theologen sei, um jegliche Denkfreiheit unmöglich zu machen. Die kirchliche Unfehlbarkeit, sagt er, „die gar nicht in den Quellen der Offenbarung, der hl. Schrift, begründet ist, führt zu einem blinden Glauben und ist die Ursache, daß man Glaubenssätze, die erst im Laufe der Zeit entstanden sind und das Gepräge der damaligen Zeit an sich tragen, als göttliche Wahrheiten annahm". Er nennt uns einige dieser Sätze, nämlich die Verbindung der göttlichen und menschlichen Natur in Christus, das Verhältnis der Gnade zum freien Willen, die substantielle Gegenwart Christi im hl. Sakrament. Noch weiter als Blau ging der Exbenediktiner geistliche Rat Benedikt Werkmeister in Stuttgart. Nach ihm ist die Unfehlbarkeit „der größte Widersinn, ein Schandfleck der katholischen Lehre, das Verdummungssystem der Katholiken . . ."

Selbst an der Auktorität der Schrift und vor allem der Väter suchten die Neuerer zu rütteln.

---

1) Bacca, a. a. O. S. 125.
2) Brück, a. a. O. S. 43.
3) Schwab a. a. O. S 281.
4) Brück a. a. O. S. 69 ff.

Hören wir noch kurz, wie Berg der Ausbreitung des Christentums die göttliche Mitwirkung abzusprechen sucht.[1]) Der gekreuzigte Messias war den Juden ein Aergernis. Aber „man unterschied eine doppelte Ankunft des Messias, eine schmach- und leidenvolle und eine herrliche, die bald auf jene folgen würde, und fand diesen Unterschied in den Schriften der Propheten ausgesprochen. Je länger es aber dauerte, bis er in seiner Herrlichkeit kam, desto mehr verwischte die Zeit alle Partikularitäten und Niedrigkeiten seiner Person, woran man sich gestoßen hatte, so auch das Vorurteil gegen seine galiläische Herkunft. Er war ja, wie man auf Propheten deutend sagte, zu Bethlehem in Judäa geboren. Die volle Glorie der ungehinderten Phantasie, wachsend mit der Zeit, umfloß ihn und das sehnsuchtsvoll erwartete messianische Reich, dieses Ende aller römischen Quälereien und der Anfang überschwenglicher Seligkeit . . . Selten zwar Hinrichtungen, aber desto häufigere Verfolgung war das Los der Jünger. Aber der Druck förderte auch hier die Sache. Er knüpfte die Gedrückten enger, spornte jeden zum Widerstand, und indem er die Zuschauer zum Mitleiden bewog, flößte er ihnen bald Teilnahme an der Sache selbst ein. Kein Wunder, daß bald allenthalben in Palästina Gläubige an den gekommenen und bald wieder erscheinen sollenden Messias sich sammelten. War ja doch diese Idee selbst aus eines jeden Herz genommen und durch die gesteigerte Bedrückung des römischen Joches zu einem lebendigen Bedürfnis des Trostes geworden". Noch leichteren Eingang habe die neue Religion bei den Hellenisten gefunden. „Die großen Hoffnungen der Nation auf den Messias waren außer Palästina nicht weniger rege, und die Entfernung verbreitete über die messianischen Geschichten einen größeren Strahlenkreis; lokaler Anstoß fiel hier leichter weg; die Spannung zwischen Hellenisten und Stockjuden flößte jenen mehr Interesse für alles ein, was diese verwarfen. Die Verfolgung Jesu und seiner Jünger von Pharisäern und Priestern war eine Empfehlung bei den separatistisch denkenden und dem eigennützigen Aberglauben

---

1) Schwab, a. a. O. S. 157 f.

dieser Leute nicht ganz holden auswärtigen Juden". Schließlich suchte Berg noch zu beweisen, daß man auch von dem Heroismus der Martyrer gewöhnlich viel zu hohe Vorstellungen habe.[1]) Einmal könnten die Verfolgungen überhaupt nicht so scharf gewesen sein, da sich ja die Christen freiwillig zum Tode drängten. Sodann dürften wir nicht nach unseren zarteren Gefühlen diese Leiden und ihre Eindrücke berechnen. In einem despotischen Staate würde die Todesstrafe immer härter, wie die Menschen immer verdorbener; durch den Anblick so vieler Uebel entstehe mehr Stumpfheit des Gefühles. Endlich sei die Begeisterung für das Martyrium zum großen Teil dem Glauben an das nahe tausendjährige Reich zuzuschreiben. — Wenn man diese und ähnliche Ausführungen Bergs liest, gewinnt man den Eindruck, als sei das Christentum nichts anderes als eine natürliche Weiterentwicklung des Judentums, hauptsächlich durch Paulus herbeigeführt. Und diese rationalistischen Ideen wurden den jungen Theologen als die sicheren Ergebnisse der Wissenschaft vorgetragen!

Sehr schlecht kommen bei Berg die Kirchenväter weg.[2])

„Ihre Schriften sind, so sagt er, reiche Belege für die Verirrungen des menschlichen Verstandes"; weil ihnen jegliche philosophische Bildung gemangelt, hätten sie sich durch Trugschlüsse zu falschen theologischen Behauptungen verleiten lassen. An dem hl. Augustinus z. B. findet er alles tadelhaft, er ist „individualisiert mit den Gebrechen seiner Zeit". Das „Genie" des Pelagius hingegen, der „seine Zeit vom Verderbnis retten wollte", kann der Professor nicht genug bewundern. Ebenso schlimm geht es Origenes bei einem Vergleich mit seinem Gegner Celsus. Berg scheute sich nicht, die Auktorität der Väter vollständig zu untergraben.

Geradezu häretische Sätze stellte der Trierer Professor Anton Oehmbs in seinem Werke über die Hl. Dreifaltigkeit auf.[3]) Er behauptete die Lehre von der Wesenseinheit der

1) Schwab, a. a. O. S. 170 f.
2) Schwab, a. a. O. S. 131 ff.
3) Brück a. a. O. S. 40 ff.

drei göttlichen Personen sei eine Erfindung der Scholastiker des 12. Jahrhunderts; die alte Kirche hätte eine solche Einheit nicht gekannt, vielmehr das Verdammungsurteil gegen sie gesprochen durch die Verwerfung der Lehren des Beryllus und des Sabellius! Der Nuntius Pacca übergab Oehmbs' Buch der theologischen Fakultät zu Köln, die mehrere Sätze desselben als häretisch zensurierte; die Mainzer theologische Fakultät hingegen gab ihm Approbation und Empfehlung.

Um gegen die Protestanten möglichst entgegenkommend zu sein, wollte man von Lehren, die in Schrift und Tradition fest begründet sind, absehen oder sie gar leugnen.

So will Oberthür, man solle sagen, Christus habe unmittelbar nur zwei Sakramente, Taufe und Eucharistie eingesetzt, die Einsetzung der übrigen der Kirche überlassen.[1]) Die Lehre vom Altarsakrament drückte er in einer Formel aus, die die Transsubstantiation umgeht. Die Mainzer Zelebritäten Dorsch und Blau lehrten,[2]) „daß die Privatbeicht nicht als ein göttliches Gesetz, weder aus der Hl. Schrift noch aus der Kirchentradition erwiesen werden könne, die Stellen in der Hl. Schrift reden von der Taufe und Verkündigung des Evangeliums." Die Unterscheidung zwischen vollkommener und unvollkommener Reue ist nach Blau eine scholastische Spitzfindigkeit, die Genugtuung nur poena medicinalis, „die Abläſſe, wie sie jetzt erteilt werden, sind mehr schädlich als nützlich", sie können keine zeitlichen Sündenstrafen tilgen, noch viel weniger den armen Seelen helfen, der thesaurus sanctorum ist eine „scholastische Ausgeburt".

„Die Gewalt Sünden zu vergeben, schreibt Berg, war nach meinem Begriffe nichts anderes als ein Gedanke des Evangelisten, die Wundergaben auch mit dieser zu vermehren", die Wunder des neuen Bundes seien nur eine verbesserte Auflage derjenigen des alten, „so wie ungefähr in den Legenden ein Heiliger dem andern gleichsieht, nur daß die folgenden mehr

1) Schwab a. a. O. S. 245.
2) Brück, a. a. O. S. 69 f.

idealisiert sind". Da nun die Propheten auch Sünden vergaben, wie Nathan dem David, so war's natürlich, auch dieses unter den Vorzügen Christi nicht zu vergessen. Einem Gichtbrüchigen erläßt Christus seine Sünden, ohne darum ersucht zu sein, und der Evangelist läßt die Pharisäer fragen, was er gerne möchte bekräftigt haben, sie erstaunen über diese Gewalt und Christus bestätigt sie mit einem sichtbaren Wunder. Bei seinem Abschied teilte er die Wundergaben, die er gehabt, den Aposteln mit: denen ihr die Sünden vergebet, sind sie vergeben. Die Worte: Was ihr auf Erden bindet usw., wollen überhaupt nur sagen, daß die Oekonomie der Kirche den Aposteln überlassen sei. . . . Wiedergefallene gab es anfangs gleich, besonders solche, die dem Christentum abtrünnig geworden; sie wollten wieder aufgenommen werden, was sollten sie tun, um Gott auszusöhnen? Die Opfer der Juden waren abgeschafft, es blieb nichts übrig als Kasteiungen, wie man sie im alten Bunde findet. Die Kirche, die sich zugleich Genugtuung dadurch verschaffte, bestimmte Zeit und Strafe, so schmolz die Genugtuung, die man Gott leisten wollte, mit der Strafe der Kirche zusammen. Später wurden auch gewisse Zeremonien festgesetzt, unter denen die Büßer wieder zur Gemeinschaft der Kirche zugelassen wurden; auch kürzte die Kirche hie und da jene Bußzeit ab. Diese Behandlung mußte nach und nach den Gedanken von der Eigenmacht der Kirche in Erlassung der Sünden erzeugen. Diese Gewalt, die so von selbst entstand, fanden sie bald in der Hl. Schrift, und was anfangs eines jener Wunderwerke war, wurde zu einer Disziplinsache, zu einem gewöhnlichen Wunder, zu einer zweiten Taufe". [1])

In sehr verworrenen Begriffen spricht Berg von der hl. Eucharistie. „Um die Liebesmahle gegen allerlei leidenschaftliche Entweihungen zu schützen, hat Paulus denselben einen religiösen Schrecken beigemischt, indem er eine feierliche Erinnerung an den Tod Jesu hineinlegte". Ueberhaupt sei die Feier des hl. Abendmahles in der Kirche nicht eine Anordnung Jesu, sondern eine Institution des Apostels Paulus, der die

---

1) Schwab, a. a. O. S. 196 ff., 166 f., 178 f.

Lehre von dem Opfertode Jesu durch fortwährende Abendmahlsfeier in lebendigem Andenken erhalten wollte. Ferner habe die Eucharistie anfangs nur ein Symbol sein sollen, aber im Laufe der Zeit habe man das Symbol mit der bezeichneten Sache verwechselt, der Zeitpunkt dieser Verwechselung sei größtenteils das 7. Jahrhundert. Aber dieser Entwickelungsprozeß sei ganz natürlich, er mußte notwendig so kommen. Aber gleich darauf sagt Berg wieder, weil Christus diese Verwechselung vorausgesehen, habe er zur Verhütung der Abgötterei, uns sich selbst in der Eucharistie geschenkt, das Dogma von der wirklichen Gegenwart und der Transsubstantiation sei vom Anfang an eine geoffenbarte Wahrheit gewesen. Sehr aufgebracht ist er über das Konzil von Trient wegen seiner Lehre über das Meßopfer.[1]) Die Zeremonien und andere religiöse Gebräuche sind ihm ein Hindernis der Andacht.[2]) „Die Religion wurde Schauspiel für die Sinne, der ganze Gottesdienst Hieroglyphe, die der rohe Mensch anstaunte, ein Schnörkelwerk von Zeremonien wie bei den Chinesen. Man kann es dem Volk gar nicht verargen, daß es seine Religion in diese Dinge setzte, die den Geist leer und das Herz ungebessert ließen". Den Reliquienkult nennt er eine „Geisteskrankheit", die zum Verfall des geistigen Lebens beitrug. Es lag im Interesse der Priester bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen möglichst viele Zuschauer zu haben, daher das Verbot der sonntäglichen Arbeit.

Daß die Ehe nur nach kirchlichem Rechte unauflöslich sei, lehrten Hedderich O. S. F. und Andreas Spitz O. S. B., beide Professoren in Bonn. Der Fall wurde praktisch in Würzburg.[3]) Die theologische Fakultät wurde am 11. Februar 1800 von der kurfürstlich-bayerischen Regierung um ein Gutachten befragt, ob die Ehe eines Katholiken mit einer rechtlich geschiedenen Protestantin gültig sei. Sämtliche Professoren gaben mit Berufung auf das Konzil von Trient eine verneinende Antwort; nur Oberthür bemerkte, man müsse die Frage nach der Schrift beurteilen, und dort entspreche die Unauflösbarkeit der Ehe

1) Schwab a. a. O. S. 193 f. 2) Ders. S. 173 f.
3) Ders. S. 356 ff.

allerdings „dem Ideale der Menschheit und somit dem göttlichen Willen. Aber eben als ideale Erscheinung, zu deren Verwirklichung nur wenige Selbstverleugnung genug besitzen, könne sie nicht als Gebot im strengen Sinne genommen werden.“ Er beruft sich dabei auf Matth. 19, 12: „Wer es fassen kann, der fasse es, nicht allen sei es gegeben, die Vollkommenheit der Entsagung der Ehe und des treuen Ausharrens in derselben zu erreichen“. — Die bayerische Regierung verordnete nun, daß in solchen Fällen die Ehe zu gestatten sei.

Es würde uns zu weit führen, all die verwegenen Lehren über Glaube, Gnade, Kirche usw. anzuführen. Ueberall tritt das Bestreben hervor, nicht soviel Gewicht auf das Uebernatürliche zu legen, alles durch rein menschliche Tätigkeit zu erklären. Gewiß, die Göttlichkeit der Religion wollte man noch bestehen lassen, aber man scheute sich, irgend eine übernatürliche Einwirkung im Leben des einzelnen zuzugeben.

Sehr verführerisch waren für die Partei der Neuerer die Fortschritte der Protestanten im Studium der Heil. Schrift. Statt sich nur das Gute anzueignen, das letztere wirklich boten, nahm man auch ihre rationalistischen Grundsätze als einzige Richtschnur für die Schrifterklärung. An dieser Klippe scheiterten vielfach junge Geistliche, die man an protestantische Universitäten geschickt hatte, um sich für die Professur in der Exegese in den Seminarien auszubilden. Die rationalistischen Koryphäen waren meistens ihre Gewährsmänner.

1792 bringen die Würzburger Gelehrten Anzeigen eine warme Empfehlung der „gesunden Exegese“.[1]) Sie verlangen von dem „gesunden Exegeten“, „daß er den Sinn des heil. Autors fasse, treu angebe und unbekümmert, was die andächtelnden Ahnherrn (d. h. die Kirchenväter) über einzelne Stellen gewitzelt und gefrömmelt haben, daß er mit den hellen Augen des jetzigen Säkulums die Sache betrachte“. Als Vorbilder

1) Schwab, a. a. O. S. 225.

solcher gesunden Exegese stellen sie die Werke Rosenmüllers, später die des „verehrungswürdigen“ Gottlob Paulus hin. Ueber des letzteren historisch-kritischen Kommentar zum Neuen Testament schreiben sie am 23. August 1800, die Hl. Schrift habe in diesem Buche das Glück, mit seltenem Scharfsinn bearbeitet zu sein und biete daher den Theologen ein Resultat, das dem Christentum zur Ehre gereiche, und das dem, der nicht durchaus damit einverstanden wäre und wohl gar eine entgegengesetzte Tendenz hätte, das Geständnis abnötigen müßte, daß auf jener Seite beinahe alles geleistet ist, was zu leisten war“. Zum richtigen Verständnis der Urgeschichte des Christentums sei jenes Buch der beste Leitfaden. Werkmeister schrieb 1789, man soll die Bibelerklärungen von einem Hieronymus, Ambrosius, Augustinus und Gregorius nicht ohne die strengste Prüfung hinnehmen; wer sie aber zu seicht findet, solle die schönen und gründlichen Werke der Exegese vorziehen, die bisher der prostestantische Fleiß so reichlich geliefert hat“.[1])

Er schloß sich in seiner Schrifterklärung einfach an die Protestanten an und sprach von katholischen Exegeten und den Kirchenvätern nur mit Verachtung.

Die Erzählung vom Sündenfall nennt er ein „altes hieroglyphisches Gemälde, das man nachher ohne die Symbole zu ändern in die Buchstabenschrift übertrug“. „Der babylonische Wachtturm sollte der Mittelpunkt aller heranziehenden Hirtenfamilien sein, damit sie sich in jenen unabsehbaren Ebenen nicht verirrten“. „Die Lähmung Jakobs rührte von einem unruhigen, geheimnisvollen Traume her“. Die „Feuer- und Wolkensäule war wahrscheinlich natürliches Feuer, das man in einer Maschine, an einer langen Stange befestigt, dem israelitischen Heere vortrug“. Seine Aeußerungen über den Heiland empören das Herz jedes glaubenstreuen Christen. Das vierzigtägige Fasten bestand nach ihm nur darin, daß Christus während dieser Zeit keine „ordentliche Mahlzeit“ zu sich nahm, er wollte „sich an Mangel und Enthaltsamkeit gewöhnen, damit er bei

1) Brück, a. a. O. S. 21.

seinen Predigten aushalten könnte". Die Folge des Fastens war „eine unzeitige Eßlust, ein heftiges Verlangen, wieder einmal so eine Mahlzeit zu halten, wie er bei seinen Freunden zu haben pflegte". Die Erscheinung des Teufels sei mehr von einer inneren Versuchung Christi, von „verführerischen, falschen, satanischen" Gedanken, zu verstehen. Den Einwand, daß die Seele Christi unmöglich innere Versuchungen haben konnte, weist er ab mit den Worten: „Ueber diesen Zweifel der Schultheologen sieht der Exeget hinweg". Die Ausdrücke Wort, Licht, Leben im Evangelium des hl. Johannes sind „gnostische Kunstwörter". Die Besessenen waren mit „gewissen Krankheiten behaftet. Ob diese der wahren oder nur eingebildeten Einwirkung böser Geister zuzuschreiben seien, dürfen wir frei untersuchen". Professor Bonaventura Andres in Würzburg, ehemals Scholastiker der Gesellschaft Jesu, verlangt für den Prediger „vor allem Kenntnis der allegorisch-orientalischen Sprache der Bibel, denn sonst werde er immer noch die Schlange mündlich mit Eva reden lassen . . . Die Verwandlung der Frau des Loth in eine Salzsäule, den Durchgang durchs rote Meer, die Auffahrt des Elias in den Himmel, den Sonnenstillstand zur Zeit Josues, ungeschickt behandeln, das heißt sich verleiten lassen, sie als wunderbare Tatsachen zu nehmen". [1])

Werkmeister sagt, die Erzählung vom Falle Adams sei unzweckmäßig für Kinder, wenigstens solle man sie ihnen nur im allgemeinen angeben. [2]) „Selbst katholische Theologen, behauptet er, halten für wahrscheinlich, daß die verbotene Frucht eine Art Gift in sich hatte, das die Wirkung nach sich zog, nur heftige Wallungen im Geblüte zu erzeugen und die sinnlichen Triebe und Neigungen unbändiger zu machen, wofür also der Schöpfer die ersten Menschen, obgleich vergebens, warnte".

Nach Oberthür könnte „der Satan die ganze Bibel hindurch nur ein fortlaufender Mythus oder so etwas sein, dem Ansehen und der Absicht der Bibel unbeschadet". [3]) Ueberhaupt wollten die Neuerer von der Wucht des Teufels nicht viel

1) Schwab, S. 226 f. 2) Brück, S. 23.
3) Schwab, S. 245.

wissen. Viele haltlose und verwegene Ansichten vertrat der gelehrte Jahn, seit 1789 Professor der Exegese in Wien; die Besessenen z. B. waren nach ihm bloß „gefährlich Kranke“.[1])

Berg, der seinem Aerger gegen die kirchliche Hierarchie Luft machen wollte, nennt die Bücher der Chronik voll hierarchischer Sagen und Ansichten, sie seien zwar besser als ägyptische Hieroglyphen, verrieten aber eine kindische Dürftigkeit des Geistes.[2]) Er betont sehr den Unterschied zwischen dem geschichtlichen Christus und dem Christus der Evangelien, zwischen der Lehre Jesu und der seiner Jünger; letztere hätten Jesus aus Absicht oder Unwissenheit reden lassen „wie sie wollten oder konnten“. Sehr bedenkliche Ansichten äußert er über die Entstehung der Evangelien, sie sind eine Zusammenstellung und Ueberarbeitung verschiedener griechischer Urevangelien. Gewiß ist's, sagt er, daß die Hellenisten von Paulus rege gemacht, die größte Geschäftigkeit bewiesen, um durch Anekdoten aus Jesu Leben die Paulinische Lehre zu unterstützen“. Stets spricht er von den „Anekdoten“ aus dem Leben Jesu, die sehr geeignet gewesen seien, die christliche Lehre nach Paulinischen Ideen zur Weltreligion zu gestalten.

Man sieht, die katholischen Aufklärer waren auf dem besten Wege, der Hl. Schrift ihre Göttlichkeit und Glaubwürdigkeit gänzlich abzusprechen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

---

1) Werner, a. a. O. S. 273 f.
2) Schwab, S. 490, 168 f., 163.

IV.

Zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen.

Auf Veranlassung der Königlich Sächsischen Kommission für Geschichte hat jüngst Felician Geß den ersten Band einer sehr wichtigen Sammlung von Akten und Briefen zur Kirchenpolitik Herzogs Georg von Sachsen herausgegeben.[1] Da Herzog Georg, der 1500 seinem Vater in der Regierung gefolgt und 1539 gestorben ist, in den ersten Jahrzehnten der deutschen Kirchenspaltung eine bedeutsame Rolle gespielt hat,[2] so verdient die neue Publikation eine ganz besondere Beachtung. Allerdings war ein großer Teil der hier veröffentlichten Urkunden schon früher bekannt. Doch, abgesehen davon, daß die weitverstreuten Aktenstücke jetzt vereinigt erscheinen, werden sie nun auch vielfach in besserer Gestalt geboten. Dazu kommen dann noch zahlreiche Schriftstücke, die bisher ungedruckt waren. Der vorliegende Band erstreckt sich blos über die Jahre 1517—1524. Um die Sammlung nicht gar zu hoch anschwellen zu lassen — es sind noch zwei Bände vorgesehen —, hat Geß die frühere Kirchenpolitik des sächsischen Fürsten unter Berücksichtigung des

1) Akten und Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen. Erster Band: 1517—1524. Leipzig, Teubner, 1905. LXXXVIII, 848 S. gr. 8°. (ℳ 29.)

2) Ueber die Kirchenpolitik Herzog Georgs haben die Histor.-polit. Blätter bereits im Jahre 1860 (Bd. XLVI) mehrere treffliche Artikel gebracht.

gesamten Aktenmaterials in der Einleitung behandelt. In dieser kurzen Orientierung über die Kirchenpolitik Herzog Georgs vor Luthers Auftreten findet man interessante Aufschlüsse über die Reformation der Klöster, über Georgs Stellung zur Weltgeistlichkeit, sowie über seine Stellung zu verschiedenen Ablässen, die vor dem Ausbruch der religiösen Wirren in Sachsen verkündet worden sind. Mit der Stellung des Fürsten zu fremden Ablässen, namentlich zu dem verhängnisvollen Ablaß, den Tetzel zu verkünden hatte, beginnt auch die Publikation der Akten. Was in diesen Aktenstücken ganz besonders hervortritt, das ist einerseits Georgs Eifer für die Abstellung der Mißbräuche innerhalb der Kirche, andererseits die mannhafte Entschiedenheit, mit welcher er der lutherischen Neuerung entgegentrat. Es dürfte sich der Mühe lohnen, über diese zwei Punkte an der Hand der neuen Publikation hier einiges mitzuteilen.

I.

Noch bevor auf den Reichsversammlungen über die lutherische Angelegenheit verhandelt wurde, hatte Herzog Georg bereits auf dem Augsburger Reichstag im Jahre 1518 eine Reform der geistlichen und weltlichen Stände gefordert. In dem Entwurf zu einer Antwort der Reichsstände auf den Antrag des päpstlichen Legaten Kajetan, der einen Türkenzug befürwortet hatte, erklärte Georg unter anderm, daß man sich vor allem des Schutzes Gottes würdig machen und daher die vorhandenen Mißbräuche abstellen sollte:

„Dieweil denn öffentlich und am Tag ist, daß wir in allen Nationen und Ständen der Christen, geistlich und weltlich, vermerken große Ursache göttlicher Strafe, welche uns jetzt nicht wenig durch den Türken, den Feind des christlichen Kreuzes, gedroht wird, so bedenken gemeine Stände für das Nötigste, daß die Gnade Gottes wieder erlangt möge werden, daß eine gemeine (allgemeine) Versammlung der christlichen Kirche an gelegenem Ende der Christenheit geschehe und vor allen Dingen

eine gemeine Reformation geistlichen und weltlichen Standes vorgenommen werde“ (S. 42).

Dieselbe Forderung hat später Georg noch mehrmals wiederholt. Als im Jahre 1520 Luther seine Schrift an den Adel deutscher Nation herausgab, erklärte der Herzog ganz entschieden, er werde nicht gestatten, daß dies Buch in seinem Lande nachgedruckt werde. Indem er aber dies dem Meißener Dekan Johann Hennigk, der damals in Sachen der Heiligsprechung Bennos in Rom weilte, meldete, fügte er bei, daß Luthers Schrift manche Wahrheit über das von Rom gegebene Aergernis bringe, dem nur ein Konzil abhelfen könne:

„Es ist nicht alles unwahr, so darin steht, auch nicht unnötig, daß es an den Tag komme. Denn es müssen zwar Aergernisse geschehen, wehe aber dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt. . . . Dieses Aergernisses (des Auftretens Luthers) ist niemand Ursach, denn das unmäßig menschlich Leben, so man täglich hört und erfährt von dem versammelten Volk zu Rom, wie die Tag und Nacht trachten, wie sie alle Substantien aller Nationen unter sich bringen mögen, und damit es verblümt werde, so wirft man mir oder einem anderen Fürsten zuweilen einen Knochen ins Maul, hier mit einer Koadjutorie, hier ein Reservat, dort eine Dispensation. Wiewohl wir's dennoch wohl zahlen müssen, so kauen wir doch daran. . . . Ich besorge, man werde das nun nicht dämmen können anders, denn durch eine selige Besserung unserer Sünden und ein heiliges Konzilium, darin man den muß wirken lassen, der alles Gute eingeben kann. Dies habe ich euch als meinem Bekannten geselliglich nicht wollen verhalten; denn ich meine es wahrlich gut, wie ich gern wollte, daß wir alle, hier und dort, gute Zeit hätten“ (S. 139).

Am ausführlichsten handelt Herzog Georg von den kirchlichen Mißbräuchen in der schon öfter angeführten Beschwerdeschrift, die er 1521 auf dem Wormser Reichstag für die Bearbeitung der „Beschwerden der deutschen Nation gegen den römischen Stuhl“ einreichte (S. 150—153). „Das

größte Verdammnis armer Seelen", erklärte der Herzog, „erwächst aus Aergernis, so man von Geistlichen bekommt; darum ist vonnöten, daß eine gemeine Reformation geschieht, welches nicht besser denn durch ein gemein Konzilium mag gebessert werden." Georg führte in seiner Beschwerdeschrift ernste Klagen über die Annaten, über erkaufte Dispensen, über schädliche Vervielfältigung der Abläsfe, über Mißbräuche der geistlichen Gerichte, über das verderbliche Kommendenwesen und dergleichen. Erwähnt sei besonders, was über den Ablaß gesagt wird:

„Es werden die Indulgentien, wodurch der Seelen Heil geschehen und die man mit beten, fasten, Liebe des Nächsten und andern guten Werken erlangen sollte, um Geld gegeben. Da schaut man nicht, wie man die lobe, preise oder angebe, damit man nur viel Geld erlange; und es kommt wohl, daß der Prediger, der die Wahrheit sagen sollte, nichts anders denn Betrug und Unwahrheit den Leuten fürgibt. Das leidet man und lohnet ihn darum, aus Ursachen, daß er viel Geld in den Kasten bringen kann."

Aus dieser Klage darf man jedoch nicht folgern, daß Georg ein Gegner des Ablasses war, oder daß er es gänzlich mißbilligte, wenn zur Gewinnung des Ablasses eine Geldspende vorgeschrieben wurde. Hatte er doch selber im Jahre 1517 für die Pfarrkirche in Annaberg einen Jubelablaß begehren lassen, bei dem die damals übliche Geldspende nicht fehlen durfte (S. 18 ff.). Noch im Jahre 1521 begehrte er eine Verlängerung des Annaberger Ablasses (S. 180), und zwei Jahre später ersuchte er den Bischof von Meißen, in Rom den Einwohnern von Altenberg einen Jubelablaß zu Gunsten ihres Kirchbaues zu erwirken (S. 424). Seine Beschwerden richteten sich demnach blos gegen die mit dem damaligen Ablaßwesen verbundenen Mißbräuche. Verschiedenen anderen Mißständen trat er selber in seinem Lande nach Kräften entgegen. Auch unterließ er nicht, die Bischöfe, zu deren Sprengeln seine Gebiete gehörten, an ihre Pflichten

zu mahnen und sie seiner willigen Unterstützung zu versichern. So richtete er am 21. August 1521 eine Aufforderung zur Beseitigung der Mißbräuche an den Mainzer Erzbischof Albrecht von Brandenburg.

„Denn Ew. Liebe unverborgen, welche große Klagen auf jetzt gehaltenem Reichstag zu Worms an Kaiserl. Majestät durch Kurfürsten, Fürsten und Stände des heiligen Reichs der Geistlichen und ihrer Offiziale halber gewachsen, wie gar leichtfertig und unordentlicherweise man sich des Bannes gebraucht .... wie sie sich sonst mannigfältige unpriesterliche, leichtfertige Händel und Mißbrauchungen anmaßen, wodurch die Laien, welche ihnen ohne das ungünstig, zu tätlichem Beginnen nicht wenig verursacht werden. Und ist derhalben unsere freundliche Bitte, Ew. Liebe wolle in dasselbige notdürftige Einsehung tun und dasselbige, so den Weltlichen zu Aufruhr und tätlichem Beginnen Ursache geben mag, abwenden. So wollen wir dem Allmächtigen zu Ehren, auch zur Erhaltung christlichen Friedens und Ew. Liebe zu freundlichem Gefallen gern so viel Fleiß hierin verwenden, daß wir uns gänzlich wollen vorsehen, daß es in unsern Landen nicht Not haben solle“ (S. 183).

Die Abstellung der kirchlichen Mißbräuche hielt Georg für das beste Präservativmittel gegen die lutherische Neuerung. „Man werde diesem Uebel“, schrieb er am 13. April 1524 an den päpstlichen Legaten Campeggio, „nicht besser vorbeugen können, als wenn man den Anlaß dazu beseitige“ (S. 653). Doch trat er der lutherischen Neuerung auch direkt entgegen.

II.

Es wird öfter behauptet, daß Herzog Georg bereits im Sommer 1518 sich scharf gegen Luther ausgesprochen habe. Als Luther am 25. Juli dieses Jahres zu Dresden bei einer Predigt, die er auf Wunsch des Herzogs hielt, auseinandersetzte, daß kein Sterblicher an seiner Seligkeit zweifeln solle, daß jene, welche das Wort Gottes aufmerksam anhörten, wahre Jünger Christi und zum ewigen Leben

vorherbestimmt seien, da sagte der Herzog mehrmals über Tisch mit erzürntem Gemüt: Er wollte viel Geld darum geben, wenn er dergleichen Predigt nicht gehört hätte; denn sie mache die Leute nur sicher und ruchlos. Geß, der nur die Briefe und offiziellen Aktenstücke berücksichtigt, sagt nichts von dieser Erzählung, die, wenn sie wahr wäre, beweisen würde, daß Georg als einer der ersten den gefährlichen Charakter der lutherischen Lehre eingesehen hätte. Indessen handelt es sich hier wohl nur um eine später entstandene Legende. Man findet sie zuerst bei dem 1571 verstorbenen meißnischen Gelehrten Georg Fabricius,[1]) der überhaupt „als Geschichtschreiber äußerst ungenau und ohne alle Kritik verfahren ist“.[2]) Wahr ist allerdings, daß Luther am 25. Juli 1818 in Dresden vor dem Herzog eine Predigt gehalten hat. Dies bezeugt er selber.[3]) Doch gibt er ein ganz anderes Thema seiner Predigt an, als dasjenige, welches ihm von Fabricius zugeschrieben wird.

Die erste nachweisbare Klage Georgs über Luther, abgesehen von einer tadelnden Aeußerung bei der Leipziger Disputation, stammt aus dem Ende des Jahres 1519.[4]) Anfang Dezember 1519 hatte Luther einen „Sermon von

---

1) Originum illustrissimae stirpis Saxoniae libri septem. Ienae 1597, p. 859. Wiederholt von Seckendorf, Commentarius de Lutherianismo. Lipsiae 1694, p. 23. Fabricius, bei dem keine nähere Zeitangabe sich findet, sagt blos, die Sache habe sich zugetragen kurz vor dem Ausbruch des Ablaßstreites Auf diese Angabe sich stützend, versetzte Seckendorf, dem viele gefolgt sind, das Begebnis ins Jahr 1517.

2) So E. G. Gersdorf, Urkundenbuch des Hochstiftes Meißen. Bd. III. Leipzig 1867. S. XIV.

3) Enders, Luthers Briefwechsel I, 350 f. Vergl. Köstlin-Kawerau, M. Luther. Berlin, 1903. I, 188. 757.

4) Die bei Köstlin-Kawerau I, 293 erwähnte Verbrennung der Schriften Luthers, die bereits 1519 in Dresden stattgefunden haben soll, ist offenbar ins Jahr 1521 zu versetzen. Vgl. Geß, 153, 257.

dem hochwürdigen Sakrament des heiligen wahren Leichnams Christi" veröffentlicht, worin er unter anderm erklärte, daß es ziemlich wäre, das Sakrament des Leibes Christi den Gläubigen in beiderlei Gestalt zu geben. Kaum hatte der Herzog von dieser Schrift Kenntnis erhalten, so beeilte er sich, seinem Vetter, dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, darüber Vorstellungen zu machen. Er schrieb ihm am 27 Dezember, Luthers Sermon laute fast Pragisch (hussitisch) und werde, da er in deutscher Sprache abgefaßt sei, besonders unter den gemeinen Mann Ketzerei und Aergernis bringen. Friedrich, der älteste christliche Kurfürst, möge Vorsorge treffen, daß nicht schwerer Schade über die Christenheit komme (S. 110 f.). Zugleich schrieb Georg an die Bischöfe von Meißen und Merseburg, um sie auf die gefährliche lutherische Schrift aufmerksam zu machen (111 f.). Der Anregung des eifrigen Fürsten Folge leistend, erließ der Bischof von Meißen unterm 24. Januar 1520 ein Mandat, worin Luthers Sermon verurteilt wurde. Diesem Mandat setzte Luther sofort eine grobe Erwiderung entgegen. Wie Karl von Miltitz erzählt, hätte Herzog Georg, dem er im Auftrag des Meißener Bischofs Luthers Schrift gebracht habe, „zur Maßen darüber gelacht".[1]) Hier zeigt sich aber aufs neue, wie unzuverlässig Miltitz ist.[2]) Weit davon entfernt, über Luthers Schrift zu lachen, hat der Herzog in einer eigenhändigen Aufzeichnung das „ungegründete, gehässige Schreiben" mit seinen „fast (sehr) schändlichen, schimpflichen Worten" und „unzähligen Injurien" scharf verurteilt (117).

Je weiter Luther und dessen Anhänger in ihrer Neuerungssucht voranschritten, desto entschiedener trat ihnen Georg

---

1) Bei Köstlin I, 298, der Miltitz Glauben schenkt.

2) Nicht mit Unrecht spricht P. Kalkoff bei anderem Anlasse von den „Flunkereien des eitlen, schwatzhaften Mannes". Zeitschrift für Kirchengeschichte, Bd. 25, 1904, S. 286. K. Müller (ebenda Bd. 24, S. 76) nennt ihn einen „Renommisten und Schwindler".

entgegen. Er hielt sich hierzu in seinem Gewissen aufs strengste verpflichtet. „Ich besorge", schrieb er im November 1521 an Kurfürst Friedrich, „unser Herrgott werde von denen, die es billig wehren sollten und nicht tun, große Rache fordern. Dies verursacht mich, daß ich dieser Sache so fleißig nachtrachte" (207). Wie er in seinem eigenen Lande die Predigt der lutherischen Lehre und Neuerungen im Gottesdienste durch Geld- und Gefängnisstrafen zu verhindern suchte, so ermahnte er auch wiederholt den Kurfürsten Friedrich und dessen Bruder Johann, gegen die gefährliche Neuerung einzuschreiten. „Ew. Liebe" so schrieb er am 21. November 1521 an Herzog Johann, „tragen sonder Zweifel noch in frischem Gedanken, wie die Lehre Martini Luthers mancherlei Wahn und Irrtum eingeführt, wodurch auch noch bisher mehr Lästerung Gottes und seiner lieben Heiligen, viel Zerrüttung Gottesdienstes, viel Zerstörung geistlicher Zucht, auch viel Mißbrauch der christlichen Uebung erwachsen, denn Gutes". Er finde es höchst bedauerlich, daß man im Kurfürstentum Sachsen und namentlich in Wittenberg dem zuchtlosen Treiben der Neuerer und deren Ausschreitungen ruhig zusehe (209 f.). Einige Wochen später (21. Dezember 1521) schrieb er an denselben Herzog, er solle sich nicht beeinflussen lassen durch das Gerede der Neuerer, „das Evangelium sei bei ihren Zeiten wieder an den Tag gekommen". Das sagen sie mit Unwahrheit. „Denn ich bin der älteste nicht, ich gedenke vor vierzig Jahren, daß man das Evangelium gepredigt hat, und es stand damals besser im Lande des Glaubens halber, denn es jetzt steht" (240).

Der Herzog indessen predigte tauben Ohren. Weder der Kurfürst noch sein Bruder konnten sich dazu entschließen, dem Vorgehen Luthers entgegenzutreten. Auch beim Reichsregiment fand der lutherfeindliche Fürst nur geringes Entgegenkommen. Wohl wurde auf sein Betreiben anfang 1522 vom Reichsregiment in Nürnberg ein Mandat erlassen, das die weltlichen und geistlichen Fürsten aufforderte, die kirchlichen

Neuerungen nicht zu dulden (250 f.). Derartige Mandate hatten aber in der damaligen aufgeregten Zeit wenig zu bedeuten. Auch als Georg über Schmähungen, die ihm selbst von seiten Luthers widerfahren waren, zu klagen hatte — Luther hatte ihn einen Verleugner des Evangeliums, einen Lügner, einen Lästerer und Verfolger der christlichen Wahrheit gescholten — wurde ihm weder von seinem sächsischen Vetter noch vom Reichsregiment eine tatkräftige Unterstützung zu teil. Wohl tadelte im Namen des Reichsregiments Pfalzgraf Friedrich in einem Schreiben vom 23. Mai 1522 an den Herzog Luthers Schmähsucht: „So er das Wort Gottes wollte fördern, wäre nicht not, gehässige Worte, die im Evangelium nicht stehen, dermaßen vorzunehmen". Indessen sei die Zeit noch nicht gekommen, „daß man ihm recht in die Wolle greifen kann". Deshalb solle sich der Herzog „den leichtfertigen Mann nicht zu hoch bewegen lassen" (326). Damit war jedoch Georg keineswegs zufrieden, wie die Antwort zeigt, die er am 4. Juni 1522 dem Pfalzgrafen zukommen ließ.

„Ich bedanke mich der freundlichen Vermahnung, was Luther belangt, und hoffe, ich wolle mich dermaßen darüber (über Luthers Schmähungen) nicht erzürnen, daß es mir in die Füße schlagen soll. Aber verwundern muß ich mich und kann's nicht lassen, daß der Mann so viel Glück hat, daß sich so viel tapfere, großmütige Leute vor ihm, mit Verlaub, fürchten, da doch keine Furcht billig sein sollte. Denn Ew. Liebe wissen, daß auch rechte Christen zur Erhaltung ihres Glaubens billig den Leib samt dem Gut darstrecken sollten". Ein Mönch, „der auch nicht mehr kann, denn allein höhnisch schmähen und lästern, der soll vermögen, daß ein kaiserlich Regiment sich vor ihm entsetzt und nicht wohl wider ihn ratschlagen darf, wie man die unwahrhaftige Lästerung, so ihnen allen geschieht, verantworten solle. Und leiden also, daß sie als Lästerer Gottes, Narren und Unsinnige, Verhänger und Zulasser des Ehebruchs mit anderen schmählichen Bezichten in Briefen sollen umgetragen werden, was ich weiß, daß es unsere Eltern vom Papst nicht

gelitten hätten". Jetzt wäre gerade noch die rechte Zeit, dem schmähsüchtigen Mönch in die Wolle zu greifen. „Und es wäre doch wahrlich ein ganz leicht Werk, man müßte aber allein Gott und die Gerechtigkeit vor Augen haben und nicht die Martinischen fürchten; denn sie werden nicht einen Berg auf den andern tragen; so vermögen sie auch Gott und unserm Glauben, wo wir's mit Ernst angreifen, nicht zu widerstehen. Sie können uns auch weder an Leib, Gut oder Seele gehelfen, allein daß sie sich blähen, wovor wir uns als die Kleinmütigen und vielleicht Weltgescheiten wohl fürchten können" (325 f.).

Wiederholt äußerte Georg sein Erstaunen darüber, daß man „draußen im Reich" sich vor Luther fürchte. So schrieb er am 11. Dezember 1522 an seinen Vertreter auf dem Nürnberger Reichstag:

„Wollet euch hierum erkünden, was die Ursache sei. Denn wo es redliche und christliche Ursache hätte, daß man ihn draußen also sehr fürchtet, so täten wir sehr töricht, daß wir also nahe bei ihm sitzen und täglich Mandate wider ihn lassen ausgehen. Auch diejenigen in Straf nehmen, die seine Lehre fördern oder der anhangen. Wir haben noch heute einen Luthers halber in Straf genommen; er wird's mit 1000 Gulden kaum ablöschen. Wir sehen gottlob noch niemand, der uns darum was tut. Denn uns dünkt, Gottes Ehre, unsers Herrn, und unsere eigene Ehre um eines armen ausgelaufenen Mönchs willen zu vergessen, das sollte uns einem Christenmann ganz schwer zu erdulden sein" (397). „Und sollten sich auch alle ärgern", schrieb er an denselben Gesandten am 1. Januar 1523, „so würde ich es nicht tun; denn wir gottlob uns in diesem Fall vor niemand, denn vor Gott zu fürchten haben" (414).

In diesem Schreiben vom 1. Januar 1523 findet sich auch eine interessante Bemerkung über Luthers kurz vorher erschienene Predigt vom ehelichen Leben. Georgs Vertreter Dr. Dietrich von Werthern hatte ihm am 19. Dezember das Büchlein zugeschickt, „das der teuflische Mönch von der Ehe hat unverschämt lassen ausgehen, welches ihm einen Abfall allhier gemacht; und wäre nicht gut für uns arme Ehe-

männer, daß böse Weiber darin lesen sollen; ich will meinem Weib keins mitbringen" (402). Scherzend erwiderte ihm der Herzog:

„Als ihr schreibt, daß ihr eurem Weib das Büchlein um der Ehe nicht lesen lassen wollet, dünkt uns, ihr tut unweislich daran; denn unsers Achtens steht etwas Sonderliches darin, das euch als einem ängstlichen Ehemann wohl dienen sollte; denn er setzt, wenn euch euer Frau euern Willen nicht gestatten will, so sollt ihr an die Magd treten. Also möget ihr euch auf hübsche Mägde richten. Die und dergleichen Artikel mögt ihr euerm Weibe wohl fürhalten. Damit Gott befohlen" (415).

Wenn es Georg nicht geringen Kummer bereitete, daß manche seiner Untertanen mit Luther sympathisierten, so konnte ihn andererseits eine Erklärung des sächsischen Landtags im Juni 1523 nur mit Befriedigung erfüllen. Er hatte der Versammlung ein kaiserliches Mandat wider die religiöse Neuerung mitteilen lassen, mit dem Ersuchen, sich darnach zu richten. Die Antwort der Prälaten, Ritterschaft und Städte ging dahin, daß sie sich bezüglich des Mandats gegen Luther „als gehorsame und fromme Christen" halten wollen.

„Und nachdem durch desselben Martini Luthers verkehrte Lehre die Untertanen wider die Oberhand aufstehen und sich in Ungehorsam begeben, ist ihre untertänige Bitte, dieselben ungehorsamen Untertanen wider sie nicht zu stärken, sondern, so sie denselben zu schwach, ihnen gnädige Hülfe mitzuteilen, daß sie solche widerwärtige Untertanen zu Gehorsam und gebürlicher Strafe bringen mögen" (517).

Daß Herzog Georg derartigen Bitten bereitwilligst entsprach, zeigen zur Genüge die zahlreichen Strafmandate, die er selber gegen die Anhänger Luthers erlassen hat.

N. Paulus.

V.

Das Sudarium des Herrn in Turin.

Allen wird noch der Streit um die Echtheit des Grabtuches des Herrn in Turin in Erinnerung sein. Bekanntlich ist über diese Frage für und wider viel geschrieben worden, ohne daß man sich eigentlich recht klar über den Stand dieses wissenschaftlichen Streites geworden wäre. Daher ist es mit Freuden zu begrüßen, daß ein katholischer Geistlicher, nachdem sich die Erregung der Gemüter etwas gelegt, es unternommen hat, die bis jetzt erschienenen Arbeiten kritisch zu sichten.[1]) Neues bietet die Studie wenig. Sie mag wohl nur bezwecken, die Forschungen des französischen Kanonikus Ulysse Chevalier, der der kompetenteste Richter in dieser Frage ist, weiteren Kreisen bekannt zu machen. Vor allem dürfte es interessieren, etwas über die Genesis der Verehrung des so berühmt gewordenen Sudariums, die eigentlich erst Chevalier in seiner Etude critique sur l'origine du Saint Suaire de Lirey-Chambery-Turin (Paris 1900) klargestellt hat, zu erfahren. Man wird sich sodann auch ein Urteil erlauben können, wer in dem Streit um das Sudarium den Sieg davongetragen hat — die historische oder die exakte Wissenschaft; denn beide Wissenschaften sind hier in einen eigentümlichen Gegensatz getreten. Nach den, auf authentischen Dokumenten gestützten Forschungen Chevaliers hätte ein gewisser Gottfried I. von Charny, Herr von Savoisy und Lirey, zu Lirey[2]), einer kleinen Ortschaft, am 20. Juni

1) Der Streit um die Echtheit des Grabtuches des Herrn in Turin. In seinem merkwürdigen Anlaß, interessanten Verlauf und tragischen Ausgang dargestellt von einem katholischen Geistlichen. Paderborn (Ferd. Schöningh) 1905. Pr. 1 M. 20 Pf. = 1 Kr. 24 H.

2) Lirey gehörte zum Sprengel von Troyes.

1353 zu Ehren der allerseligsten Jungfrau eine Stiftskirche für sechs Kanoniker gegründet. Einem offiziellen Schreiben des späteren Bischofs von Troyes, Peter von Arcis (1377–1395), zufolge vom Jahre 1389 an Papst Klemens VII. hätte der Dekan dieser Stifskirche zu seiner und des Stiftes Bereicherung quendam pannum artificiose depictum ausgestellt, auf welchem ganz deutlich das Doppelbild eines Menschen, die Vorder- und Rückseite dargestellt war, mit der Beteuerung, daß dies das eigentliche Sudarium sei, in welchem unser Heiland Jesus Christus im Grabe eingehüllt war. Wie es zu geschehen pflegt, war der Zulauf des gläubigen Volkes zu dieser Pseudoreliquie ein ungeheurer.

Der damalige Bischof von Troyes, Heinrich von Poitiers (1353—1370), war auf diesen frommen Betrug aufmerksam geworden und bestellte eine Kommission zur Prüfung der Echtheit des Sudariums. Das Resultat der Untersuchung lautete dahin, daß ipsum pannum humana ope factum, non miraculose confectum sei. Auch eine Urkunde Karl VI. von Frankreich bestätigt obiges Resultat (‚erat quidem pannus manufactus et in figuram . . . sacri sudarii, in quo preciosissimum corpus Domini nostri Jhesu Christi salvatoris post ejus sanctissimam passionem involutum fuerat, artificialiter depictus'). Heinrich von Poitiers wollte nun energisch gegen einen derartigen Unfug einschreiten, kam aber eigentlich nicht dazu, da die Kanonici wohlweislich ‚dictum pannum occultarunt et suppresserunt, ut per ipsum ordinarium reperiri non posset'. So mußte also das heilige Tuch 34 Jahre lang, von 1355—1389, in welch letzterem Jahre das Schreiben des Bischofs von Troyes abgefaßt wurde, verborgen gehalten werden. Während dieser Zeit wurden aber seitens der Kanoniker mehrere Versuche unternommen, das Sudarium wieder in Ehren zu bringen. Der neue Stiftsdekan bat Gottfried II. von Charny, den Sohn Gottfrieds I., ad finem questus, wie der Bischof von Troyes Peter von Arcis schreibt, um Erlaubnis der Aus-

stellung des Linnentuches, ut, peregrinacione renovata dicta ecclesia de proventibus ditaretur. Gottfried II., der seit 1356 Herr von Lirey war, willfahrte der Bitte des Dekans und tat auch seinerseits die nötigen Schritte, um vom päpstlichen Nuntius Peter von Thury eine diesbezügliche Erlaubnis zu erwirken, wobei er natürlich von der früheren Saisierung des Tuches schwieg und angab, daß propter guerras regni et alias causas et de mandato ordinarii das Sudarium sorgsamst an einem sicheren Orte lange Zeit aufbewahrt worden sei. Gottfried II. erhielt auch die Erlaubnis der Ausstellung des Linnen (non petita sed obtenta licencia, wie es in der Bulle Klemens' VII. an Gottfried von Lirey sehr bezeichnend heißt). Nach erhaltener Lizenz stand also der Ausstellung des Sudariums nichts mehr im Weg und wurde auch dasselbe mit größtem Pomp gefeiert (cum solemnitate maxima et maiori quam ibi ostendatur Corpus Domini nostri Jhesu Christi). Bald sah sich jedoch die kirchliche Behörde veranlaßt, neuerdings einzuschreiten. Heinrichs von Poitiers' dritter Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle von Troyes, Peter von Arcis, verbot dem Stiftsdekan bis auf weiteres die Ausstellung des Tuches. Der Dekan appellierte an den Papst und hielt sich nicht im geringsten an die Weisung seines Oberen. Himmel und Erde wurden nun seitens Gottfrieds II. und der Kanoniker in Bewegung gesetzt, um eine günstige Entscheidung vom Papste zuerlangen, der schließlich dem ungestümen Drängen der Appellanten, hinter denen auch Karl VI. von Frankreich stand, nachgab, und um keinen weiteren Skandal zu provozieren, die öffentliche Verehrung des Sudariums zugestand, indem er dem Bischof von Troyes in nicht mißzuverstehender Absicht „ewiges Schweigen" auferlegte (perpetuum silentium imponendo). Der Bischof ließ sich jedoch durch letzteres Gebot nicht beirren, sondern wandte sich nun auch seinerseits in heftigen Protesten gegen den Unfug an den Papst. Die Antwort hierauf erfolgte bald.

Schon am 6. Jan. 1390 erließ Klemens VII. gleichzeitig vier Bullen, in denen zwar kein positives Verbot der Verehrung des Tuches enthalten[1]) war, die aber ganz unumwunden und unzweideutig die Unechtheit des Sudariums dartaten: ‚Dignatur igitur, ... circa ea taliter providere, quod error et scandalum huiusmodi et superstitio delectanda ... radicitus extirpentur, ita videlicet quod pannus ille nec pro Sudario nec pro Sanctuario nec pro representacione vel figura Sudarii domini ... aut alio quovis exquisito modo vel nomine exhibeatur populo aut etiam veneretur‘.

So blieb es also bis 1418. Am 6. Juli 1418 übergaben die Kanoniker infolge der damaligen Kriegswirren ihre Kostbarkeiten dem Grafen Humbert de la Roche, Nachfolger und Schwiegersohn Gottfrieds II. Nach Humberts Tode (1443) forderten die Kanoniker das Tuch, das sich unter den anvertrauten Kostbarkeiten befunden hatte, von der Witwe des Grafen, Margareta von Charny, zurück. Jedoch umsonst. Trotz öfterer Reklamationen seitens der Kanoniker wurde nichts erreicht. Schließlich kam es zu einem Vergleich, demzufolge den Kanonikern der Ausfall der verschiedenen Almosen vergütet wurde. Inzwischen suchte auch Margareta Kapital aus dem Sudarium zu schlagen. Sie war nämlich nach Chimay im Hennegau gezogen und stellte dort das Tuch aus und zwar mit Erfolg. Auch in diesem Falle schritt die kirchliche Behörde ein. Der damalige Bischof von Lüttich, zu dessen Sprengel Chimay gehörte, Johann von Heinsberg (1419—1455), ordnete eine Untersuchung der Reliquie an. Daß Resultat derselben ist uns in der Chronik des Bene-

1) Verboten wurde nur die allzu pomphafte Verehrung, wie Anzünden von Kerzen und Lichtern. Wichtig ist folgendes Gebot, an das der das Sudarium zeigende Priester sich zu halten hatte: „Predicet et dicat alta et intelligibili voce, omni fraude cessante, quod figura seu representacio predicta non est verum Sudarium D. N. Jhesu Christi, sed quedam pictura seu tabula“...

diktiners Kornelius Zantfliet († ca. 1462) erhalten und stimmt mit der Entscheidung Heinrichs von Poitiers überein. Aus dem Besitze der Gräfin kam das Tuch zufolge einer Urkunde vom 22. März 1452 in den Besitz des Herzogs von Savoyen. 1453 kam es nach Chambéry in die dortige Franziskanerkirche. Das Tuch wurde zwar von den Kanonikern reklamiert, und es gingen auch Entschädigungsforderungen an den Herzog von Savoyen, Ludwig XI., ein, hatten aber augenscheinlich keinen Erfolg. Das Sudarium blieb im Besitze der Herzoge. Bald wurde dasselbe auch in Chambéry Gegenstand religiöser Verehrung, die auch seitens der Päpste Sixtus IV., Julius II., Leos X. gefördert wurde. An der Echtheit wurde also nicht mehr gezweifelt. 1578 wurde das Tuch nach Turin gebracht, anläßlich einer von Karl Borromäus nach Chambéry zu demselben geplanten Wallfahrt, um ihm den weiten Weg zu ersparen. Dort blieb es bis auf den heutigen Tag.

Dies die Geschichte des heiligen Tuches von Turin. Bei unbefangener Betrachtung der historischen Zeugnisse wird jeder die Unechtheit des Sudariums zugestehen müssen, trotz der gegenteiligen Versicherung der exakten Wissenschaften.[1]) Bedauerlich ist nur, daß man mit derartigen Sachen Handel trieb und das Volk bewußt betrog. Ob die jeweiligen Besitzer, besonders die späteren bei Ausstellung des Sudariums immer mala fide gehandelt haben, läßt sich natürlich nicht entscheiden und soll auch nicht behauptet werden.

Weitershin werden in der besprochenen Broschüre die Forschungen der sog. exakten Wissenschaft kritisch untersucht. Wir müssen leider auf die Besprechung dieses sehr interessanten Teils verzichten.

Zu erwähnen ist nur, daß die künstlerische Darstellung der Blutstropfen sich recht gut anders erklären läßt, d. h. daß der Künstler wahrscheinlich wirkliches Blut auf die Leinwand gespritzt hat. Eine chemische Untersuchung des Tuches würde überhaupt überraschende Resultate erzielen. D. P.

1) Vgl. jedoch diese Zeitschrift (1902) CXXX, S. 66—76.

VI.

Erinnerungen an einen katholischen Dichter Irlands. [1]

Aubrey wurde am 10. Januar 1814 in Curragh Chase in der Grafschaft Limerick geboren. Sein Vater Sir Aubrey Hunt, der 1831 den Namen de Vere annahm, war ein Dichter, der sich durch seine Sonnette und sein Drama „Mary Tudor" den Beifall Wordsworths erwarb. Sein poetisches Talent ging auf den dritten Sohn Aubrey über, dessen geistige Entwicklung anfangs eine so langsame war, daß der Vater ihn nicht studieren lassen wollte. Die Klassiker und die Mathematik ließen den Knaben kalt; da geriet sein Privatlehrer auf den glücklichen Gedanken die Frühlingsode Wordsworths mit ihm zu lesen. Er hatte die rechte Saite berührt und die schlummernden Geisteskräfte entbunden. Das Studium der englischen Literatur hatte Wunder gewirkt. Der junge Aubrey machte von nun an rasche Fortschritte und fand schon damals besondere Freude an dem Verkehr mit hochgebildeten Männern z. B. dem berühmten Astronomen W. R. Hamilton, der ihn in das tiefere Verständnis der Gedichte von Wordworth, Coleridge, Southey, einführte und das Talent der feinen Analyse der dichterischen Werke entwickelte. In seinem 18. Lebensjahre trat Vere in Trinity College Dublin ein, mit dem festen Vorsatz, sich um Preise

---

1) Aubrey de Vere a Memoir based on his unpublished diaries and Correspondence by W. Ward. London, Longmans 1904. Recollections of Aubrey de Vere. London, Arnold 1897.

und hohe Auszeichnungen nicht zu bewerben, sondern seine Lieblingsstudien, die Literatur und Philosophie zu betreiben. Er hatte eine Uebersetzung von Sophokles Antigone schon damals beinahe vollendet und studierte Kant und Coleridge mit großem Eifer. Seine Beobachtungsgabe war auffallend. Er schildert den (Professor) Erzbischof Whately also: „W. sprach in einem fort, und erteilte links und rechts Ratschläge; die übrigen starrten vor sich hin und blickten bisweilen auf. Wagte es einer, etwas einzuwenden, dann kanzelte ihn der Erzbischof im Vollbewußtsein seiner überlegenen Logik und Rethorik ab und schleuderte ihn weg, wie der Jagdhund die kleinen Hündchen. Er besaß die niederen Fähigkeiten in einem eminenten Grad, ob auch die höheren, das kann ich nicht entscheiden". Vere erhielt den Preis für einen philosophisch-theologischen Essay (1837), scheint aber die akademischen Grade nicht erworben zu haben.

Der Vater hatte ihn für den geistlichen Beruf bestimmt, dem der Sohn gar nicht abgeneigt war, aber der Jüngling, der unter den Leichtsinnigen so besonnen und unter den Weltlingen so in sich gekehrt auftrat, konnte nie zu einem Entschlusse kommen. Er hatte wohl ein dunkles Gefühl, daß er als Pilger der Ewigkeit sich nicht in die beschränkten Verhältnisse eines Fachstudiums bannen lassen dürfe. Vere sollte ganz allmählich in die große geistige Bewegung hineingezogen werden, die von Oxford ausging und späterhin in den Bereich des großen Zauberers treten, der so viele der Edelsten begeistert hat. Schon 1838 machte er die Bekanntschaft von John Henry Newman. „Früh am Abend", so erzählt er, „glitt eine außerordentlich anmutige Gestalt in Kappe und Talar ins Zimmer. Die feine Gestalt, der gütige Ton der Rede hätte auf einen mittelalterlichen Asketen, oder eine anmutige, fein gebildete Lady unserer Tage schließen lassen. Er war blaß, abgemagert, sein Gang war schnell, seine Haltung, wenn er nicht ging, war sehr ruhig, seine Stimme war wohllautend und voll Pathos und so klar, daß man

jeden Vokal und Konsonanten hätte zählen können. Ich habe nie einen Mann gesehen, der so asketisch aussah, so würdevoll und zugleich so bescheiden und liebenswürdig". Vere blieb nur zwei Tage in Oxford und begab sich zunächst nach London und von da nach Cambridge, wo er mit Männern zusammentraf, die von dem Oxforder Kreis gewaltig abstachen. Ironie, Liebe zum Theoretisieren herrschten hier vor. Die ersten Eindrücke, welche Rom, das er 1839 besuchte, machte, waren nicht sehr tief, hafteten vielmehr an der Oberfläche, weil Vere fast keine Zeit zum Nachdenken blieb. Er wurde etwas unangenehm davon berührt, daß die Katholiken so eifrig waren, um Proselyten zu machen, und daß so viele Protestanten in Rom katholisch wurden. Der Kontrast zwischen Oxford, Cambridge und Rom wurde ihm mehr und mehr offenbar, das Imperium Roms und, daß die katholische die wahre Kirche sei, kam ihm mehr und mehr zum Bewußtsein, dagegen fühlte er sich von dem Subjektivismus und dem Mangel an Ernst der liberalen Cambridger Professoren abgestoßen. Er neigte sich mehr und mehr zur Newman'schen Richtung hin und zur Anerkennung der Tradition und der Autorität der Kirche. In das Jahr 1841 fiel Veres Aufenthalt in Rydal, wo er Wordsworth und die Familie Coleridge kennen lernte. Zwischen dem greisen Dichter und seinem jungen Bewunderer bildete sich bald ein sehr inniges Verhältnis. Der Jüngere ließ sich durch die Sonderbarkeiten des Aelteren nicht stören und war entzückt durch die Gaben des Geistes und Herzens, die er an ihm entdeckte. Wordsworths Sprache war so rein, seine Sätze so harmonisch abgewogen, und Form und Inhalt entsprachen sich so vollkommen, wie er es noch bei niemandem bemerkt hatte. Wordsworth war eine tief religiöse Natur und zeigte großes Interesse für die Oxforder Bewegung, meinte aber, er hättte die Schriften der Oxforder nicht genug gelesen, um ein endgültiges Urteil fällen zu können. Die Bewunderer Wordsworths wurden auch Veres Freunde,

Miß Fenwick, Sara Coleridge und andere. De Vere war der Entwicklung der Oxforder Bewegung nicht so aufmerksam gefolgt, daß er den Uebertritt Newmans zur katholischen Kirche hätte verstehen oder gar voraussehen können. Er war daher nicht wenig befremdet und gegen Newman eingenommen, dessen „Essay on Development“ er anfangs nicht zu würdigen verstand. Der Tod seines Vaters (1846), die irische Hungersnot von 1846—48 und die wichtige Rolle, die er während dieser Periode spielte, nahmen seine Zeit derart in Anspruch, daß er sich wenig mit Kontroversfragen beschäftigen konnte. Vere hatte in dieser Zeit Gelegenheit, die guten Eigenschaften des Landvolkes und des katholischen Klerus kennen zu lernen und Vergleiche anzustellen. Er war Zeuge von der Bekehrung seines älteren Bruders Stephen, der, mit der eigenen Kirche unzufrieden, aus praktischen Gründen, ohne eine Schrift der Oxforder gelesen zu haben, katholisch wurde. Stephen und Aubrey schrieben die Bekehrung den Gebeten der Armen zu. Die religiösen Instinkte genügten ihm nicht mehr, es wurde ihm klar, daß Sekten, in denen das Schisma herrschte und Lehren großgezogen wurden, die von der allgemeinen Lehre abwichen, zur wahren Kirche, dem Leib Cristi nicht gehören könnten. Nur in der katholischen Kirche erblickte er die Einheit, nur sie besaß den überweltlichen Charakter und war wirklich von den Feinden der christlichen Religion gehaßt und gefürchtet. Die früher gegen die katholische Kirche erhobenen Schwierigkeiten erschienen ihm jetzt als gelöst oder nebensächlich. „Selbst Protestanten“, schrieb er an Sara Coleridge, „geben zu, daß der Katholizismus die logische Schlußfolgerung der Offenbarung sei, aber sie finden, daß der Protestantismus sein Gesicht der Welt zugekehrt, sein Konkordat mit der Welt geschlossen hat“.

Später als die meisten seiner katholisierenden Freunde (15. Nov. 1851) wurde Vere zu Avignon in die katholische Kirche aufgenommen: er schrieb am selben Tage an Sara

Coleridge: „Die Ueberzeugungen seien immer klarer geworden und hätten ihm die Pflicht zum Handeln auferlegt, denn die durch Gottes Vorsehung dem Menschen zugeflossenen Gnaden könnten durch Aufschieben verscherzt werden. Möge Gott diesen Akt des Gehorsams gegen ihn annehmen und mir die Gaben, zu denen der Gehorsam die Thüre ist, gewähren: Demut, Reue und Liebe. Ich betrachte dies nicht als Selbstaufopferung, sondern als das Eintauschen einer glorreichen Freiheit für eine gesetzlose Unabhängigkeit. Für sehr viele Handlungen bleiben wir noch immer persönlich verantwortlich; aber es ist glorreich, unser Sinnen und Denken zu versenken in den allgemeinen Glauben des wieder erneuerten Menschengeschlechtes, und durch den der Kirche am Pfingstfest mitgeteilten Geist in alle Wahrheit eingeführt zu werden". An seine Schwester schrieb er von Rom: „Ich fühle wie Einer, der endlich statt der Projektion eines Schattenbildes die Wirklichkeit ergriffen hat. Manche Teile der Bibel, besonders die Evangelien, welche für mich so geringe Bedeutung hatten, erscheinen mir in ganz neuem Licht; ich habe für Religionsphilosophie und heilige Literatur eine Religion eingetauscht. Die Grundsätze, die ich jetzt halte, gewähren mir vollständige Befriedigung und Gnadenmittel, von denen ich früher ausgeschlossen war. Eine große Wandlung war für mich unvermeidlich. Wäre ich Protestant geblieben, so wäre ich vielleicht eine Beute des Latitudinarismus geworden". An Sara Coleridge schrieb er: „Nicht blos alte Zuneigung läßt mich wünschen, daß andere auch nur während einer Woche wüßten, was der Katholizismus wirklich ist. Ich konnte mich als Protestant nie über das erste Problem der Offenbarung erheben und betreffs der Grundlage des Glaubens klug werden". Vere fand in der katholischen Religion mehr, als er sich je eingebildet oder erwartet hatte, und schrieb sein langes Zögern der Beschäftigung mit der Poesie zu.

Der liebenswürdige und anspruchslose de Vere hatte

sich weniger als Newman, Manning und andere Konvertiten über Verleumdungen, die man gegen ihn ausstreute und über Entfremdung alter Freunde zu beklagen; aber auch er mußte oft genug hören, daß er eine absterbende, dem Untergang verfallene Religion erwählt habe. Dadurch, daß er sich und seine Religionsgenossen zu rechtfertigen suchte, verdarb er es nur noch mehr mit manchen alten Freunden. Mit der Zeit wurden beide Parteien ruhiger und fanden in der Abwehr des immer mehr um sich greifenden Skeptizismus einen Vereinigungspunkt. Vere war nichts weniger als ein engherziger Fanatiker, der alles Moderne verdammt, weil es modern ist; aber seine Naturanlage, seine Frömmigkeit zogen ihn zum Mittelalter hin. Wir wollen wenigstens einige Urteile anführen. „Wir leben," so schrieb er in der Einleitung zu „Medieval Records and Sonnetts", „von der Bewunderung, Hoffnung und Liebe, die edleren Geister des Mittelalters besaßen diese Gaben in hohem Grade. Sie hatten vor uns den großen Vorzug voraus, die Dinge mit dem kindlichen Blick der Bewunderung zu betrachten, während wir mit dem Seziermesser des Anatomen alles zerteilen. Das Mittelalter war gläubig, nicht kritisch; es bewunderte und haschte nicht nach Bewunderung, es liebte die Wunder und fürchtete sich nicht, wenn es fehl ging. Stürmische Leidenschaften tobten in den Gemütern, große Verbrechen wechselten ab mit heldenhaften Taten, aber das Mittelalter war von Selbstliebe verhältnismäßig frei. Selbstlosigkeit und Selbstaufopferung, Loyalität und Ehrfurcht waren weit allgemeiner als jetzt."

Hutton, der große Bewunderer Newmans und Veres, der als Herausgeber des Spectator einen größeren Einfluß auf die literarische Kritik ausgeübt hat als irgend ein anderer, fällte über Veres Dichtungen folgendes Urteil: „Da Sie über katholische Gegenstände und in katholischem Sinne dichten, so können Sie zahlreiche Leser nicht erwarten. Die Poesie braucht, um populär zu sein, bedeutenden Umfang und Kraft; bei Ihnen ist alles innerer Wert." Ueber die kritischen Essays

äußerte sich Hutton also: „Die Analysen eines wahren Poeten sind immer feiner als die jedes anderen. Sie besitzen das Gefühl und den feinen, unnachahmlichen Sinn fürs Schöne.“ Huttons Ausspruch wurde von dem gelehrten Publikum akzeptiert, de Veres Essays Literary and on Poetry fanden großen Beifall, aber auch seine Gedichte wurden dank den amerikanischen Kritikern und dank der religiösen Strömung der Neuzeit mehr gewürdigt, besonders seine Legends of St. Patrick, seine Legends of the Church and the Empire. Lady Domvile bereitet eine wohlfeile Volksausgabe seiner ausgewählten Gedichte vor, welche von der Catholic Truth Society veröffentlicht werden wird. Ungleich den übrigen Meistern seiner Zunft, einem Tennyson, Sir Henry Taylor, welche in dem Kreise ihrer Bewunderer ihre Gedichte lasen und dieselben besprachen, las und erklärte Vere wohl die Gedichte anderer, nie die eigenen. In noch viel höherem Grade, als der Goethekult bei uns alle übrigen Poeten in den Hintergrund stellte, lenkte Tennyson in England die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Nicht bloß Zeitgenossen, wie Taylor, de Vere, blieben unbeachtet, selbst die Werke eines Wordsworth, eines Coleridges hatten nicht mehr denselben Absatz. Das Publikum, das Gedichte las und Kunstwerke würdigen konnte, war viel beschränkter als heutzutage, die Literarkritik übte geringen Einfluß, wie aus folgender Tatsache erhellt. Aubreys Vater hatte ein Drama „Mary Tudor“ geschrieben, das sein Sohn 1847 veröffentlichte. Die Kritik sprach sich sehr lobend über das Drama aus. Das Buch blieb liegen. Als nun Tennyson ein Drama über denselben Stoff veröffentlichte, da gingen die hundert Exemplare, welche sich bei dem Verleger noch vorfanden (die übrigen waren verloren gegangen) schnell ab, und bald darauf wurde eine neue Auflage veranstaltet. Der Fortschritt, den England gemacht hat, ist unverkennbar, denn die niederen und mittleren Klassen, welche sich früher um die englische Literatur gar nicht kümmerten, sind jetzt in derselben weit

besser beschlagen, als es die höheren Klassen vor fünfzig Jahren waren.

Die Scheu und fast kindliche Verehrung großer Denker und Dichter, die Gewohnheit, ihre Gedichte, die er auswendig wußte, herzusagen, im Kreise seiner Freunde vorzulesen und zu erklären, tat den eigenen Dichtungen Eintrag. Die frühesten Dichtungen sind nicht so formvollendet, wie die späteren, aber weit origineller und frischer; sie verraten weit größere Kenntnis der Welt und schildern den Gegensatz zwischen Religion und Welt. In seiner Demut gefiel sich Vere in der Rolle des Schülers, der eine Freude daran findet, das Evangelium der Wahrheit und Schönheit, die tief religiösen Gedanken, die er in seinen Lieblingsdichtern Wordsworth, Coleridge, Tennyson, H. Taylor, in den Schriften Newmans und anderer Denker findet, hervorzuheben und zum Gemeingut zu machen. Er hätte der Menschheit wohl einen besseren Dienst geleistet, wenn er weit mehr seine eigenen Gedanken entwickelt hätte, wenn er mitten im Leben gestanden hätte; denn der Mann, der Wochen und Monate als poetischer Einsiedler in Curragh Chase in der Bibliothek zubrachte oder in Gedanken versunken den Park durchwanderte, bewährte sich während der irischen Hungersnot als Mann der Tat und zeigte ein Organisationstalent, das man bei ihm nicht gesucht hätte. Man kann es nur bedauern, daß Aubrey sich nicht weit mehr in die altirische Poesie versenkt, nicht den Umgang mit dem irischen Landvolk, das einen so reichen Schatz echter Poesie besitzt, zu poetischen Schöpfungen verwertet hat. Die irischen Stoffe, die er in seinen Dichtungen behandelte, konnten nicht ohne Nachteil in die englische Form gegossen werden. Die irischen Dichter der Neuzeit haben auch deswegen kein Meisterwerk hervorgebracht, weil sie nicht auf dem nationalen Boden standen, und sind tief unter Sir Walter Scott, der weit mehr den gälischen Geist sich angeeignet hat. Anmut und Zartheit sind Eigenschaften, welche Vere in hohem Grade besaß, seine Poesie war vor-

zugsweise eine religiöse und fand schon deshalb einen beschränkten Leserkreis. Sein Leben ist geeignet, Protestanten von ihrem Vorurteil zu heilen, als ob die katholische Religion die natürliche Liebe erstické. Wohl keiner hat so viele protestantische Freunde gehabt und sich ihre Liebe und Achtung trotz religiöser Differenzen bewahrt wie de Vere.

A. Zimmermann.

VII.

Reichstagsbrief. I.

Berlin, 21. Dezember 1905.

Nur eine kurze Spanne Zeit war der Reichstag versammelt; am 28. November feierlich vom Kaiser eröffnet, ging er schon am 15. Dezember in die Ferien. Am 9. Januar 1906 soll die Hauptarbeit beginnen. Aber die 17 Tage Parlamentszeit haben doch recht viel Abwechslung in das politische Leben gebracht, und sie liefern über die ganzen Weihnachtsferien Stoff zu allerhand guten und mißglückten Leitartikeln.

Vor 2 Jahren konnte der Kaiser infolge seines Halsleidens den Reichstag nicht persönlich eröffnen; es ging damals wenig imponierend zu. Heuer war es anders. Schon das reiche Gefolge von Hofbeamten und Militärs gibt einen festlichen Anstrich, und das Auftreten des Kaisers beweist, daß er von der Bedeutung seiner Würde und Macht durchdrungen ist. Es hat einen Zug, wenn der Kaiser dabei ist. Die Thronrede war kurz und knapp. Man hat namentlich auf dem Gebiete der innern Politik etwas mehr erwartet; da sind viele Lücken, welche die Initiativanträge der Parteien ausmauern sollen und wollen. Um so ausgiebiger kam die auswärtige Politik an die Reihe; aber der Ton der Thronrede war auch hier kühl, fast frostig. Nur gegenüber Rußland und Norwegen finden sich herzliche Töne, und damit wird auch die Legende aus der Welt

geschafft, als hätte Kaiser Wilhelm II. gerne seinen Sohn Eitel-Fritz auf dem neuangestrichenen Königsthron in Christiania gesehen. Jetzt heißt es wieder: er hatte sollen Regent von Braunschweig werden; wir halten solche Kombinationen für höchst überflüssig, zumal sich der Prinz doch noch in recht jugendlichem Alter befindet und bis heute außer seinem militärischen Berufe wohl weitere Studien nicht gemacht hat.

Der Grundton der Thronrede war auch der Grundton der Generaldebatte zum Etat; noch nie ist im Reichstage die auswärtige Politik so eingehend besprochen worden wie heuer. Welche Genugtuung hätte nicht der „alte Jörg" erlebt, wenn er dieses in den gelben Heften hätte noch schildern können! Er vertrat schon vor 30 und mehr Jahren den Satz, daß der Reichstag sich mehr mit der Auslandspolitik zu befassen habe; er hat als Parlamentarier auch die Konsequenzen hievon gezogen und sich nicht „gescheut, in das Heiligtum des Fürsten Bismarck einzugreifen". Aber er konnte den Reichstag nicht mit sich fortreißen, und wie selten ist seither ein Wort über unsere auswärtige Politik im Reichstage gefallen! Kaiser und Kanzler machen dies allein! hieß es seither. Nun ist es anders geworden. Unser seliger Dr. Jörg feiert jetzt seinen Triumph. Der Ausdruck der Thronrede von den „korrekten Beziehungen" zu anderen Mächten hat den Reichstag aufgescheucht. Was ist los? hieß es verwundert von allen Seiten. Was los war, wußte schon seit Frühjahr jeder kühle Beobachter der Dinge. Der Reichskanzler hat sich auch zweimal über unsere auswärtige Politik verbreitet und beidemal lebhaften Beifall gefunden. Hat sein Rivale Rouvier in der Deputiertenkammer zu Paris ein glänzendes Vertrauensvotum erhalten (nur die Sozialisten hielten sich abseits), so darf Fürst Bülow dasselbe von sich sagen. Wäre die „Tagesordnung" in Berlin üblich, alle bürgerlichen Abgeordneten ohne Ausnahme hätten für jene gestimmt, die der Reichskanzler als genehm bezeichnet hätte. Mit Aus-

nahme der Sozialdemokratie steht der ganze Reichstag geschlossen hinter dem Reichskanzler in dieser Frage. Gewiß stärkt dies seine Position sehr wesentlich. Was Fürst Bülow — dem ja übrigens der Herzogshut und Herzogsmantel winken sollen — gesagt hat, kennt man aus der Tagespresse; wir wollen es nicht wiederholen, sondern nur die Konsequenzen aus seinen Darlegungen ziehen.

Das europäische Gleichgewicht hat sich nach Westen verschoben; freilich besteht der Dreibund noch, auch die italienischen Extratouren haben ihn nicht erschüttert, aber welchen Wert hat er für uns? Der französisch-russische Zweibund besteht ebenso, nur hat die schöne Marianne all ihr Hab und Gut an den unersättlichen Freund geben müssen. Zu Lande sind wir in Deutschland so stark, um selbst den bisher so gefürchteten Zweifrontenkrieg nicht mehr fürchten zu müssen. Aber die gesamte Wirtschaftspolitik hat die ungeheure Bedeutung unserer Seeinteressen erst recht erkennen lassen. In der Nordsee und im Kanal liegt der Schlüssel zu Deutschlands Wohlstand und Armut. Werden beide geschlossen, so öffnet sich im Innern der Ruin. Selbst die blühendste Landwirtschaft — die wir nicht haben — kann diesen nicht ganz aufhalten. Ohne Export und Import sind wir verarmt. Wer aber hat den Schlüssel in seiner Hand? Vorerst noch zu drei Viertel unser Konkurrent England, der Frankreich in sein Netz genommen hat. England fürchtet überall das „Made in Germany“ und sucht es zu verdrängen. Dieser wirtschaftliche Kampf hat nun eine besondere Schärfe gewonnen durch manche unvorsichtige Auslassung auf deutscher Seite, besonders durch gewisse Agitationen des Flottenvereins. Hat man es doch so dargestellt, daß unsere Flotte die Aufgabe habe, sich mit der englischen zu messen. Die Antwort ist in London sehr prompt erfolgt; dort kennt man jetzt nur noch ein einziges Flottenprogramm und dieses lautet: die englische Flotte muß stärker sein als die beiden stärksten Flotten Europas zusammen. Dieser Satz wird in England mit einer Zähigkeit

durchgeführt, die nur der Engländer kennt. Wir finden es aber deshalb vom englischen Standpunkt aus auch ganz begreiflich, wenn man sich sagt: Weshalb so lange warten mit der „Abrechnung mit Deutschland"? Wir wollen nicht müßig zusehen, bis dieses sich gekräftigt und gestärkt hat, sondern schießen sein „Flottchen" lieber jetzt gleich in den Meeresgrund. So hat ja der Zivillord der Admiralität, Mr. Lee, es gesagt. Bei uns gibt es aber auch superkluge Leute, die nun die „Achillesferse" von England entdeckt haben wollen, und das sei Südafrika. Dort seien wir heißt es, zu Land Nachbarn Englands und hier könnten wir ihm beikommen. Wir wollen einmal den kühnen Phantasien dieser Leute folgen: Deutschland müsse in Südwestafrika nicht nur seine 14,000 Mann lassen, sondern noch mehr hinsenden; gebe es einen europäischen Konflikt, so müßten diese im Verein mit den Buren, die sich uns anschließen würden, die Engländer einfach ins Meer werfen und ganz Südafrika sei eine deutsche Kolonie. Welch glänzende Aussicht! Nur hat die Rechnung einen großen Fehler; sie stimmt nämlich nicht. Die Unterhaltung der 14,000 Mann in der südwestafrikanischen Steppe und Sandwüste kostet jetzt pro Jahr rund 120 Millionen Mark und dabei steigen täglich die Schwierigkeiten der Verpflegung. Woher aber die deutschen Truppen Proviant und Munition erhalten sollen, wenn ein Krieg droht, ist uns ein Rätsel. Die Zufuhr aus der Kapkolonie hört auf und die aus dem Mutterlande ist abgeschnitten und unsere Soldaten sind dem Hungertode überliefert. „Sie holen sich beides in der Kapkolonie!" heißt es. Die Frage ist nur, ob sie es finden und ob sie nicht elendiglich hiebei zugrunde gehen. Wahrlich eine solche Phantasie ist zu kühn, als daß ein denkender deutscher Staatsmann ihr folgen dürfte.

Nun sind ja „Friedensbestrebungen" im Gange; zweifelsohne bedeutet der Sturz des Kabinetts Balfour eine gewisse Entlastung; je mehr Balfour sich in seiner inneren Politik

Schlappen holte, desto mehr warf er sich auf die Auslands-politik und kultivierte den Deutschenhaß. Eine gute Stütze. Aber er brach doch zusammen. Das neue liberale Kabinett und sein Chef Campbell-Bannermann sind Deutschland gegenüber viel ruhiger und objektiver; aber sie dürfen nicht zu rasch abwickeln, da sie vor den Neuwahlen stehen. Kommt eine liberale Mehrheit zustande, sind die Friedensaussichten besser; siegt aber der Chamberlainismus, so steht es schlimmer als je. Immerhin kann man zugeben, daß die Spannung sich jetzt ein wenig auslöst. In beiden Ländern bilden sich Vereinigungen, die das Bestreben haben, die Verstimmungen auszugleichen; die deutsche und englische Kaufmannschaft geht voran. Unser deutscher Botschafter in London hat gleichfalls eine wohl bekannte Friedensrede gehalten. Hoffen wir also, daß die Wogen der Nordsee sich gar bald glätten mögen.

Mit Frankreich stehen wir ja besser dank unserer Ueberlegenheit zu Land. Delcassé ist und bleibt gestürzt, Rouvier war sein Leben lang ein kühler Rechner und läßt sich nicht hinreißen. Freilich wird aus der Marokko-Konferenz nicht sehr viel werden. Dem französischen Gelbbuch soll nun vielleicht ein deutsches Weißbuch folgen und die wichtigsten Aktenstücke mitteilen. Aber es stellt sich doch immer deutlicher heraus, daß Marokko eigentlich nur der Prügeljunge gewesen ist, und daß die gesamte Lage aus ganz anderen Gründen so sehr sich zuspitzte. Die „glänzende Isolierung Deutschlands“ sollte dokumentiert werden; so war das Welttheaterspiel in London ersonnen; Frankreich sollte den Vorhang eben aufziehen, da griff Deutschland mit starker Hand ein, der Vorhangzieher wurde schnell aus dem Dienst entlassen und so muß England auf diese Premiere seines weltpolitischen Theaterstückes noch etwas warten. Die deutsche Regierung aber hat die stärkste Stütze tatsächlich im Reichstage gefunden. Daß die Sozialdemokratie brummend neben draußen steht, kann niemand überraschen; sie ist eine Oppositionspartei à tout prix und kann sich nicht wohl fühlen in Gemeinschaft

mit anderen Parteien. Lächerlich ist nur die Anmaßung, mit der „August I.“ sich als den ersten Friedensmenschen der Welt hinstellt und seine Partei als Partei des Weltfriedens. Doch darüber ist kein weiteres Wort zu verlieren.

Bei dieser Stimmung des Reichstages ist es nicht zu verwundern, wenn die neue Flottenvorlage eine verhältnismäßig günstige Aufnahme fand. Am bemerkenswertesten war die auffallend freundliche Haltung der freisinnigen Volkspartei. Solange Eugen Richter auf seinem Posten war, fand Herr von Tirpitz hier nur ein kaltes Nein. Jetzt ist es anders geworden. Die Richtung Eickhoff erscheint und der Nachfolger Richters, Dr. Müller-Sagan, hat sich rechtzeitig an die Spitze dieser Richtung gestellt; aus seiner ganzen Rede hörte man stets nur das „Ja!“ hervorklingen; gewiß machte er manche Einschränkungen und manche Vorbehalte; aber der Grundton war doch ein zustimmender. Das Zentrum macht die ganze Frage von der Lösung der Deckungsfrage abhängig. Die Nationalliberalen wollen noch einen Schritt über die Vorlage hinausgehen und namentlich für die älteren Linienschiffe viel rascher einen Ersatz herbeiführen, was selbstverständlich eine recht wesentliche Steigerung der Kosten im Gefolge hat. Jedenfalls kann man sagen, daß noch nie eine Flottenvorlage freundlicher aufgenommen wurde als diese.

Nicht so glücklich ist Frhr. v. Stengel mit seiner Reichsfinanzreform daran; er fand eigentlich nirgends eine gute Zensur, höchstens bei der Rechten. Das Zentrum ließ seine Ansicht in folgende 5 Sätze zusammenfassen: 1. Der Bindung der Matrikularbeiträge in der vorgeschlagenen Höhe stimmen wir nicht zu. 2. Daß das ganze Steuerbündel ein einheitliches sein soll, verwerfen wir. 3. Die Summe der geforderten Steuern von 250 Millionen ist viel zu hoch. 4. An Artikel 6 des Flottengesetzes halten wir fest, wonach die neuen Steuern nicht durch Abgaben auf Artikel des Massenverbrauches aufgebracht werden dürfen. 5. Die neuen Steuern müssen durch die stärkeren Schultern getragen werden. Da erst nach Neujahr über die Steuervorlagen im einzelnen beraten wird, halten wir es jetzt auch für verfrüht, uns näher über diese auszulassen; nur so viel dürfte feststehen, daß die

Quittungssteuer ganz fällt und ebenso die Tabaksteuer auf gewöhnlichen Tabak. Auch die Biersteuer findet in der vorgeschlagenen Form keine Annahme.

Recht herzlich schlecht hat die Regierung auf dem Gebiete der Kolonialpolitik abgeschnitten. Fürst Bülow war zweifelsohne der klügste und gab sofort die „groben Fehler" der Kolonialpolitik zu. Der „neue Herr", Erbprinz von Hohenlohe, hat bis jetzt nicht den Eindruck gemacht, als sei er ein „Herr aus Schwabenland von hohem Wuchs und starker Hand". Die Eisenbahn von Lüderitzbucht nach Kubub ist zwar genehmigt worden, jedoch nur aus militärischen Gründen, um die Verpflegung unserer Truppen zu erleichtern. Aber die Kolonialverwaltung darf sich dieses Erfolges nicht rühmen; Oberst v. Deimling hat ihr vielmehr die Bahn herausgehauen. Dem Soldaten glaubte man rückhaltlos, zu den Kolonialbeamten ist das Vertrauen erschüttert. Es wurde in das Elend unserer Kolonialpolitik gründlich hineingeleuchtet und aus den amtlichen Denkschriften nachgewiesen, wie sehr der Reichstag in die Irre geführt wurde.

VIII.
Bayerisches.

Als passende Jubiläumsgabe — zur Hundertjahrfeier der Erhebung Bayerns zum Königreich und zur 200jährigen Gedenkfeier der Volkserhebung für Kurfürst Max II. Emanuel — erscheint seit einigen Wochen lieferungsweise ein neues Werk: „Unser Bayerland, vaterländische Geschichte, volkstümlich dargestellt von O. Denk und J. Weiß" durch die Allgemeine Verlagsgesellschaft München. [1])

Wir haben in Bayern keinen Ueberfluß an gediegenen Darstellungen unserer Geschichte in populärer Form, und hätten

1) Vollständig in 15 Lieferungen à 60 Pfg., Gesamtpreis brosch. ℳ 9.

es doch so notwendig, in allen Schichten unseres Volkes der einmal vorhandenen und trotz vielfacher konsequenter Bemühungen nicht ausrottbaren Liebe zu dem engeren Heimatlande und der altehrwürdigen angestammten Dynastie, welche auch in den vor 100 Jahren angefallenen Landen tiefe Wurzeln gefaßt hat, neue Nahrung zu bieten.

Und da der greise Regent, der ein echter Wittelsbacher durch und durch ist und als solcher fühlt und darum seinem Volke treuen Herzens nahestehen möchte, den Verhältnissen Rechnung tragend eine stille Feier des 1. Januar 1906 wünscht, so wollen wir uns umsomehr freuen, wenn die nähere und fernere Vergangenheit in Wort und Bild den weitesten Kreisen vor Augen geführt wird. Aus der Kenntnis dessen, was war, soll das Volk, Jung und Alt, seine Liebe zur Heimat stärken, und Kraft und Mut gewinnen zu Treue gegen sich selbst und das Vaterland. Die seltene Mannigfaltigkeit in der geschichtlichen Entwicklung der nun seit einem Sekulum unter Wittelsbachischem Szepter vereinigten deutschen Stämme soll uns eine ernste Mahnung sein zu treuem Festhalten an dem erprobten Althergebrachten in Glaube und Sitte, aber auch eine eindringliche Predigt, heute und immerdar ganz und voll unsere Pflicht zu tun in richtiger Erfassung dessen, was die Zeit erfordert: der Blick nach Rückwärts soll das Auge schärfen zum Blick nach Vorwärts!

Und so wünschen wir, daß „Unser Bayerland" durch die Pflege des patriotischen Sinnes das Band der Zusammengehörigkeit der Bayern, Schwaben, Franken und Pfälzer im Königreich Bayern noch fester knüpfe, wie es auch durch eine alle Stämme umfassende Geschichte unseres Landes eine fühlbare wesentliche Lücke unserer populären Literatur ausfüllen möge.

Die Ausstattung der bisher erschienenen Hefte ist eine nahezu mustergültige und muß ob des Reichtums und der feinsinnigen Auswahl des Bildschmuckes als eine hocherfreuliche Leistung bezeichnet werden. Hoffentlich findet das Unternehmen, das ein Volksbuch sein will und ist, auch fördernde Unterstützung seitens unserer bayerischen Behörden, denen Pflege des Patriotismus Pflicht und Freude sein muß.

IX.

Heuslers „Deutsche Verfassungsgeschichte“.[1])

Der Verfasser der vorliegenden Schrift verfolgt den Zweck, „die deutsche Verfassungsgeschichte einem gebildeten Leserkreise anschaulich und verständlich zu machen“, für den Rechtshistoriker von Fach ist sie nicht bestimmt, obwohl auch dieser sie nicht ohne Nutzen lesen wird.

Dem Nichtjuristen wird es sehr willkommen sein, in diesem Werkchen den Werdegang der deutschen Staatsbildung kennen zu lernen, losgelöst von der Geschichte des deutschen Privatrechts, welche er in den Lehrbüchern der deutschen Rechtsgeschichte stets mit in den Kauf nehmen muß; besonders wird der junge Historiker, welcher zu einem vollen Verständnis der politischen Geschichte nur durch das Studium der Verfassungsgeschichte gelangen kann, seine Aufmerksamkeit dem Buche zuwenden. Und das sei ihm dringend empfohlen. Denn der Verfasser versteht es meisterhaft, dank einer äußerst lebens- und lichtvollen Darstellung, seinen an schwierigen Problemen wahrlich nicht armen Gegenstand auch dem Anfänger klar zu machen und große weltgeschichtliche Ereignisse aus dem Grunde ihrer tieferen Quellen heraus zu erklären. So erwähnt er z. B., daß die Karolinger den Inquisitionsbeweis aus dem Königsgericht in das Volksgericht übertrugen und gegen die widerstrebenden deutschen Bauern durchzuführen suchten: „drei Jahrhunderte später sehen wir die Burgen Heinrichs IV. im Sachsenlande in Flammen stehen, die Empörung über dieses verhaßte Verfahren hat sich entladen“; er zitiert den Satz des Schwabenspiegels, daß die Dienstpflicht des deutschen Heeres in Italien mit der Kaiserkrönung zu Ende sei: „manch deutscher Kaiser tritt uns vor Augen, der, eben mit dem Zeichen der höchsten weltlichen Würde der Christenheit geschmückt, von seiner Kriegsmacht verlassen, wie ein Dieb nach der Heimat zurückschleicht“.

---

1) Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, 1905. Preis 6 ℳ

Die einzelnen Partien des Stoffes werden nicht lose neben einander gereiht, sondern in einheitlichem Zusammenhang aufeinander aufgebaut, sodaß die geschichtliche Entwicklung deutlich hervortritt. In diese logisch fortschreitende, überaus fesselnd geschriebene und teilweise, so bei der Schilderung des Kaisertums Ottos des Großen, von glühender Begeisterung beseelte Darstellung sind die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft in unaufdringlicher Weise verwoben; bei der Darlegung des fränkischen Eroberungsverfahrens z. B. sind die verdienstvollen Untersuchungen von Rübel („Die Franken, ihr Eroberungs- und Besiedelungssystem im deutschen Volkslande") verwertet. Mit sichtlicher Liebe sind die fränkische Reichsgründung, die Reichsgesetze Friedrichs II., die Ausbildung des Städtewesens und die Reichsreformversuche unter König Maximilian I. besonders eingehend behandelt. Als nachahmenswertes Muster methodischer Forschung sind die Ausführungen über die Kaiserkrönung Karls des Großen, „diesen naturnotwendigen Abschluß der politischen Konstellation am Ende des 8. Jahrhunderts", hervorzuheben.

In überzeugender Weise werden gelegentlich Theorien, deren Herrschaft zu lange gedauert hat, widerlegt, z. B. wendet sich der Verfasser wohl mit Recht gegen die allgemeine Meinung, der ewige Landfrieden von 1495 habe das Fehderecht endgültig beseitigt; daß dieses vermeintliche Recht nur auf dem Papier aufgehoben war, beweisen die fortgesetzten Friedensbrüche Sickingens und die nicht vom Reichsregiment ausgehende, sondern auf dem Wege der Selbsthilfe erfolgende Niederwerfung des Ruhestörers zur Genüge: erst die erstarkende Polizeigewalt der Fürsten vermochte die Ordnung im Reiche zu bessern. Dagegen dürfte der Ansicht Heuslers, daß der unglückliche Johann Parricida von dem Erzbischof Peter von Mainz als Werkzeug gegen die auf Rückgewinnung des Reichsguts gerichtete Politik König Albrechts I. benützt worden sei, nicht beizutreten sein; die Schuld des Erzbischofs, welche der Reimchronist Ottokar behauptet, ist bisher noch nicht erwiesen.

Als Mitglied des Rheinbundes von 1658 (infolge eines Druckfehlers ist 1656 als Gründungsjahr angegeben) wäre statt „Bayern" genauer „Pfalz-Neuburg" anzuführen. B.

X.

Beiträge zur Beurteilung der Aufklärung im katholischen Deutschland beim Ausgange des 18. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Es konnte nicht ausbleiben, daß man aus diesen „aufgeklärten" theoretischen Ansichten Schlußfolgerungen zog für das Tun und Lassen des Christen im praktischen Leben. Gar manche Lehrbücher der christlichen Sittenlehre sind durchweht von dem kirchenfeindlichen Zeitgeiste.[1])

Die seichteste Aufklärung findet sich in der Moral Danzers O. S. B. (1787); er erklärt eine spezifisch theologische Moral für eine prinzipielle Unmöglichkeit, spottet über den Begriff der eingegossenen Tugend. Es war das Bestreben der neuerungssüchtigen Moralisten, alles Gewicht im Streben nach sittlicher Vollkommenheit auf eigene Tätigkeit zu legen, den Einfluß der Gnade aber, die Wirksamkeit der Sakramente und anderer übernatürlicher Heilsmittel so ziemlich unbeachtet zu lassen. Die Protestanten galten auch als Muster für die katholische Moraltheologie. Reyberger O. S. B. (1794) ging nach den zeitgenössischen Protestanten Reinhard, Schmid, Döderlein, Feder u. a. voran. Der Abriß der Moraltheologie von Mutschelle O. S. B. (1801) war auf Kantschen Anschauungsweisen aufgebaut. Geishüttner konstruierte die christliche Moral nach Fichte, Roßhirt folgte fast ausschließlich dem Jenaer Professor

1) Werner a. a. O. S. 262 ff.

Buddeus. Die Werke von Giftschütz, Lauber, Becker, Wanker u. a. waren von dem gleichen Geiste angesteckt.

In Oesterreich wurden von der Zensurbehörde unter van Swietens Präsidium die Werke der Jesuiten Busenbaum, Gobat, Tamburini wegen ihres „verderblichen Inhalts" verboten.[1]) Das gleiche Schicksal traf 1771 den Probabilismus und die Kasuistik. Aber es wäre falsch, zu glauben, als ob man in Oesterreich so sehr für die Sittenreinheit in den Generalseminarien oder für pflichttreue Professoren besorgt gewesen wäre. Es ist bekannt, daß gerade Professoren öffentlich als Verführer der Jugend zu Irreligiosität und Immoralität aufgetreten sind.[2]) Ein Augenzeuge, der beteuert, er gebrauche absolut keine Uebertreibungen, berichtet uns schauderhafte Dinge über das Seminar in Wien. Darnach hatte man allerdings wohl Korruptions-, aber keine Erziehungsanstalten des Klerus.

Die katholische Geschichtswissenschaft wurde gleichfalls ganz und gar nach protestantischen und rationalistischen Grundsätzen und Vorurteilen betrieben.

Die Kirchengeschichten von Stöger, Royko, Dannenmayer, Wolf, Michl, Becker, Gmeiner rc zeigen, daß ihre Verfasser keinen Sinn und kein Verständnis für das Erhabene und Herrliche in der Kirche, überhaupt für ihren übernatürlichen Charakter hatten. Das Handbuch von Stöger, Professor der Kirchengeschichte in Wien, dann Präses des Generalseminars in Löwen, war eine „wahre Satyre auf die Religion und die Institute der Kirche"; alle Verleumdungen der Protestanten und Ungläubigen gegen die Kirche finden sich in ihm wieder.[3]) Der Benediktiner A. Spitz in Bonn lehrte, Petrus habe weder die römische noch die antiochenische Kirche gegründet. Der Professor der Kirchen-

1) Zeitschr. für kath. Theol. II, S. 310.

2) Theiner a. a. O. S. 302 ff. Seb. Brunner, Theol. Dienerschaft am Hofe Josephs II. S. 353 ff.

3) Seb. Brunner, Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich S. 482.

geschichte in Mainz, der Ex-Jesuit Jung, hielt sich anfangs korrekt, allein später wurde er selbst ein eifriger Förderer der Neuerungen. Er suchte vor allem die Rechte der Bischöfe gegenüber den „päpstlichen Anmaßungen" zu verteidigen. Zwar leugnete er nicht den Primat, aber in den tatsächlichen Besitz einer so großen Gewalt sei der Papst erst durch Pseudo-Isidor gekommen; darum teilte er seine Kirchengeschichten in die Epochen vor und nach Einführung der falschen Dekretalen Isidors.

Es wurde schon oben darauf hingewiesen, wie der Kirchenhistoriker Berg in Würzburg die Entwicklung des Christentums vom Standpunkte des Naturalismus auffaßte und demgemäß kirchliche Einrichtungen und Persönlichkeiten beurteilte. Ein anderes Motiv als Egoismus scheint er bei der Menschheit und darum auch in der Kirche kaum zu kennen. — Als Grund der Rückständigkeit katholischer Geschichtsforschung bezeichnet er die Polemik, „welche den schwachen Keim (der Kultur) zertrat, welche die aristotelische Philosophie zum Zanken gab; die Katholiken verloren den Mut, verabscheuten Sprachstudien und damit verwandte Kritik, hüteten sich vor Quellenstudien und verteidigten Papst und Mönche". Zu letzterem hat allerdings Berg keine Versuchung gehabt, — wenn ja, dann hat er sie gründlich ausgeschlagen. Sehr schlimm kommt Gregor VII. bei ihm weg, was ja bei seiner Abneigung gegen die kirchliche Hierarchie zu erwarten war. Seinen Aerger gegen das Konzil von Trient kann er nicht genug auslassen. Die Reformtätigkeit ist ihm nur „ein Versuch, die vielseitigen Interessen der Hierarchie zu wahren". Mit Spott und Ironie spricht er über die Art und Weise, wie die Konzilsbeschlüsse abgefaßt wurden, und vor allem über die Persönlichkeiten des Konzils.[1])

Wie sehr die Aufklärung die Begriffe von der Bestimmung und göttlichen Stiftung der Kirche verdreht hat, beweisen die Forderungen der Neuerer hinsichtlich der Rechtsstellung der Kirche. Ueber zwei Punkte namentlich war man in Deutschland im Unklaren, nämlich

1) Schwab, S. 154, 189 ff., 195.

über die Stellung des Papstes zu den Bischöfen und das Verhältnis der Kirche zum Staat.

Die Verwirrung bezüglich der ersten Frage hat vor allen der Trierer Weihbischof Nikolaus von Hontheim auf dem Gewissen. Fast alle Kanonisten der damaligen Zeit sind ihm gefolgt oder noch weiter von den seitherigen Anschauungen abgewichen. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, als ob der Febronius eine Originalarbeit wäre; es ist fast nichts als eine geschickte Zusammenstellung von gallikanischen Sätzen, die den Gelüsten der Fürsten und weltlich gesinnten Bischöfe schmeichelten. Verringerung der Macht des Papstes und Erhöhung der Gewalt der Bischöfe ist das Ziel des Febronianismus. Dieses zu erreichen, werden dem Staate die größten Zugeständnisse gemacht.

Den Primat Petri direkt zu leugnen, wagte man nicht, obwohl Berg, Eybel und Rautenstrauch Sätze aufstellten, die einer Leugnung fast gleich kamen.[1]

Zunächst bestritten die Febronianer die notwendige Verbindung des Primates mit dem Römischen Stuhl.[2] „Nur so lange sind die römischen Bischöfe Päpste“, sagt Sauter, Professor des kanonischen Rechtes in Freiburg, „als die Kirche sie als Nachfolger Petri anerkennt.“ Aus vernünftigen Gründen, so heißt es im Febronius, könne die Kirche den Primat auch mit dem Bischofssitz von Mailand, Paris usw. verbinden.

Daraus erhellt, daß die Febronianer außer dem Papst noch eine höhere Instanz in der Kirche annehmen, nämlich die Gesamtkirche.

Die Schlüsselgewalt habe Christus der Gesamtkirche übertragen, welche dieselbe durch Papst und Bischöfe ausübt. Die Kirche werde regiert durch Anordnungen ihres Gesamtkörpers, d. h. durch die Beschlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen, folglich stehe das Konzil über dem Papst, so argumentiert Hontheim. Diese Folgerung wurde nur von wenigen Kanonisten

1) Zeitschr. f. kath. Theol. II, S. 464. Schwab, S. 175.
2) A. Rösch im „Archiv für kath. Kirchenrecht“ LXXXIII, S. 471 ff.

bestritten. „Das Konzil hat nach Obernettner O. S. Fr. das Recht, einen widerstrebenden Papst abzusetzen und einen andern zu wählen, der ihm gehorcht“; die Majorität gibt den Ausschlag, auch wenn der Papst die Bestätigung der Entscheidung verweigert. Die Appellation vom Papste an das Konzil sei berechtigt und zu allen Zeiten anerkannt worden. Die Berufung und Auflösung des Konzils ist Sache der Gesamtheit, resp. der Majorität der Bischöfe. Die Beschlüsse der Konzilien haben für die einzelnen Diözesen nur dann Geltung, wenn sie der betreffende Bischof annimmt.

Nach Febronius haben nämlich die Bischöfe als Nachfolger der Apostel die Fülle der geistlichen Macht, sie sind unter sich vollkommen gleich. Im Falle der Not könne z. B. der Bischof von Rhegium ohne Dispens alle Amtsakte des Papstes vornehmen. Der Papst hat keine unmittelbare Jurisdiktion über andere Diözesen, er darf sich in ihre Angelegenheiten nicht einmischen. Die Exemptionen sind ungerechte Einschränkungen der bischöflichen Gewalt.

Die Kirche ist keine absolute Monarchie, der Papst ist den Bischöfen gegenüber nur primus inter pares. Der Zweck des Primates ist lediglich die Erhaltung der kirchlichen Einheit, der Papst ist nur das centrum unitatis, darum besitzt er nur so viele Rechte, als zur Erhaltung dieser Einheit nötig sind. Diese Rechte, die iura essentialia, sind wohl zu unterscheiden von den iura accidentalia oder acquisita, die der Papst im Laufe der Jahrhunderte sich widerrechtlich angeeignet hat.

Die Febronianer geben sich nun große Mühe, bis ins Einzelne zu bestimmen, welches die iura essentialia primatus seien, und wie weit deren Anwendung gehe. Aber ihre Ansichten gehen hierin weit auseinander.

Inbezug auf die iura accidentalia primatus gaben sie zu, daß die Machtbefugnis des Papstes vergrößert werden könne, jedoch nur durch allgemeine oder auch Nationalkonzilien oder durch Verträge mit den Fürsten und Völkern. Sie be-

haupteten aber, der Papst habe sich die meisten unrechtmäßig erworben. Das Fundament der heutigen Regierung der Kirche sei Pseudo-Isidor, „mit Hilfe dieser ausländischen Ware sei es dem römischen Hof gelungen, in den dunkeln und finsteren Zeiten des Mittelalters die Bischöfe zu bloßen Vikaren herabzuwürdigen".[1]) Das Dekret Gratians und die Dekretalen Gregors IX. müßten stark beschnitten werden. Zu diesen unrechtmäßig erworbenen Rechten zählten sie vor allem die Aburteilung der sogenannten causae maiores vor dem Tribunal des Papstes, die Errichtung neuer Bischofssitze, die Bestätigung, Versetzung, Verzichtleistung und Absetzung der Bischöfe, die Aufstellung von päpstlichen Reservatfällen, die Bestätigung von religiösen Orden, die Gewährung der Exemptionen, die Entrichtung von Abgaben aus der gesamten Kirche, die Beatifikation und Kanonisation der Diener Gottes 2c.

Soll es nun besser werden in der Kirche Gottes, sagen die Febronianer, so müssen die Bischöfe wieder in ihre Rechte eingesetzt werden. Die Hoffnung auf eine gütliche Verständigung mit dem Hl. Stuhle halten sie für aussichtslos, sie schlagen deshalb ein allgemeines Konzil vor oder wenigstens ein einheitliches, zielbewußtes Vorgehen sämtlicher Bischöfe; jeder Bischof könne ja seine Rechte ausüben auch gegen den Willen des Papstes. Auf Nationalsynoden solle man die nötigen Maßregeln treffen, und wenn alle sanfteren Mittel erschöpft seien, könne man sogar zu einer zeitweiligen Gehorsamsentziehung seine Zuflucht nehmen. Schließlich wird auch noch die Anrufung des weltlichen Armes empfohlen, sowie die Einführung des landesherrlichen Plazet.

Unausstehlich war den Febronianern die römische Kurie. Um nach Herzenslust über Rom schmähen zu können, unterschieden sie immer zwischen dem apostolischen Stuhle und der Kurie; diese, nicht der Papst, sei der zu bekämpfende Feind. Hontheim schrieb sogar an Clemens XIII. und suchte ihm zu beweisen, der Febronius greife nicht den Papst an,

1) Brück, a. a. O. S. 93.

sondern nur dessen geheime Feinde, die Kurialisten. Es sei eine bedauernswerte und mit blutigen Tränen zu beweinende Tatsache, daß während alle Bischöfe einen unermüdlichen Eifer für die Wiederherstellung der reinen Kirchenzucht verwenden, Rom allein untätig sei ꝛc. . . . Die Bulle Pius VI., Super soliditate (1786), wodurch die Schmähschrift Eybels „Was ist der Papst?" verurteilt wurde, erklärte das Mainzer Generalvikariat als „ein gefährliches Attentat der römischen Kurie gegen den gesamten Episkopat", folglich solle man sie „als nichtig und kraftlos ansehen und nicht nur nicht annehmen und verkünden, sondern abweisen".

Diese Abneigung gegen die Kurie erstreckte sich in gleicher Weise auf die „Schoßkinder der Kurie", nämlich die Jesuiten oder vielmehr Ex-Jesuiten.

Außer den Bischöfen suchten die Febronianer sich auch die Pfarrer günstig zu stimmen, indem sie ihnen einen Zuwachs von Macht gewährten. Hontheim macht sie zu Teilhabern des unfehlbaren Lehramtes der Kirche. Andere, wie Riegger, Pehem, Schenkl, behaupten nach dem Vorgang van Espens, daß das Amt der Pfarrer göttlicher Anordnung sei, sie seien die Nachfolger der 72 Jünger. Noch weiter geht Sauter, nach ihm sind Bischöfe und Priester kraft der Weihe und ursprünglichen Einsetzung an Macht und Würde einander vollkommen gleich.[1])

So suchte man in den geistlichen Fürstentümern die Bischöfe zu kleinen Päpsten zu machen. In Ländern, die einem weltlichen Fürsten unterstellt waren, kämpfte man für das Staatskirchentum. Gerade diese Tendenz der neuen Richtung war die Ursache, daß die Staatsgewalt sich ihrer so warm annahm. Febronius ruft in einem fort die weltliche Macht an, um in der Kirche die richtige Ordnung herzustellen. Ja er macht dies den Fürsten geradezu zur Pflicht, er weist auf die drohenden Gefahren hin, wenn sie der römischen

1) Archiv f. kath. Kirchenrecht LXXXIII, 455.

Herrschsucht nicht Einhalt gebieten, und scheut sich nicht, zu schreiben: „si legamus fastos ecclesiarum, principes fere soli semper erant, qui malis catholicae rei mederentur“.[1])

Die Unterordnung der Kirche unter den Staat wurde von vielen Kanonisten gelehrt. Am weitesten gingen bekanntlich die Oesterreicher, wie Riegger, Eybel, Pehem, Reupauer, Lakics u. a. Sie überließen es ganz dem Staat, zu bestimmen, wie weit sein ius in und circa sacra gehe. Wo immer Joseph II. auch nur den Schein eines derartigen vorgeblichen Rechtes gewahrte, suchte er es sich mit Gewalt oder Hinterlist zu erzwingen. Leider fand er bei manchem aus dem höheren Klerus bereitwillige Unterstützung.

Joseph II. scheint schließlich kaum mehr einen Unterschied zwischen Staatsdiener und Diener des Heiligtums gekannt zu haben. Graf O'Donnell bemerkte ihm einst,[2]) wenn er so weiter wirtschafte mit seinen Generalseminarien, würde es bald Mangel an Berufen zum Priesterstand geben. Der Kaiser erwiderte, dann werde er Theologiekandidaten ausheben lassen, wie die Mannschaften für das Heer. Der ernannte Bischof von Linz, Graf Herberstein, wurde angehalten, sein Amt auszuüben, bevor die Bestätigungsbulle von Rom anlangte.[3]) Als der Präses des theologischen Kollegiums in Löwen, Dr. Vandevelde, es wagte, den Satz anzufechten, daß die Landesfürsten das Recht hätten, Ehehindernisse aufzustellen und abzuschaffen, wurde er sofort von allen akademischen Aemtern suspendiert.[4])

Eine bedauernswerte Verkennung der Stellung der Kirche gibt sich in den Worten des Domvikars Baur von Würzburg kund.[5]) Er warnt den Staat, die Kirche zu

1) Brück, a. a. O. S. 96.
2) Seb. Brunner, Mysterien der Aufklärung, S. 367.
3) Seb. Brunner, Die theol. Dienerschaft am Hofe Josephs II., S. 426.
4) Ders., Mysterien d. Aufklärung in Oesterreich, S. 445.
5) Schwab, S. 369.

mächtig werden zu lassen, er solle seine Autorität über sie mit Strenge handhaben, den Priestern keinen Einfluß in weltlichen Dingen gestatten. „Ihr (der Priester) Fach ist Theologie und Polemik; sie müssen Messe lesen, Chor singen, Beicht hören, sich gut füttern, Gehorsam predigen und selbst gehorsam sein".

In Bayern erschien 1766 eine Schrift unter dem Pseudonym Veremund von Lochstein, die großes Aufsehen erregte und heftige Konflikte zwischen Staat und Kirche veranlaßte.[1]) Der Verfasser, Peter von Osterwald, lehrte die völlige Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der Kirche. Die Immunität der letzteren leitete er nur aus dem bürgerlichen Rechte ab.

Wie sich die drei geistlichen Kurfürsten den febronianischen Ideen gegenüber verhielten, ist sattsam bekannt durch ihre Abmachungen zu Ems im Jahre 1786. Mehrere Sätze der Punktation sind fast wörtlich aus Febronius herübergenommen. Man schritt sogar zur praktischen Durchführung der aufgestellten Grundsätze. Den Pfarrern wurde verboten, sich um Dispensen nach Rom oder an die Nuntien zu wenden, eigenmächtige Reformen in Kultus und Disziplin wurden eingeführt usw. Sogar das Streben, eine Nationalkirche zu gründen, läßt sich hier und da erkennen.

Der Beifall, den Febronius fand, war unglaublich groß, trotzdem das Buch schon ein Jahr nach seinem Erscheinen auf dem Index stand und auch in vielen deutschen Diözesen verboten wurde.[2]) 1763 wurde Febronius zum erstenmale in Frankfurt a. M. gedruckt, noch in demselben Jahre wurde er in Venedig nachgedruckt. 1765 erschien eine zweite stark vermehrte Auflage, 1766 eine deutsche und eine französische Uebersetzung, 1767 eine italienische und eine portugiesische; in Spanien wurde das Buch teilweise auf Staatskosten neu

1) Hergenröther, Kirchengeschichte II, S. 599.
2) Archiv f. Kirchenrecht LXXXIII, S. 643 f.

gedruckt, in Oesterreich setzte es van Swieten durch, daß es die Bücherzensur passierte. 1777 gab Hontheim eine verkürzte Ausgabe seines Werkes heraus. Wegen des großen Erfolges spottete er über die römische Zensur: Ast minus est iudicium urbis quam orbis, huius maior et sanior pars Febronii labores probavit. Der zudem nicht aufrichtige Widerruf Hontheims (1778) kam zu spät, die weltliche Macht hatte sich der febronianischen Bewegung angenommen.

In sämtlichen österreichischen Lehranstalten durften nur febronianische Lehrbücher des Kirchenrechtes gebraucht werden, wie Riegger, Pehem, Rechberger. [1]) Alle Klöster und Stifte, in denen das kanonische Recht gelehrt wurde, mußten soviel Exemplare von Riegger anschaffen, als Studierende da waren, die übrigen aber wenigstens zwei Exemplare und zwar innerhalb vier Wochen. Niemand durfte geweiht werden, ohne ein Examen aus dem Kirchenrecht nach den auf den k. k. Universitäten vorgetragenen Grundsätzen bei einem k. k. Direktor abgelegt zu haben.

Auch im übrigen Deutschland eroberte der Febronianismus beinahe alle kanonistischen Lehrstühle, wie Salzburg, Würzburg, Bonn, Trier, Mainz, Ingolstadt, Freiburg, Fulda. Regensburg, Konstanz usw.

Wie sehr die Universitäten darauf aus waren, der Kirche allen Einfluß auf das öffentliche Leben zu nehmen, zeigt ein Vorfall an der Universität Würzburg.[2])

Eine auf Subskription herausgegebene Schrift, dem ungläubigen Thomas Jefferson, Präsidenten der Vereinigten Staaten, gewidmet, enthielt die Beschwörung, „dem Priester doch ja in keinem Falle den zur höchsten Kultur bestimmten Menschen anzuvertrauen, denn der Priester ist keines Ideals fähig." „Sein Wille," heißt es wörtlich, „ist eingeschränkt, sein Denken gehemmt, sein Zentralpunkt ist Rom, dessen Strahlen Unsinn, Indulgenzen, Haß und Verfolgung Andersgesinnter

1) Zeitschr. f. kath. Theol. II 420 f.
2) Schwab, S. 371.

sind, wodurch die schönsten Gegenden in eine Wüste verwandelt und die Menschen zum Tiere metamorphisiert werden." Dasselbe gelte mehr oder weniger auch von der protestantischen Geistlichkeit. Die gelehrte Welt Würzburgs beeilte sich, ihre Namen in die Liste der Subskribenten zu setzen; neben Schelling, Paulus, Niethammer sind auch die katholischen Professoren Berg, Andres, Onymus u. a. darin zu finden.

Sehen wir uns die Forderungen der Aufklärung etwas näher an.

Daß es damals in der Kirche Deutschlands manche Mißstände gab, die eine Abänderung dringend erheischten, wird jedermann gern zugeben. Das Verlangen nach Reformen wurde laut. Aber unter Reform verstanden viele der Aufklärer Abschaffung heiliger und heilsamer Gebräuche. Der rationalistische Zeitgeist wollte dem katholischen Leben alles nehmen, was Herz und Geist zu Höherem erheben konnte, er wollte den katholischen Gottesdienst nach Art der Puritaner seines schönsten Schmuckes berauben; sein Glaubenslicht warf nur noch einen matten Schein, der nicht mehr über die Grenze des Natürlichen hinausdringen konnte.

Welcher Art Reformen man einzuführen wünschte, zeigt der Entwurf einer Diözesansynode, die Kurfürst Erthal von Mainz abhalten wollte.[1]) Zweck der Synode sollte sein: 1. conservatio praeceptorum fidei et morum, 2. restauratio disciplinae collapsae, 3. modificatio variarum legum ecclesiasticarum vel amplius non necessariarum vel non utilium. Mit Recht befürchtete man in Rom, der letzte Punkt bedeute nichts anderes als Bestätigung der Neuerungen nach febronianischen Grundsätzen. Pius VI. hielt es für seine Pflicht, dem Erzbischof in schonender Weise seine Bedenken vorzutragen. Sämtliche Dekanate, Klöster und Stifte wurden von der erzbischöflichen Behörde aufgefordert, ihre Vorschläge und Wünsche dem Vikariate schriftlich einzureichen. Die Antworten derselben waren im ganzen korrekt, wenn auch hie und da der Einfluß der Zeit-

1) Brück, a. a. O. S. 124 ff.

strömung sich geltend machte. Um so aufgeklärter waren die Forderungen des Vikariates selbst. Einzelne Vikariatsräte verlangen: Verminderung der Messen und der Aussetzung des Allerheiligsten, Aufhebung der ewigen Gelübde, Abschaffung der Prozessionen und Wallfahrten, die über Nacht ausbleiben, Abänderung der Sodalitäten und Bruderschaften, Einschränkung der Heiligen- und Bilderverehrung, Wegschaffung der vielen Altäre und Bilder aus den Kirchen, nur ein Altar soll bleiben, Beschränkung des Zölibats auf die Priester, deren nur wenige sein sollen, und Laisierung solcher Priester, die erklären, im geistlichen Stande ihr Seelenheil nicht wirken zu können, Reduzierung der bestehenden Klöster, Abschaffung des Breviers (an seiner Statt sollen die Geistlichen die Hl. Schrift lesen), Verringerung der Ablässe, die nicht in Rom erbeten, sondern vom Bischof, aber selten, erteilt werden sollen usw. Man sieht, die Herren hatten den Febronius gut studiert. Man kann es ein Glück nennen, daß der feindliche Einfall der Franzosen die Abhaltung der Synode unmöglich gemacht hat.

Auch anderswo trat man für ähnliche Reformvorschläge ein. Namentlich wurde das Wallfahren bekämpft, das ja wohl oft zu berechtigten Klagen Anlaß gab. Allein es deshalb sofort ganz und gar verbieten wollen, war ein unverantwortliches Entgegenkommen gegen den antikirchlichen Zeitgeist, der jeder äußeren Religionsbetätigung abhold war. Oft wurden die lächerlichsten Gründe dagegen ins Feld geführt, wie z. B. bei Berg, der geltend machte, es fördere den Ehrgeiz, „weil sie sich den ganzen Weg über den Vorrang zanken und darüber streiten, wer beim Durchzug durch Städtchen und Dörfer das Kreuz tragen dürfe“, die Aermeren mache es neidisch, da die Reichen sich bessere Kost verschafften und in „Chaisen“ führen.[1])

Daß die Aufklärer auf das Fasten schlecht zu sprechen waren, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Schallmayer in Bonn bekämpfte die Abstinenz vom ökonomischen Standpunkt,

1) Schwab, S. 52.

sie sei schädlich für Viehzucht und Feldbau.[1]) Jung in Mainz behauptet, die Abstinenz sei nur zum Vorteil der kalvinischen Holländer, ein unermeßlicher Schatz werde so jährlich den katholischen Ländern entzogen. Hedderich drückt gleichfalls seinen Unwillen aus wegen der „Millionen, die für fremde Fische aus dem Lande gehen".

Wenig Gnade fanden vor allem die kirchlichen Andachten und Bruderschaften. Am meisten war den Neuerern die Herz Jesu-Andacht zuwider. In Oesterreich war sie staatlich verboten. Propst Wittola,[2]) Herausgeber der Wiener Kirchenzeitung, sagt, sie befördere den „Rottengeist der Jesuiten, Winkelandachten und Unkeuschheit"; er denunziert 1785 den Priester Pochlin, weil er ein Büchlein über diese „jesuitische" Andacht verbreite. Pochlin wurde zu 100 fl. Geldbuße und 14 Tagen Gefängnis verurteilt. Der berühmte Astronom Hell, Ex-Jesuit, mußte gleichfalls wegen Verbreitung ähnlicher Schriften 500 fl. Strafe zahlen. Einmal gerät Wittola ganz aus der Fassung, daß Nonnen in Ypern es gewagt hatten, eine Herz Jesu-Andacht abzuhalten. 1786 fürchtet die Mainzer Monatschrift, eine solche Andacht könne „leicht zu Schwärmerei, Aberglauben und Irrtümern verleiten."[3]) Als Erfinder derselben nennt sie Thomas Goodwin, einen englischen Quäker.

Nach dem Vorgange Josephs II. beschäftigten sich die geistlichen Regierungen mit dem Plane, die bestehenden Bruderschaften aufzuheben oder sie wenigstens zu vermindern. Pfarrer Turin von St. Ignaz in Mainz führt dafür folgende Gründe an: „1. Der Rosenkranz, der bei denselben eingeführt ist, ein Erfindung der Jahrhunderte, wo das Volk nicht lesen konnte. 2. Die geweihten Dinge, Gürtel, Skapuliere usw., welche bei denselben verteilt würden. 3. Die Vervielfältigung der Ablässe und die Uebertreibung der Heiligenverehrung, die den gereinigten Begriffen des Christentums widersprechen".[4]) Werkmeister will den Rosenkranz ganz verbannt wissen, weil man diese Andacht unmöglich so lange aushalten könne, es sei nichts als

1) Brück, S. 81 f.
2) Brunner, Mysterien rc. S. 441, f. 422 f.
3) Brück, S. 80. 4) Brück, S. 104.

Mechanismus.[1]) Auch über die lauretanische Litanei, das marianische Offizium, das Skapulier, das Salve Regina, die Ablässe, Gnadenbilder, kirchlichen Segnungen usw. ergoß sich der Spott der Lichtfreunde. Gelegentlich einer Kritik über eine Verordnung des Kapuzinergenerals verrät uns die Mainzer Monatschrift ihre Ansicht über das Betrachten: „Wie kann man doch dem Menschen, der so ganz von seiner Laune abhängt, wie eine Maschine, zwei Stunden zu einem betrachtenden Gebete vorschreiben? Wie ekelhaft muß ein solches Gebet sein! Wie ganz ohne Salbung! Könnte nicht die Zeit nützlicher für die Wissenschaft verwendet werden?" [2]) Wer so etwas schreiben kann, hat vom Christentum wohl kaum mehr als den Namen. „Die Fasten," behauptet Werkmeister, „die freiwilligen Bußübungen, die Wallfahrten, das bloß betrachtende Gebet hatten im Mittelalter guten Kredit. Es würde aber Schwäche bei den Kirchenvorstehern verraten, wenn sie diese Dinge noch in Schutz nehmen wollten, weil rohe, unaufgeklärte Christen sich an denselben erbaut haben." Die geistlichen Uebungen des hl. Ignatius waren selbstverständlich ein Stein des Anstoßes für die rationalistischen „Glaubensfeger". „Sie stürzten", sagt Berg,[3]) „die Welt in Skrupulosität, benahmen dem Geiste seine Unbefangenheit, flößten Mißtrauen auf sich selbst, besonders auf eigene Einsicht ein und machten gelehrig und kirre, um sich von fremder Autorität leiten zu lassen."

Ein Stück von dem Geiste der byzantinischen Bilderstürmer schienen die Aufgeklärten geerbt zu haben.[4]) Der aufgeklärte Christ bete Gott im Geiste und in der Wahrheit an, er brauche nicht mehr sinnliche Vorstellungen, die nur zu Mißbrauch führten; Bilder seien nur „für schwache, vergessene, kalte, nachlässige Christen Erinnerungszeichen." Die Religion könne ohne das Mittel der Heiligenverehrung bestehen.

Den Exorzismus bei der Taufe möchte Oberthür geändert haben nach dem „wahren Sinne der Hl. Schrift und dem Geiste unserer Zeit." [5])

---

1) Brück, S. 81. 2) Ders., S. 80. 3) Schwab, S. 189.
4) Brück, S. 77. 5) Schwab, S. 245.

Denn gerade hierdurch werden nach der Mainzer Monatschrift die „unrichtigsten Vorstellungen von der ausgebreiteten Gewalt des Teufels“ veranlaßt [1]) „Diese ganze Lehre vom Teufel und seiner Einwirkung auf die Geister- und Körperwelt sollte einmal revidiert und die übertriebene, der Sittlichkeit so nachteilige Mönchsaszetik, auf welcher dieser so unselige Glaube mehr als auf die Aussprüche der Hl. Schrift gegründet ist, ganz über den Haufen geworfen werden.“ Derselben Ansicht war Kaspar Rüf, der Herausgeber der „Freiburger Beiträge zur Beförderung des ältesten Christentums und der neuesten Philosophie“.[2]) 1790 schreibt er: „Solange die römisch-katholische Kirche noch unter den kleinen Weihen auch die Weihe eines Exorzisten oder Beschwörers zählt, und jeder, der Priester werden will, zuvor zum Teufelsbeschwörer bevollmächtigt wird, solange die Geistlichen auf Befehl der Kirche alle Woche frisches Weihwasser und zu gewissen Jahreszeiten Brot, Wein, Salz, Wachs, Kräuter und anderes Ding weihen und als heilsames Mittel . . anpreisen, solange sie Menschen und Vieh, Speise und Trank, fahrendes und liegendes Gut, Luft und Wetter vorschriftsmäßig benedizieren, solange man den althergebrachten, aber höchst unvernünftigen Exorzismus in der Taufe beibehält, . . . solange ist auch nicht zu hoffen, daß das Volk seine Meinung von der Zauberei ändern werde.“

Wünsche für Aenderung in der kirchlichen Liturgie wurden allenthalben sehr deutlich zum Ausdruck gebracht.

Oberthür sagt, „in den Zeiten der Dummheit seien die Wahrheiten der Religion mit unfruchtbaren Zusätzen menschlicher Erfindung vermehrt und der äußere Gottesdienst mit willkürlichen Zeremonien und blendendem Gepränge überhäuft, zur Gewohnheit gemacht und dadurch seiner Kraft beraubt worden, auf Phantasie und Herz zu wirken. Die Wünsche nach einem einfacheren, zweckmäßigeren und erbaulicheren Gottesdienst seien so allgemein, daß man sie als eine Forderung der Menschennatur betrachten dürfe. Wer den Versuch mache, dem Gottesdienst diejenige Form zu geben, die er nach der Absicht

1) Brück, S. 77. 2) Schwab, S. 509 f.

Christi und der Kirche haben soll, der sei als ein wahrer Wohltäter der Menschheit zu betrachten; ja schon derjenige verdiene dieses Lob, der einen solchen Versuch nicht störe." Als eines der ersten Erfordernisse bezeichnet er die Abschaffung der lateinischen Sprache in der Liturgie.[1]) Diesen Wunsch teilten mit ihm so ziemlich alle Neuerer. „Die Messen und der übrige Gottesdienst sind durchaus in der Muttersprache zu halten", verlangen einige Mainzer Vikariatsräte.[2]) „Der erste Schritt zur Kultur eines Volkes", schreibt Werkmeister, „insofern diese durch Religion verbreitet werden kann, bleibt immer die Einführung der Muttersprache bei den Gottesverehrungen."[3]) Das Meßbuch ist ihm „ein Erbauungsbuch ohne allen Plan und Geschmack und zur Bildung und moralischen Vervollkommnung der jetzt lebenden Katholiken ziemlich unbrauchbar." Der Erzbischof von Mainz errichtete sogar 1788 eine Congregatio Rituum, die sich mit der Reform der Liturgie und des Breviers beschäftigen sollte.[4]) In dem neuen Brevier waren Petri Stuhlfeier zu Antiochien und zu Rom in ein Fest zusammengeschmolzen und in der Oration hinter ligandi et solvendi pontificium das Wort animas beigefügt. Das Fest des heil. Ignatius wurde zu einem festum simplex degradiert mit veränderter Oration. Gregor VII. sollte keine Lektion erhalten. Bekanntlich hat auch Joseph II. Gregor VII. aus dem Brevier gestrichen. Doch waren nicht alle Mitglieder der Kongregation mit diesen Aenderungen einverstanden.

Berg war Mitglied des Stiftes Neumünster in Würzburg, versäumte aber das Chorgebet.[5]) Darob beim Fürstbischof angeklagt, suchte er sich zu rechtfertigen, indem er den Chordienst als Geist und Herz tötend hinstellt und über das Brevier in Ausdrücken spricht, in denen der Reformator von Wittenberg sich hören lassen könnte. Die Wiener Kirchenzeitung tritt ihm in ihren Schmähungen gegen das Brevier ebenbürtig zur Seite.[6])

---

1) Schwab, S. 247 f. 2) Brück, S. 76. 3) Ders., S. 27.
4) Brück, S. 106. 5) Schwab, S. 104 f.
6) Brunner, Mysterien rc., S. 440 f.

Heftigen Streit verursachte die Frage über die Erziehung des jungen Klerus. Die Seminarbildung wurde selbstverständlich verworfen, alle Studien sollten auf den freien Universitäten gemacht werden. In Würzburg wurde geltend gemacht, die Erziehung in Kommunitäten sei schädlich, da das moralisch Schlechte sich immer viel leichter verbreite als das Gute und das Zusammenleben der jungen Leute störend auf ihre Studien wirke.[1]) Gefährlich sei ferner der Korpsgeist, der sich so leicht bei den Seminaristen bilde und auf den ganzen Stand übergehe, wodurch letzterer Macht und Einfluß gewinne. Der Stand dürfe aber nie als Stand wirken, sondern der einzelne müsse durch seine Persönlichkeit und eigene Tätigkeit sich Ansehen verschaffen.

Am lautesten erscholl der Ruf nach Reform des Ordensstandes, nicht etwa um verfallene Klöster zur früheren Strenge zurückzuführen, sondern um dem Weltgeiste zur Herrschaft zu verhelfen.

Der Kanonist Neupauer in Graz leitete in einer Schrift: „Ueber die Richtigkeit der sogen. feierlichen Ordensgelübde" das Klosterwesen aus dem Heidentume ab.[2]) Alles Maß überschritt der kurtrierische Geheimrat La Roche in seinen Schmähschriften gegen den Ordensstand.[3]) Man fing an, die Verbindlichkeit der Ordensgelübde zu bezweifeln, die Orden seien in der Schrift nicht begründet, sie seien nicht mehr zeitgemäß, darum solle man wenigstens ihre Verfassung ändern. Die Bischöfe wurden aufgefordert, von ihrem „Dispensationsrecht" Gebrauch zu machen, alle Ordensleute von ihren Gelübden frei zu sprechen oder sie in zeitliche umzuwandeln. Vorschläge wurden gemacht, doch nicht in so früher Jugend den Eintritt ins Kloster zu gestatten, wo man den Wert der Güter noch nicht kenne, auf die man verzichtet. Erst mit 50 Jahren wollte man den Nonnen die ewigen Gelübde erlauben. Die Erzbischöfe

1) Schwab, S. 343 f. 2) Brück, S. 15.
3) Ders., S. 86 ff. Hergenröther, Kirchengesch. II S. 717.

versuchten es auch, sich in die Verwaltung und Angelegenheiten der Orden einzumischen.[1]) Den Laienbrüdern wurde das Tragen des Habits verboten, sie sollten nur mehr zweijährige Gelübde ablegen. Die Mette um Mitternacht wurde in Trier nur noch den Karthäusern gestattet. Das Terminieren wurde den Mendikanten in den 3 rheinischen Kurfürstentümern entweder ganz untersagt oder doch sehr erschwert. Die Aufnahme von Novizen wurde von der bischöflichen Erlaubnis abhängig gemacht. Die Vikariate von Mainz und Trier verordneten, daß die jungen Religiosen nicht mehr die Schule ihres Ordens besuchen, sondern bei den aufgeklärten Theologen auf den Universitäten ihre Studien machen sollten, damit ja die alte Scholastik aus den Klöstern verschwinde. Der Erzbischof von Trier nahm 1795 seine diesbezügliche Verordnung wieder zurück, „da ich die üblen Folgen eingesehen habe", sagt er, „wenn junge Geistliche außer ihrem Kloster auf die Universität geschickt werden".[2]) Auch das Mainzer Vikariat lenkte ein und erlaubte außerdem, Kandidaten auch vor Beginn der philosophischen Studien aufzunehmen, weil sonst die meisten mit verwilderten Sitten ins Kloster kämen, was „der Moralität und religiösen Disziplin" sehr schädlich sei.

Welche Ansichten Universitätsprofessoren über den Ordensstand hegten, davon ein Beispiel.[3])

Berg äußert sich in folgender Weise über das Christentum in der Zeit von Konstantin bis Karl d. Gr.: „Das Ideal der Klosterheiligkeit trübte alle Verhältnisse; nicht nur wurden durch die stets wachsende Zahl der Klosterkandidaten unzählige Hände der Arbeit entzogen, Armut und Druck der Abgaben gesteigert, sondern die Weltverachtung geradezu als Tugend angesehen und der Gegensatz zwischen Gottesdienst und Weltdienst so geschärft, daß man die Zeit, die man der Ausübung des Berufes schenkte, in Ansehung des Himmels für verloren erachtete. Indem man Verachtung des Reichtums predigte, Zinsen verbot, die Mildtätigkeit zum Heile der Seelen unbeschränkt anpries, leitete man das Vermögen in die Kirche."

---

1) Brück, S. 109 f. 2) Ders., S. 127.
3) Schwab, S. 172 f.

So dieser katholische Kirchenhistoriker über eine Zeit, in der die Klöster fast die einzigen Träger und Förderer der Kultur waren. Oberthür verlangt eine durchgreifende Reform des Ordensstandes, der nach ihm auf einer ganz verkehrten Auffassung des Christentums beruht.[1]) Gott habe kein Wohlgefallen an Selbstquälerei, Entsagung, Verzicht auf natürliche Rechte, Zurückziehung vom tätigen Leben usw. Natürlich, im Lichte des Rationalismus besehen ist das Leben des Ordensmannes eine Torheit. Zeitschriften und ungezählte Flugschriften entfalteten eine rührige Tätigkeit, um bei Hoch und Nieder für die Reformvorschläge Propaganda zu machen.[2]) Mit den ungebührlichsten Lobeserhebungen suchte man die erstrebten Neuerungen als die einzig vernünftige Form des Christentums hinzustellen, als die Religion, wie Gott sie gewollt. Ihren Fortschritt nicht fördern, ja hemmen wollen, sei eine sündhafte Handlung. Selbst von der Kanzel wurde für die neuen Ideen geworben.[3]) Von dem Eindringen der Aufklärung erwartete man die Lösung aller Fragen der Zeit, den Höhepunkt der Kultur, eine Blütezeit des katholischen Lebens, die Gewinnung der Andersgläubigen für die Kirche.

Die Gewinnung der Protestanten, gerade das war vielfach der Aushängeschild, durch den die Aufklärung sich empfehlen wollte. Die wahre Kirche Christi, sagte man, habe im Laufe der Zeit zu viele menschliche Zutaten erhalten, und durch diese vor allem würden die Protestanten abgestoßen. Die Verhältnisse seien heute ganz andere als im Mittelalter, man halte an vielem fest, was nicht mehr zeitgemäß sei und doch nicht einen notwendigen Bestandteil der katholischen Lehre bilde.

Oberthür z. B., der sich viel mit der Frage über die Einigung der Konfessionen beschäftigte, will durch „Beseitigung

1) Schwab, S. 248.
2) Brück, S. 12. Theiner, Bildungsanstalten, S. 267.
3) Schwab, S. 227 f., 284 ff. Brunner, Mysterien 2c., S. 126 ff.

aller Anatheme und kirchlichen Zensuren den Dissidenten Amnestie gewähren, alle Bestimmungen und Fassungen des Dogma, die ihm durch die Zeitverhältnisse gegeben wurden, fallen lassen".[1]) Was für kirchliche Bestimmungen sollen nun aufgegeben werden? Von einer Aenderung des Dogma kann bei dem genannten Professor keine Rede sein, denn er verteidigt entschieden die kirchliche Unfehlbarkeit. Doch er weiß sich zu helfen. Man muß, sagt er, „nur zu unterscheiden wissen, was wirklich bestimmt, authentisch und feierlich entschiedene Lehre der Kirche, von dem, was der größere Haufen gewöhnlicher Scholastiker und blos auswendig gelernte Formeln nachbetender Orthodoxen dafür auszugeben pflegen". Die Zugeständnisse in Schrifterklärung, Sakramentenlehre, in Aenderung von Kultus und Disziplin verraten allerdings bei Oberthür kein „Nachbeten überlieferter Formeln".

Durch dasselbe Mittel wollte auch Weihbischof Hontheim sich Sympathien verschaffen. Das deutete schon der Titel seines Buches an: Justini Febronii Icti, De Statu Ecclesiae et legitimae potestate Romani Pontificis Liber singularis ad reuniendos dissidentes in religione Christianos compositus. Daß es Hontheim mit dieser Absicht Ernst gewesen sei, wird mit Recht bezweifelt.

Seine Pläne fanden bei den Protestanten wenig Beachtung. Der protestantische Theologe Walch macht Hontheim den Vorwurf, daß er die essentiellen Unterschiede zwischen den Katholiken und Lutheranern gar nicht berühre. Ein anderer Protestant, Hofrat Karl v. Moser, bemerkt: Hontheims „Unionsvorschläge werden solange Träume bleiben, als er unseren kameralistisch-religiösen protestantischen Fürsten nicht zeigen kann, daß sie dabei gewinnen; eine Lotterie von ein paar hundert reichen Abteien würde eher ihren Beifall finden".

Viele gaben die Hoffnung auf Einigung in den strittigen Lehrpunkten auf. Sie wähnten eine Union zu erzielen, indem man die Differenzpunkte ganz aus dem Spiel lasse und die „wahre, echte, christliche Toleranz" übe.[2]) Man wollte also

1) Schwab, S. 243. 2) Brück, S. 83 f.

eine rein äußerliche Vereinigung und jedem gestatten, zu glauben, wie er wolle, also eine Union ungefähr in der Art, wie sie 1817 auf Befehl Friedrich Wilhelms III. zwischen mehreren protestantischen Sekten zustande kam.

Ueber den Vorschlag, ein neues Glaubensbekenntnis für Katholiken und Protestanten aufzusetzen, bemerken die Würzburger Gelehrten Anzeigen 1786, eine solche Arbeit sei überflüssig, denn „wer vernünftige, aufgeklärte Protestanten und Katholiken miteinander umgehen sieht, wird bemerken können, daß sie ohne ein neues Glaubensbekenntnis schon da sind, wohin sie durch die Auflösung dieser Frage geführt werden sollen". Freilich, dem „großen Haufen" fehle noch das Verständnis hiefür.[1]) Einige Jahre später schreibt ein Domprediger Würzburgs, alle Religionen kämen in der Hauptsache überein, sie alle führten den Menschen zu seinem Ziele, „die eine auf kürzerem, die andere auf längerem Wege". Kaspar Rüf meint, das Evangelium verlange ja nicht, daß „alle Christen in ihren Meinungen unter einen Hut" gebracht werden sollten. Einem Juden schrieb er gar einmal ins Stammbuch: „Wir alle gehören zu einer Kirche, oder wenn man will zu einer Synagoge, wenn wir einander lieben."

Die Toleranz, welche die Neuerer predigten, war in der Tat gleichbedeutend mit religiösem Indifferentismus. Um jeden konfessionellen Unterschied im äußeren Leben zu verwischen, wollten sie alles ängstlich vermeiden, was man als ein Bekenntnis ihres katholischen Glaubens ansehen könnte. Katholiken und Protestanten sollten brüderlich zusammenleben, als ob sie zu einer religiösen Gemeinschaft gehörten. Die religiösen Unterschiede würden sich so im Laufe der Zeit von selbst ausgleichen. Kontroverspredigten fand man deshalb sehr unzeitgemäß, 1785 wurden sie von dem Erzbischof von Köln formell verboten.[2]) Predigten, „die für alle Religionsparteien lehrreich und erbaulich sind", wurden empfohlen und in Sammlungen herausgegeben.[3]) Daß Leute

1) Schwab, S. 221 ff. 2) Brück, S. 106. 3) Ders., S. 84 f.

wie Eulogius Schneider, Blau, Werkmeister u. a. die Haupteiferer für diese Toleranz waren, konnte ihr bei vernünftigen Männern nicht als Empfehlung dienen.

Das Entgegenkommen gegen die Protestanten zeigte sich ferner in der großen Bewunderung der protestantischen Gelehrsamkeit. Die Kritik, die man so sehr an katholischen Werken übte, mußte hier schweigen. Katholische Jünglinge besuchten protestantische Hochschulen, während der umgekehrte Fall wohl höchst selten eintrat. Schließlich berief man sogar protestantische Professoren an katholische Hochschulen, wie z. B. Mainz.[1]) In Wien wurde alles versucht, um die Anstellung von Wieland, Sender und anderer Protestanten durchzusetzen.[2])

Obwohl in Würzburg nicht ein einziger protestantischer Theologe immatrikuliert war, errichtete die bayerische Regierung 1803 eine protestantische theologische Fakultät.[3]) Man suchte Männer dafür zu gewinnen, die in der wissenschaftlichen Welt einen Namen hatten. Einladungen ergingen an Schleiermacher, Voß, Henke, Paulus, Schelling u. a.; Paulus und Schelling nahmen an. Die Seminaristen waren voll Begierde, diese beiden protestantischen Koryphäen zu hören. Trotz des strengen Verbotes der Seminarvorstände besuchte ein Teil von ihnen die Vorlesungen derselben. Der Bischof wollte die Widerspänstigen bestrafen, allein die Regierung nahm sie in Schutz. Paulus hatte befürchtet, wie er selbst schreibt, Ferien zu erhalten, da noch keine protestantischen Zuhörer da seien; allein die Regierung hätte gewollt, daß die katholischen Seminaristen ihn hören sollten; so lese er denn wöchentlich 2–3 mal theologische Enzyklopädie vor lauter katholischen Zuhörern; er sei mit seinen Schülern aus dem Seminar, anfangs 32 an der Zahl, sehr zufrieden, sie seien aufmerksam und hätten sich durch Privatfleiß mitten in ihrer Klausur viel Aufklärung verschafft.

1) Brück, S. 107.
2) Zeitschr. f. kath. Theol. II, S. 449 ff.
3) Schwab, S. 349 ff.

Aber trotz dieser weitgehenden Toleranz fiel es den Protestanten durchaus nicht ein, irgendwie die Hand zum Frieden zu bieten oder religiöse Duldsamkeit zu üben. Das mußten sich selbst die Neuerer manchmal eingestehen.[1])

1786 schreibt die Mainzer Monatschrift: „Die Protestanten predigen immer Toleranz, Toleranz! und — wir üben sie." 1787 klagt die Zeitschrift wiederum: „Der katholische Gelehrte, welcher vernünftig schreibt, ist ein verschmitzter Jesuit; wer nach katholischen Grundsätzen schreibt, ein Phantast oder Dummkopf, und wer nicht mitschmäht und mitlästert, ein verlarvter Jesuit oder Jesuitenknecht." Nicolai geriet ganz in Wut über Sailers Gebetbuch, denn er witterte in ihm einen „Versuch, die Protestanten heimlich katholisch zu machen," er beschuldigt Stattler und Sailer, daß sie als verkappte Jesuiten durch den Schein der evangelischen Milde die Protestanten gewinnen wollten.[2])

Doch genug der traurigen Bilder aus dieser „kirchenmüden" Zeit. Unsere Darstellung würde zu einem einseitigen Urteil verleiten, wollten wir schließen, ohne derjenigen zu gedenken, deren katholische Ueberzeugung nicht wankend geworden, die sich den hereinbrechenden Fluten der Irreligisität mit kühnem Mut entgegensetzten. Gott sei Dank, die Glaubensfreudigkeit war in unserem Vaterland noch nicht ausgestorben. Bei dem katholischen Volke konnte die Aufklärung kaum einen wirklichen Erfolg verzeichnen. Wohin all diese Neuerungen in Kultus und Disziplin zielten, war nicht schwer zu erkennen; sie verletzten zu sehr das religiöse Gefühl des Volkes, sie nahmen ihm das, worin es allzeit so viel Trost, Erbauung und Erleichterung von irdischen Sorgen gefunden hat. Der beharrliche Widerstand des Volkes zwang vielfach die kirchlichen Behörden, ihre neuerungssüchtigen Verordnungen wieder zurückzunehmen.[3]) Das ärgerliche Benehmen der Professoren an den Hochschulen entging nicht

1) Brück, S. 84 f. 2) Werner, S. 232.
3) Brück, S. 101 ff., Schwab, S. 49.

den Augen der unverdorbenen Bevölkerung. Die gemeinen Leute zeigten dabei oft mehr Verständnis als kirchliche Würdenträger. Wenn es die Herren Professoren zu arg trieben, ist es mehrmals vorgekommen, daß das Volk sich zusammentat und sie mit Schimpf und Schande davonjagte.[1])

Unter dem älteren Klerus fand die neue Richtung wenige Anhänger; der jüngere Klerus hingegen, bereits von aufgeklärten Professoren erzogen, war anders gesinnt. Großes Lob verdienen die meisten Domkapitel, namentlich dasjenige von Köln, die sich durch ihre kirchliche Gesinnung auszeichneten und sich der Einführung der Neuerungen widersetzten.

Wie Freund und Feind anerkennt, waren es die ehemaligen Mitglieder der Gesellschaft Jesu, die im Vordertreffen standen und unerschüttert den Kampf für Kirche und Freiheit führten, trotzdem ihr Mut sie manchmal um ihre Stellung brachte und ihnen ungezählte Verleumdungen und Verfolgungen zuzog. Selbst die liberale Mainzer Monatschrift gestand 1787, es sei „zu wundern, daß diese Männer noch so viel für die päpstliche Auktorität, wodurch sie destruiert wurden, eifern.“ [2]) Die einflußreichsten und tätigsten unter dieser Heldenschar waren Benedikt Stattler, Hermann Goldhagen, Fr. X. Feller und Aloys Merz. Viel Gutes stifteten außerdem die Schriften von Zallinger, Weitenauer, Metternich, Weißenbach, Storchenau, Kleiner, Zech, Carrich, A. Schmidt, Weißmann u. a.[3])

Auch der übrige Ordens- und Weltklerus entfaltete eine rege schriftstellerische Tätigkeit zur Verteidigung der geschmähten Kirche. Wir erinnern nur an die trefflichen Dogmatiken von Engelbert Klüpfel, den Zisterziensern Bernardin Bauer und Stephan Wiest, an die apologetischen Schriften von Fahr-

---

1) Theiner, S. 295, 302. Brück, S. 58, 61.
2) Brück, S. 135.
3) Werner, a. a. O. S. 212, 224. Brück, S. 130.

mann, Sutor, Umbhaus, Sauer, Erdt, Simon, Anth und vor allem von dem gewandten Beda Mayr. Der Franzikaner Ladislaus Sapel widerlegte geschickt die Irrtümer des Febronius. Als Verfasser einer gesunden, echt christlichen Moral erwarb sich der Minorit Herculan Oberrauch große Verdienste.

Die Suffraganbischöfe waren im allgemeinen den Neuerungsgelüsten der Erzbischöfe wenig gewogen. Es war nicht schwer einzusehen, daß es nur auf eine Vergrößerung der erzbischöflichen Rechte abgesehen war. Den größten Eifer für die gute Sache entfaltete der Bischof von Speyer, Graf August von Limburg-Styrum. Seine Kontroversen mit dem Mainzer Metropoliten erregten großes Aufsehen.

Schließlich darf man auch nicht die große Tätigkeit der apostolischen Nuntien Pacca in Köln und Zoglio in München vergessen, die alles aufboten, um das Ansehen des hl. Stuhles in Deutschland zu heben und zu stärken.

Die Opposition gegen die neue Richtung wuchs namentlich seit dem Ausbruch der französischen Revolution. Man hatte ein furchtbares argumentum ex effectibus. Die Gallikaner wollten sich so weit wie möglich der Oberherrschaft des Papstes entziehen, statt dessen gerieten sie unter die tyrannische Botmäßigkeit des Staates. Letzterem aber hat Christus seinen Beistand nicht verheißen; der Unglaube kam und riß die Zügel der Regierung an sich, das Christentum mußte dem Kultus der Vernunft weichen.

Die Vorsehung benutzte die politischen Umwälzungen, um die deutschen Kirchenfürsten für ihre Widersetzlichkeit gegen den Stellvertreter Christi zu strafen und dem Fortschritt des Rationalismus Einhalt zu gebieten. Schon 1769 hatten die geistlichen Kurfürsten bei der Reichsvertretung ihre „gravamina“ gegen den apostolischen Stuhl eingereicht; später baten sie Joseph II. um Schutz und Hilfe zur Ausführung der Emser Beschlüsse. Ja diese rein geistliche Angelegenheit brachten sie 1788 sogar vor den Reichstag, eine Versammlung, die nicht

nur größtenteils aus Laien, sondern sogar aus Protestanten bestand, in der fast alle protestantischen Monarchen Europas Sitz und Stimme hatten. Derselbe Reichstag, dessen Schutz sie sich gegen die vermeintlichen Uebergriffe Roms anvertraut hatten, tat ihnen am 25. Februar 1803 die Schmach an, sie und die ganze Kirche Deutschlands alles Besitztums für verlustig zu erklären. Nur der Papst erhob seine Stimme gegen das schreiende Unrecht, aber gerade durch die Schuld jener hohen Kirchenfürsten war es zum großen Teil gekommen, daß seine Macht damals in Deutschland so wenig vermochte. „Justa iudicia Domini".

XI.
Der Schulkampf in Oesterreich.

1. Prinzipielles.

Es ist bezeichnend für unser modernes Kulturleben, daß fast alle Staaten ihren Schulkampf haben. Ob Monarchie, ob Republik: überall wird um die Schule gestritten. Sie steht im Vordergrunde des öffentlichen Interesses, denn in den weitesten Kreisen ist die Ueberzeugung lebendig, daß die Schule ein höchst wichtiger Kulturfaktor sei. Wenn es auch übertrieben ist, zu behaupten, die Zukunft gehöre dem, der die Schule besitze, so darf doch auch der Einfluß der Schule auf die Gestaltung und Entwickelung des Kulturlebens nicht unterschätzt werden. Die Schule ist eben die Stätte, an der die junge Generation großenteils, wenn nicht ausschließlich, ihre geistige Ausbildung empfängt; wie des Menschen Denken

und Streben aber in der Jugend ist, so wird es in der Regel durchs ganze Leben sein. Das ist ein psychologisches Gesetz, dem der Einzelne wie ganze Völker unterworfen sind.

Es dient zu nichts, des weiteren sich mit der Frage zu befassen, ob das Schulwesen Sache des Staates sei oder nicht. Soviel ist sicher, daß der Staat an der Schule ein großes Interesse hat und haben muß. Man denke nur an die Masse Beamten, die der Staat für seine Zwecke braucht und die natürlich alle ein gewisses Maß von Bildung haben müssen, um ihrer Aufgabe gewachsen zu sein; und eine mit Lesen, Schreiben und Rechnen vertraute Bevölkerung läßt sich ohne Zweifel besser regieren als ein Heer von Analphabeten. Um sein Interesse an der Schule wirksamer wahren zu können, hat der moderne Staat kurzerhand das ganze Schulwesen unter seine Herrschaft genommen. Diese Herrschaft wird er aber sicherlich so bald nicht aus den Händen geben, und damit muß gerechnet werden.

Gewiß wäre die Schulherrschaft des Staates zu ertragen, wenn sie sich innerhalb der Grenzen hielte, die ihr durch die bestehende natürliche und positiv göttliche Rechtsordnung gezogen sind. Was sollte es z. B. auch schaden, wenn der Staat seine junge Bevölkerung für einige Jahre in die Schule zwingt? Ein bischen Schul- und Lernzwang erweist sich unter den heutigen sozialen Verhältnissen in vieler Beziehung als eine wahre Wohltat. Und wenn die Staatsgewalt für die Anstellungs-, Besoldungs- und Pensionierungsverhältnisse der Lehrpersonen gesetzliche Normen aufstellt und für deren Durchführung Sorge trägt, und wenn sie für die Errichtung von Schulhäusern und für die Beschaffung der nötigen Lehrmittel mit Staatsgeldern helfend eintritt, so ist das gewiß nur dankbarst zu begrüßen. Ja, selbst wenn die Lehrpläne und die Lehrbücher erst die staatsbehördliche Zensur passieren müssen, ehe sie in Gebrauch genommen werden, auch das könnte man schließlich noch ruhig hinnehmen. Wenn aber der Staat seine Herrschaft

über die Schule so weit treibt, daß er, unbekümmert um das Erziehungsrecht der Eltern und ohne Rücksicht auf die Interessen der Kirche, selbstherrlich bestimmt, wie und wozu und von wem die Kinder unterrichtet und erzogen, in welche Welt- und Lebensauffassung sie durch die Schule eingeführt werden sollen, so betritt er damit ein Gebiet, das nach christlicher Auffassung seinem Machtbereiche ganz und gar entzogen ist. Er muß da notwendig mit dem christlichen Gewissen in Konflikt geraten. Das aber kann zu keinem guten Ende führen; Staat wie Kirche werden gleicherweise darunter leiden müssen.

Der Machtbereich des Staates hat seine Grenzen. Wohl gab und gibt es Philosophen und Staatsrechtslehrer, die dem Staate eine absolute, durch nichts beschränkte Souveränität vindizieren, der sich alles beugen müsse und der gegenüber jede Berufung auf Privatgerechtsame Anmaßung und Torheit sei, da jeder Private nur soviel Rechte habe, als ihm der omnipotente Staat gewähre. Das ist die Sprache des Atheismus und einer machiavellistischen Staatsweisheit. Christentum wie Vernunft verurteilen derartige Anschauungen auf das entschiedenste. Nach ihnen ruht die höchste Souveränität bei Gott, dem Schöpfer und Herrn aller Dinge. Von ihm hat alle Souveränität auf Erden ihren Ursprung und ihr Maß; und sie hat nur soviel Rechte, als Gott ihr zugewiesen hat.

Daß es nicht zu den Rechten des Staates gehört, über die Art und das Ziel der Erziehung der Jugend autokratisch zu bestimmen, wie etwa der spartanische Staat es tat, ist klarer als die Sonne. Das ist Sache der Eltern. Die Eltern sind die natürlichen Vormünder ihrer Kinder. Und wie sie die ganz selbstverständliche Pflicht haben, für das leibliche Wohl ihrer Kinder zu sorgen, ihnen die erforderliche Nahrung, Kleidung und Wohnung zu bieten, so haben sie selbstverständlich auch die Pflicht, ihnen eine gewisse geistige Ausbildung zu verschaffen und sie dadurch in den Stand zu

setzen, später einmal selbständig ein menschenwürdiges Dasein führen zu können. Zu einem menschenwürdigen Dasein gehört bei vernünftig denkenden Menschen auch die Religion, und zwar in erster Linie. „Des Menschen Herz ist unruhig, bis es ruhet in Gott" — so dachte und fühlte einer der größten Geister, den die Menschengeschichte kennt, der heilige Augustinus. Und was dieser gewaltige Denker erkannt und ausgesprochen, das ist ein Gesetz der menschlichen Natur, über das keine Trugschlüsse eines verblendeten Intellektes auf die Dauer hinwegzutäuschen vermögen. Der vernunftbegabte Mensch mit seinem nach ewigem Glücke strebenden Herzen kann ohne Religion nicht sein. Er hat das Bedürfnis, sich mit Gott, seinem Schöpfer und höchsten Herrn, zu beschäftigen, sein Verhältnis zu ihm zu ordnen, dessen Liebe und Freundschaft sich zu sichern; und solange dieses Bedürfnis keine Befriedigung gefunden, ist der Mensch ohne Ruhe, ohne Frieden, ohne Glück und Seligkeit. Haben nun die Eltern die Pflicht, durch Unterricht und Erziehung ihren Kindern zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen, dann haben sie gewiß auch in erster Linie die Pflicht, dafür zu sorgen, daß ihre Kinder Religion haben, daß sie den Weg zu Gott finden, daß sie ihn erkennen, ihn lieben und verehren lernen. Und sind die Kinder christliche Kinder, durch die Taufe der christlichen Gemeinde eingegliedert und dem Reiche Christi auf immer einverleibt, dann haben die Eltern die Pflicht, diese Kinder zu Christus zu führen, sie zu pflichtbewußten und zu pflichttreuen Christen zu erziehen im Geiste der katholischen Kirche.

Jeder Pflicht entspricht aber auch ein Recht. Und wenn der Schöpfer aller Dinge den Eltern die Pflicht auferlegt hat, für das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder zu sorgen, so hat er ihnen selbstverständlich auch das Recht dazu verliehen. Und wie keine Macht der Welt sie von der Pflicht entbinden kann, ihre Kinder zu ordentlichen Menschen bezw. zu ordentlichen Christen zu erziehen, so kann auch keine

Macht der Welt ihnen das Recht zu einer solchen Erziehungs-
arbeit streitig machen, es verkürzen oder wie immer ein-
schränken. Wollte ein Staat dies dennoch tun, wollte e
beispielsweise die katholischen Kinder in Simultanschule
zwingen und sie Lehrern zur Ausbildung und Erziehun
überliefern, die das Vertrauen der Eltern nicht besitzen, s
wäre das einfach eine Gewalttat, eine Tyrannisierung de
Gewissen. Es kann aber unmöglich Aufgabe des Staate
sein, die Gewissen seiner Bürger zu vergewaltigen un
Naturrechte zu konfiszieren. Vielmehr ist es Aufgabe de
Staates, die Gewissensfreiheit zu schützen und die Recht
seiner Bürger mit kräftiger Hand zu wahren. Eine ander
Aufgabe kann der Staat nach christlicher Auffassung nicht haben

Auch darf nicht übersehen werden, daß auch die Kinde
ihre Rechte haben. Wie sie ein Recht aufs Dasein un
zwar auf ein menschenwürdiges Dasein haben, so haben si
selbstverständlich auch ein Recht auf Erziehung und zwar au
eine solche Erziehung, die ihnen ein menschenwürdiges Dasei
verbürgt; und sind sie Glieder der katholischen Kirche, dan
haben sie ebenso selbstverständlich das Recht, zu verlangen
daß sie zu würdigen Gliedern der katholischen Kirche aus
gebildet und nicht etwa für eine Lebensauffassung erzoge
werden, die der Glaubens- und Sittenlehre der katholische
Kirche widerspricht. Aus diesem Rechte der christlichen Kinde
auf eine christliche Erziehung ergibt sich für ihre Eltern, als de
natürlichen Vormündern, die unabweisliche Pflicht, ihnen die
christliche Erziehung zu verschaffen. Vom Staate aber könne
und müssen die Eltern erwarten, daß er ihnen bei der Er
füllung ihrer Erziehungspflicht nicht nur nicht hindernd i
den Weg trete, sondern ihnen helfend zur Seite stehe un
das Schulwesen so einrichte, daß es den Forderungen de
christlichen Pädagogik entspricht.

Aber auch die Kinder können und müssen vom Staat
erwarten, daß er sie in ihren Rechten schütze. Erweisen sic
daher die Eltern in der Erfüllung ihrer Erziehungspflicht

lässig oder unfähig, dann ist es ohne Zweifel Pflicht des Staates, im Interesse der Kinder hier ergänzend einzugreifen. Aber es hüte sich der Staat, die im Elternhause vernachlässigten Kinder nach Willkür zu behandeln. Er kann sie in seine öffentlichen Erziehungs- und Bildungsanstalten aufnehmen, darf ihnen aber hier keine andere Erziehung angedeihen lassen als jene, die ihnen ihre Eltern pflichtschuldigst geben sollten. Geht der Staat darüber hinaus, ließe er z. B. katholische Kinder nach den Rezepten eines Jean Jacques Rousseau oder eines Diesterweg, also in einem der Pädagogik der katholischen Kirche feindseligen Geiste, erziehen, dann würde sich der Staat einer brutalen Ungerechtigkeit schuldig machen, er böte keinen Rechtsschutz, wie er sollte, sondern beginge einen Rechtsraub, der um so verwerflicher wäre, als es unmündige Kinder sind, die ihm zum Opfer fallen.

Was nun die Rechte der Kirche in der Schule betrifft, so ergeben sich diese Rechte zunächst aus der ihr obliegenden Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß diejenigen, welche in ihre Gemeinschaft aufgenommen sind, auch ihre Pflichten als Glieder der Gemeinde Christi vollständig kennen lernen und für eine gewissenhafte Erfüllung dieser Pflichten erzogen werden. Hat die Kirche die Pflicht, aller Kreatur, wie es in der Schrift heißt, das Evangelium zu verkünden, dann hat sie diese Verkündigungspflicht selbstverständlich in erster Linie bei denjenigen zu erfüllen, die bereits zur Herde Christi gehören; und hat die Kirche die Pflicht, die ganze Herde Christi zu weiden und zu leiten, dann hat sie gewiß auch die Pflicht, besonders der Jüngsten dieser Herde, der noch unmündigen Kleinen, sich sorgfältigst anzunehmen und darüber zu wachen, daß sie gesunde Nahrung bekommen und bei der Herde bleiben. Die Kirche tut also nur ihre Pflicht und Schuldigkeit, wenn sie sich angelegentlichst um die Schule kümmert, in der ihre Kinder Erziehung und Ausbildung empfangen sollen; sie muß sich die staatliche Schulgesetzgebung

genau anschauen, ob sie auch genugsam Garantie biete für eine unverfälschte sittlich religiöse Erziehung der katholischen Kinder und sie muß sich insbesondere darüber Gewißheit verschaffen, ob die Persönlichkeiten, die der Staat mit dem Lehr- und Erzieheramt an der Schule betraut, auch wirklich fähig und willig sind, katholische Kinder so zu erziehen, wie sie gemäß ihrem katholischen Bekenntnisse erzogen werden müssen. Würde sich die Kirche um all dieses keine Sorge machen, würde sie das gesamte Unterrichts- und Erziehungswesen ohne weiteres der Willkür des Staates überlassen, wahrlich, sie würde ihre Aufgabe ganz und gar verkennen, würde über die Maßen pflichtvergessen handeln und sich selbst aufgeben. Nein, die Kirche ist es sich und ihren Kindern schuldig, daß sie die Schule nicht aus den Augen läßt. Der Staat aber kann diese Pflicht der Kirche nicht ignorieren, schon deshalb nicht, weil er die Pflicht hat, die Rechte der katholischen Eltern und Kinder zu schützen und deren verfassungsmäßig garantierte Glaubens- und Gewissensfreiheit zu wahren. Und daß es zur Glaubens- und Gewissensfreiheit der Katholiken gehört, frei mit ihrer Kirche zu verkehren, die Glaubens- und Sittenlehre ihrer Kirche nur aus ihrer Hand anzunehmen und in ihrer ganzen Lebensgebahrung sich nur von ihr leiten zu lassen, das hat selbst ein Bismarck anerkannt.

Dazu kommt aber noch folgende Erwägung. Die katholische Kirche ist nicht neueren Datums. Sie bestand schon, ehe auch nur ein einziger unserer heutigen Kulturstaaten existierte. Alle diese Staaten haben bei ihrem Entstehen die Kirche bereits vorgefunden, und zwar nicht als eine Institution von Staates Gnaden, sondern als eine Institution, die, unabhängig vom Staate, einer gewissen, allgemein anerkannten Rechtsphäre sich erfreute. Zu dieser Rechtsphäre der Kirche gehört aber an erster Stelle das Recht zu existieren und zwar so zu existieren, wie es in ihrer Verfassung grundgelegt ist. Damit aber war die Freiheit der Kirche

in der Ausübung ihres Lehr- und Hirtenamtes, wie die Berechtigung zur Erziehung und geistigen Ausbildung der christlichen Jugend von selbst gegeben. Diese kirchliche Rechtsphäre, im Rechtsbewußtsein des Volkes fest begründet und von Staatswegen als etwas Selbstverständliches anerkannt, kann nicht nachträglich durch philosophische Raisonnements wegdemonstriert oder durch fürstliche Kabinetsordres und parlamentarische Majoritätsbeschlüsse wegdekretiert werden. Rechte bleiben Rechte und wollen geachtet und beschützt sein. So verlangt es die sittliche Weltordnung.

Man sage nicht, der moderne konstitutionelle Staat könne sich in seinen Maßnahmen nicht nach den Satzungen dieser oder jener Kirche oder Religionsgesellschaft richten, über deren Wert oder Unwert ihm ja gar kein Urteil zustehe; das widerspräche seiner Würde und Selbständigkeit; das einzige, was man von ihm verlangen könnte, wäre Schutz der Glaubens- und Gewissensfreiheit für jedermann. Nein, was die katholische Kirche vom Staate, auch von dem modernen konstitutionellen Staate, verlangen kann, ist nicht blos Glaubens- und Gewissensfreiheit für ihre Bekenner, sondern positive Anerkennung ihrer wohlerworbenen Stellung als die berufene und allein berechtigte Erzieherin der christlichen Jugend.

Was aber sehen wir jetzt in unseren europäischen Kulturstaaten? Von einer Anerkennung der Kirche als der geborenen Lehrerin und Erzieherin des christlichen Volkes ist nirgends die Rede; statt sie in ihrer erhabenen Mission zu schützen und ihr hilfreiche Hand zu bieten zur vollen Entfaltung ihres erzieherischen Einflusses in der Schule wie im öffentlichen Leben, halten es die Staatslenker für eine „Staatsnotwendigkeit", das Schul- und Volkserziehungswesen dem Einflusse der Kirche möglichst zu entziehen, machen Schulgesetze auf eigene Faust, ohne sich um die Kirche viel zu kümmern, zwingen die christlichen Kinder in die öffent-

lichen Schulen, lassen aber Eltern wie Kirche ohne *sichere* Garantie bezüglich der sittlich-religiösen Ausbildung dieser Kinder im Geiste ihres Bekenntnisses.

Als die Kirche ihre hehre Kulturmission in Europa begann, da sah sie sich einer heidnischen und im Laster versunkenen Bevölkerung und einem Staatswesen gegenüber, das mit dem Heidentum aufs engste verknüpft war. Daß die Kirche bei einer solchen Bevölkerung und einem solchen Staatswesen auf keine Anerkennung rechnen konnte, lag in der Natur der Sache. Wie könnten auch Heidentum und Christentum, Finsternis und Licht, Belial und Christus je Freunde sein? Es mußte zu einem Kampfe kommen auf Leben und Tod. Drei Jahrhunderte dauerte dieser Kampf; Christenblut floß in Strömen. Endlich mußte die stolze Roma das Schwert senken vor dem Kreuze; sie erklärte sich für besiegt, beugte sich selbst vor der Lehre des Gekreuzigten und nahm dessen Statthalter in seine Mauern auf. *Rom, seither der Mittelpunkt der Heidenwelt, war Mittelpunkt des Reiches Christi geworden.* Als die germanische Rasse auf den Trümmern des alten Römerreiches neue Reiche schuf, vermittelte Rom ihr die christliche Kultur. Die Kirche aber fand in den neuen germanischen Staaten jene Wertschätzung, die ihr als der von Christus gestifteten Heilsanstalt gebührt. Sie konnte sich, geschützt von kräftigen Herrschergeschlechtern, unbehindert ihrer erhabenen Mission widmen, zum Segen der Völker. Das Unterrichts- und Erziehungswesen lang ganz in ihrer Hand, wahrlich nicht zum Schaden des Volkes und nicht zum Schaden der Herrschenden.

Das Mittelalter schloß ab. Es begann eine neue Zeit. Das Prinzip der freien Forschung wurde als das allein wahre und eines denkenden Menschen allein würdige religiöse Erkenntnisprinzip proklamiert. Ganze Länder rissen sich von der Kirche los. An die Stelle des Autoritätsglaubens trat das subjektive Empfinden und das äußere Kirchenregiment

ging von der kirchlichen Hierarchie auf die Landesfürsten über. Die Kirche Jesu Christi war untertan geworden der weltlichen Gewalt. Das war aber nicht blos so in den Ländern der Reformation. Auch in die der Kirche treu gebliebenen Territorien drang allmählich wie ein zersetzendes Gift der Geist der Unabhängigkeit von der Lehrautorität der Kirche, der Geist des Zweifels und der Negation ein. In den Kreisen der „Wissenschaft“ und der „Intelligenz“ ward es Sitte, auf die alte Kirche mit ihren Dogmen verächtlich herabzuschauen; man vermaß sich sogar, miteinzustimmen in den Ruf der Feinde des christlichen Namens: Trennung des Staates und der Schule von der Kirche im Interesse der Kultur und des geistigen Fortschrittes der menschlichen Gesellschaft.

So wäre denn die Kirche im zwanzigsten Jahrhundert so ungefähr wieder auf demselben Fleck, wie einst zur Zeit der römischen Cäsaren. Vom Staate als eine Gottesstiftung mit eigener Rechtssphäre nicht anerkannt, von der „Wissenschaft“ als eine Feindin der Kultur und der Gewissensfreiheit denunziert, von den „Gebildeten“ vornehm ignoriert und von den Anhängern einer sozialdemokratischen Weltanschauung grimmig gehaßt: so steht jetzt die Kirche da. Trotzdem aber hört sie nicht auf, unverdrossen weiterzuarbeiten an der erhabenen Kulturmission, zu der sie berufen ist, bereit zu leiden, bereit aber auch zu beten für die, die sie verfolgen, eingedenk der Worte, die einst von den sterbenden Lippen ihres göttlichen Stifters geflossen sind: „Herr, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

(Fortsetzung folgt.)

XII.

Die neue Verstärkung der Flotte.

Die mit der neuen Flottenvorlage geforderte abermalige, sehr erhebliche Verstärkung unserer Flotte und die dadurch bedingte Aufbringung sehr bedeutender neuer Steuern und Belastung der Bevölkerung fordern zu einer Erörterung der für die Bemessung der maritimen Streitkräfte Deutschlands in Betracht kommenden Verhältnisse auf. Das Deutsche Reich ist kein meerumspültes Land wie England und Frankreich und ohne den gewaltigen, prosperierenden Kolonialbesitz dieser beiden alten Seemächte. Wir sind dagegen im Besitze zwar ausgedehnter, jedoch bisher unfruktifizierter Kolonialgebiete, welche beständige, starke Zuschüsse erfordern und in jüngster Zeit durch einen hartnäckigen Kolonialkrieg noch eine beträchtliche Steigerung der Ausgaben erheischten; wirtschaftliche Ueberschüsse sind in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Deutschland ist ein kontinentales, auf drei Seiten von großen Militärmächten umgebenes Land, das nur mit „der Deutschen Bucht" der Nordsee und mit dem Binnenmeer der Ostsee mit den Weltmeeren in Verbindung steht. Den Grundpfeiler seiner politischen Existenz bildet daher sein gewaltiges, an Qualität unbestritten die erste Stelle einnehmendes, an Zahl nur von Rußland übertroffenes Landheer. Mit einer Million Streiter im Westen und einer Million im Osten, und dahinter heut einer Reserve von über zwei Millionen für den Krieg ausgebildeter Streiter ist das Reich imstande

sein Ländergebiet auf den drei Landfronten selbst gegen eine Koalition feindlicher Mächte zu sichern, zumal, im Falle es von zwei Mächten angegriffen würde, der „casus foederis“ für eine vertragsmäßig abgeschlossene Gegenkoalition, den Dreibund, in Kraft tritt. Den Schutz seiner Seefront hat an seinen, bis auf die wenigen Zugänge der großen Flußmündungen unzugänglichen Nordseeküsten, die Natur übernommen, da diese Küsten an allen übrigen Stellen unnahbar sind. Jene Zugänge aber sind an der Elbe-, Weser-, Jahde- und Emsmündung stark befestigt, und werden überdies durch die Flotte verteidigt, während starke und im Kriegsfall sofort bereite Landstreitkräfte zum Schutz der Nordseeküsten mitzuwirken bestimmt sind. Bei der Verteidigung unserer fast überall für Landung und Beschießung gut zugänglichen Ostseeküsten fällt jedoch der Flotte und den Küstenverteidigungstruppen, unterstützt durch die Befestigungen der Häfen, Flußmündungen und sonstigen Küstenpunkte, eine weit schwierigere Aufgabe zu, da die 10 m Tiefenlinie fast durchgängig auf besten Geschützfeuerbereich an sie herantritt. Schlägt unsere Flotte einen unsere Küsten angreifenden Gegner in Nord- oder Ostsee entscheidend, so sind dieselben vor feindlicher Landung, Beschießung und Brandschatzung völlig gesichert. Allein auch wenn sie, was nicht ausgeschlossen ist, nach energischester Gegenwehr von feindlicher Uebermacht überwältigt wird, so vermag sie in den befestigten Häfen und Flußmündungen Schutz zu finden. Es fällt dann den Küstenverteidigungstruppen die Aufgabe zu, unsere Küsten vor allem gegen eine feindliche Landung im großen Stil, die für die Gesamtentscheidung des Krieges ins Gewicht fiele, und soweit angängig auch vor Brandschatzung und Beschießung zu sichern. Für die erstere Aufgabe verfügen wir aber in unseren zahlreichen Truppen der zweiten Linie über völlig genügende Streitkräfte. Wir erinnern an die erwähnte Stärke unserer Kriegsreserven, welche einer Landung im großen Stil von etwa 100,000 Mann, die angeblich jüngst englischerseits

geplant war, kräftig und mit Ueberlegenheit gegenübertreten und sie abweisen könnte. An sich wäre eine solche Landung eine der schwierigsten Kriegsoperationen gegenüber einem wachsamen, starken, gut vorbereiteten, durch ein gutes Bahnnetz und Signalsystem unterstützten Verteidiger. Wir würden allerdings in jenem Kriegsfall nicht jeden einzelnen offenen Ort und jedes Dorf an unseren Küsten gegen Brandschatzung und Beschießung sichern können. Allein das ist im Kriege bei ausgedehnten Grenzen überhaupt nicht möglich, fällt überdies für die Hauptentscheidung nicht ins Gewicht und rechtfertigt jedenfalls nicht eine hunderte von Millionen erfordernde Verstärkung unseres maritimen Schutzapparats, da dieselbe nicht im Verhältnis zu ihrem Nutzeffekt stehen würde.

Die Notwendigkeit der Flotte für das Reich beruht somit nicht sowohl in erster Linie in dem Schutz, den sie unseren Küsten zu gewähren vermag, obwohl sie, falls sie über einen Angreifer zur See siegt, auch ohne die Hilfe der Landtruppen diesen Schutz zu bieten imstande ist, wie vielmehr in dem Schutz, den sie unserem gesamten Seehandel, unserem Export und Import und somit einem der wichtigsten Faktoren unserer wirtschaftlichen Existenz gewährt, sowie in dem politischen Gewicht, das durch eine starke, kriegstüchtige Flotte wesentlich unterstützt wird.

Der deutsche Seehandel hat in den letzten Jahrzehnten einen derartigen Aufschwung genommen, so daß er heute unmittelbar hinter demjenigen des seegewaltigen England, und zwar nicht mehr allzuweit entfernt von ihm steht. Nur im Export wird er noch von dem der Vereinigten Staaten übertroffen. Diesen Handel müssen wir zu schützen imstande sein, und unsere Küsten vor einer ihn unterbindenden Blokade sichern, jedoch nur, soweit unser wirtschaftliches Leistungsvermögen dies gestattet, die Dringlichkeit dieser Anforderung es erfordert und die Möglichkeit ihr gerecht zu werden überhaupt vorhanden ist.

Für die Bemessung der Stärke unserer Flotte handelt

es sich daher darum, die Streitkräfte der möglichen oder wahrscheinlichen Gegner, denen sie eventuell entgegenzutreten hat, abzuwägen und nach Maßgabe unserer Mittel und besonderen Situation danach die unserigen zu bemessen. Unserem mächtigsten, eventuellen Gegner zur See, England, an Zahl der Kriegsschiffe auch nur annähernd gleichzukommen, ist, da wir ein Landheer ersten Ranges zu erhalten haben, finanziell unmöglich. Aus gleichem Grunde gilt dies auch hinsichtlich der sich immer mehr vergrößernden Flotte der „Union". Die russische Ostsee- und Pacificflotte wurde durch den Krieg vernichtet; wir waren der ersteren bereits überlegen. Die von Meuterei durchwühlte Schwarze Meerflotte, in einem „mare clausum", kommt nicht in Betracht. Es dürften Jahrzehnte vergehen, bevor sich die fast völlig neuzuschaffende und zu einem kampftüchtigen, zuverlässigen Werkzeug zu gestaltende russische Ostseeflotte wieder in Achtung gebietender Verfassung befindet.

Die französische Flotte ist zwar zur Zeit der unseren namentlich an Panzerkreuzern noch beträchtlich überlegen; sie befindet sich aber dem Vos'schen Bericht über das französische Marinebudget für 1906 zufolge, sowie nach den Bemerkungen des früheren Marineministers Lockroy im Rückgange. Frankreich muß besorgen, vom zweiten Platz unter den Hauptseemächten, den es jetzt einnimmt, in kurzer Zeit auf den vierten Platz hinter die amerikanische und deutsche Flotte zurückgedrängt zu werden. Ueberdies läuft die französische Marine Gefahr, nach Einführung der zweijährigen Dienstzeit die Qualität ihrer Mannschaft herabgesetzt zu sehen; auch ist ihr Offizierskorps in den höheren Stellen überaltert. Der französische Kriegsschiffbau erfolgt verzögert und verschleppend, und liefert nicht wie bei uns homogene Geschwader. Im Fall eines Konfliktes zwischen Deutschland und Frankreich reicht das französische Nordgeschwader bei weitem nicht aus, um gleich bei Beginn des Krieges der deutschen Flotte mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können. Das Mittelmeer-

geschwader müßte dazu herangezogen und dann beide Geschwader im atlantischen Ozean vereinigt werden, wodurch nicht nur die französische Mittelmeer-, sondern auch die Nordseeküste eine zeitlang eines Teiles ihres wertvollsten Schutzes beraubt würden. Unsere Flotte hätte, bis das Mittelmeergeschwader heran ist, Gelegenheit zu beträchtlichen Teilerfolgen im Kanal und gegen die dortigen französischen Küstenplätze. Diese ungünstige Lage der französischen Flotte würde sich aber noch weit mißlicher gestalten, schon wenn unser altes, geschweige denn das neue Flottengesetz zur Ausführung gebracht wären. Immerhin wird Frankreich in Anbetracht dieser Lage voraussichtlich die Anstrengungen für seine Flotte ganz beträchtlich steigern, und es fragt sich, ob wir triftigen Anlaß haben, ihm auf dieser Bahn zu folgen. Den Flotten aller übrigen Seemächte ist die unsere überlegen. Jedoch ist zu erwarten, daß die der „Union" sie in nicht allzulanger Frist an Zahl der Schiffe übertreffen wird. Das Eine aber kann ohne weitere Erörterung als zweifellos gelten, daß wir, schon weil wir wirtschaftlich dazu nicht imstande sind, keinen triftigen Anlaß haben, etwa einer Koalition zweier großen Seemächte, wenn auch nur zweiten Ranges, gewachsen zu werden, wie dies bei England unter Festhaltung seines „Two Power Standarts", den es überdies bereits überschritten hat, der Fall ist.

Unlängst hat General von Liebert in einem Vortrag über die politische, militärische und volkswirtschaftliche Bedeutung einer starken Seemacht geäußert: die starke Zunahme der Bevölkerung Deutschlands, das außerordentliche Anwachsen seiner Industrie und die Milliarden Aus- und Einfuhr zur See, hätten ganz von selbst das Deutsche Reich in die Stellung einer Welt- und Seemacht hineingeschoben und eine starke Flotte sei jetzt ein Bedürfnis der im nationalen Sinne gebotenen Politik. Vorausgesetzt, daß man die Stärke einer Flotte aufgrund der für sie ins Gewicht fallenden Bedingungen rationell bemißt, ist dies im wesentlichen zwar

zutreffend. Allein der General bemerkt weiter: die Macht des zur stärksten Landmacht herangewachsenen Deutschen Reiches werde nur innerhalb Europas (?) anerkannt, über See habe es vorläufig nur sehr geringe Machtwirkung (?) — wir erinnern an Marokko, die Chinaexpedition, Venezuela und Haiti —, das ganze Reich habe 1870--1884 fleißig Schiffe gebaut, so daß es damals als dritte Seemacht dastand. Es konnte mit Glück und Erfolg (?) eine koloniale Betätigung wagen, aber dieser neue Schritt gab den Ton an für alle Mächte; alle vergrößerten ihre Kriegsflotten und alle stürzten sich in koloniale Erwerbungen und Unternehmungen. Gegenwärtig sei das Deutsche Reich nach dem Verschwinden der russischen Flotte von der See noch als drittstärkste Seemacht anzusprechen. Im Jahre 1909 werde es aber von den Vereinigten Staaten an Zahl der Linienschiffe und Panzerkreuzer, sowie an Schiffsraumgehalt bedeutend geschlagen, so daß es sich mit dem vierten Platz begnügen müsse. Flottengefechtswerte in Einheiten besäßen dann: England 802, Frankreich 433, die Union 430 und Deutschland 291. Vielmehr als Frankreich sei Deutschland durch die Verhältnisse gezwungen, seine Flotte zu verstärken. Diese Ausführungen müssen in mehrfacher Hinsicht zur Entgegnung auffordern.

Unsere Seegeltung hat sich bis jetzt in den sie beanspruchenden Fällen, sowohl im Verein mit anderen Mächten, wie bei Venezuela und der Chinaexpedition, als auch bei selbständigem Auftreten gegen einzelne zentralamerikanische Republiken, von der ihr gebührenden Macht erwiesen. Wir erinnern an die früheren Leistungen des Stein, der Charlotte und Kapitän v. Batschs, des späteren Vizeadmirals, und an die neuesten des Panther, Stein und des Iltis. Welcher Deutsche würde nicht wünschen, daß sie die Möglichkeit noch einer erheblichen Steigerung dadurch erführen, daß wir der französischen Flotte auch quantitativ überlegen würden, der der Union überlegen blieben und selbst derjenigen Englands dereinst gewachsen würden! Allein wir müssen der besonderen maritimen, geo-

graphischen, wirtschaftlichen und kolonialen Situation jener drei Mächte, welche über einen wertvollen, zumteil ungeheueren Kolonialbesitz gebieten, Rechnung tragen. Wir können uns ihrer sachlichen, ruhigen Erwägung, ohne in Illusionen zu verfallen, nicht entziehen. Möge auch der Nationalwohlstand Deutschlands in beständiger Steigerung gewaltig wachsen, ein Moment, das in geringerem Maße auch für einige der übrigen Seemächte gilt, so muß selbstverständlich eine etwaige Konkurrenz mit der englischen und demnächst auch der amerikanischen Flotte auf die Dauer eben als völlig ausgeschlossen erscheinen. Diese beiden rings vom Meere umspülten Weltmächte bedürfen der Unterhaltung eines Landheeres ersten Ranges, wie das deutsche, nicht. Ganz abgesehen von ihrem weit größeren Nationalwohlstande sind sie somit in der Lage, dauernd weit größere Mittel wie wir auf ihre Seemacht zu verwenden. Da die russische Flotte auf lange hinaus aus der Konkurrenz ausschied, bliebe als eventueller Gegner, welcher trotz unverantwortlicher, weil nicht zwingend notwendiger Belastung unserer Steuerkraft, zwar an Zahl der Kriegsschiffe, jedoch nie an Zahl der Reserven der seeschiffahrttreibenden Bevölkerung zu erreichen oder gar zu übertreffen wäre, nur Frankreich. Das neue französische Flottenbauprogramm umfaßt 11 Schlachtschiffe zu 18 000 Tonnen, 10 Panzerkreuzer erster Klasse zu 14 000 Tonnen und 6 Panzerkreuzer zweiter Klasse zu 9000 Tonnen. Allein wir haben offenbar keinen triftigen Grund, dem Anwachsen der französischen Flotte zu folgen, welcher der Schutz ausgedehnter, ertragbringender, prosperierender Kolonialreiche und auf drei Seiten ans Weltmeer grenzender Küsten obliegt. Denn die Entscheidung in jedem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich würde nicht zur See, sondern zu Lande fallen und selbst eine erfolgreiche Diversion zur See für sie nicht von Gewicht werden. Eine französische Landung im großen Stil an unseren Nordseeküsten aber ist durch deren Unzugänglichkeit und die Befestigungen ihrer wenigen Zugänge, sowie durch die

volle Bereitschaft unserer sehr zahlreichen Küstenverteidigungstruppen nicht zu befürchten. Und Dänemark ist entschlossen, im Kriegsfall strikt neutral zu bleiben und keiner Partei als Basis zu dienen, seine Neutralität zu verteidigen und wohl auch die Intervention befreundeter Mächte anzurufen. Mit den befestigten Kriegshäfen der Jahde, Weser und Elbe und dem Ausfallstor und Verbindungsglied des Nordostseekanals im Rücken und ohne Zwischenbasis am Sund oder Belt aber vermag die französische Flotte unseren zur Abwehr bereiten, sehr starken Streitkräften der zweiten Linie gegenüber, auch keine Landung im großen Stil — an unseren dazu geeigneten Ostseeküsten mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg zu unternehmen. Die russische Flotte, mit der wir als Verbündeten Frankreichs zur See bisher zu rechnen hatten, ist auf Jahrzehnte aus dem Gebiete des politischen Kalkuls als kriegstüchtiges Werkzeug ausgeschieden. In Anbetracht der Finanzlage Rußlands und ihrer durch das Retablissement seiner Wehrmacht bedingten Beanspruchung kann es als ausgeschlossen gelten, daß die künftige russische Ostseeflotte der deutschen auch nur annähernd gewachsen werden wird. Mit der weiteren Entwicklung der Flotte der „Union", welche allerdings außerordentlich kapitalkräftig ist und bereits 77 Millionen Bewohner zählt, haben wir auch aus dem Grunde um so weniger Anlaß, gleichen Schritt im Flottenbau zu halten, als keine tieferen Interessengegensätze zwischen ihr und Deutschland bestehen. Nachdem überdies von dem gesunden Sinn der Regierungen Frankreichs und Englands und wohl auch von der Majorität ihrer Bevölkerung übereinstimmend der verbrecherische Anschlag Delcassés auf den Frieden verurteilt worden ist, kann die allgemeine politische Lage des Kontinents trotz Marokkos hoffentlich wieder als eine friedlichere gelten, hinsichtlich derer wir „nicht schwarz zu sehen brauchen". Erklärte doch jüngst Fürst Bülow und zwar nach der im Sommer erfolgten Krisis: Ein doppeltes System von Allianzen, die beide friedlich sind, sichert das Gleichgewicht Europas.

In Anbetracht dieser Erklärung, mit der sich die jüngsten Auslassungen Lord Balfours und Campbell Bannermanns decken, vermögen wir daher den Frieden Europas nicht als in absehbarer Zeit oder durch die Schärfe vorhandener Gegensätze für Deutschland direkt bedroht zu erkennen. Für die derzeitigen Hauptaufgaben unserer Flotte aber, die Verteidigung der deutschen Küsten und den Schutz unseres Seehandels erscheint dieselbe in der durch die neue Flottenvorlage vorgesehenen Erhöhung ihrer Stärke hinsichtlich der Schlachtschiffe auch ohne die außerdem geforderten sechs Auslandkreuzer und 48 Torpedoboote ausreichend. Einen Krieg mit England aber als unvermeidlich anzukündigen, hat der Reichskanzler eine Albernheit genannt und diesen Krieg als ausgeschlossen bezeichnet.

Somit aber mahnt die derzeitige politische Gesamtlage und namentlich das starke Defizit im Reichshaushalt in jeder Hinsicht an ein rationelles Maßhalten in unseren Flottenrüstungen. Dies muß geschehen, solange unsere Wirtschaftserträge, unter einer Steuererhöhung, welche niemand empfindlich belästigt, nicht bedeutende Ueberschüsse liefern und die Steuerkraft eine so stark beanspruchte ist, wie zur Zeit. Was die vielberufene Gefahr des Abschneidens der Lebensmittelzufuhr für Deutschland durch Blockierung seiner Küsten mittelst einer überlegenen Flotte betrifft, so steht uns für diesen Fall die Einfuhr aus dem gesamten süd- und südosteuropäischen Kontinent, sowie durch Holland und Belgien zur Verfügung. Für den Schutz der noch wertlosen und teueren Kolonien die Flotte immer mehr zu verstärken, erscheint, vom praktisch-politischen Standpunkt betrachtet, irrationell.

Ueberdies eröffnet sich die Perspektive auf künftige neue Marineforderungen noch in anderer Richtung; denn, wenn sich die neue, beträchtliche Verbesserung aufweisende Schöpfung des „Unterseebootes“ bewährt, so liegt es nahe, daß wir dem Beispiel Frankreichs und Englands in der Schaffung einer ganzen Unterseebotflottille folgen dürften. Erklärte

doch unlängst der Leiter der Germaniawerft in Kiel, Admiral Barandon: „Das Unterseeboot sei unbestreitbar die Seekriegswaffe der Zukunft und bestimmt, den Torpedo zu ersetzen, der nicht mehr mitkommen könne, seit die Kreuzer 25 Knoten Geschwindigkeit hätten.“ Auch hält man die Bildung eines Spezialkorps für Unterseeboote in Fachkreisen bereits als voraussichtlich notwendig. Auch Kapitän z. S. v. Pustau hält die Unterwasserfahrzeuge für nicht entbehrlich. Letzterer erklärte im „Tag“ als die natürliche Folge der endgültigen Neuanerkennung des alten Prinzips, daß das Linienschiff heute wieder ganz unbestritten den ersten Platz unter den Streitmitteln zur See einnehme, die weitere Entwicklung der für das Linienschiff charakteristischen Eigenschaften der offensiven und defensiven Gefechtsstärke für unausbleiblich. Wenn man sich insbesondere entschlossen zeige, die schwere Artillerie auf Kosten des mittleren Kalibers auf den künftigen Schlachtschiffen zu verstärken, so hänge dies damit zusammen, daß die vergrößerte Schußweite der modernen Torpedos es wahrscheinlich mache, daß der reine Artilleriekampf zweier Flotten sich auf Abständen von über 3000 Meter abspielen werde. Je größer aber die Entfernungen seien, desto mehr trete die Ueberlegenheit der schweren Geschütze über die mittleren hervor. Die 15-, 17-, 18- bis 19-Zentimeterkanonen hätten deshalb auf den Linienschiffen keine rechte Existenzberechtigung mehr und sie würden ersetzt werden durch Kanonen von 23 Zentimeter aufwärts, wenn man sich nicht gar entschlösse, außer der leichten Antitorpedoboots-artillerie nur noch eine große Anzahl von 30,5-Zentimetergeschützen zu führen. Hand in Hand mit der Verstärkung der Schiffsartillerie pflege von altersher die Verstärkung des Panzerschutzes zu gehen. Die Erfahrungen des Krieges ließen vornehmlich einen widerstandsfähigeren Vertikalpanzer nötig erscheinen, während die Bedeutung des horizontalen Panzerdecks geringer als früher eingeschätzt würde. Als wichtige Neuerung stehe die Einführung eines Unterwasserpanzers als Schutz gegen die

Minen und Torpedos bevor. Das Gesamtergebnis der vorgenannten Aenderungen sei eine wesentliche Erhöhung des bisherigen Deplacements der Linienschiffe, die dadurch auch um ein erkleckliches teurer würden.

Wir werden somit künftig größere, schnellere, stärker armierte und stärker gepanzerte Linienschiffe, der neuen Flottenvorlage entsprechend, bauen, und die vorhandenen, falls dies hinsichtlich Armierung und Panzerung sich etwa als angängig herausstellen sollte, vielleicht später aptieren. Der ersteren Forderung und der ihr folgenden der Schleusenverlängerung und an einigen Kurven gebotenen Erweiterung des Nordostseekanals können wir uns nicht entziehen. Allein die Forderung der sechs neuen Panzerkreuzer für den Auslandsdienst und der acht Torpedobootsdivisionen erscheint in Anbetracht der Gesamtlage der für eine abermalige Flottenverstärkung ins Gewicht fallenden Verhältnisse, und zwar namentlich der finanziellen, keineswegs dringend. Sie kann ohne bedenklichen Nachteil für die Flotte sehr wohl abgelehnt werden. Namentlich ist der angeführte Grund nicht stichhaltig, man könne den wenigen Kreuzern der Schlachtflotte nicht einige Kreuzer für den Auslandsdienst wegnehmen, da darunter die Ausbildung empfindlichst leide, und müsse daher neue bauen. Denn die Ausbildung ist nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck, und sobald der Bedarfsfall eintritt, müssen, wie das überall geschieht, die verfügbaren Schiffe entsandt, die Ausbildung aber unterbrochen und später nachgeholt werden. Was die Torpedoboote betrifft, so dürften die bisher vorhandenen 96 Hochseetorpedoboote und einige 30 allerdings veraltete Hafen- und Küstentorpedoboote, bis mehr Mittel disponibel sind, umsomehr ausreichen, als der Wert der Torpedoboote sich im jüngsten ostasiatischen Seekriege nicht als so bedeutend herausgestellt hat, wie man erwartete. Bei Tsuschima wurde die russische Flotte, wie Admiral Roschdjestwensky jüngst bestätigte, durch die japanische Schiffsartillerie besiegt; die

Torpedoboote gaben erst alsdann der bereits völlig geschlagenen Flotte den Rest.

Zur Zeit sind unsere Reichs- und Privatwerften noch mit dem Bau von 23 Kriegsschiffen der Kriegsflotte beschäftigt, von denen nur fünf auf die Staatswerften entfallen. Es befinden sich im Ausbau sechs Linienschiffe, zwei große Kreuzer, sechs kleine Kreuzer, drei Spezialschiffe und sechs Hochseetorpedoboote. Mit Beginn des Winterhalbjahres sind zwölf Kriegsschiffe und Kriegsfahrzeuge als vollendet aus dem Werftbetrieb ausgeschieden, um in den Frontdienst einzutreten. Unser Kriegsschiffbau ist daher im beständigen, lebhaften Fortschritt begriffen. Wie England ein bestimmtes Ziel in der Bemessung seiner Flotte vertritt, das des von ihm erreichten „Two Power Standarts“, würde sich auch für uns im Hinblick auf die Momente, welche die Stärke unserer Flotte begrenzen müssen, ein bestimmtes, nicht uferloses Ziel empfehlen. Als solches kann aus den dargelegten Gründen bis auf weiteres die Stärke der französischen Flotte nicht bestimmt werden.

Wenn die neue Flottenvorlage auch nicht in dem zuerst verlautbarten enormen Umfange auftritt, so stellt sie nach den gewaltigen Mittelbeanspruchungen der Flottengesetze von 1898 und 1900 doch abermals derart gewaltige Ansprüche an die Steuerkraft des Landes, daß ihre Notwendigkeit und ihr Inhalt in Anbetracht der ungünstigen Finanzlage des Reiches der sorgfältigsten, ernstesten Prüfung bedarf.

Würden die Einnahmen des Reiches Ueberschüsse, etwa aus Erträgen der mit sehr starken Zuschüssen unterhaltenen Kolonien oder sonstige aufweisen, so würde sich gegen die von der Vorlage geforderte weitere Vermehrung der Schiffszahl der Flotte nichts einwenden lassen. Allein, der „Nordd. Allg. Ztg.“ zufolge befindet sich im Reichshaushalt eine Unterbilanz von 80—90 Millionen, die Reichsschuld aber erfuhr seit 1877 eine beispiellose Steigerung — von 72,2 Millionen auf über 3½ Milliarden —, der Bedarf an

neuen Reichseinnahmen wird im Zeitpunkt der Höchstbelastung von dem offiziösen Organ auf mindestens 245—255 Millionen Mark angenommen. Hievon müßten 220—230 Millionen durch neue Steuern und Zölle aufgebracht werden, während der Rest aus den Mehrerträgen des künftigen Zolltarifes Deckung finden soll. Diese werden jedoch kaum auf mehr als 60 Millionen geschätzt. Es wird daher der neue Steuerbedarf auf mindestens 170 Millionen veranschlagt. Die Politik, für Deutschland neben dem ersten Landheer der Welt auch die drittstärkste Flotte der Welt schaffen und unterhalten zu wollen, stellt daher, wie aus unserem großenteils hiedurch entstandenen Defizit hervorgeht, derartige Ansprüche an die Steuerkraft der Nation, daß sie keineswegs als einwandsfrei gelten kann. Zum Schutz unseres Welthandels und unserer Küsten genügt die vorhandene und im Bau befindliche Flotte. Eine Zahl von 14 großen und 37 kleinen Kreuzern Sollbestand, nach der neuen Vorlage jedoch von 20 bezw. 38 Kreuzern, dürfte für die Vertretung unserer Interessen im Auslande ohne ernste Schädigung derselben bis auf weiteres genügen und läßt das neue geforderte Auslandsgeschwader von sechs großen Panzerkreuzern keineswegs schon jetzt dringend geboten erscheinen.

Durch die neue Flottenvorlage erwächst sowohl aus der in ihr beanspruchten Vergrößerung der jetzigen Schiffstypen, wie durch die Verstärkung ihrer Artillerie und Geschwindigkeit und die Mehrung ihres Personals, ebenso aber auch aus dem geforderten Bau der über das Flottengesetz hinausgehenden 6 Panzerkreuzer und 8 Torpedobootdivisionen zu je 6 Booten eine sehr starke Steigerung an einmaligen Ausgaben. Dazu kommt noch die große Steigerung der fortlaufenden Ausgaben für die Unterhaltung der neu geforderten und der größer zu bauenden Schiffe, die sich aus der Vermehrung des Offiziers- und Mannschaftsmaterials und stärkeren Indiensthaltung, sowie aus der jährlichen Forderung von 5 Millionen für Erprobung und spätere Be-

schaffung von Unterseebooten ergibt. Die jährlichen Mehrausgaben steigern sich durch die neue Vorlage auf etwa 80 Millionen und somit in Summa bis 1917 auf gegen 900 Millionen, so daß der Gesamtwert der Flotte von 1917 von 5 Milliarden auf gegen 6 Milliarden steigt.

Die Kosten für die geforderten 6 großen Kreuzer werden in der Begründung der Vorlage auf 165 Millionen veranschlagt. Die Preise der im Etat 1900 neugeforderten Schiffe stellen sich für ein Linienschiff auf 36,5 Millionen, für einen großen Kreuzer auf 27,5 Millionen, für einen kleinen Kreuzer auf 6,38 Millionen, für eine Torpedobootdivision auf 8,87 Millionen und somit auf ein Plus pro Schiff von 12,22, bezw. 8,23 und 1,66 Millionen gegen die bisherigen Preise. Der Mehrbedarf an Personal für die geforderten sechs großen Kreuzer beträgt 5643 Unteroffiziere und Mannschaften, 126 Seeoffiziere, 40 Marine-Ingenieure, 16 Sanitätsoffiziere und 8 Zahlmeister. Die betreffende Steigerung der fortlaufenden Ausgaben wird auf 20 Millionen veranschlagt.

Die Vermehrung des Personals infolge Vermehrung der Torbedoboote und größerer Kriegsbereitschaft derselben stellt sich auf 53 Seeoffiziere, 2218 Unteroffiziere und Mannschaften, jene zur besseren Ausnützung der Artillerie der Schiffe auf 90 Seeoffiziere und 1907 Unteroffiziere und Mannschaften, jene infolge geringer Indiensthaltungsänderungen bei den Spezialschiffen auf 64 Seeoffiziere, 842 Unteroffiziere und Mannschaften, jene infolge größeren Landbedarfs auf 132 Seeoffiziere.

An Gesamtbedarf bis zum Jahre 1920 und in durchschnittlicher Jahresvermehrung werden gefordert für die Matrosendivisionen, Werftdivisionen und Torpedobootsdivisionen Deckoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften 36,100 Köpfe, im Jahresdurchschnitt 2340 Köpfe; und zwar an Seeoffizieren 1150, an Marine-Ingenieuren 395, im Jahresdurchschnitt 26; an Sanitätsoffizieren, Sanitäts-

unteroffizieren und Sanitätsunterpersonal 516 Köpfe, im Jahresdurchschnitt 34; an Zahlmeistern 131, im Jahresdurchschnitt 8. An Seekadetten sollen fortan bis 1920 jährlich 175 eingestellt werden. Die Steigerung der fortdauernden Ausgaben infolge der neuesten Indiensthaltungen (Auslandsschiffe, Torpedoboote, Unterseeboote, Spezialschiffe), sowie der stärkeren Personalvermehrung werden auf durchschnittlich 8 Millionen pro Jahr veranschlagt. Der Marineetat für 1906 beginnt im ordentlichen Etat von 201,39 Millionen mit einer Steigerung von 14,89 Millionen, beim außerordentlichen Etat von 51,47 Millionen mit einer Steigerung von 4,54 Millionen, in Summa bei 252,86 Millionen mit einer Steigerung von 19,43 Millionen.

Allein die neue Flottenvorlage enthält nicht einmal alles, was wir noch an Forderungen zu erwarten haben. Denn die Forderung für die Umgestaltungen am Nordostseekanal ist gar nicht aufgenommen. Wahrscheinlich aber ist diese eine sehr beträchtliche, da jene Umgestaltungen kaum mit der Schleußenverlängerung abgetan sein dürften, wenn Schlachtschiffe von 18,000 und Kreuzer von 15,000 Tonnen den Kanal bequem passieren sollen. Bei derartigen Kolossen sind die zahlreichen Kurven des Kanals um so schwieriger zu überwinden, und die gewaltige Wasserverdrängung dürfte auf die Kanalwände nachteilige Wirkungen ausüben. Auch erscheint es fraglich, ob fast 5000 und 2000 Tonnen mehr deplacierende Schiffe in dem verhältnismäßig seichten Kanal mit nur etwa 1½—2 m Wasser unter dem Kiel bei den Kurven der Einwirkung der Schrauben genügend leicht zu folgen vermögen. Als eine fernere Perspektive stellt sich mit der jährlichen 5 Millionenforderung für Erprobung und Be-Beschaffung von Unterseebooten diejenige auf die künftige eventuelle Beschaffung einer ganzen Unterseebootflottille heraus.

Daß die neu zu bauenden Schiffe der Flotte den vollen, aus den neuesten Erfahrungen des Seekrieges in Ostasien abgeleiteten Gefechtswert erhalten müssen, läßt sich

nicht bestreiten; sehr gesteigertes Deplacement und Armierung mit schwersten Geschützen, sowie Geschwindigkeitssteigerung und verbesserte Unterwasserschutzkonstruktion stehen heute für sie auf der Tagesordnung. Freilich hatten schon im Jahre des Flottengesetzes von 1900 England, die Vereinigten Staaten, Italien und Japan Linienschiffe von 15,000 Tonnen und darüber, ebenso hatte Frankreich zwei von 14,900 Tonnen im Bau. Damals galt in unseren fachmännischen Kreisen ein mittlerer Typ von etwa 13,000 Tonnen als der bessere, jedenfalls unseren Verhältnissen entsprechendere; es wurden damals dafür auch die besonderen Navigationsverhältnisse der Gewässer an unseren Küsten, die Tiefe des Nordostseekanals und seine Schleusenverhältnisse geltend gemacht. Wenn jedoch aus den Erfahrungen des ostasiatischen Seekrieges hervorging, daß stärkeres Deplacement und Armierungen, sowie Unterwasserpanzerung und größere Geschwindigkeit die Ueberlegenheit über hierin erheblich schwächer ausgestattete Kriegsschiffe verleihen, so ist es geboten, die Konsequenzen hieraus zu ziehen.

Schon vor dem Kriege 1902 wurde nach den Darlegungen im Septemberheft der „Flotte“ der derzeitige Panzerschutz unserer Linienschiffe für unzureichend gehalten. Immerhin also läßt die beständig fortschreitende technische Vervollkommnung der Kriegswerkzeuge es nicht ausgeschlossen erscheinen, daß auch die eventuell anzunehmende Unterwasserpanzerung der Kriegsschiffe sich einer etwa verstärkten Sprengladung der Torpedos und der Verwendung von Unterseebooten gegenüber als unzulänglich erweist. Sollte es jedoch derart in ihrer Wirkung verstärkten Torpedos und Seeminen, denen 90 Prozent der im ostasiatischen Seekriege vernichteten Schiffe zum Opfer fielen, in der nächsten Seeschlacht gelingen, eine erhebliche Anzahl der neuen Seemastodons von 18,000 und 15,000 Tonnen in den Grund zu bohren, so würde voraussichtlich die Folge sein, daß man dieselben wieder aufgäbe und an ihrer Stelle, unter

erneutem Aufwande von vielen Millionen, um so m kleinere Linienschiffe baute. Der beständige Wechsel auf d Gebiet des Kriegsschiffbaues und der Armierung, sowie Sprengmittelfortschritt mahnen daher zu doppelter Vorsi und Mäßigung bei der Forderung und Bewilligung v Flottenausgaben. Wenn man sich nun auch hinsichtlich materiellen Verstärkung des vorhandenen Flottenmateria soweit die technischen Verhältnisse dieselbe nachweisbar gebiet und hinsichtlich der programmäßig zu bauenden Schiffe d Vorgehen aller anderen großen Seemächte wird anschließ müssen, so wird doch dabei besonders die Frage d Mittelbeschaffung zu berücksichtigen sein. Denn ein weiteren erheblichen Vermehrung der Anzahl unserer Krieg schiffe wird entgegenzutreten sein, so lange nicht Mit vorhanden sind, welche ohne empfindliche Schädigung wi schaftlicher Interessen und breiter Schichten der Bevölkeru aufgebracht werden können. Und dies um so mehr, als n dem gigantischen Anwachsen der englischen und amerikanisch Flotte doch nicht zu folgen vermögen. Andererseits hab wir auch keinen triftigen Anlaß, unter unverhältnismäßig Belastung unserer Finanzen der französischen Flotte quantita gewachsen oder überlegen zu werden; den Flotten all übrigen Seemächte ist unsere Flotte schon heute überlege

Unter dem gewaltigen Eindruck des ostasiatischen Se krieges und des ihm vorausgegangenen spanisch-amerikanisch Kolonialkrieges fanden die neuen sehr starken Flottenforderung noch unterstützt durch das Gespenst einer englischen Landu und eines Seekrieges mit England eine unerwartet günsti Aufnahme. Man begegnet weiterhin dem unbestimmten G fühl, daß noch mehr für die Flotte geschehen müsse. Alle man vergegenwärtigt sich dabei nicht, daß es sich bei jen Kriegen um die Gewinnung wertvollen, reichen Kolonia besitzes, der noch dazu bei Kuba und Puertorico im unmitt baren Macht- und Interessenbereich der den Krieg beginnend Länder gelegen war, und nicht um einen „guerre a fond

und die Verteidigung der eigenen Landesgebiete handelte. Für den Schutz unserer noch recht wertlosen, sehr subventionsbedürftigen Kolonien aber eine unverhältnismäßig starke Flotte schaffen und halten zu wollen, ist, wie nochmals betont sei, vom praktisch-politischen Standpunkt aus, irrationell. Die Stärke unserer Flotte ist vielmehr lediglich nach der Stärke unserer wahrscheinlichen und möglichen Gegner mit Rücksicht auf unsere Landesverteidigung, welche eventuell auch zur See offensiv zu führen ist, und auf unsere finanzielle Leistungsfähigkeit zu bemessen. Man hat sich daher über das sich hieraus bestimmt ergebende Ziel und Maß klar zu werden. Namentlich aber ist den Bestrebungen nach beschleunigterem Ausbau der Flotte, die neuerdings noch weit über das Maß der neuen Marinevorlage hinausgehen, entgegenzutreten, und zwar aus den bereits im Reichstag geltend gemachten Gründen, daß eine entsprechend schnelle, gediegene Heranbildung des dann erforderlichen Flottenpersonals nicht möglich und die Leistung unserer Werften eine begrenzte ist, sowie daß in den Schiffskonstruktionsverhältnissen ein beständiger Wechsel herrscht. Ferner ist bei der Bemessung der Bewilligung der neuen gewaltigen Forderungen zu berücksichtigen, daß, als die Regierung die ihrer Zeit erfolgende Ablehnung der heute wiedergekehrten Kreuzerforderung nur als einen vorübergehenden Aufschub betrachtete, in jenem Zeitpunkt an die heute neu hinzugekommene Vergrößerung der Deplacements und die Verstärkung der Armierung 2c. der Schlachtschiffe noch nicht zu denken war. Somit muß heute die Forderung der Kreuzer und der acht Torpedobootsdivisionen zu je sechs Torpedobooten vor jener weit wichtigeren Forderung in den Hintergrund treten. Sie kann auch gerade in anbetracht der Finanzlage sehr wohl abermals aufgeschoben werden. Zwar sollen die als große Panzerkreuzer verlangten sechs Auslandskreuzer auch zur Verstärkung der Schlachtflotte dienen; dies ist wohl ihr Hauptzweck, da gut armierte Schiffe mittleren Tonnengehalts denselben Effekt bei der Vertretung

unserer Handelsinteressen in den transozeanischen Ländern zu erzielen vermögen. Allein, nachdem das französisch-englische Kriegsphantom hoffentlich in ein Nichts zerfließt, ist die allgemeine politische Lage für Deutschland sowohl auf dem europäischen Kontinent, wie dem überseeischen Auslande gegenüber eine friedliche. Denn noch einmal: Rußland, in Heer, Flotte und Land zerrüttet und in Empörung begriffen, scheidet, worauf schon die beschlossene Abminderung der Schiffsneubauten um 38 Millionen Rubel hindeutet, namentlich betreffs der Flotte auf Jahrzehnte als zur See kampftüchtiger Faktor im europäischen Konzert aus. Damit ist aber Frankreich des mächtigen Alliierten beraubt und seine Wehrmacht der unsrigen in ihrer Gesamtheit zweifellos inferior, wenn seine Flotte zur Zeit auch noch stärker wie die unsrige ist. Die jüngsten offiziellen Kundgebungen des Chefs des nun abgetretenen Tory-Kabinets, welchem ein völlig friedliches, liberales Ministerium gefolgt ist, sowie die Darlegungen Fürst Bülows und die nicht offiziellen Enunziationen in Caxton Hall und mehreren großen Londoner Klubs, endlich die weite in England und Deutschland begonnene Bewegung für den Frieden deuten mit aller Bestimmtheit darauf hin, daß ein Krieg zwischen beiden Ländern höchst unwahrscheinlich ist. Damit ist auch ein solcher Frankreichs im Bunde mit England gegen uns ausgeschlossen. Dies würde überdies den „casus foederis" für die Dreibundmächte bilden und uns, wenn auch zur Zeit nicht den Beistand der ungarischen Regimenter, so doch den der übrigen Wehrmacht Oesterreichs und des italienischen Landheeres verschaffen. Die Erklärung Lord Balfours vor seinem Rücktritt über die Gefahr eines europäischen Krieges: „Er glaube, daß wir in Zukunft keinen Krieg sehen, sofern man sich nicht denken könne, daß eine Nation oder ein Herrscher erstände, die unfähig wären, einen Plan nationaler Vergrößerung anders als durch Niedertreten der Rechte der Nachbaren auszuführen. Er sehe keine Aussicht auf ein solches Unglück in Europa." — Diese Erklärung

dürfte die internationale Lage in unserem Kontinent beruhigend und richtig kennzeichnen. Es erscheint daher angezeigt, in anbetracht des enormen neuen Steuerbouquets die gewaltigen Mehrforderungen für die Flotte ohne ernstere Gefährdung der Interessen des Reiches in den angedeuteten Richtungen herabzumindern.

v. Bieberstein.

XIII.
Reichstagsbrief. II.

Berlin, 8. Januar 1906.

Morgen treffen die Reichsboten wiederum hier ein, um die ernste Arbeit aufzunehmen und andere Gäste aus dem stolzen Bau zu verscheuchen. Es ist höchste Zeit hiefür, denn in der Weihnachtszeit war das Reichstagsgebäude der reinste Bazar, ein modernes Warenhaus, eine Stätte des Stelldicheins für junge Liebende, ein Ballsaal, ein Konzerthaus und wer weiß, was noch weiter. Manchen gefällt diese Verwendung des Reichstagsgebäudes nicht so ganz; freilich muß zugegeben werden, daß diese und jene der Wohltätigkeitsveranstaltungen mehr Zulauf erhält, wenn sie im Reichstage stattfindet; wer aber nach einem solchen Abend dem Studium im Reichstage obliegen will, der findet überall nicht erwünschte Spuren des oft recht wunderlichen Treibens der Wohltätigkeitsveranstaltung! Doch erkennen wir gerne die auch hier wieder bekundete gute Absicht an. Ueber die Verwendung des Reichshauses haben wir nicht mitzuverfügen und deshalb kümmert uns auch die Sache nicht weiter; wir wollten nur andeuten, was vielen auf der Zunge liegt.

Nun fällt es uns nicht ein, einen Reichstagsbrief über die Ereignisse der Ferien zu schreiben, obwohl es an Stoff nicht fehlt, sondern wir wollen ein wichtiges Stück Arbeit der Sitzung vor Weihnachten hier schildern; das sind die Initiativanträge. Man kennt im Reichstage nicht den Gebrauch der Antwort auf die Thronrede; Adressen des Reichstages sind sehr selten. Die bemerkenswerteste wurde im Jahre 1871 beschlossen, wo der Antrag der Zentrumsfraktion rundweg abgelehnt worden war. Damals verschanzte man sich hinter dem Prinzip der Nichtintervention, das durch die Chinaexpedition so stark durchbrochen worden ist. Auch hier hat das Zentrum recht behalten und die von ihm 1871 verfochtenen Grundsätze sind 1900 vom Bundesrat und Reichstag gebilligt worden. Weil man aber solche Adressen nicht kennt, muß eine andere Form der Antwort gesucht werden. Wir nehmen es dem Fürsten Bismarck nicht übel, wenn er ein prinzipieller Feind der Adressen war, der meinte, daß diese nur geeignet seien, die beiden gesetzgeberischen Faktoren an der Nase herumzuführen, weil die schwierigsten Fragen doch nie durch solche Adressen gelöst würden. Nun erhält die Thronrede schon eine Beantwortung durch die Generaldebatte zum Etat; hier wird sie einer höchst ergiebigen Kritik unterworfen. Aber es wird doch nur geredet und die Taten fehlen; deshalb ist die zweite Art der Antwort viel deutlicher und das sind die Initiativanträge. Durch diese suchen die Parteien die Lücken der Thronrede auszufüllen; sie sollen die Wahlprogramme in die Tat umsetzen, dem Bundesrat zeigen, welche Forderungen der Reichstag für spruchreif hält. Eine sehr große Anzahl solcher Initiativanträge ist wiederum eingelaufen; das ist leicht erklärlich; denn nur jene Anträge, die innerhalb der ersten zehn Tage gestellt werden, sind als gleichberechtigt zu betrachten und deshalb beeilen sich alle Fraktionen in diesen zehn Tagen tunlichst viel an solchen Anträgen vorzulegen. Freilich werden nicht alle beraten werden; der Reichstag nimmt von den sechs Arbeitstagen

der Woche nur einen — in der Regel den Mittwoch — für diese Arbeit in Anspruch und leider dies nicht immer. Da der Abg. Graf Schwerin schon in den ersten Jahren diese Uebung vorgeschlagen hat, so nennt man diesen Tag „Schwerinstag“.

Wer das große Heer der Initiativanträge der jetzigen und der letzten Session überblickt, der wird sich sagen müssen, daß nicht allzuviel System hierin steckt. Es ist nicht Eigenlob, wenn wir sagen: nur die Zentrumsfraktion hat nach einem gewissen System gearbeitet. Sie hat bei der Einbringung folgende Grundsätze beobachtet: 1. Alle Anträge, die der Reichstag in der letzten Session angenommen hat, werden nicht wieder eingebracht, sondern es wird erst die Antwort des Bundesrates abgewartet. 2. Diejenigen Anträge, die in der letzten Session keine Annahme fanden, oder über welche der Reichstag nicht Beschluß faßte, werden erneut eingebracht. 3. Im übrigen werden durch die Initiativanträge nur neue Materien angeschnitten. Hätten sich alle Fraktionen an diese drei Grundsätze gehalten, so wäre mancher Antrag nicht wiedergekehrt, und es wäre kein Verlust um diese alten „Ladenhüter“ gewesen.

In den Initiativanträgen hat die Zentrumsfraktion die Führung übernommen; sie allein hat auf allen Gebieten Anträge eingebracht, sie allein hat auch an alle Erwerbsstände hiebei gedacht. Zweck dieser Zeilen ist es, den Beweis hiefür zu liefern.

Auf religiösem und kirchenpolitischem Gebiete hat nur das Zentrum einen Antrag eingebracht: den Toleranzantrag nämlich. Bekanntlich ist derselbe in der letzten Session nur in der ersten Lesung und der Kommissionsberatung verabschiedet worden; dann trat der Schluß der Session ein. Nunmehr hat das Zentrum den Antrag in jener Fassung eingebracht, die er im Mai 1905 in der Kommission erhalten hatte. Wie notwendig dieser Antrag ist, beweist nicht nur die fortdauernde Intoleranz norddeutscher

Staaten — man denke daran, daß erst im letzten Sommer in Schöppenstadt im Braunschweigischen die Abhaltung eines katholischen Gottesdienstes untersagt worden ist — sondern auch die merkwürdige Haltung des Bundesrates selbst. Am 5. Juni 1902 hat der Reichstag den ersten Teil des Toleranzantrages endgültig mit 160 gegen 60 Stimmen und 3 Enthaltungen angenommen. Man war nun gespannt auf die Antwort des Bundesrates. Am 21. Januar 1904 teilte er dem Reichstag in der Zusammenstellung seiner Entschließungen mit, daß sein Beschluß noch ausstehe. Jetzt sind wiederum zwei Jahre verflossen und nun mußte man doch endlich eine Antwort geben. Aber siehe da! Welche Enttäuschung für denjenigen, der nach einer solchen suchte. In der neuesten Zusammenstellung der Entschließungen des Bundesrates findet sich über den Toleranzantrag kein Wort mehr. Der ganze Reichstagsbeschluß ist einfach unter den Tisch gefallen. Hat man ihn vergessen oder absichtlich verschwiegen? Das ist die Frage, auf welche die Oeffentlichkeit bisher vergebens auf eine Antwort harrte. Doch eine Aufklärung wird erfolgen müssen und der Bundesrat wird dann sagen, daß er dem Reichstagsbeschluß keine Folge gibt. Darin haben wir die beste Illustration zu der Phrase von der „ultramontanen Vorherrschaft". Nicht einmal die politische Gleichberechtigung aller Konfessionen hat das Zentrum erreicht. Wir meinen, daß eine solche Antwort auch kühlend und dämpfend auf jene Kreise einwirken muß, die der Weisheit Schlußstein in einem steten Zusammengehen mit den Konservativen und Nationalliberalen sehen. Ein wenig mehr nach links, kann nur im Interesse der Zentrumsfraktion und des Reiches selbst liegen!

Auf politischem Gebiete hat die Zentrumsfraktion nahezu ein halbes Dutzend von Anträgen gestellt. An der Spitze steht eine Interpellation über den Fall Feldhauß, Rechtsanwalt und Reserveleutnant in Mülheim, der sich aus religiösen Gründen weigerte, einen Beleidiger vor die Pistole

zu laden, und das Duell ablehnte. Dafür wurde er mit schlichtem Abschied entlassen. Kein Fall zeigt den Duellblödsinn so deutlich wie dieser: auf der einen Seite ein tadelloser Familienvater in hohem Ansehen, auf der andern Seite ein junger Geck mit Studentenmanieren, ein unreifer Mensch. Und nun soll ersterer sich schießen; er wird hiezu genötigt durch das Ehrengericht. Als er es nicht tut, muß er den Abschied nehmen. Wahrlich, wir beneiden den Kriegsminister um die Antwort nicht. Aber jetzt ist es Sache des Reichstages, der Haue einen Stil zu drehen und gegen den Duellunfug scharf vorzugehen. Unseres Erachtens gibt es nur zwei Mittel, um das Duell sofort auszurotten. Wenn der oberste Kriegsherr eine Kabinettsordre erläßt, daß er jeden Duellanten, Sekundanten usw. aus der Rangliste streicht, hilft dies gründlich. Aber wir erhalten einen solchen Tagesbefehl vorerst nicht; also muß der Reichstag nach dem zweiten Mittel greifen und dieses lautet: In das neue Militärpensionsgesetz ist ein Artikel aufzunehmen, nach welchem jeder, der sich am Duell und den Vorbereitungen hiezu beteiligt (oder wegen wiederholter Soldatenmißhandlung verurteilt wird), jeden Anspruch auf Pension verwirkt. Wem es ernst ist mit der Bekämpfung des Duells, der muß einer solchen Bestimmung zustimmen, denn geredet hat der Reichstag wahrlich genug; jetzt will man Taten sehen. Freilich schrecken schon manche Leute vor einem solchen Antrage zurück; sie beweisen jedoch nur, daß es ihnen mit der Bekämpfung des Duells gar nicht ernst ist.

Der Antrag auf Gewährung von Anwesenheitsgeldern für Reichstagsabgeordnete ist selbstverständlich wiederholt worden, zumal er in der letzten Session nicht verabschiedet wurde. Da wir uns nicht gerne blosstellen, gehen wir auf die Untersuchung der Frage nicht ein: Bekommt der Reichstag bald Diäten oder nicht? Neue Gründe hiefür lassen sich nicht mehr ins Feld führen und die alten Einwände sind schon dutzendmale widerlegt worden.

Wir betonen nur mit aller Schärfe: Es steht ein Reichsinteresse auf dem Spiele. Der Süden des Reiches kann sich ohne Anwesenheitsgelder einfach nicht in demselben Maße an den Arbeiten beteiligen wie der Norden; die preußischen Reichstagsabgeordneten haben fast alle Diäten, da sie im preußischen Abgeordnetenhause oder im Herrenhause sitzen. Würde der Reichstag in Kassel sich befinden, wie es einmal Windthorst anregte, so hätte man schon längst Anwesenheitsgelder geben müssen, weil dort die Preußen keine hätten. Aber so? — — —

Ein einheitliches Vereinsgesetz, das auch den Frauen die Möglichkeit gibt, an den Vereinsversammlungen und öffentlichen Versammlungen teilzunehmen, fordert ein weiterer Antrag. Auch die Nationalliberalen, Freisinnigen, Wirtschaftliche Vereinigung und Sozialdemokraten haben einen ähnlichen Antrag eingebracht, was sehr deutlich zeigt, wie notwendig ein solches Reichsgesetz ist, das endlich auch Art. 4 Ziff. 16 der Verfassung des Reiches in die Wirklichkeit umsetzt.

Den Antrag auf Gewährung von Tagegeldern an Geschworne und Schöffen wollen wir nur kurz streifen.

Die Sicherung des Wahlgeheimnisses ist trotz Wahlkuverte und Isolierräume nicht genügend durchgeführt; ja man könnte nahezu sagen, daß das Wahlkuvert jetzt benützt wird, um das Wahlgeheimnis zu durchbrechen. So ist bereits im Jahre 1903 in einer Anzahl von Fällen festgestellt worden, in welch raffinierter Weise findige Wahlvorsteher zu ermitteln wissen, wie der einzelne Wähler abstimmte. Man hat in manchen Orten sehr enge Wahlurnen verwendet, so daß die Kuverte ganz hübsch übereinandergeschichtet liegen blieben, genau in der Ordnung, in der sie eingeworfen worden sind. Diese Ordnung aber hat ein Wahlaufpasser ganz genau notiert; nun geht es an die Feststellung des Resultates und derselbe ist in der Lage, zu konstatieren, wie jeder einzelne Wähler stimmte. Es müssen

also andere Wahlurnen her; das Modell einer solchen ist mir erst kürzlich aus Frankfurt zugesendet worden. Diese hat innen eine Drehscheibe; so oft ein Wähler abstimmt, darf er nur die außen befindliche Kurbel einmal umdrehen und die Kuverte fallen innen durcheinander, eine Kontrolle, von wem das einzelne Kuvert stammt, ist ganz ausgeschlossen. Der Antrag des Zentrums geht aber noch weiter und will einem schlimmeren Unfug ein Ende bereiten. Bei den letzten Wahlen ist es wiederholt vorgekommen, daß ein Wahlvorsteher das Kuvert öffnete, sich den Stimmzettel besah und ihn dem Abstimmenden zurückgab mit dem Bemerken, einen anderen Kandidaten zu wählen. Alle Welt fragt sich erstaunt: welche Strafe hat dieser Wahlvorsteher erhalten? Antwort: Gar keine, denn das Wahlgesetz und Wahlreglement ist eine lex imperfecta, es stellt dieses Verhalten nicht unter Strafe Der Zentrumsantrag will diese offensichtliche Lücke ausbauen und so das Wahlgeheimnis noch mehr schützen.

Hochpolitischen Charakter trägt der Antrag auf Errichtung eines Staatsgerichtshofes, den schon Windthorst wiederholt forderte, sei es zur Durchführung der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers, sei es zur Schlichtung von Thronstreitigkeiten usw. Gerade jetzt macht sich das Bedürfnis nach einem solchen Gerichtshof doppelt geltend, weil die Budgetrechtsverletzungen billiger wie Brombeeren werden. Fürst Bülow hat hier ein böses Konto und der Reichstag hat es ihm immer zu leicht ausgeglichen. Erst 6 Jahre Reichskanzler, mußte er schon 4mal um Indemnität einkommen; es wird nachgerade so, daß auf eine Etatsgenehmigung zwei Indemnitätserteilungen kommen; so geschehen im Jahre 1904. Die erste Budgetrechtsverletzung hätte eigentlich noch „Onkel Chlodwig" zu verantworten gehabt, als die Chinaexpedition ohne Genehmigung des Reichstages ausreiste und riesige Gelder verschlang; damals (November 1900) versprach Graf Bülow dem Reichstage hoch und heilig daß unter seiner Kanzlerschaft sich so etwas nie wiederholen

würde. Und heute steht er bereits das drittemal vor dem Reichstage und bittet um Indemnität. Zweimal wegen Südwestafrikas und jetzt wegen der ostafrikanischen Expedition. Im September noch hat die „Nordd. Allg. Ztg." versichert, daß die Ausgaben für diesen Aufstand sich aus den allgemeinen Fonds der Marine decken lassen. Wir haben es schon damals nicht geglaubt. Jetzt zeigt es sich auch, wie sehr wir recht hatten. Es steht in der Begründung der Vorlage das gerade Gegenteil von dem, was im September in dem offiziösen Blatte versichert worden ist. Der Kredit der amtlichen Darstellungen muß hiedurch sehr fallen. Hier zeigt es sich, wie sehr die öffentliche Meinung in solchen Dingen abgestumpft ist; niemand hat bisher gegen diese offenkundige Verletzung des höchsten und ersten Volksrechtes protestiert, die Regierung gibt ruhig nicht genehmigte Gelder aus und nimmt nachher in ihren Nachtragsetat einen Artikel über Indemnitätserteilung auf, der ja nicht weh tut. Damals forderte die Presse einmütig den Zusammentritt des Reichstages wegen Südwestafrikas; nichts geschah. Heute verlangt man auch für diese Sandwüste noch 150 Millionen Mark! Ob die Geduld des deutschen Volkes nicht endlich erschöpft wird? Jedenfalls hat die Zentrumsfraktion es für geboten erachtet, angesichts dieser wiederholten Verfassungsverletzungen den Antrag auf Errichtung des Staatsgerichtshofes zu stellen, um so dem Hefte der in der Verfassung ausgesprochenen Reichskanzlerverantwortlichkeit eine Klinge zu geben.

Ein wichtiger Schritt vorwärts ist auch der Zentrumsantrag, der im Kerne auf Schaffung einer K o l o n i a l v e r f a s s u n g hinzielt; er will zunächst das bestehende Verordnungsrecht einschränken und die Rechte des Reichstages erweitern. Das Schutzgebietsgesetz von 1886 und 1900 legt die gesamte Kolonialgesetzgebung in die Hände des Kaisers; seine Verordnungen sind Rechtsverordnungen. Der Reichstag hat nichts zu sagen; er muß nur bezahlen. Schon 1886 hat das Zentrum für den Reichstag und Bundesrat

erhöhte Rechte gefordert; leider vergebens. Heute aber, wo die Fehlgriffe der Kolonialverwaltung sich immer mehr häufen, muß auf diesen Antrag zurückgegriffen werden; die Beseitigung der 20jährigen Kolonialdiktatur ist geboten. Wir wären vor manchem kolonialen Unglück bewahrt geblieben, wenn der Reichstag hätte mehr mitsprechen können. Jetzt muß er nur die Fenster bezahlen, welche eine ungeschickte Verwaltung einwirft. Dieser Antrag dürfte eine neue Aera der Kolonialpolitik einleiten und wird eine große Mehrheit finden.

Auf wirtschaftlichem Gebiete ist die Zahl der Initiativanträge des Zentrums nicht minder groß. Zunächst fordert es im Interesse der Landwirtschaft und der ländlichen Bevölkerung überhaupt die Uebernahme der Gebühren der Fleischbeschau auf den Staat; so gut die Kosten der Gewerbeinspektion vom Staate bezahlt werden, ebensogut muß es mit den Gebühren für die Fleischbeschau geschehen; beide erfolgen im Interesse der Allgemeinheit. Ferner wünscht es die Verbilligung der Errichtung und Benützung der Telephonanlagen auf dem flachen Lande; hier, wo keine Eisenbahn, keine Post ist, muß der Staat mit dem Telephon entgegenkommen. Die Gerechtigkeit und Nützlichkeit einer solchen Verbilligung ist so anerkannt, daß wir sie nicht mehr zu begründen nötig haben. Endlich fordert ein Antrag völlige Portofreiheit für alle Sendungen von und an Personen des Soldatenstandes bis zum Gewicht von 5 kg.

Für den kaufmännischen Mittelstand kommt in Betracht der Antrag auf Vereinfachung und Verbilligung des Wechselprotestverfahrens; vielleicht könnte man die Post hiemit betrauen. Ferner wünscht ein Antrag eine Enquete über die Lage des Kleinhandels, wobei dieser selbst in erster Linie zu hören ist. Der Hauptantrag aber geht dahin, daß Gesetzentwürfe vorgelegt werden, nach welchen das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb verschärft und das Ausverkaufswesen geregelt wird. Für sehr glücklich

halten wir hiebei den Gedanken, daß die zu schaffenden Handelsinspektoren auch mit der Ueberwachung über die Durchführung der Mittelstandsgesetze betraut werden sollen.

Ein ganzes Handwerkerprogramm ist in einem weiteren Antrage niedergelegt. Die Sicherung der Bauforderungen und eine Art Befähigungsnachweis für das Baugewerbe sind für diese Session zugesagt. Gefordert wird in dem Zentrumsantrag: 1) nur derjenige Handwerker soll Lehrlinge ausbilden dürfen, der den Meistertitel zu führen berechtigt ist; 2) eine genaue Umgrenzung der Begriffe Fabrik und Handwerk soll vollzogen werden; 3) die Großbetriebe mit handwerksmäßig ausgebildeten Arbeitern sollen zu den Kosten der Handwerkerausbildung, die den Handwerkerorganisationen entstehen, herangezogen werden.

Für die Arbeiter steht ein gemeinsamer Antrag mit fast allen bürgerlichen Parteien (nur die Konservativen haben sich ausgeschlossen) auf Einführung des Zehnstundentages für Arbeiterinnen voran; daneben fordert das Zentrum auch den Zehnstundentag für Arbeiter in Fabriken; ferner eine Ausdehnung der Sonntagsruhe (auch für Binnenschiffahrt) und ausgedehnten Heimarbeiterschutz.

Einen prinzipiellen Schritt tut der Antrag auf Erlaß eines Schutzgesetzes für die in staatlichen, kommunalen und privaten Verkehrsanstalten (Post, Eisenbahn, Straßenbahn usw.) beschäftigten Personen; hier soll nicht mehr das Wohlwollen der Post- und Eisenbahnbehörden für die Beamten und Arbeiter sorgen, sondern ein Reichsgesetz. Diese Erweiterung des Arbeiterschutzes ist sehr wesentlich.

Hoffen wir diese Anträge gar bald als Gesetze begrüßen zu dürfen.

XIV.

Zur Lage in Frankreich.

Paris, Anfang Januar 1906.

Wenn die Lage Frankreichs jemals als eine düstere zu bezeichnen war, so ist es unstreitig in dem gegenwärtigen Augenblicke. Frankreich steht in einer Krise, wie sie seit langen Jahren in dieser Schwere nicht eingetreten war. Sowohl in den Beziehungen nach außen hin, als auch im Innern haben sich Zustände entwickelt, die von allen Kennern der einschlägigen Verhältnisse als im höchsten Maße besorgniserregend bezeichnet werden.

In Hinsicht auf die Beziehungen nach außen hin ist es das Verhältnis zu Deutschland, um das sich das gesamte öffentliche Interesse konzentriert und zwar in dem Sinne, daß breite Kreise des französischen Volkes — ob mit Recht oder Unrecht mag dahingestellt bleiben — mit mehr oder weniger Bestimmtheit einen Krieg von Deutschland her befürchten. In dieser Ansicht werden sie um so mehr bestärkt, als kaum angenommen werden kann, daß die Spannung, die seit den Machenschaften des Herrn Delcassé zwischen den beiden Ländern eingetreten ist, eine nachweisbare Milderung erfahren hätte. Das Erscheinen des französischen Gelbbuches hat sicher nicht in diesem Sinne gewirkt, wie ja überhaupt die Veröffentlichung von diplomatischen Dokumenten nicht als ein Zeichen von besonders warmer Freundschaft aufgefaßt wird. Die Erklärungen des französischen Ministerpräsidenten Rouvier in der Kammer, die sich an diese Veröffentlichung anschlossen, waren auch nicht dazu angetan, die Beziehungen wärmer zu gestalten. Diese Rede Rouviers war übrigens

außerordentlich geschickt; ohne verletzend zu sein für Deutschland, wies sie einen gewissen ruhigen Stolz auf, welcher dem französischen Gemüte wohl tat und der Rede in der Kammer eine Einmütigkeit der Zustimmung verschaffte, die man nur selten im französischen Parlament wahrzunehmen in der Lage ist. Nun brachte wohl seither der „Temps" die Nachricht, daß Kaiser Wilhelm II. in einem als sicher verbürgten Gespräche beteuert habe, daß er, wenn immer möglich, den Frieden erhalten zu sehen wünsche. Die Veröffentlichung des „Temps" wirkte tatsächlich erleichternd in den französischen Kreisen, aber es wäre gewiß zu viel gesagt, wenn man behaupten wollte, daß die Lage nun vollständig geklärt sei.

Das Gefühl der Beklemmung ist um so drückender in Frankreich, als die Spannung mit Deutschland zeitlich zusammenfällt mit der russischen Katastrophe. Im Verein mit einem starken russischen Reiche fühlte sich Frankreich im Wettstreit der Völker sicher, und die Leere, die durch den Sturz der russischen Macht entstanden ist, übt eine geradezu deprimierende Wirkung auf breite Kreise des französischen Volkes aus. Allerdings kommt nun die „entente cordiale" mit England in Betracht, gewissermaßen als Rückversicherung. Aber man sagt sich einerseits, daß England als fast ausschließliche Seemacht, in einem Landkriege Frankreich aller Voraussicht nach nur mäßige Dienste leisten könnte. Anderseits war die öffentliche Meinung in Frankreich seit dem Sturz des Kaiserreiches eher mit Mißtrauen — um nicht mehr zu sagen — gegen das „perfide Albion" erfüllt, und die Vorgänge um Egypten und die Faschoda-Angelegenheit waren wahrlich nicht dazu angetan, eine Begeisterung für England zu entfachen. Dazu kommt, daß es auch nicht an Stimmen fehlt, die jetzt noch vor einer allzugroßen Vertrauensseligkeit England gegenüber warnen. So hat der Oberst Marchand im „Eclair" vor einigen Tagen eine Unterredung veröffentlicht, die er um die Zeit der Faschoda-Angelegenheit mit einer höheren militärischen Persönlichkeit aus England hatte. Oberst Marchand

gewann aus dieser Unterredung die Ueberzeugung, daß England zwar mit Hülfe Frankreichs die deutsche Flotte und den deutschen Handel vernichten wolle, daß aber dann, zur Sicherung der englischen Seeherrschaft, auch die französische Flotte an die Reihe kommen werde. Unter diesen Umständen versteht man, daß keine allzugroße Begeisterung für die „Freundschaft“ mit England aufkommen kann.

Man kann deshalb nur den Wunsch aussprechen, daß die Wolken am politischen Himmel bald verschwinden mögen, da ja ohnehin die Zustände im Innern nur sehr wenig Gutes — um nicht zu sagen Schlimmes — für die nächste Zukunft Frankreichs in Aussicht stellen. Wenn man die Vorgänge in Frankreich auch nur einigermassen aufmerksam verfolgt, fällt zunächst die Tatsache auf, daß die gesellschaftlich zersetzenden Kräfte sich mit einer Konsequenz entwickeln, die kaum anderswo in dem nämlichen Grade zu finden ist, und anderseits gewinnt man den Eindruck, daß die entgegengesetzte konservative Aktion im weitesten Sinne sich nicht in dem Maße zeigt, wie es von der Schwere der Lage erfordert scheint.

Hier tritt uns vor allem die Tatsache entgegen, daß in Frankreich eine unverantwortliche, geheime Nebenregierung besteht, die alle Fäden des Verwaltungsapparates in der Hand hält und alle öffentlichen Dienstzweige ihren Zielen unterordnet. Wie ungesund ein derartiger Zustand für das Land sein muß, braucht gar nicht des Näheren dargetan zu werden. Das Angebereisystem, das unter Kriegsminister André in Bezug auf das Heer organisiert war und von dem Abgeordneten de Villeneuve aufgedeckt wurde, ist noch in aller Erinnerung. In jeder Garnison waren mehrere Offiziere bezeichnet, die Informationen über ihre Kameraden an eine Zentralstelle der Freimaurerei sandten. Diese stand wieder in beständigem Verkehre mit dem Kriegsminister, der sich bei Ernennung der Offiziere aller Grade nach den von dort aus erhaltenen Winken richtete. Ein Schrei der Entrüstung ging durch Frankreich, als diese Niederträchtigkeit bekannt wurde

und als der Abgeordnete de Villeneuve die Angeberzettel (fiches), die er sich zu verschaffen gewußt hatte, veröffentlichte. Auf diesen Zetteln war immer mit besonderer Sorgfalt hervorgehoben, ob der betreffende Offizier katholisch sei, am Sonntag den Gottesdienst besuche, seine österlichen Pflichten erfülle, die Kinder in katholischen Anstalten erziehen lasse, usw.

Daß dieses System auch auf anderen Gebieten des Staatslebens sein Unwesen treibe, ahnte man und war man berechtigt anzunehmen. Nun ist es aber in den letzten Wochen zur Gewißheit geworden. Da hatte sich vor geraumer Zeit ein Komité für Handel und Industrie gebildet, dem etwa 10 000 Mitglieder angehörten und das über bedeutende Geldmittel verfügen sollte. Auf einmal kam aber heraus, daß dieses Komité nur in sehr bescheidenem Maße sich mit Handel und Industrie beschäftigte, dafür aber desto mehr in politischen Machenschaften arbeite und namentlich eine Hauptstütze der Politik von H. Combes bildete. Dies kam nämlich so. Es entstanden Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Präsidenten Mascurand und einigen Mitgliedern. Als diese letzteren mit ihren Ansichten nicht durchdrangen, sagten sie sich von dem Komité los und begannen die unsaubere Wäsche desselben vor der Oeffentlichkeit auszuhängen. So wurde bekannt, daß dieses Komité einen Delegierten für jedes Ministerium und noch für andere wichtige Dienstzweige der Verwaltung hatte. Durch diese Delegierten übermittelte das Komité seine Wünsche an die betreffende Stelle in Bezug auf Ernennung von Beamten, auf Erlaß von Verwaltungsmaßregeln usw., kurz eine vollständige, systematisch eingerichtete Nebenregierung.

Zu verwundern ist nur, daß man im Lager der Ordnungsparteien nicht mit mehr Nachdruck gegen derartige Krebsschäden und gegen die Freimaurerei vorgeht, die bei allen diesen Machenschaften die Hand im Spiele hat. Der Abgeordnete de Villeneuve, der ein erstesmal eine Veröffentlichung der Angeberzettel veranstaltete und dadurch den Ab-

gang des Kriegsministers André erzwang, hat seit geraumer Zeit nichts mehr verlauten lassen. Und doch steht fest, daß der Abgeordnete de Villeneuve noch einen ganz gewaltigen Vorrat an hochinteressantem Material besitzt, und eine weitere „Ausgabe“ könnte in dem jetzigen Augenblicke vor den Senats- und Kammerwahlen nur günstig wirken. Wenn sich derartige Waffen in den Händen der Gegner befänden, würde höchstwahrscheinlich ein ganz anderer Gebrauch davon gemacht werden. Von dem famosen Prinzip der „großen“ Revolution, daß kein Bürger wegen seiner religiösen Ueberzeugungen im Staatsleben irgendwie zurückgesetzt werden dürfe, ist auf jeden Fall unter dem jetzigen Regierungssystem in Frankreich blutwenig wahrzunehmen.

Geradezu besorgniserregend wirkt das Anschwellen der antimilitaristischen Strömung. Antimilitaristisch ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck: es muß schon antivaterländisch heißen. Denn das, was aus dem kürzlich zu Paris gegen Hervé und Genossen verhandelten Prozeß heraustönte, war geradezu Haß gegen die Idee des Vaterlandes. Aber man muß sich nur nicht der Täuschung hingeben, als ob dieses Extrem auf einmal und unvorbereitet in dieser unverhüllten Brutalität an den Tag getreten wäre. Diese Ansichten lagen schon lange in der Luft und waren schon längst geistiges Gemeingut in mehr oder weniger breiten Kreisen der Sozialisten und der antiklerikalen Blockparteien geworden. Und zwar ging man von der ganz nüchternen Tatsache aus, daß das Heer naturgemäß eine Stütze der bestehenden Ordnung sei und daß also diejenigen, die einmal in die Lage kommen könnten, diese Ordnung umstürzen zu wollen, auch ein Interesse daran haben müßten, daß es kein gebrauchsfähiges Heer gebe. Hier liegt, im Grunde genommen, die Quelle der antimilitaristischen Strömung in Frankreich. Daher die Gegnerschaft zum stehenden Heere, die von jeher offen im sozialistischen Lager und mehr versteckt bei den Radikalen aller Schattierungen an den Tag trat. Je mehr

sich der Schwerpunkt der Regierung allmählich nach links verschob, desto heftiger wurden die Angriffe auf das Heer, die in wahren Orgien auftraten in der unseligen Dreyfus-affaire. Als dann unter Combes die Sozialisten gewissermaßen die ausschlaggebende Regierungspartei geworden waren, glaubten sie jede Rücksicht beiseite lassen zu können, und die geradezu skandalöse Straflosigkeit, deren sie sich damals in der Regel auch bei den unglaublichsten Exzessen dieser Art erfreuten, schien ihnen zu beweisen, daß sie sich nicht mehr zurückzuhalten brauchten. In dieser Zeit gelangte Hervé zur antimilitaristischen Reife. Er war zuerst Gymnasiallehrer zu Paris und verwendete seine Geschichtsstunden dazu, seinen Schülern auf dem Gymnasium seine antipatriotischen Ideen und Tendenzen beizubringen. Vor der Entrüstung der Väter wie der Söhne, denen ein derartiger Unterricht gewidmet war, mußte er schließlich doch weichen. Nun verlegte er sich leidenschaftlich auf die Propaganda für seine Ideen und bei der Neigung des französischen Temperaments, die theoretischen Erörterungen sofort in konkrete Tatsachen umzusetzen, verstieg er sich bis zu dem Ausspruch, daß beim Ausbrechen eines Krieges die militärpflichtigen Franzosen einfach nicht mittun und so den Streik auf das militärische Gebiet übertragen sollten. In allen möglichen Tonarten wurde dieses Lied variiert. Nun ließ er vor nicht allzu langer Zeit in Paris ein Manifest anschlagen, das von unglaublichen Ausfällen gegen das Heer strotzte, die roheften Aufreizungen zur Weigerung des Gehorsams und zum Meuchelmord der Offiziere enthielt und von Hervé und 27 Genossen unterzeichnet war. Hier erreichte ihn das Verhängnis. Dieser Erguß schien der Regierung — Herr Combes ist nicht mehr am Ruder — denn doch etwas zu bunt, und übrigens stehen die Wahlen vor der Tür, bei denen ein etwas kräftiges Eingreifen der Regierung nicht schaden kann. So wurde Strafantrag gegen Hervé und seine Genossen gestellt, und sie erschienen kurz vor Weihnachten vor dem Schwurgericht zu Paris. Das

Ergebnis war sicher überraschend für die Angeklagten; Hervé, als der Hauptschuldige und Führer der ganzen Bewegung, wurde zu vier Jahren Gefängnis verurteilt; drei andere erhielten je 3 Jahre der gleichen Freiheitsstrafe, 16 weitere kamen mit je 15 Monaten davon; 5 bekamen je ein Jahr, darunter Urbain Gohier, der sich vom Redakteur an der „Aurore“ und vom früheren Mitarbeiter am orleanistischen „Soleil“ bis hierher heruntereentwickelt hat; der jüngste wurde mit nur 6 Monaten bedacht und zwei wurden freigesprochen.

„Spät kommt ihr, doch ihr kommt!“ Wenn die Justiz früher fest zugegriffen hätte, wären die Dinge überhaupt nicht soweit gekommen. Und es gehörte ein gewisser Mut bei den Geschworenen dazu, das „Schuldig“ auszusprechen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Hervé ihnen öffentlich zuzurufen wagte, „man“ werde am Tage der „großen Abrechnung“ einen Unterschied machen zwischen den Angehörigen der Bourgeoisie und man werde den gegenwärtig tagenden bürgerlichen Geschworenen die „mildernden Umstände“ zustatten kommen lassen, wenn sie ein freisprechendes Erkenntnis fällen würden. Diese Einschüchterungsversuche verfingen nicht. Die Aussage Hervés vor Gericht, die an brutaler Offenheit nichts zu wünschen übrig ließ, daß es nur einen einzigen Krieg gebe, der einen vernünftigen Sinn habe, den Krieg gegen die besitzenden Klassen, um sie „vom reich besetzten Tisch wegzureißen und den Hungernden daran Platz zu verschaffen“, dies wird vielleicht manche zum Nachdenken bringen, wenn die Fähigkeit zum ernstlichen Nachdenken überhaupt noch bei Leuten vorhanden sein kann, deren höchste politische Weisheit seit Jahrzehnten in dem Kampf gegen die Kirche bestand, in dem es nun glücklich bis zum Trennungsgesetz gekommen ist.

Die Trennung von Kirche und Staat ist zweifellos für Frankreich das folgenschwerste Ereignis aus dem Jahre 1905. Dasselbe weist zunächst, ganz abgesehen von den Absichten,

aus denen es hervorgeht, eine ganze Reihe von Seiten auf, durch die es, was in der Regel nicht genügend hervorgehoben wird, gegen die elementarsten Prinzipien des Rechts verstößt. Die Trennung bedeutet einmal die völlige Lossagung der Nation von jeder Art von Gottesverehrung, also gewissermaßen eine nationale Apostasie, vollzogen von den rechtlichen Vertretern der Nation. In dieser Hinsicht steht Frankreich wohl einzig da unter den gesitteten Völkern, denn Amerika, mit dem der Vergleich ja nahe liegt, hat durchaus keine prinzipielle Weigerung der Gottesverehrung im Namen des Staates in seine Gesetzgebung aufgenommen. Frankreich hat also hier eine Ausnahmestellung, die geradezu unheimlich wirkt. Sodann liegt in dem neuen Gesetze eine schnöde Verletzung des Vertragsrechtes. Frankreich und der Papst haben sich gegenseitig verpflichtet auf das vor einem Jahrhundert geschlossene Konkordat. Dieses Konkordat bestand zu Recht und deshalb war die französische Regierung nicht befugt, einseitig eine neue Regelung der religiösen Verhältnisse durchzuführen. Endlich verstößt die finanzielle Seite des Gesetzes gegen die elementarste Gerechtigkeit. Von nun an wird vom französischen Staate kein Gehalt mehr an die katholischen Geistlichen gezahlt werden: mit einem Federstrich haben die französischen gesetzgebenden Faktoren diese Verpflichtung aufgehoben. Dies ist nicht mehr und nicht weniger als die Weigerung des Schuldners, seinen Verpflichtungen nachzukommen, mit dem erschwerenden Umstand, daß es geschieht, weil man einfach nicht mehr zahlen will. Der französische Staat hat seinerzeit die Kirchengüter Frankreichs eingezogen und sich dagegen verpflichtet, den Geistlichen aller Grade die nötigen Gehälter zu sichern. Diese Verpflichtung wurde zuerst durch die konstituierende Nationalversammlung aufgenommen und nachher wurde sie vertragsmäßig im Konkordat (1801) festgelegt. Nur zweimal hat sich Frankreich der Zahlungspflicht entzogen: im Jahre 1793 unter dem Konvent blutigen Andenkens und im Jahre 1905 durch das

Trennungsgesetz. So tief ist der Sinn für elementare Gerechtigkeitspflichten bei den gesetzgebenden Faktoren in Frankreich gesunken!

Aber man konnte schließlich kaum Besseres erwarten. Die Mehrheit, durch welche das Gesetz zustande kam, besteht aus Mitläufern, denen die Charakterfestigkeit höchstens im Wörterbuche bekannt ist, und aus den treibenden Faktoren, bei denen der Haß gegen die Kirche alles andere in den Hintergrund drängt. Sie schließen sich würdig ihren Vorgängern aus dem 18. Jahrhundert an. In diesen Kreisen gab es von jeher nur ein Ziel: die Vernichtung des Katholizismus in Frankreich. Sie wollen — das wird offen ausgesprochen — den katholischen Gedanken aus der französischen Seele herausreißen, um die rationalistische und naturalistische Denkweise einzupflanzen. Das Trennungsgesetz ist nur eine Etappe auf dem Wege zu diesem Ziel. Und wenn es nicht tyrannischer und für das katholische Leben zersetzender ausgefallen ist, so ist es nur dem taktischen Geschick der Ordnungsparteien in Kammer und Senat zu verdanken, die aus der Vorlage herauszuschlagen wußten, was unter den obwaltenden Umständen noch erreicht werden konnte.

Aber alles konnte eben nicht gerettet werden, weil die ausschlaggebende Mehrheit der Kirche die Freiheit nur dem Namen nach gewährleisten wollte. Einerseits die pflichtschuldigen Zahlungen einstellen und anderseits die gesetzlichen Mittel erlangen, um die Kirche noch mehr zu knebeln als jetzt und um zersetzende Elemente in ihre Verfassung hineinzutragen, das war das Ziel dieser Vertreter des Rechtes und des Gesetzes! Der Kerngedanke des Gesetzes kommt in dem Abschnitt über die „Kultusgesellschaften" zum Ausdruck, die als die rechtlichen Vertreter der für die Fortdauer des Kultus nötigen Unternehmungen gedacht sind. Nun sind diese Gesellschaften aber durch das Gesetz derart organisiert, daß sie schon in sich ungefähr unabhängig von der bischöflichen Zentralautorität sind, und daß dann die größte Leichtigkeit

gegeben ist, in einem passenden Augenblicke Pseudogesellschaften dieser Art zu errichten, um den rechtgläubigen bestehenden Gesellschaften ihre Güter zu entreißen. Denn der Artikel 7 des Gesetzes besagt ausdrücklich, daß, wenn verschiedene Kultusgesellschaften auf die nämlichen Güter Anspruch erheben sollten, in diesem Falle die Entscheidung durch den Staatsrat (Conseil d'Etat) getroffen würde. Nun ist aber der Staatsrat das Werkzeug der jeweiligen Regierung. Dadurch ist also der rechtliche Fortbestand des Güterbesitzes der katholischen Kultusgesellschaften der Willkür der Regierung anheimgestellt und die Gefahr schismatischer Erscheinungen als eine beständig gegebene zu betrachten.

Und was noch nicht im Gesetze ausdrücklich ausgesprochen ist, kann noch hineininterpretiert werden durch die „Ausführungsbestimmungen" (réglement administratif), die von der Regierung erlassen werden und für deren Aufstellung bereits eine Kommission ernannt wurde. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie das Konkordat von 1801 durch die damaligen Ausführungsbestimmungen, die „Organischen Artikel", in seinem Geiste umgedeutet wurde, hat man allen Grund, in Bezug auf diese kommenden Bestimmungen pessimistisch zu sein. Von besonderem Interesse wird sein, was die Bestimmungen eventuell über die Ernennung der Bischöfe besagen werden. Eine der erfreulichsten Seiten des neuen Gesetzes, soweit der Wortlaut in Betracht kommt, ist der Fortfall des bisherigen Ernennungsmodus der Bischöfe, deren Ernennung insofern zum großen Teil der Regierung zustand, als die Regierung das Recht hatte, die Kandidaten zu bezeichnen (nommer), und es Rom sehr oft nicht leicht war, die so bezeichneten Kandidaten, die man nicht für geeignet hielt, zu beseitigen. Von welchen Absichten aber bei diesen Bezeichnungen Regierungsmänner geleitet waren, wie man sie seit Jahren in Frankreich an der Spitze sieht, ist wahrlich unschwer zu erraten. Anderseits hat sich die Regierung in Frankreich so daran gewöhnt, bei diesen für das

Leben der Kirche so einschneidenden Vorgängen das große Wort zu sprechen, daß man wohl nicht fehl gehen wird bei der Annahme, daß die Regierung die ihr nun nach dieser Seite auferlegte Untätigkeit kaum als einen Vorteil betrachten wird. Es steht deshalb zu befürchten, daß in den „Bestimmungen" der Versuch gemacht werden wird, diese Möglichkeit der staatlichen Einmischung, die man durch die Türe weggeschickt hat, durch das Fenster wieder einzuführen.

Dies wird wohl mit einer der Hauptgründe für das Schweigen sein, das der Heilige Vater bisher in dieser Richtung beobachtet hat. Er will warten, bis die Ausführungsbestimmungen erschienen sind, und durch ihren Inhalt wird seine Haltung dem neuen Gesetz gegenüber zum großen Teil bedingt sein, abgesehen von den schweren prinzipiellen Bedenken, die zu berücksichtigen der Papst verpflichtet ist. Anderseits wird der Papst auch so genau als möglich über alle einschlägigen Verhältnisse informiert sein und die Ansichten der Bischöfe und der Katholiken Frankreichs vernehmen wollen. Ein Punkt, der gewiß in die Wagschale fallen wird, ist die Bestimmung des Gesetzes, daß die im Gesetze vorgesehenen Kultusgesellschaften, denen die jetzigen kirchlichen Gebäude übergeben werden sollen, die Verpflichtung haben, diese Gotteshäuser baulich zu unterhalten. Welche finanziellen Folgen dies für die betreffenden Gesellschaften nach sich ziehen kann, ist unschwer zu erraten. Und bei der Notwendigkeit, von nun an alle anderen Ausgaben aus der eigenen Tasche bestreiten zu müssen, werden es sich die Katholiken Frankreichs wohl zwei Mal überlegen, ehe sie sich derart belasten. Und dann wäre der Ausweg bezeichnet, nicht Kultusgesellschaften zu bilden, für welche die besonderen Klauseln des Trennungsgesetzes gelten, sondern bloße „Pfarreivereine" (associations paroissiales), die keinen anderen gesetzlichen Bestimmungen unterstehen, als dem allgemeinen Vereinsgesetze vom Jahre 1901, und sich infolgedessen unvergleichlich freier bewegen können. Freilich würde dies für

diese Vereine den Verlust der Kirchen nach sich ziehen. Aber alles wird ja nicht zu halten sein. Der bauliche Unterhalt müßte dann in vielen Fällen durch den Staat und dessen Organe getragen werden, denn man wird auch unter dem neuen Regime die zahlreichen architektonischen Monumente, von denen der Boden Frankreichs bedeckt ist, nicht zu Grunde gehen lassen, und da ist es besser, die Auslagen dafür werden von dem Staate bestritten. Die Katholiken können sich bescheidenere Bauten aufführen und sind dadurch in der Lage, die ersparten Geldsummen auf andere Weise zu verwenden. Dabei hätte man noch den Vorteil, der großen Masse der Franzosen — die, so lange man die Kirchen wird gebrauchen können wie bisher, zur Annahme neigen werden, daß das Gesetz denn doch nicht so schlimm sei — ad oculos vorzudemonstrieren, was das Gesetz im Grunde genommen für die Religion bedeute.

Bis jetzt ist beim französischen Klerus keine Spur der Schwäche oder der Entmutigung wahrzunehmen. Wer mit französischen Geistlichen verkehrt, findet sie ruhig und ohne Furcht vor der Zukunft, die sie Gott anheimstellen, aber entschlossen, ihre Pflicht bis an das Ende zu erfüllen. Ihre Haltung trägt den Stempel einer wahren sittlichen Größe, die ihnen zur Ehre gereicht und die zu den festesten Hoffnungen berechtigt. Ebenso scheint die Zahl der Franzosen, die sich als „Katholiken“ einschreiben lassen werden, nach bereits vorgenommenen Erhebungen viel größer zu sein, als man anfänglich annehmen zu dürfen glaubte, und wenn nicht alles trügt, werden die Kirchenfeinde mit der neuorganisierten Kirche ganz anders zu schaffen bekommen als mit der alten Konkordatskirche. Einen Mißton brachte vor einigen Tagen der „Figaro“ durch einen Artikel, in welchem ausgeführt wurde, daß nun für die Katholiken Frankreichs die Zeit gekommen sei, die früheren Freiheiten der gallikanischen Kirche wieder zurückzuerobern und namentlich die Freiheit der Bischofswahlen. Das leichtfertige Blatt scheint

gar nicht zu wissen, daß die sogenannten „gallikanischen Freiheiten" für die Kirche Frankreichs eine Knechtschaft vor der Gewalt des Königs bedeuteten, nahezu schismatisch ausgeartet waren und den Tiefgang der Kirche Frankreichs nach sich zogen. Die Kirche Frankreichs wird die Freiheiten erhalten, die ihr nach der von Christus gewollten Verfassung der Kirche zukommen, und in dieser Freiheit ist die Bürgschaft für ungehinderte aufsteigende Entwicklung gegeben.

Aber unterdessen wird der Kampf fortdauern müssen. Und er muß sich um die Eroberung der genügenden politischen Macht drehen. Die Katholiken Frankreichs müssen ihre Ketten zerbrechen, und um dies zu erreichen, müssen sie den Weg betreten, den man gegangen ist, um sie zu schmieden. Die Fesseln wurden ihnen angelegt durch die gesetzgebenden Faktoren und deshalb müssen die Katholiken eine derart starke Vertretung in den gesetzgebenden Faktoren erhalten, daß sie wieder die freie Entfaltung für das katholische Leben durch die Gesetzgebung sichern. Das ist der Weg. Mögen ihn die Katholiken Frankreichs sobald als möglich betreten!

Videns.

XV.

Von dem Judenwucher im Mittelalter.

Daß es den Juden im Mittelalter nicht so gut ging wie heute, wird niemand bezweifeln, und wer es bezweifeln wollte, den müßte ein Hinweis auf die bekannten Judenverfolgungen des späteren Mittelalters eines andern belehren. Gerade die Judenverfolgungen lassen, ähnlich wie die Ketzer- und Hexenprozesse, das Mittelalter in viel ungünstigerem Lichte erscheinen, als es eigentlich verdient. Gegenüber dem Altertum und sogar gegenüber dem 16. und 17. Jahrhundert kann sich das Mittelalter ganz wohl sehen lassen, es behandelte die Juden viel humaner als die Ketzer. Nachdem die Päpste immer wieder

Schutzbriefe für die Juden ausstellten und auch die Kaiser in ihrem eigenen Interesse ihre schützende Hand über des Reiches Kammerknechte hielten, brauchten auch untergeordnete Herrschaften nicht zurückzubleiben, wie uns das Buch von J. E. Scherer belehrt: „Die Rechtsverhältnisse der Juden in den deutsch-österreichischen Ländern" (Leipzig, Duncker & Humblot, 1901).

Wie im römischen Reiche genossen die Judengemeinden eine weitgehende Selbstverwaltung mit allerlei Freiheiten. Die Juden waren frei von vielen Naturalleistungen, vom Militärdienst; aus Rücksicht auf ihre religiöse Ueberzeugung durfte der Richter an jüdischen Feiertagen nicht gegen sie verhandeln, sie keinem Gottesurteil unterwerfen. Streitigkeiten der Juden untereinander schlichtete ihr Richter, dieser war sogar zuständig bei manchen Verletzungen von seiten der Christen, z. B. wenn einer die Judenschule bewarf oder einen Juden verwundete, so nach einem Gesetze von Herzog Friedrich II. von Oesterreich aus dem Jahre 1238.

Das stärkste Vorrecht, das der Staat den Juden einräumte, bestand in ihrer Wucherfreiheit; denn anders kann man ihre Freiheit, Zinsen zu erheben, die dem Christen bekanntlich entzogen war, nicht nennen. Uebereinstimmend gewährten alle Gesetze einen hohen Zinsfuß, meist 20 %, der Herzog Friedrich II. ging sogar auf 173 %, ein Statut der Provence bis auf 300 %. Den niedrigsten Prozentfuß gewährte Kaiser Friedrich II. in Sizilien, nämlich 10 %, was sich durch die mehr entwickelte Geldwirtschaft Italiens erklärt. Hätten sich die Juden mit ihren Forderungen innerhalb bescheidener Grenzen gehalten, so wäre der Haß gegen sie nie so heftig aufgelodert. Dieser Haß entstand überhaupt erst im späteren Mittelalter, nachdem die Christen selbst sich mit dem Geldverkehr vertrauter gemacht hatten. Den hohen Zinsfuß erklärt Scherer durch das hohe Risiko, das die Juden trugen; allein das Risiko war nicht allzugroß, da die Juden nicht versäumten, nutzbare Pfandobjekte, vor allem Tiere, sich bestellen zu lassen.

Auch das Pfandrecht stellte die Juden außerordentlich günstig. Mit Ausnahme von kirchlichen Geräten, Kirchengütern, blutigen, also sehr verdächtige Kleidern, durften die Juden alles zum Pfand nehmen und brauchten sich nicht zu bekümmern, ob das

Pfand auf rechtlichem oder unrechtmäßigem Wege in die Hände des Schuldners gekommen. Für Schaden und Untergang des Pfandes mußten sie nicht haften, über unbewegliche Güter ließen sie sich Pfandbriefe ausstellen, die sie wohl zu verwerten wußten.

Dieses Pfandrecht löst ein Rätsel, das die Zinsgeschichte des Mittelalters bietet. Nachdem das Recht prinzipiell jeden Zins verwarf, fragt man sich vergebens, wie die Juden doch ihre Zinsforderungen durchsetzen konnten, eine Frage, die sogar die geläufigen Handbücher des deutschen Rechtes nicht beantworten. Der Hinweis auf Fiktionen, auf Verschleierung des Zinsgeschäftes durch vorausgehenden Zinsabzug, durch scheinbaren Kauf u. dgl. reicht so wenig aus wie der Hinweis auf Wucherprivilegien an sich. Denn bei der herrschenden Rechtswillkür des Mittelalters sicherten auch ausdrückliche Privilegien den Juden nicht die unbedingte Vollstreckbarkeit ihrer Forderungen. Namentlich hielt sich ein Nachfolger nie gebunden durch die Versprechungen seines Vorgängers. Nun ging aber der Jude fast immer sicher, wenn er sich ein Pfand bestellen ließ. Das Pfand haftete nach vielen Rechtsbüchern nicht nur für das Kapital, sondern auch für die Zinsen. Wenn der Sachsen- und Schwabenspiegel die Haftung fürs Kapital beschränkte, so konnte sich der Jude leicht helfen, indem er sich ein gut nutzbares Pfand stellen ließ. Mit diesen Pfandprivilegien steht im engen Zusammenhange das (von Scherer nicht gewürdigte) jüdische Hehlerrecht.

„Leiht ein Jude", sagt der Schwabenspiegel, „auf diebiges oder räubiges Gut, so sollte er das Gut wieder herausgeben wie ein Christ, das wäre recht. Doch haben sie ein besser Recht erkaufet; das haben ihnen die Könige wider Recht, daß sie leihen auf diebiges und räubiges Gut." Nach dem Sachsenspiegel hätte König Vespasian dieses Privilegium gegeben. Sei dem wie immer, so beriefen sich die Juden sicher auf talmudische Satzungen, und die geldbedürftigen, den Juden verpflichteten Könige erkannten das Recht an, zuerst Heinrich IV. 1090: „Wenn eine gestohlene Sache bei einem von ihnen gefunden wird, so soll der Jude, wenn er sie gekauft zu haben behauptet, durch Eid nach seinem Gesetze behaupten, wie teuer er sie gekauft

hat. Diesen Preis soll er zurückerhalten und dafür die Sache dem Eigentümer zurückgeben."

Bis in das 18. Jahrhundert herein genossen die Juden in dieser Hinsicht ein Vorrecht, das ihnen wie die Wucherfreiheit immer wieder den Haß der Christen zuzog und damit wohl einen großen Teil dazu beitrug, daß der Haß der Christen immer wieder in blutigen Verfolgungen ausbrach. Und doch konnten die Christen die jüdischen Hehler so wenig entbehren, als die jüdischen Wucherer.

Nach germanischem Rechte konnte ein Eigentümer sein verlorenes geraubtes Gut sich nicht wie nach römischem aneignen, wo er es fand (ubi rem meam invenio, ibi vindico), sondern mußte sich an den Vormann, an den Gewährsmann halten, d. h. an den, welchen der Besitzer als Gewährsmann nannte (Hand muß Hand wahren). Nun führte aber infolge der Rechtsunsicherheit, der territorialen Zersplitterung der Gerichte und bei den ungleichartigen Standesrechten diese Gewähr nicht immer zum Ziele und die Leute waren froh, wenn sie ihre Sachen um einen mehr oder minder großen Hehlerpreis wieder auslösen konnten. Bei den häufigen Räubereien bedurfte man förmlich der Hehler so gut wie der Pfandleiher und Trödler. Nichts beweist diese Notwendigkeit schlagender als der Umstand, daß man Trödler, Pfandleiher, Wechsler, Goldschmiede allgemein von der Gewährschaft befreite, auch wenn sie Christen waren, so auch die italienischen Geldwechsler, die Kawerschen und Lombarden. Solche Geschäfte konnten sich nicht darum bekümmern, wie diejenigen, die Waren zum Kaufe anboten, seien es Kostbarkeiten oder geringere Waren gewesen, in den Besitz dieser Gegenstände gekommen seien. Dem Verkehr mit Räubern, Dieben und Gaunern konnten sie nicht ausweichen und sie wichen ihnen um so weniger aus, als sie ohnehin als unehrliche Leute galten. Den Ruf der Unehrlichkeit mußten sogar große Bankhäuser auf sich sitzen lassen. In manchen Städten, wie Frankfurt, nahm sich die Judengemeinde der Hehlerei an. Wem eine Sache abhanden gekommen war, der wandte sich an den Judenschulklopfer und dieser verkündigte am Sabbatgottesdienst, was vermißt werde. Bei der Strafe des Bannes mußte ihm alles ausgeliefert werden. Grupp.

XVI.

Der Schulkampf in Oesterreich.

2. Die österreichische Neuschule.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über das Verhältnis von Familie, Kirche und Staat zur Schule sollen uns im Folgenden die Schulzustände, wie sie im zisleithanischen Oesterreich dermalen bestehen, des näheren beschäftigen. Es ist wohl wiederholt schon in diesen Blättern davon die Rede gewesen; doch dürfte eine zusammenhängende Besprechung in mehr als einer Hinsicht nicht ohne aktuelles Interesse sein. Daß die neuösterreichische Schulgesetzgebung schon vom Standpunkte der österreichischen Staatsraison, noch mehr aber vom Standpunkte der christlichen Pädagogik eine total verfehlte ist und daß eine gründliche Korrektur dieser Gesetzgebung, je früher desto besser, platzgreifen muß, soll das Reich der Habsburger nicht noch größere Einbußen an seinen geistigen Gütern erleiden: das ist die Ueberzeugung aller christlich und patriotisch denkenden Oesterreicher und aller Freunde des altehrwürdigen Donaureiches.

Justitia est fundamentum regnorum — so steht es in großen Buchstaben an der Hofburg in Wien geschrieben. Diesem Grundsatze war das Habsburgische Herrscherhaus von jeher — die unglückliche Periode Josephs II. etwa abgerechnet — treu geblieben. Und was speziell seine Schulpolitik betrifft, so war dieselbe stets eine solche, daß dabei die berechtigten Interessen der Kirche wie der Familie vollauf

gewahrt blieben. Wohl hat seinerzeit die Kaiserin *Mari Theresia* die Schule für ein *Politikum* erklärt; dam wollte sie aber nur sagen, die Schule sei für das öffentlich Wohl von so großer Bedeutung, daß auch die Staats regierung es als ihre Pflicht betrachten müsse, derselbe ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eine Loslösung de Schule von der Kirche oder auch nur eine Einschränkun des kirchlichen Einflusses auf den Schulbetrieb lag der große Kaiserin gänzlich fern. Schon die ihr eigene Verehrung fü die Kirche würde das nicht zugelassen haben. Zudem ab konnte es ihrem staatsmännischen Scharfblicke unmöglic verborgen sein, daß nichts so sehr geeignet sei, ihre viele durch Sprache, Sitte und Geschichte verschiedenen Völker i Frieden zusammenzuhalten, als gerade die katholische Kirch mit ihrem einheitlichen religiösen Denken und Streben, da es darum für ihr großes Reich eine eminente Staats notwendigkeit sei, dem Wirken der katholischen Kirche nic nur keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen, sonder dasselbe vielmehr von Staatswegen in jeder Weise zu unte stützen und zu fördern. Daß dies ihre Ueberzeugung wa beweist schon die Berufung des Abtes *Ignaz Felbige* von Sagan in Schlesien nach Wien; derselbe erhielt de Auftrag, das ganze österreichische Volksschulwesen auf de Grundlage des *Schulzwanges* umzugestalten, aber s umzugestalten, *daß daraus ein gottesfürchtiges Ge schlecht, pflichtbewußte und pflichttreue Christe hervorgehen.* Solange Maria Theresia lebte, beherrscht Felbiger unumschränkt die ganze Schulverwaltung und leite alles im Geiste der Kirche. Wohl entzog ihm Joseph I seine Gunst, aber doch kam es diesem „aufgeklärten Herrscher nicht in den Sinn, auch das Werk Felbigers z zerstören. Seine Schulpolitik blieb im Wesen dieselbe, w die seiner Mutter.

In der Folgezeit ließ man sich von Staatswegen d weitere Ausgestaltung des Schulwesens sehr angelegen sei

aber immer unter strenger Wahrung der Rechte der Kirche und des christlichen Volkes. So erschien am 11. August 1805 die „Politische Verfassung der deutschen Volksschulen für die k. k. österreichischen Provinzen mit Ausnahme von Ungarn“. Dieselbe stellte die Schule unter die unmittelbare Aufsicht des Seelsorgers. Die nächst höhere Aufsicht sollte von einem durch das bischöfliche Ordinariat ernannten und durch die Statthalterei bestätigten Schulbezirksinspektor ausgeübt werden; die höchste Leitung dagegen sollte in den Händen der k. k. Studien-Hofkommission ruhen.

In der Sturm- und Drangperiode des Jahres 1848 stand wie überall so auch in Oesterreich das Volksschulwesen im Vordergrunde des öffentlichen Interesses, und die Schaffung eines selbständigen Unterrichtsministeriums ließ deutlich erkennen, daß man auf dem Gebiete des Unterrichts- und Erziehungswesens eigenen Plänen nachging. Als Freiherr von Dobblhof das Unterrichtsportefeuille innehatte — vom 15. Juli bis 21. November 1848 —, arbeitete sein Unterstaatssekretär Freiherr von Feuchtersleben († 1849) einen „Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtslebens in Oesterreich“ aus, der ohne Zweifel viel brauchbares Material für ein neuzeitliches Schulgesetz enthielt. Namentlich ist anzuerkennen, daß er den Ansprüchen der Kirche an die öffentliche Schule gerecht zu werden und sie mit den staatlichen Interessen und dem Drängen der Lehrer nach Besserstellung ihres Standes in Einklang zu bringen suchte. Zu einer gesetzgeberischen Behandlung dieses Entwurfes kam es nicht; mit der Aufhebung der Verfassung vom Jahre 1848 fiel auch er unter den Tisch. Gleichwohl wurde im Unterrichtsministerium unter den Ministern Stadion und Thun — Unterstaatssekretär war damals der jetzt noch lebende verdiente Freiherr von Helfert — an der Ausgestaltung des Schulwesens weitergearbeitet. Eine Reihe von Erlässen sorgte für die Ergänzung der „Politischen Schulverfassung“ von 1805 und es ist nicht zu leugnen, daß durch diese Maßnahmen

das Volksschulwesen mächtig gefördert wurde, inso
bei den nichtdeutschen Stämmen.

Im Jahre 1855 endlich kam die sogenannte
kordatsschule, jene Schule nämlich, die so eing
wurde, wie es in dem zwischen dem Apostolischen
und der kaiserlichen Regierung abgeschlossenen Kon
(8. August 1855) vereinbart worden war. Im Grun
diese Konkordatsschule nur eine konsequentere Durchf
der grundsätzlichen Bestimmungen der politischen
verfassung: der gesamte Unterricht an öffentlichen un
öffentlichen Schulen mußte den Lehren der katholischen R
angemessen sein, die Lehrgegenstände durften nichts ent
was dem katholischen Glauben und der sittlichen R
abträglich wäre; die Leitung der religiösen Erzieh
allen Schulen war Sache der Bischöfe, die weltlichen
bedurften der missio canonica; alle Lehrer standen
der Aufsicht kirchlicher Organe, der Glaube und die
lichkeit der Lehrer mußte makellos sein, im anderen
folgte die Enthebung vom Lehramte.

Diese Konkordatsschule, eine christliche Schule im
Sinne des Wortes, war kaum erst in Wirksamkeit,
auch schon wieder zerstört wurde, wie das Konkordat
Es kam das Jahr 1866. Die militärischen Niederlag
den böhmischen Schlachtfeldern, die Auflösung des
rechtlichen Verbandes mit Deutschland, die Zerlegun
Habsburgischen Monarchie in zwei selbständige Staats
in das Königreich Ungarn und in die „im Reichsra
tretenen Länder und Königreiche": das alles führte zu
neuen Staatsverfassung für das zisleithanische Oest
aber zu einer Staatsverfassung im Sinne der Tren
des Staates von der Kirche, wie sie von einer
barungsscheuen Rechtswissenschaft empfohlen wird. Da
mäßig abgeschlossene Konkordat wurde einseitig gelö
die auf Grund des Konkordates eingerichtete Volk
wurde durch eine neue ersetzt.

Diese österreichische Neuschule stützt sich auf drei Gesetze. Das erste Gesetz ist das Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867. Dasselbe enthält in seinem § 17 folgende Fundamentalsätze: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen und an solchen Unterricht zu erteilen, ist jeder Staatsbürger berechtigt, der seine Befähigung hiezu in gesetzlicher Weise nachgewiesen hat. Der häusliche Unterricht unterliegt keiner solchen Beschränkung. Für den Religionsunterricht in den Schulen ist von der betreffenden Kirche oder Religionsgesellschaft Sorge zu tragen. Dem Staate steht rücksichtlich des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens das Recht der obersten Leitung und Aufsicht zu."

Das zweite Gesetz, das hier in Betracht kommt, ist das Gesetz vom 25. Mai 1868, „wodurch grundsätzliche Bestimmungen über das Verhältnis der Schule zur Kirche erlassen werden", wie es in der Ueberschrift heißt. Da die Wissenschaft und ihre Lehre frei sein solle, wurde im § 2 dieses Gesetzes der Grundsatz ausgesprochen: „Der Unterricht in den übrigen Lehrgegenständen (außer der Religion nämlich) ist unabhängig von dem Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft." Der dritte Paragraph bestimmt, daß „die vom Staate, von einem Lande oder von Gemeinden ganz oder teilweise gegründeten oder erhaltenen Schulen und Erziehungsanstalten allen Staatsbürgern ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses zugänglich" seien. Damit war die öffentliche Schule ihres konfessionellen Charakters entkleidet. In Konsequenz dieser Bestimmung mußte die seitherige geistliche Schulaufsicht von selbst fallen und eine weltliche Schulaufsicht eingerichtet werden, wie es auch im § 10 desselben Gesetzes geschehen ist. Genannter Paragraph lautet: „Zur Leitung und Aufsicht über das Erziehungswesen, dann über die Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten werden in jedem Königreiche und Lande

a) ein Landesschulrat als oberste Landesschulbehörde, b) ein Bezirksschulrat für jeden Schulbezirk, c) ein Ortsschulrat für jede Schulgemeinde bestellt. Die Einteilung des Landes in Schulbezirke erfolgt durch die Landesgesetzgebung." Dieser Paragraph wird ergänzt durch den Paragraph 11, der also lautet: „Der bisherige Wirkungskreis der geistlichen und Schulbehörden, und zwar a) der Landesstelle, der kirchlichen Oberbehörden und Schuloberaufseher; b) der politischen Bezirksbehörde und der Schuldistriktsaufseher; c) der Ortsseelsorger und Ortsschulaufseher hat an die in § 10 bezeichneten Organe überzugehen."

Am 14. Mai 1869 endlich unterzeichnete Kaiser Franz Joseph ein neues Gesetz, „wodurch die Grundsätze des Unterrichtswesens bezüglich der Volksschulen festgestellt werden", d. h. bei der Volksschule zur Durchführung gelangen sollen. Das Gesetz umfaßt nicht weniger als 75 Paragraphen. Die Zweckbestimmung der neuen Volksschule wird im ersten Paragraphen also formuliert: „Die Volksschule hat zur Aufgabe, die Kinder sittlich-religiös zu erziehen, deren Geistestätigkeit zu entwickeln, sie mit den zur weiteren Ausbildung für das Leben erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten auszustatten und die Grundlage für Heranbildung tüchtiger Menschen und Mitglieder des Gemeinwesens zu schaffen." Im zweiten Paragraphen wird der simultane Charakter der öffentlichen Schule festgelegt. „Jede Volksschule", heißt es da, „zu deren Gründung oder Erhaltung der Staat, das Land oder die Ortsgemeinde die Kosten ganz oder teilweise beiträgt, ist eine öffentliche Anstalt und als solche der Jugend ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses zugänglich." Bezüglich des Religionsunterrichtes wird in § 5 bestimmt: „Der Religionsunterricht wird durch die betreffenden Kirchenbehörden besorgt und zunächst von ihnen überwacht. Die dem Religionsunterrichte zuzuweisende Anzahl von Stunden bestimmt der Lehrplan. Die Religionslehrer, die Kirchen-

hörden und Religionsgenossenschaften haben n Schulgesetzen und den innerhalb derselben rlassenen Anordnungen der Schulbehörden chzukommen. Die Verfügungen der Kirchenbehörden er den Religionsunterricht und die religiösen Uebungen nd dem Leiter der Schule durch die Bezirksschulaufsicht zu nkünden. Verfügungen, welche mit der allgemeinen Schul- dnung unvereinbar sind, wird die Verkündigung versagt. n jenen Orten, wo kein Geistlicher vorhanden ist, welcher en Religionsunterricht regelmäßig zu erteilen vermag, kann er Lehrer mit Zustimmung der Kirchenbehörde verhalten erden, bei diesem Unterrichte für die seiner Konfession an- hörigen Kinder in Gemäßheit der durch die Schulbehörde lassenen Anordnungen mitzuwirken. Falls eine Kirche oder ligionsgesellschaft die Besorgung des Religionsunterrichtes nterläßt, hat die Landesschulbehörde nach Einvernehmung er Beteiligten die erforderliche Verfügung zu treffen."

Das sind die charakteristischesten Punkte der neuöster- reichischen Schulgesetzgebung. Statt der alten konfessionellen Schule haben wir also die interkonfessionelle oder Simultan- schule; die geistliche Aufsicht ist durch eine rein weltliche setzt; der Lehrer ist in seinem Unterrichte nicht gehalten, f das Glaubensbekenntnis der Kinder Rücksicht zu nehmen, r kann lehren, was ihm die „Wissenschaft" bietet, das heißt, as ihm beliebt; die Geistlichkeit darf noch in die Schule, m den Religionsunterricht zu erteilen, steht aber ganz unter ontrolle der Schulbehörden und „hat" den Anordnungen ieser Behörden „nachzukommen". Das ist die österreichische Neuschule. Sie bedeutet zweifellos einen gewaltigen Schritt ch vorwärts; ob aber zum Besseren, das ist eine andere rage, die im Folgenden ihre Beantwortung finden wird.

Der eigentliche Schöpfer der österreichischen Neuschule ist r. *Leopold Hasner, Ritter von Artha.* Derselbe ar von 1851 bis 1865 Professor der Nationalökonomie an r Universität in Prag und seit 1865 Professor der poli-

tischen Wissensfächer an der Wiener Hochschule. Am 30. Dez. 1867 übernahm er in dem sogenannten Bürgerministerium das Portefeuille eines Unterrichtsministers und behielt dasselbe bis zum 2. Februar 1870, wo er für zwei Monate Ministerpräsident wurde, um dann für immer aus dem Ministerium zu verschwinden. Er starb am 5. Mai 1891. Die österreichische Lehrerschaft setzte ihm ein Denkmal und errichtete ihm eine Stiftung zur Verewigung seines Namens.

Um die Zerstörung der Konkordatsschule und die Aufrichtung der Simultanschule zu begründen, wies man auf die militärischen Mißerfolge in Böhmen hin und behauptete, das preußische Heer sei deßhalb siegreich gewesen, weil es eine bessere Volksschule durchgemacht hätte. Gesetzt, dem wäre so; was folgt daraus? Doch nichts anderes, als einfach das preußische Voksschulwesen auch in Oesterreich einzuführen. Das preußische Schulwesen war aber bekanntermaßen damals streng konfessionell und unter geistlicher Aufsicht; die Raumer'schen Regulative vom 1., 2. und 3. Oktober 1854, gegen die seinerzeit der liberale Diesterweg im Namen einer „vernünftigen Menschenerziehung" so leidenschaftlich protestiert hatte, herrschten unumschränkt. fünf ganze Stunden waren auf dem Lehrplan für die religiöse Unterweisung der Schuljugend vorgesehen. Das war die Schule, in der die Sieger von Königgrätz ihre Jugendbildung genossen hatten. Wäre es Hasner und seinen Parteigängern wirklich um eine bessere Schulbildung zu tun gewesen, dann war es gewiß nicht notwendig, so radikal vorzugehen. Der Zweck hätte sich sehr gut auch im Rahmen der alten Schuleinrichtungen erreichen lassen. Eine zeitgemäßere Unterrichtsordnung, eine intensivere Durchbildung der Lehrerschaft, theoretisch und praktisch, eine bessere materielle Stellung der Lehrpersonen, eine gerechtere Verteilung der Schullasten und eine ausgiebigere Unterstützung der Schulgemeinden durch den Staat: hätte man darauf sich beschränkt, das österreichische Schulwesen wäre ohne Zweifel

zu großer Blüte gelangt, seine Leistungen wären zum mindesten hinter denen der preußischen Schule nicht zurückgeblieben und — was das beste gewesen wäre — ein Schulkampf wäre Oesterreich erspart geblieben.

Uebrigens ist es denn doch mindestens sehr übertrieben, zu behaupten, bei Königgrätz sei es der preußische Schulmeister gewesen, der Oesterreichs Doppeladler niederrang. Denn fürs erste stand es bei Königgrätz für die Preußen anfangs sehr kritisch und nach dem Urteile Sachverständiger wäre für sie die Partie verloren gegangen, wenn die Armee des Kronprinzen nicht rechtzeitig in die Feuerlinie eingerückt wäre und das numerische Uebergewicht zu gunsten der Preußen hergestellt hätte; und zweitens ist es nicht jedermanns Sache, eine an Zahl schwächere und dazu noch von teils unfähigen, teils eigensinnigen Unterfeldherren kommandierte Armee zum Siege zu führen gegen einen Feind, der sich einer ausgezeichneten Führung erfreute und in dem Zündnadelgewehr eine mörderische Waffe besaß. Im Lichte der geschichtlichen Wahrheit erweist sich das Gerede von einem Siege des preußischen Schulmeisters über den österreichischen auf den böhmischen Schlachtfeldern als ein Märchen, offenbar erfunden, um die Konkordatsschule bei dem großen Publikum in Mißkredit zu bringen und sie desto leichter erwürgen zu können. Der Zweck sollte das Mittel heiligen und der Zweck wurde erreicht zur Freude aller Widersacher eines katholischen Oesterreich.

Auch wurde die Behauptung aufgestellt, das Staatsinteresse des modernen konstitutionellen Oesterreich hätte die Ersetzung der konfessionellen Konkordatsschule durch die interkonfessionelle Simultanschule verlangt. Eine merkwürdige Behauptung! Die Schule als die Stätte, an der unmündige Kinder sittlich religiös erzogen und mit nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten fürs Leben ausgerüstet werden sollen, ist doch ihrer ganzen Bestimmung nach etwas sehr Unpolitisches, und muß darum notwendig Schaden leiden, wenn sie in die

verschiedenen politischen und konstitutionellen Kämpfe mithineingezogen wird. Was hat die Schule mit der Konstitution zu tun? Was der Staat von der Schule verlangen kann, ist, daß sie ihm eine Bevölkerung liefert, die im Lesen, Schreiben und Rechnen gut bewandert, von ernster Gottesfurcht, tiefem Pflichtgefühl und lauterer Vaterlandsliebe erfüllt ist. Und was unser national zerrissenes Oesterreich angeht, so muß es von seiner Schule erwarten, daß sie mitarbeitet an der Bereitung des Bodens für ein friedliches Zusammenleben der verschiedenen Nationen, die innerhalb seiner Grenzen wohnen. Durch ein gnädiges Geschick ist ihm in der katholischen Kirche schon ein überaus günstiger Boden beschert und es gehört unstreitig zu den vitalsten Interessen des österreichischen Kaiserstaates, diesen Boden auszunützen, die in ihm schlummernden Kräfte zu wecken und sie in den Dienst der Volkserziehung zu stellen.

Die Gesamtbevölkerung des zisleithanischen Oesterreich beläuft sich auf rund 27 Millionen. 5 Prozent davon — ca. 1'400,000 — bekennen sich zum Mosaismus; von den übrigen 95 Prozent gehören nicht weniger als 92 Prozent zur römisch-katholischen Kirche. Die gesamte deutsche und slavische Bevölkerung mit geringen Ausnahmen ist also römisch-katholisch; sie stehen in einem gemeinsamen kirchlichen Verbande, fühlen sich einig in demselben religiösen Denken und Streben, haben dieselben religiösen und kirchlichen Interessen. Diese Tatsache darf und kann kein österreichischer Staatsmann aus dem Auge verlieren; er kann es unmöglich als im Interesse der Monarchie gelegen betrachten, etwa aus Hochachtung vor dem Konstitutionalismus die staatliche Gesetzgebung in Bahnen zu lenken, die wohl den Interessen der 5 Prozent Juden entsprechen, der katholischen Kirche dagegen keinen Raum mehr lassen zur Entfaltung ihrer Wirksamkeit. Im Gegenteil muß er es als eine Staatsnotwendigkeit erster Ordnung ansehen, der Wirksamkeit der katholischen Kirche überall, soweit der staatliche Einfluß reicht, die Wege

zu ebnen,[1]) insbesondere aber dafür zu sorgen, daß die heranwachsende katholische Jugend bei den Deutschen wie bei den Slaven ganz im Geiste der katholischen Kirche ausgebildet, in der Liebe zu dieser Kirche fest begründet und zu einer auf dem Fundamente der Gottesfurcht aufgebauten sittlichen Charakterstärke erzogen werde. Oesterreich will eben so regiert sein, wie es seinen speziellen Bedürfnissen entspricht und nicht, wie es ihm von voraussetzunglosen modernen Theoretikern eingeredet wird.

Ein solcher Theoretiker war Professor Hasner. Sein Glaube an die alleinseligmachende „voraussetzungslose Wissenschaft" war stärker als sein staatsmännischer Geist. Statt der katholischen Kirche entscheidenden Einfluß auf den ganzen Schulbetrieb einzuräumen, tat er das gerade Gegenteil: er hob die geistliche Schulaufsicht auf und sprach den Grundsatz aus, daß der Unterricht des weltlichen Lehrers unabhängig sei „von dem Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft". Freilich hat Hasner die sittlich religiöse Erziehung der Kinder als die erste Aufgabe der Schule gesetzlich festgelegt; aber wie können unsere katholischen Kinder zu sittlich-religiösen Charakteren im Sinne ihres Glaubensbekenntnisses ausgebildet werden, wenn ihr Erzieher — und das ist doch der Lehrer — in seiner Lehrtätigkeit auf die Lehren der katholischen Kirche keinerlei

1) Es ist darum auch sehr zu bedauern, daß der verflossene Ministerpräsident von Körber der rüden Los von Rom-Bewegung mit verschränkten Armen zusah. Vielleicht hoffte er damit die alldeutschen Raudaubrüder im Parlamente zur Ruhe zu bringen. Vergebliches Liebesmühen! Alldeutsche Parlamentarier à la Schönerer wollen keine Ruhe. Auch Körber hat das erfahren müssen. Und da er sich durch das Gewährenlassen der protestantischen Propaganda auch die Sympathien der katholischen Kreise mehr oder weniger verscherzte, kann es nicht auffallen, daß der sonst so verdiente Mann ohne viel Sang und Klang von der Bildfläche verschwand.

Rücksicht zu nehmen braucht? Die Lehrer katholischer Kinder für unabhängig erklären von dem Einflusse der katholischen Kirche und doch von ihnen verlangen, daß sie die katholischen Kinder sittlich-religiös, das heißt also zu pflichtbewußten und pflichttreuen Katholiken erziehen: einen solchen eklatanten Widerspruch sollte man schier nicht für möglich halten. Wo ist da noch Vernunft und Konsequenz?

Wird im Sinne der österreichischen Schulgesetzgebung in der Schule gearbeitet, dann kann es zu einer Charakterbildung im guten Sinne überhaupt nicht kommen. Wenns gut geht, werden die katholischen Kinder beim Verlassen der Volksschule ihren Katechismus kennen — soweit können sie bei zwei Stunden Religionsunterricht in der Woche zur Not schon gebracht werden —; aber von einer aufrichtigen Liebe zu ihrer Religion, von einem lebendigen Interesse für ihre Kirche und deren Gnadenmitteln, von einer überzeugungsvollen warmen Anteilnahme am kirchlichen Leben im Sinne des christlichen Lehrbegriffes wird bei ihnen in der Regel keine Rede sein können. Die österreichische Neuschule, wie sie in der Gesetzgebung festgelegt ist, ist an sich schlechterdings unfähig, sittlich-religiöse Charaktere zu erziehen. Sie entspricht darum weder den Interessen der Kirche und der katholischen Bevölkerung, noch auch den Interessen des österreichischen Staates, dem unmöglich damit gedient ist, daß ein religiös indifferentes und der katholischen Kirche gleichgültig gegenüberstehendes Geschlecht heranwächst. Was das national zerrissene Oesterreich braucht, ist eine der Habsburgischen Dynastie treu ergebene, den Werken des Friedens sich widmende, arbeitsame gottesfürchtige Bevölkerung, die den in der katholischen Kirche herrschenden Geist, der ein Geist der Eintracht und Liebe ist, voll und ganz in sich aufgenommen hat. Eine solche Bevölkerung wird dann auch auf dem Gebiete der Politik leicht die Wege der Versöhnlichkeit und des Friedens zu finden wissen.

Aber vielleicht ist die Sache in der Praxis doch nicht

so schlimm, als sie sich im Gesetze ausnimmt. Gewiß kann nicht geleugnet werden, daß es auch im Rahmen des Gesetzes noch möglich ist, unsere katholischen Kinder in der Schule so zu erziehen, wie es sich gebührt. Es braucht nur der Lehrer ein überzeugungstreuer Katholik zu sein, der fähig und gewillt ist, als katholischer Lehrer und Erzieher seines Amtes zu walten und die Sache ist so ziemlich in Ordnung. Wenn ein liberaler Lehrer kraft des Gesetzes sich unabhängig dünken darf „von dem Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft" und lehren kann, was er will, so ist selbstverständlich auch der katholische Lehrer berechtigt, zu lehren, was er will. Und wenn er auf die „Unabhängigkeit von dem Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft" verzichtet und seine ganze Lehrtätigkeit mit der Glaubens- und Sittenlehre seiner Kirche in Einklang zu bringen sucht, so macht er nur von der ihm gesetzlich garantierten Freiheit Gebrauch. Keine Schulbehörde kann ihn darob zur Rechenschaft ziehen, am allerwenigsten sein Gewissen. Ob es aber in Oesterreich solche überzeugungstreue katholische Lehrer gibt, ist freilich eine andere Frage.

3. Die österreichische Lehrerschaft.

Die Aufgabe, die ein Volksschullehrer, zumal unter den heutigen Verhältnissen, zu erfüllen hat, ist ebenso schwierig als verantwortungsvoll. Er soll die Kinder des Volkes in Obhut und Zucht nehmen, soll ihr erwachendes Geistesleben richten und fördern, soll sie mit den für das Leben notwendigsten Kenntnissen und Fertigkeiten ausrüsten; vor allem aber soll er diese Kinder zum Pflichtbewußtsein und zur Pflichttreue, die ja allein den wahren Wert des Menschen ausmachen, erziehen. Fürwahr, eine schwere und sehr mühsame Arbeit, zu der viel Geschick, Umsicht, Liebe und Geduld gehört. Und wie verantwortungsvoll ist diese Arbeit! Denn die Kinder, die der Lehrer zu bilden und zu erziehen hat, sind fremdes Gut! Sie gehören ihm nicht; sie gehören

ihren Eltern kraft der Geburt und, sind sie christliche Kinder, so gehören sie auch der Kirche kraft der Taufe; in gewissem Sinne gehören sie auch der Gesellschaft und dem Staate, in deren Verbande sie leben. Vor allen diesen Instanzen hat der Lehrer Rede und Antwort zu stehen, was er mit und aus den ihm anvertrauten Kindern gemacht und wie er seines Lehreramtes gewaltet habe.

Diese Verantwortung ist indessen nur eine Verantwortung vor irdischen Gewalten. Nach dieser Verantwortung kommt noch die Verantwortung vor dem höchsten Herrn der Kinder, vor Gott ihrem Schöpfer. Solange wir in Oesterreich noch keine französischen Zustände haben — das offizielle Frankreich weiß bekanntlich von Gott nichts mehr und in seinen Schulen läßt es eine atheistische Moral dozieren — muß in Oesterreich die Verantwortung der Lehrer vor dem allmächtigen Gotte noch als zu Recht bestehend anerkannt werden!

Ist nun ein Lehrer, der katholische Kinder zur Erziehung und Ausbildung übernommen hat, nach bestem Wissen und Können seiner schwierigen Aufgabe nachgekommen, hat er zu leisten gesucht, was Eltern, Kirche, Staat und vor allem Gott mit Recht von ihm erwarten können, dann wird sein Andenken immerdar gesegnet sein. Hat er dagegen seine Pflicht und Schuldigkeit nicht getan, sei es, daß er nicht konnte oder nicht wollte: der Fluch wird sich an seine Ferse heften und nach der Schrift wäre es ihm besser, „ein Mühlstein würde an seinen Hals gehängt und er würde in die Tiefe des Meeres versenkt“ (Matth. 18, 6).

Angesichts der großen Schwierigkeit und Verantwortlichkeit, die dem Lehrerberuf naturnotwendig anhaftet, sollte man erwarten, daß ein Staat, in welchem der Glaube an einen lebendigen persönlichen Gott noch nicht zu den verbotenen Dingen gehört, sein möglichstes tun werde, um eine Lehrerschaft zu erhalten, die in jedem Betrachte ihrer Aufgabe gewachsen, fähig und gewillt wäre, das zu leisten, was sie an den ihr anvertrauten Kindern zu leisten

hat. Dieses sollte man um so eher erwarten, als Schul- und Lernzwang besteht, die Eltern also unter allen Umständen gezwungen sind, ihre Kinder zur Schule zu schicken, mag an der betreffenden Stelle wer immer das Lehramt verwalten.

Dieser Forderung des gesunden Menschenverstandes hat die österreichische Schulgesetzgebung so gut wie keine Rechnung getragen. Denn erstens läßt sie prinzipiell zu, daß katholische Kinder auch von andersgläubigen Lehrern unterrichtet und erzogen werden,[1]) daß aber protestantische oder jüdische oder gar muhamedanische Lehrer — das Gesetz verbietet sie nicht! — die rechte Eignung haben sollen für die sittlich-religiöse Erziehung katholischer Kinder, das zu glauben kann doch keinem vernünftigen Menschen in den Sinn kommen.

---

1) Die Schulnovelle vom 3. Mai 1883 brachte hierin eine kleine Aenderung, indem sie vorschreibt: „Als verantwortliche Schulleiter können nur solche Lehrpersonen bestellt werden, welche auch die Befähigung zum Religionsunterricht jenes Glaubensbekenntnisses nachweisen, welchem die Mehrzahl der Schüler der betreffenden Schule nach dem Durchschnitte der vorausgegangenen fünf Schuljahre angehört.“ Mit anderen Worten: Die Leiter (Oberlehrer, Rektoren) müssen katholisch sein, wenn die Mehrzahl der Kinder an den betreffenden Schulen dem katholischen Bekenntnisse angehört. Man pries diese Bestimmung seinerzeit als eine bedeutungsvolle Errungenschaft der konservativen Parteien im österreichischen Parlament, denn der interkonfessionelle Charakter der Schulgesetzgebung sei dadurch durchlöchert und den Interessen der katholischen Kirche in einem nicht unwesentlichen Punkte Rechnung getragen worden. In der Wirklichkeit jedoch ist die genannte Bestimmung von sehr zweifelhaftem Werte. Sie bedeutet nur ein kleines Entgegenkommen in einer Personenfrage, ändert aber nicht das Geringste am Wesen des Schulgesetzes; zudem hat sie zur Folge, daß vielfach, so namentlich in Wien und Prag, die Schulbehörden sich in die Notwendigkeit versetzt sehen, die Leitung einiger Schulen (wo eben die jüdischen Kinder in der Mehrzahl sind) jüdischen Lehrkräften zu übertragen. Eine etwas sonderbare Errungenschaft im katholischen Oesterreich!

Selbst wenn diese andersgläubigen Lehrer die peinlichste Reserve beobachteten, um ja keinen Grund zur Klage zu geben, so wären sie gleichwohl als ungeeignet für die Ausbildung der katholischen Schuljugend abzuweisen, denn es kann für die sittlich-religiöse Erziehung von Kindern wahrlich nicht genügen, daß der Erzieher sich neutral verhalte und nichts tue, er muß positiv eingreifen und mitwirken. Das aber kann ein Erzieher, der anderen Bekenntnisses als sein Zögling ist, nicht; es kann von ihm vernünftigerweise auch nicht verlangt werden.

Was aber die katholischen Lehrer betrifft, so ist zunächst zu beachten, daß ihre Ausbildung an demselben Gebrechen leidet, wie die Ausbildung der Schuljugend: sie ist nicht harmonisch und entbehrt des einheitlichen Gedankens, den die Religion an die Hand gibt. Wie in der Volksschule, so muß wohl auch in den Lehrerbildungsanstalten Religionsunterricht gegeben werden, so schreibt es das Gesetz vor; auch müssen alle Abiturienten der Lehrerbildungsanstalten sich einer Religionsprüfung unterziehen, um den Beweis zu erbringen, daß sie den vorgeschriebenen religiösen Wissensstoff innehaben. Aber wie überhaupt der Wert eines Menschen nicht in seinem Wissen liegt, so ist auch die Eignung eines Lehrers für seinen so wichtigen Beruf nicht damit gegeben, daß derselbe weiß, was er zu wissen hat. Wenn er katholische Kinder zu sittlich-religiösen Charakteren im Sinne ihres religiösen Bekenntnisses ausbilden soll, muß er selbst ein solcher sittlich-religiöser Charakter sein. Das aber ist der Krebsschaden an den österreichischen Lehrerbildungsanstalten, daß sie ihrer ganzen Einrichtung und Arbeitsleistung nach gar nicht imstande sind, sittlich-religiöse Charaktere zu bilden. Es wird Religion gelehrt, aber der übrige Unterricht geht prinzipiell seine eigenen Wege auf Grund des Gesetzes, das ihn für „unabhängig von dem Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft" erklärt hat.

Einer der wichtigsten Lehrgegenstände in den Lehrer-

seminarien, wenn nicht der wichtigste, ist die Erziehungslehre. Hier kommen Probleme zur Sprache, die mit der Religion aufs innigste zusammenhängen und für die Erziehung des Menschen von entscheidender Wichtigkeit sind. Dahin gehört die Lehre von der Bestimmung und von der Natur des Menschen, von den Erziehungsmitteln u. a.; Dinge, über die nur der christliche Glaube volle Klarheit verschaffen kann. Eine Pädagogik also, die vom christlichen Dogma absieht, kann nur irreführen; sie bringt Zwiespalt in die Ausbildung des Lehrers und hindert eine auf dem festen Grunde der christlichen Religion sich aufbauende Charakterbildung des Lehrers selbst.

In früherer Zeit war in den Lehrerbildungsanstalten zumeist das bekannte treffliche „Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichtes" von Ohler in Gebrauch. Wer nach diesem Lehrbuche ausgebildet war, der wußte, was er brauchte, und konnte, was er sollte. Selbst harmonisch durchgebildet, vermochte ein solcher auch anderen eine harmonische Ausbildung zu vermitteln. Unter der Herrschaft der neuen Schulgesetzgebung jedoch war ein Ohler nicht mehr möglich; er war zu „abhängig vom Einflusse der Kirche". Es wurden neue Lehrbücher für die Pädagogik verfaßt, unabhängig „von dem Einfluße der Kirche", damit sie eventuell auch für Juden und Heiden brauchbar wären. So gab der Direktor der Lehrerbildungsanstalt von Trautenau, Dr. Josef Mich, eine „Allgemeine Erziehungslehre" heraus, die weite Verbreitung fand, aber dadurch schon hinreichend charakterisiert ist, daß sie das Dasein Gottes für unbeweisbar erklärt, den Glauben als eine Gefühlssache hinstellt und kein höheres Moralprinzip kennt als die menschliche Wohlanständigkeit. Andere pädagogische Lehrbücher, wie die von Schulrat Dr. Lindner und von Robert Niedergesäß, die gleichfalls mehrere Auflagen erlebten, bewegen sich in demselben unabhängigen Geleise, wie das von Mich; sie spiegeln ganz die rationalistischen Ideen eines Kant, eines Herbart, eines

Beneke, eines Diesterweg und anderer offenbarungsscheuer Philosophen und Schulmänner ab. Wie man annehmen kann, die nach den pädagogischen Lehrbüchern von Mich, Lindner und Niedergesäß ausgebildeten Lehrpersonen seien fähig zum Erzieheramte bei katholischen Kindern, ist schwer zu begreifen.

Das Urteil, das ein Sachverständiger in die Worte faßte: „Es muß ein Wunder der Gnade Gottes sein, wenn ein oder der andere Lehramtszögling an seiner religiösen Ueberzeugung ungeschädigt aus den derzeitigen österreichischen Lehrerbildungsanstalten herauskommt; gestärkt und befestigt wird diese Ueberzeugung, welche sie aus der Familie mitbringen, bei keinem werden“ — ist hart, aber leider nur zu wahr.[1])

In neuester Zeit ist bezüglich der pädagogischen Lehrbücher manches besser geworden. So wurde das Lindner'sche Lehrbuch von dem jetzigen böhmischen Landesschulinspektor Dr. Th. Tupatz ganz umgearbeitet; namentlich sind die pantheistisch und materialistisch angehauchten Stellen daraus verschwunden, so daß es in der Hand eines gläubigen Lehrerbildners wenig gefährlich mehr ist. Eine positive Stütze für die Ausbildung der katholischen Lehrer kann aber das Buch auch in seinem Gewande nicht genannt werden. Das christliche Mark fehlt ihm, und von ihm, wie von allen in den österreichischen Schulen eingeführten Lehrbüchern, gilt das Wort des Herrn: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich; und wer mit mir nicht sammelt, der zerstreut“.

Zu dieser mehr als mangelhaften pädagogischen Durchbildung der katholischen Lehrerschaft kommt dann noch der demoralisierende Einfluß eines unter die Leitung kirchenfeindlicher Elemente geratenen Vereinslebens. Daß die Lehrer sich in Vereinen sammeln, um mit vereinten Kräften für die

---

1) Justus Verus, Die österreichische Volksschule. S. VII. Freiburg, Herder 1905.

Wahrung und Förderung ihrer spezifischen Standesinteressen zu wirken, finden wir ganz in der Ordnung. Aber leider hat sich in Oesterreich dieses Lehrervereinsleben in eine Strömung hineinziehen lassen, die einen durchaus kirchenfeindlichen Charakter an sich trägt und parallel läuft mit den destruktiven Bestrebungen der Sozialdemokratie. Die in dem großen „Deutsch-österreichischen Lehrerbund" organisierte deutsche Lehrerschaft (296 Zweigvereine mit ca. 17,000 Lehrermitgliedern: drei Viertel aller deutschen Lehrer!) sieht, nach den Aeußerungen ihrer Presse und nach den Reden ihrer Führer zu urteilen, es als ihr Hauptinteresse an, die durch die Gesetzgebung geschaffene unnatürliche Kluft zwischen Kirche und Schule noch zu erweitern und eine Schule anzustreben, wie sie das dem Atheismus verfallene republikanische Frankreich jetzt hat, eine Schule ohne Religion. Der Fürsterzbischof Dr. Bauer von Olmütz hatte gewiß Recht, als er vor nicht langer Zeit im mährischen Landtage von einem „unheimlichen Geiste" redete, der in dem „Deutsch-österreichischen Lehrerbund" dermalen sein Wesen treibe.

Wer aber hat, muß man sich fragen, diesen „unheimlichen Geist" in die Lehrerschaft gebracht? Daß aus Lehrerbildungsanstalten, in denen nach dem Grundsatze der „Unabhängigkeit von dem Einfluße jeder Kirche oder Religionsgesellschaft" gearbeitet und eine indifferente voraussetzungslose Pädagogik gelehrt wird, keine warmfühlenden katholischen Lehrer hervorgehen können, ist ja von vornherein klar. Das Unglück aber wollte, daß diese in der „Unabhängigkeit von dem Einfluße jeder Kirche oder Religionsgesellschaft" pädagogisch erzogenen Lehrer später in die geistige Knechtschaft von zwei Männern gerieten, die in ihrer protestantischen Engherzigkeit und Unduldsamkeit für katholisches Wesen und Leben absolut kein Verständnis hatten, aber durch die Gunst der Verhältnisse in der österreichischen Lehrerwelt zu hohem Ansehen und Einfluß gelangt sind. Es sind dies Dr. Friedrich Dittes und Asmus Christian Jessen. Beide

sind eingewanderte Deutsche. Dittes stand von 1868 bis 1881 als Direktor an der Spitze des Wiener Pädagogiums, einer Art Lehrerfortbildungsanstalt, und hatte in dieser Stellung reichlich Gelegenheit, sein Nordlicht leuchten zu lassen. Auch war er eine zeitlang Bezirksschulinspektor in Wien, gehörte für mehrere Jahre dem niederösterreichischen Landesschulrate und dem Reichsrate an und gab die Zeitschrift „Pädagogium" heraus. Mit einer fetten Pension trat er 1881 in den Ruhestand, benützte aber diese Ruhe, um in Lehrerversammlungen gegen Kirche und Klerus zu hetzen. 1896 starb er. Jessen war gleichfalls im Jahre 1868 nach Wien gekommen als Lehrer an eine protestantische Volksschule; erst vergangenes Jahr trat er von dieser Stelle zurück. Jessens Stärke ist seine Feder, die er meisterhaft zu führen versteht. Lange Jahre suchte er seine protestantischen Erziehungsideen in den „Freien pädagogischen Blättern" an den Mann zu bringen. Als jedoch 1896 der „Deutsch-österreichische Lehrerbund" für sein neugegründetes Organ, die „Deutsch-österreichische Lehrerzeitung", einen „unabhängigen" Redakteur suchte, fiel seine Wahl auf Jessen. Nun stand Jessen ein weites Feld für seine destruktive Wirksamkeit offen, und die auf ihn gesetzten „Erwartungen" hat er nicht nur erfüllt, sondern übertroffen. Zweimal im Monate geht sein Blatt in nicht weniger als 18,000 Exemplaren hinaus in die österreichischen Lande, und keine einzige von den etwa 240 Nummern, die bis jetzt erschienen sind, war frei von gehässigen Bemerkungen, Verdrehungen und Verleumdungen gegen Kirche und Klerus, die um so mehr die Köpfe verwirren müssen, als sie in angenehmer Form dargeboten werden.

Der Schaden, den Dittes und Jessen durch Irreführung und Verhetzung der katholischen Lehrerschaft den Interessen der katholischen Kirche in Oesterreich zugefügt haben, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die österreichische „Los von Rom"-Bewegung, die jetzt soviel von sich reden

macht, war durch den Einfluß der genannten protestantischen Schulmänner in der katholischen Lehrerschaft Oesterreichs schon seit Jahren im Schwunge, nur daß sie auf den inneren Abfall beschränkt blieb. Aber es ist gar keine Frage, daß die Einbuße, welche jetzt die Kirche in Oesterreich durch die Wühlarbeit der reichsdeutschen Pastoren erleidet, ungleich geringer ist, als der Schaden, der ihr durch die Entfremdung eines Großteils der katholischen Lehrerschaft zugefügt wurde.

Daß diese Entfremdung schon weit, sehr weit fortgeschritten ist, zeigte sich im Jahre 1898 auf der Generalversammlung des „Deutsch-österreichischen Lehrerbundes" in der mährischen Stadt Brünn. Hier referierte obgenannter Jessen über ein neues Schulgesetz, das den Wünschen der Lehrerschaft mehr entspräche, als das Gesetz von 1869. „Der erste und der größte Fehler des Reichsvolksschulgesetzes vom Jahre 1869", rief damals Jessen aus, „liegt in seinem ersten Paragraph (wo sittlich-religiöse Erziehung verlangt wird). Die Bestimmung des Schulzweckes ist verfehlt. . . . Der Volksschule kann die Aufgabe einer religiösen Erziehung nicht gestellt werden." Und die tausendköpfige Lehrerschaar applaudierte! Daß aber seit dem Tage von Brünn die Entfremdung nicht zurückgegangen ist, beweist die offizielle oberösterreichische Landeslehrerkonferenz, die vergangenen Jahres Ende Oktober zu Linz unter dem Vorsitze eines offiziellen Vertreters der staatlichen Schulbehörde, des Landes-Schulinspektors Dr. Zenz, stattfand. Hier hatte Lehrer Lechner über das Thema „Religiöse Uebungen" zu referieren und er gelangte zu folgenden Forderungen: 1. Es solle das Schulgebet abgeschafft werden, weil es nur ein geisttötendes, sinnloses Herplappern sei; 2. es solle der Religionsunterricht ganz in Wegfall kommen, da er die Jugend nicht bilde, sondern deren Bildung hindere und darum „ein Verbrechen an der Jugend" sei; 3. es solle den Kindern verboten werden, sich an den

Prozessionen zu beteiligen, da derartige Aufzüge nur zur Heuchelei und zur Unsittlichkeit verleiteten; außerdem möchten die Schulmesse, Schulbeichte, Schulkommunion in Wegfall kommen, da sie von den Kindern nur als eine Tyrannei empfunden würden. Das die „Forderungen" einer österreichischen Lehrerkonferenz! Und dazu noch im Beisein eines Landes-Schulinspektors! Im „schwarzen" Oberösterreich! Ein Skandal!

Daß auch in Böhmen keine friedlicheren Herrn wohnen, dessen konnte man 1905 in Trautenau wieder inne werden. Dortselbst tagten in der ersten Augustwoche die Delegierten der 84 Zweigvereine des großen „Deutschen Landeslehrervereins in Böhmen", und der Redakteur der „Freien Schulzeitung" (Organ des genannten Vereins), Oberlehrer Legler von Reichenberg, hielt bei dieser Gelegenheit einen längeren Vortrag über die Befehdungen der österreichischen Neuschule durch den „Klerikalismus" und gewisse „hohe Kreise"; zugleich empfahl er den neuen Verein „Freie Schule" aufs wärmste der Unterstützung der gesamten Lehrerschaft als ein Bollwerk gegen die andrängenden klerikalen Parteien. Nun muß man wissen, daß genannter Verein eine Schöpfung der Freimaurerei ist;[1]) was aber die Freimaurerei aus dem

1) Die „Freie Schule" wurde vergangenen Winter gegründet, zunächst als Antwort auf die im niederösterreichischen Landtage von der christlich-sozialen Majorität beschlossenen neuen Schulgesetze, auf die wir noch zurückkommen werden. Der neue Verein hat sich, gemäß dem in den öffentlichen Blättern erschienenen Aufrufe, die Aufgabe gestellt, „allerorten hörbar und energisch Protest zu erheben gegen jeden Versuch, die Schule zu einer Hilfsanstalt der konfessionellen Hierarchien herabzudrücken"; auch denkt er daran, „durch Errichtung von Musterschulen, die allen hygienischen und pädagogischen Anforderungen entsprechen, durch Erhaltung von vierten Bürgerschulklassen, durch Schulwerkstätten usw. beispielgebend zu wirken" — also eine Nachahmung des „Katholischen Schulvereins". Präsident des Vereins ist Freiherr von Hock, Rat des Verwaltungsgerichtshofes in Wien. Merwürdig ist, daß

Reiche der Habsburger machen will, ist ja allbekannt. Und katholische Lehrer fühlen sich berufen, der Freimaurerei bei ihrem Kampfe gegen Thron und Altar Handlangerdienste zu leisten!

Aber man denke ja nicht, daß blos in der deutschen Lehrerschaft ein „umheimlicher Geist“ umgehe. Bei der czechischen Lehrerschaft steht es nicht besser. Auf einer Versammlung derselben, welche vorigen Jahres in Prag stattfand, wurde die Resolution gefaßt, mit allen Mitteln darauf hinzuwirken, daß die Schule vollständig von der Kirche getrennt und der Religionsunterricht aus dem staatlichen Schulprogramm ganz entfernt werde.

So wäre denn im Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts auch in Oesterreich fast erreicht, was der staatliche und religiöse Radikalismus, seit den Tagen der ersten französischen Revolution, in allen europäischen Staaten zu erreichen suchte: des Lehrerstandes sich für seine Zwecke zu bemächtigen, „sich in ihm“, um mit Jarcke zu sprechen, „ein weltliches Rabbinat zu bilden, um dieses dem Priestertum gegenüberzustellen und mit dessen Hilfe die niederen Stände für seine Umwälzungspläne vorzubereiten. Videant consules!

(Schluß folgt.)

---

von den circa 200 Personen, welche den Aufruf unterschrieben haben, nicht weniger als 79 Universitätsprofessoren (auch der alte Sueß) sind; daneben glänzen die Namen der Obmänner aller liberalen Lehrervereine und der Führer der österreichischen Sozialdemokratie, Pernerstorfer und Seitz. Das kennzeichnet zur Genüge den Geist, dem die „Freie Schule“ dient. Die Katholiken Oesterreichs werden gut tun, den neuen Verein scharf im Auge zu behalten.

XVII.

Ein Lutherkämpe eigener Art.

Dr. Wilhelm Walther, Professor der Theologie i
Rostock, hat vor mehreren Jahren eine Reihe von polemische
Schriften veröffentlicht, worin er Luther gegen die Angrif
katholischer Autoren zu verteidigen suchte. Vier dies
Schriften erschienen unter dem gemeinsamen Titel: Luthe
im neuesten römischen Gericht. Die Untertitel d
einzelnen Hefte lauteten: Luther, der politische Revolution
(1884); Luthers Waffen (1886); Luthers Beruf (1890
Luthers Glaubensgewißheit (1892). Eine fünfte Schrif
Das sechste Gebot und Luthers Leben (1893), ließ Walth
unter dem Decknamen Lutherophilus (Lutherliebhabe
ausgehen. Diese verschiedenen Schriften hat nun Walth
umgearbeitet, um sie zu einem Bande vereinigt neu herau
zugeben.[1]) Dabei hat er auch etliche Arbeiten berücksichtig
die in jüngster Zeit auf katholischer Seite erschienen sin
Namentlich bekämpft er öfters Denifle, mit dem er si
bereits 1904 in einer größeren Broschüre (Denifles Luthe
eine Ausgeburt römischer Moral.) auseinandergesetzt ha
Auch Verfasser dieses Artikels figuriert wiederholt unter d
„römischen Skribenten", die W. unschädlich zu machen such

---

1) Für Luther, wider Rom. Handbuch der Apologetik Luthers u
der Reformation den römischen Anklagen gegenüber. Hal
M. Niemeyer. 1906. XVI, 760 S. 8°. ℳ 10.

Noch sei bemerkt, daß in dem neuen „Handbuch der Apologetik Luthers“ nur die „Römischen“ bekämpft werden. Nicht als ob Walther mit allem einverstanden wäre, was auf protestantischer Seite in den letzten Jahren über Luther geschrieben worden ist. Im Gegenteil![1]) Bereits vor drei Jahren hat er einmal geklagt, daß manche protestantische Theologen Luther „im Grund verachten“, obschon sie dies nicht offen aussprechen dürfen.[2]) Ein ähnliches Klagelied hat er jüngst in einer Besprechung der neuen Lutherbiographie von A. Hausrath angestimmt:[3])

„Hausrath tut nach unserer Ueberzeugung dem großen Gottesmenschen Luther nicht geringes Unrecht an und kann zu Urteilen über ihn kommen, die von den römischen Skribenten mit Jubel akzeptiert und zur Lästerung der Reformation verwandt werden können“.

Das ist es eben, was den Rostocker Lutherophilus „mit großem Schmerz erfüllt“. Schmerzlich berührt es ihn auch, sehen zu müssen, wie im Lager der liberalen protestantischen Theologen die Verehrung für Luther immer mehr abnimmt.

„Man scheut sich nicht, offen auszusprechen, daß unsere Zeit vermöge ihres ‚geläuterten Gottesbegriffes‘ über Luther hinausgewachsen sei. Dieser Mut, den bisher nur wenige der liberalen Theologen besessen haben, wird vermutlich bald sich allgemeiner zeigen. Luther wird nicht nur von Rom, sondern auch von Protestanten frank und frei bekämpft werden. . . . Daher die betrübende Tatsache, daß die Römischen sich mehr und mehr auf liberale protestantische Theologen berufen können“.

Es sind also nicht blos die „nie ruhenden Angriffe der Römischen auf Luther“, die Walther bewogen haben, sein

---

1) Vgl. hierzu den Artikel: Ein jammernder Lutherophilus in der Kölnischen Volkszeitung, Nr. 1081 vom 29. Dez. 1905.

2) Theol. Literaturblatt. 1903. Nr. 19.

3) Theol. Literaturblatt. 1905. Nr. 43.

apologetisches Handbuch herauszugeben; er will damit auch, wie er in dem erwähnten Artikel bekennt, der Gefahr vorbeugen, die von seiten der liberalen protestantischen Theologen dem Ansehen Luthers droht. Indessen richtet sich seine Polemik nur gegen die „Römischen“. Die liberalen protestantischen Theologen, die in der Beurteilung Luthers hier und da mit den „Römischen“ übereinstimmen, wollte er nicht ausdrücklich bekämpfen, damit sein Buch „auch in freisinnigen Kreisen“ bessere Aufnahme fände. Eine Kritik dieses Buches soll hier nicht geboten werden, obschon Walther in seinen „advokatenhaften Rechtfertigungsversuchen“ sich genug Blößen gegeben hat. Wir möchten nur einiges hervorheben, das so recht die Geistesverfassung des Mecklenburger Polemikers sowie seine Kampfesweise kennzeichnet.

Ueberaus bezeichnend ist namentlich die Einleitung (S. 4 ff.), worin Walther allen katholischen Historikern, die sich von den Grundsätzen der „römischen Moral“ leiten lassen, die „notwendige Wahrheitsliebe“ abspricht.

„Die Römischen verstehen unter Wahrheitsliebe etwas anderes als wir Protestanten. Nach ihrer Moral ist dem Historiker ein Verfahren erlaubt, das wir für unerlaubt halten. . . . Und ein Protestant muß total irregeleitet werden, wenn er derartige römische Schriften ebenso auffaßt, wie protestantische Arbeiten gemeint sind, als wollten sie nämlich die objektive Wahrheit geben, als seien die Verfasser persönlich von der Richtigkeit aller ihrer Angaben überzeugt.“

Manche Leser werden wohl denken, eine derartige Anklage verdiene keine Widerlegung; man müsse sie einfach mit Verachtung strafen. Auch billig denkende Protestanten werden ja über die sonderbaren Anschauungen des Mecklenburger Streiters die Achseln zucken. Allein es gibt auch viele allzu leichtgläubige Personen. Und gerade im Hinblick auf solche ist es hier und da notwendig, leichtfertige Verdächtigungen nicht nur zu verachten, sondern auch zu widerlegen. Sehen wir also, wie Walther seine schwere Anklage

zu begründen sucht. Seine ganze Begründung läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: Nach der römischen Moral ist das Forschen nach vollkommener Gewißheit das Kennzeichen eines krankhaften Gewissens. Würde daher ein Historiker mit aller Sorgfalt die Wahrheit zu erforschen suchen, so würde er ein krankhaftes Gewissen verraten. Es genügt vollauf, daß für eine Ansicht irgend ein probabler, d. h. wahrscheinlicher Grund vorgebracht werden kann. Eine solche wahrscheinliche Ansicht darf dann der Historiker öffentlich vertreten, auch wenn ihm selber wahrscheinlich ist, daß sie falsch sei. Dies sind die Gründe, womit Walther seine Anklagen stützen will. Doch hören wir ihn selber. Zuerst sucht er nachzuweisen, daß nach der „römischen Moral" das Forschen nach vollkommener Gewißheit das Kennzeichen eines krankhaften Gewissens ist.

„Schlagen wir ein römisches Lehrbuch der Moral auf, etwa die vielbenutzte Moraltheologie des Jesuiten Gury! Hier handelt ein Abschnitt von dem skrupulösen Gewissen, welches aus leerer Furcht an der Erlaubtheit einer Handlung zweifelt und daher da eine Sünde befürchtet, wo keine ist. Zu den Kennzeichen dieses irrenden Gewissens gehört auch das Forschen nach vollkommener Gewißheit". (Moraltheologie von Gury. Regensburg 1868. I. Teil. Nr. 45.)

Nach Gury wäre also das Forschen nach vollkommener Gewißheit auch beim Historiker das Kennzeichen eines krankhaften Gewissens! Es wird nun allerdings in der deutschen Uebersetzung von Gurys Moraltheologie, die Walther benutzt hat, im Abschnitt, der vom skrupulösen Gewissen handelt, unter den „vorzüglichsten Kennzeichen der Skrupel" auch „das Forschen nach vollkommener Gewißheit bei allen Dingen" angegeben. Was für Dinge aber Gury im Auge hat, geht aus dem ganzen Zusammenhange deutlich genug hervor. Er handelt, wie Walther selbst hervorhebt, von Personen, die aus leerer Furcht an der Erlaubtheit einer Handlung zweifeln und daher da eine Sünde befürchten, wo keine ist.

Solche Personen wollen bei ihrem Handeln in allem stets vollkommene Gewißheit haben und fürchten, zu sündigen, wo ihnen diese Gewißheit abgeht. Für diese Personen stellt Gury gleich nachher (Nr. 47) die Regel auf: „In moralischen Dingen muß man nicht allezeit nach vollkommener Gewißheit forschen. Dies gilt schon im allgemeinen, besonders aber für die Skrupulanten". Demnach handelt es sich um „moralische Dinge", um Dinge, die auf das praktische Leben Bezug haben, nicht um geschichtliche Tatsachen. Mit aller nur möglichen Deutlichkeit sprechen sich hierüber die späteren lateinischen Ausgaben aus, z. B. die Regensburger vom Jahre 1874. In dieser werden die Worte der früheren Ausgabe: Inquisitio perfectae certitudinis in omnibus (das Forschen nach vollkommener Gewißheit in allen Dingen), folgenderweise erläutert:

Reflexiones impertinentes circa circumstantias, quae in actione adfuerunt vel adesse potuerunt, et certitudo in omnibus anxie quaesita (Uebel angebrachtes Nachdenken über die Umstände, welche eine Handlung begleitet haben oder begleiten konnten, und ängstliches Aufsuchen von Gewißheit in allem). [1])

Es liegt auf der Hand, daß hier die Rede ist von Personen, die über ihre eigenen Handlungen ängstlich (anxie) nachgrübeln, die stets bei allem vollkommene Gewißheit haben wollen, die z. B. ganz genau wissen wollen, ob sie ein vorgeschriebenes Gebet in der rechten Weise, mit der nötigen Andacht und Aufmerksamkeit, mit guter Absicht verrichtet haben. Daß ein solches ängstliches Nachgrübeln ein skrupulöses Gewissen verrät, wird jedermann zugeben. Was nun aber der katholische Moralist von dem ängstlichen Nachgrübeln über die eigenen Handlungen sagt, das wendet Walther ohne weiteres auf die Geschichtsforschung an und

1) Gury, Compendium theologiae moralis. Ratisbonae 1874. I. Nr. 45.

behauptet mit einer Zuversicht sondergleichen, nach der „römischen Moral“ sei überhaupt das Forschen nach vollkommener Gewißheit das Kennzeichen eines krankhaften Gewissens! Heißt das nicht die katholische Moral in gröblicher Weise entstellen?

Walther hat sich übrigens jüngst auch von einem seiner Kollegen, von dem protestantischen Theologieprofessor J. Gottschick, sagen lassen müssen, daß er eine Abhandlung des letzteren in „gröblich entstellender Weise“ besprochen habe. Als dann Gottschick sich brieflich bei Walther über diese Entstellung beschwerte und eine Berichtigung verlangte, hat er, wie er selber erzählt, „noch eine schlimmere Erfahrung mit Dr. Walther gemacht“. Dieser weigerte sich einfach, etwas zu berichtigen. Infolgedessen erklärte Gottschick (Zeitschrift für Theologie u. Kirche. Bd. XIV [1904], 464):

„Für mich scheidet Dr. Walther einstweilen aus der Zahl der Gegner aus, denen gegenüber ich mich zur Beachtung und Auseinandersetzung verpflichtet fühle, weil ich in allen Differenzen und Mißverständnissen überzeugt sein darf, daß es ihnen um die Wahrheit zu tun ist“.

Auch O. Scheel, ein anderer protestantischer Theologieprofessor, hat Walthers Verfahren in dieser Angelegenheit auffällig gefunden,

„um so auffälliger, als Gottschick von Walther nicht ein Eingehen auf sein dogmatisches Urteil verlangt, sondern nur erwartet, daß W. ein unrichtiges Referat korrigiere. W. hat dem nicht entsprochen, vielmehr im Theologischen Literaturblatt an seinem Referat, das ihm doch authentisch interpretiert war, festgehalten. . . . Jeder unbefangene Leser des Aufsatzes von Gottschick und der Schrift Walthers wird einräumen müssen, daß W. hinsichtlich der von G. herausgehobenen Stellen sich im Unrecht befindet“. (Theologische Rundschau. Bd. VIII [1905], 487)

Ganz dasselbe muß gesagt werden von Walthers Verfahren der „römischen Moral“ gegenüber. Wenn der Rostocker

Polemiker, wie Scheel weiter bemerkt, „leider nicht mit der Ruhe des Historikers die ‚moderne' Theologie zu begreifen gesucht hat", so brauchen wir uns über seine Entstellung der katholischen Moral weniger zu wundern.

Dieser ersten Entstellung reiht Walther sofort eine zweite von demselben Schlage an, indem er das, was die katholischen Moralisten in ihrer Erklärung des sogenannten Probabilismus vortragen, wie man sich nämlich gegenüber einem zweifelhaften Gesetze, das etwas gebietet oder verbietet, zu verhalten habe, wieder ohne weiteres auf die Geschichtsforschung anwendet.

„Die Bedeutung dieser Lehre (des Probabilismus) besteht darin, daß sie den letzten praktisch zuverlässigen Ausspruch des Gewissens bildet. Nach dieser also muß das Gewissen gebildet werden, damit es nicht skrupulös, nicht krankhaft sei. Man braucht nicht bei allen Dingen nach Gewißheit zu forschen. Man darf sich auch mit Wahrscheinlichkeit zufrieden geben. Dieser zu folgen, diese öffentlich vorzutragen, ist nicht gegen das römische Gewissen. Was aber ist wahrscheinlich, was ist eine probable Meinung? Eine probable Meinung ist die, welche sich auf einen triftigen Grund stützt, jedoch verbunden mit der Furcht, es könnte das Gegenteil richtig sein. Wenn ich also etwas nicht gewiß weiß, wenn ich für meine Meinung wohl einen Grund anführen kann, aber doch selbst fürchte, das Gegenteil könnte wahr sein, — dann darf ich diese Meinung vertreten? Gewiß. Denn sonst hätte ich ein krankes, nicht aber das nach römischer Moral normale Gewissen."

Dies wendet dann Walther insbesondere auf „die römischen Darsteller Luthers" an, die nach den Grundsätzen der „römischen Moral" zur Bekämpfung Luthers mehr oder weniger probable Meinungen verwerten können.

„Widersprechen sich solche Angaben, so braucht er (der katholische Historiker) wieder nicht derjenigen Meinung zu folgen, die die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. Er ist auch keineswegs verpflichtet, das äußerste Maß von Sorgfalt anzuwenden, um Gewißheit zu finden. Wollte er nicht eher

schreiben, als bis er über alles gewiß geworden, so würde er ein krankhaftes Gewissen verraten. Danach ist der katholische Schriftsteller durchaus berechtigt, den Gegnern Luthers aus der Reformationszeit alles zu glauben und nachzuschreiben, was sie in ihrer ohnmächtigen Wut über ihn und sein Werk behauptet haben. . . . Ebenso darf der römische Schriftsteller alles Ungünstige, was in späterer Zeit von Katholiken gegen Luther vorgebracht ist, wiederholen, auch wenn es von Protestanten längst zurückgewiesen und ihm selbst die entgegengesetzte Meinung probabler zu sein scheint."

Man darf sich billig wundern, daß Walther nicht eingesehen hat, wie sehr er sich mit derartigen Ungereimtheiten der Lächerlichkeit preisgibt. Noch niemals ist katholischerseits gelehrt worden, daß der Probabilismus auf die Geschichtsforschung angewendet werden darf. Von protestantischer Seite ist auch, soviel wir wissen, noch niemals ein derartiger Vorwurf gegen die katholische Moral erhoben worden. Die große Entdeckung blieb dem Mecklenburger Lutherophilus vorbehalten, der aber damit nur bewiesen hat, daß ihm das richtige Verständnis des Probabilismus völlig abgeht. Was versteht man denn eigentlich unter diesem vielgenannten, aber wenig bekannten Probabilismus? Hören wir darüber einen angesehenen Moralphilosophen, den Jesuiten Viktor Cathrein, der in seinem soeben erschienenen Schriftchen über Gewissen und Gewissensfreiheit (Münchener Volksschriftenverlag, 1906, S. 51 ff.) die Frage in klarer, volkstümlicher Weise beantwortet. Wir geben im folgenden blos das Wichtigste aus seinen Ausführungen.

Das Gewissen, so führt Cathrein aus, ist der uns von Gott gegebene Führer im sittlichen Leben. Von einem Führer verlangen wir, daß er den Weg mit Sicherheit kenne. Wenn ein Führer zweifelt, ob der Weg, auf dem er uns leiten will, der richtige sei, folgen wir ihm nicht; er könnte uns in die Irre führen. So dürfen wir auch dem Gewissen nicht folgen, solange wir begründete Zweifel haben, ob das, was wir zu tun im Begriffe stehen, sündhaft oder verboten sei. Freilich

braucht diese Sicherheit keine absolut unfehlbare zu sein, wie man sie in wissenschaftlichen Fragen fordert. Es genügt jene Sicherheit, wie man sie in wichtigen Dingen des praktischen Lebens zu verlangen pflegt. Wie kann man aber in zweifelhaften Fragen zur Gewißheit gelangen? Wer nicht selber imstande ist, den Zweifel zu lösen, soll sich an das Urteil von Sachverständigen, vor allem an das Urteil seines Seelsorgers oder Beichtvaters halten. Was ist aber zu tun, wenn unter den Gelehrten selbst über die Erlaubtheit einer Handlung verschiedene Ansichten bestehen und die Kirche noch keine Entscheidung getroffen hat? Knechtliche Arbeiten sind am Sonntag verboten. Das steht fest. Es kann aber ein Zweifel darüber bestehen, ob diese oder jene Beschäftigung als knechtliche Arbeit zu betrachten und folglich verboten sei. Es liegt auf der Hand, daß man in solchen strittigen Fragen der strengen Ansicht folgen darf. Jeder darf sich, um bei dem angeführten Beispiel zu bleiben, der in Frage stehenden Beschäftigung am Sonntag enthalten. Aber ist er verpflichtet, jene Beschäftigung zu unterlassen? Oder darf er auch der milderen Ansicht folgen, die jene Beschäftigung am Sonntag für erlaubt erklärt? Auf diese Frage antworten heute alle Theologen, man dürfe wenigstens dann der milderen Ansicht folgen, wenn dieselbe ungefähr ebenso wahrscheinlich ist als die strengere. Das ist die Lehre des sogenannten Aequiprobabilismus (von aeque = gleich und probabilis = wahrscheinlich). Ja, die meisten Theologen gehen noch weiter und behaupten, man dürfe der milderen Ansicht zugunsten der Freiheit immer folgen, solange sie sich auf solid wahrscheinliche Gründe stützt, d. h. auf Gründe, denen auch ein ernster und gewissenhafter Gelehrter ihr Gewicht nicht abstreiten kann. Das ist die Lehre des Probabilismus. Der Grund, auf den die Probabilisten ihre Meinung stützen, ist der Grundsatz: Ein zweifelhaftes Gesetz verpflichtet nicht. Damit das Gesetz verpflichte, muß es genügend verkündet oder promulgiert sein; solange es aber solid wahrscheinlich ist, daß ein Gesetz nicht existiert, ist das Gesetz nicht genügend promulgiert. Also verpflichtet es nicht. Gewiß hat der Mensch kein Recht, die göttlichen Gebote beliebig zu umgehen oder illusorisch zu machen. Er soll sich redlich und aufrichtig bemühen, sie

zu erkennen. Was aber, wenn trotz redlichen Forschens nicht nur eines einzelnen, sondern vieler, und zwar solcher, die Fachmänner sind, keine Sicherheit erlangt werden kann? Wir schließen dann mit Recht: wenn Gott wollte, daß wir die Gebote beobachteten, würde er dafür gesorgt haben, daß wir sie erkennen könnten; da dies nicht der Fall ist, so will er uns nicht zur Beobachtung derselben verpflichten.

Das und nichts anderes ist der Probabilismus. Wer nun, wie Walther, die Lehre des Probabilismus auf die Geschichtsforschung anwenden will, der beweist damit nur, daß er die „römische Moral", die er heruntersetzt, nicht kennt. Denn, wie bereits gesagt worden, noch niemals ist es einem katholischen Moralisten eingefallen, zu lehren, daß der Probabilismus auf die historische Forschung anwendbar sei. Es handelt sich bei dem Probabilismus einzig und allein um die Frage, wie man sich gegenüber einem zweifelhaften oder ungewissen Gesetze, das etwas gebietet oder verbietet, zu verhalten habe, mit anderen Worten, wie man im Falle einer zweifelhaften Verpflichtung, in welchem nur die Erlaubtheit oder Unerlaubtheit einer Handlung in Frage steht, zu einem praktisch sicheren Gewissen gelangen könne. In einem solchen Falle darf man nach der Lehre der Probabilisten der milderen Ansicht folgen, sofern sie sich auf solid wahrscheinliche Gründe stützt. Damit wird aber nicht gelehrt, daß man bezüglich der verpflichtenden Gesetze nicht nach Gewißheit zu forschen brauche. Im Gegenteil!

„Wer im konkreten Falle einer ungewissen und zweifelhaften Verpflichtung gegenübergestellt ist, dem liegt zunächst die Pflicht ob, nach der Wahrheit zu forschen. . . . Erst dann, wenn trotz der aufgebotenen Mühe über das Vorhandensein der Verpflichtung keine Gewißheit zu erzielen ist, darf der Probabilismus angewendet werden."[1])

---

1) So P. Noldin, S. J., Professor der Moral in Innsbruck. Kirchenlexikon VIII², 1877. Es verdient Beachtung, daß auch Georg Calixtus, einer der edelsten lutherischen Theologen des

Mit der Geschichtsforschung hat also der Probabilismus nichts zu tun. Der katholische Historiker hat sich, ebenso wie der protestantische, an die allgemein gültigen kritischen Forschungsgesetze zu halten. Wohl wird der katholische Forscher die historischen Persönlichkeiten und Ereignisse vom katholischen Standpunkte aus beurteilen, ebenso wie dies der protestantische Historiker von seinem Standpunkt aus tun wird. „Ohne einen solchen Standpunkt", schrieb jüngst Prof. Eugen Kühnemann, der Direktor der Posener Akademie (Schiller, München 1905, S. 331), „hat noch nie ein Historiker geschrieben und wird nie einer schreiben. In diesem Sinne zu verlangen, es solle einer nur erzählen, ‚wie es eigentlich gewesen ist', das wäre entweder eine reine Phrase oder eine gedankenlose Selbsttäuschung." In demselben Sinne hat auf der letzten, anfang Oktober 1905 in München stattgefundenen Generalversammlung der Görres-Gesellschaft Frhr. v. Hertling erklärt (Köln. Volkszeitung Nr 824, vom 5. Oktober 1905):

„Ein Zweifaches muß hier (auf dem Gebiete der Geschichtsforschung) geleistet werden. Die katholischen Historiker wollen den Nachweis erbringen, daß sie, was historische Methode, was Akribie der Forschung und Umfang der Gelehrsamkeit betrifft, vor keinem Wettbewerber zurückzutreten brauchen. Sodann soll zweitens in der Beurteilung geschichtlicher Ereignisse und geschichtlicher Persönlichkeiten dem katholischen Standpunkte sein Recht gewahrt bleiben. Gewiß hat der Historiker nach Objektivität zu streben. Objektiv hat er zu sein, indem er die Geschehnisse treu und vollständig, unbemäntelt und unentstellt in emsiger vorurteilsloser Arbeit ans Licht zieht. Objektiv soll er sein, indem er bestrebt ist, Personen und Handlungen aus Zeit und

17. Jahrhunderts, sich zum Probabilismus bekannt hat: „Wenn von zwei Ansichten die eine wahrscheinlicher ist, so braucht man nicht notwendig die wahrscheinlichere, man darf auch die weniger wahrscheinliche wählen, falls sie nur einer gewichtigen Begründung oder Autorität nicht ermangelt." Angeführt bei J. Mausbach, Die katholische Moral. Köln 1901. S. 98.

Umständen verständlich zu machen, indem er bei der Beurteilung derselben Licht und Schatten gerecht verteilt. Aber eben indem wir von ihm gerechte Beurteilung verlangen, billigen wir ihm einen Maßstab zu, den er an die zu beurteilenden Tatsachen anlegt. Wird auch diesem Maßstabe gegenüber die Forderung der Objektivität, d. h. also der Gültigkeit für alle Beurteiler erhoben, so kann derselben doch nur in beschränktem Umfange entsprochen werden, dann nämlich, wenn wir bei Personen und Handlungen nach dem Verhältnis von Absicht und Erfolg, von Mittel und Zweck fragen. Soll nicht dabei stehen geblieben, soll ein Urteil abgegeben werden über den Wert des Erfolges und die Berechtigung des Zweckes, so drängt dies unabweislich auf einen letzten, absoluten Maßstab hin, der eben darum nicht mehr den geschichtlichen Verhältnissen entnommen werden kann, den der Historiker anderswoher mitbringen muß — aus der für ihn feststehenden Welt- und Lebensanschauung. Es ist ein unmögliches oder vielmehr ein trügerisches Verlangen, auch hier noch Objektivität zu fordern. Tatsächlich hat das Wort dann einen anderen Sinn. Wer dem katholischen Historiker Mangel an Objektivität zum Vorwurfe macht, weil er in der Wertung geschichtlicher Vorkommnisse seinen Standpunkt zum Ausdrucke bringt, erhebt in naiver Anmaßlichkeit den entgegengesetzten Standpunkt zum allein gültigen und ausschließlich berechtigten."

Der katholische Historiker wird also die geschichtlichen Tatsachen und Persönlichkeiten von seinem Standpunkt aus beurteilen. Aber wo es sich darum handelt, „den faktischen Hergang der Ereignisse, das rein Tatsächliche der geschichtlichen Zustände und Verhältnisse festzustellen, da sind," wie Prof. G. Hüffer treffend betont, „ausschließlich die Regeln der allgemeinen wissenschaftlichen Methode maßgebend, und es wird daher alles redliche Streben, wenn es auch im übrigen von verschiedenen Standpunkten ausgeht, hier mehr oder minder zu den gleichen Ergebnissen gelangen".[1]) Wenn katholische Autoren bei ihren historischen Arbeiten die Regeln der allgemeinen wissenschaft-

1) Historisches Jahrbuch. Bd. I. 1880. S. 16.

lichen Methode nicht befolgen, so verdienen sie ernstlichen Tadel. Aber die „römische Moral“ darf man dafür nicht verantwortlich machen, ebensowenig wie man es der „römischen Moral“ aufbürden darf, wenn Walther in seinem Lutherbuch manches, was Luther offenkundig belastet, zu beschönigen, abzuschwächen oder abzuleugnen sucht, oder wenn er in maßloser Entstellung der katholischen Lehre schreibt (S. 652), „nach römischer Anschauung“ sei das Heiraten „etwas leider nur zu Duldendes“.

Es ist um so auffallender, daß Walther den katholischen Historikern die „notwendige Wahrheitsliebe“ abspricht, da er doch selber im Anschluß an Luther ganz eigentümlichen Anschauungen über die Wahrhaftigkeit huldigt.[1]) Daß Luther eine eigentümliche Stellung zur Lüge eingenommen hat, gibt Walther offen zu: „In der Tat finden sich bei Luther Anschauungen über die Wahrhaftigkeit, welche nicht von jedem Christen, auch nicht von jedem evangelischen Christen geteilt werden.“ Nicht nur hat Luther die Notlüge für erlaubt erklärt, er hat auch gelehrt, daß die Lüge oder ein „Abweichen von der Wahrheit“ hier und da zu einer Liebespflicht werden kann:

„Aufs bestimmteste hat Luther gelehrt, es könne Fälle geben, da ein Abgehen von der Wahrhaftigkeit Christenpflicht sei. Wohl werden manche Evangelische dieser These widersprechen. Aber nach unserer Ansicht folgt ihr in der Praxis so gut wie jedermann. Nur daß manche dies vor sich selbst zu verbergen vermögen.“

Was speziell die hessische Eheangelegenheit betrifft, in welcher, wie bekannt, Luther zur Lüge geraten hat, so hat Luther in diesem Falle, erklärt Walther, nicht aus Eigennutz gehandelt, sondern „nur aus Liebe zur ‚christlichen Kirche‘ und zu Philipp von Hessen“. „Er hat damit nicht nach dem Grundsatz gehandelt: Der Zweck heiligt die Mittel.

1) Vgl. Walthers Artikel: Luther und die Lüge, im Theolog. Literaturblatt. 1904. Nr. 35. Handbuch der Apologetik Luthers, S. 422 ff.

Denn was die Liebe fordert, ist kein schlechtes Mittel, das erst durch einen guten Zweck geheiligt werden müßte." Walther ist demnach der Ansicht, daß die Liebe zur „christlichen Kirche" oder auch die Liebe zum Nächsten ein „Abweichen von der Wahrheit" rechtfertigen kann. Er selber muß zugeben, daß diese Lehre „dem ärgsten Mißbrauch ausgesetzt ist." Wie nun, wenn „Rom", in anbetracht, daß Walther selber die Erlaubtheit der Nutzlüge verteidigt, den Spieß umkehrte? Wie, wenn einer jener „römischen Skribenten", denen der lutherische Polemiker die „notwendige Wahrheitsliebe" abspricht, seinerseits sagen würde: Der Mecklenburger „Lutherliebhaber" hat sich in seinem „Handbuch der Apologetik Luthers" aus Liebe zu Luther und zur lutherischen Kirche öfters ein „Abweichen von der Wahrheit" zu schulden kommen lassen?

N. Paulus.

XVIII.

Selbstmord, Geschlecht und Konfession.

Moral und Christentum verwerfen den Selbstmord als unnatürlich, unklug, ungerecht, unsittlich und irreligiös. Die wenigen Verteidiger, die dem Selbstmorde das Wort geredet haben, sind kaum schuldig zu sprechen, daß die Menschen Hand an sich legen. Denn dem Selbstmorde liegt meistens ein hoher Grad seelischer Verirrung zu grunde, ein Fehlen des geistigen Gleichgewichtes, das sich auf eine plötzliche Erschütterung zurückführen läßt oder das Ende eines langsamen Zersetzungsprozesses darstellt. „Die Kriminalstatistik" — sagt Albert Friedrich Berner in seinem berühmten Lehrbuch des deutschen Strafrechtes (Leipzig, 18. Auflage 1898) — schreibt ein volles Drittel der Selbstentleibungen auf Rech-

nung der Gehirnkrankheiten. Wer einen Versuch des Selbstmordes gemacht hat, bedarf mehr einer heilenden, als einer strafenden Behandlung. Nicht Zwang muß er erleiden, sondern frei muß er gemacht werden von der Knechtschaft unter irgend einem irdischen Gute, dessen Verlust ihm das Dasein entwertet hatte. Die Religion muß ihm den höheren Lebensgehalt aufschließen, welcher dem Leben auch im Unglück einen unschätzbaren Wert gibt."

Die beunruhigende Tatsache, daß die Zahl der Selbstmorde in der modernen Zeit ständig zunimmt, hat schon oft die Gelehrten beschäftigt. Als Grund für diese Erscheinung hat man besonders den immer schwerer werdenden Kampf ums Dasein und im Zusammenhang damit die gesteigerte Nervosität im Leben der Menschen von heute zu erkennen geglaubt. Namentlich sind neuerdings die amerikanischen Statistiker, angeregt durch die Häufigkeit der Selbstmorde in den Vereinigten Staaten, der Sache näher getreten. Unlängst erschien eine Abhandlung von F. L. Hoffmann, worin auf grund der behördlichen Selbstmordtabellen von 50 Städten der Vereinigten Staaten eine Uebersicht über die gegenwärtige Verbreitung des Selbstmordes gegeben wird. Die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1904 und beweisen, daß auf je 100 000 Einwohner beinahe 20 Selbstmorde entfallen und daß deren Häufigkeit seit 14 Jahren im Steigen begriffen gewesen ist. Zuletzt hat Professor Bailey von Yale-Universität in den „Medical-News" die Frage untersucht. Als Material wählte er sämtliche amtlich gemeldeten Selbstmordfälle der Jahre 1897 bis 1901, im ganzen 29 344. Dabei hat sich herausgestellt, daß die männlichen Selbstmorde die des weiblichen Geschlechtes in außerordentlichem Maße übertreffen, indem durchschnittlich auf sieben männliche Selbstmorde nur zwei weibliche kommen. Nach Baileys Feststellungen entfallen fast zwei Drittel der Selbstmorde auf das Alter von 20 bis 50 Jahren, also auf den Lebensabschnitt, in dem der Mensch am kräftigsten und widerstandsfähigsten zu sein pflegt.

Das Gesamtergebnis der Unterscheidung der Selbstmörder nach dem Geschlecht stellt sich für Europa seit dem Jahre 1881 wie folgt:

	Männlich	Weiblich	Auf 100 männliche treffen weibliche Selbstmörder
Deutsches Reich . .	102701	26014	25,3
Frankreich	75868	20426	26,9
Österreich-Ungarn . .	38410	10523	27,4
Großbritannien . .	24647	8487	34,4
Italien	15853	3700	23,3
Rußland	13455	3933	29,2
Sonstige europäische Länder	31184	7452	23,9
zusammen:	302118	80535	27,2

Am stärksten vom Gesamtdurchschnitt weicht die hohe Weiberbeteiligung in Großbritannien ab. In Deutschland bewegen sich von 1880 bis 1893 die Unterschiede der einzelnen Staaten innerhalb mäßiger Grenzen. Für 1881-1890 sind die Extreme 19,6 Weiber auf 100 Männer in Württemberg und 33,1 in Oldenburg und Schwarzburg-Rudolstadt, für 1891-1893 22,8 in Baden und 36,8 in Oldenburg.

In Bezug auf die Ursachen und Beweggründe stellt die Selbstmordstatistik des preußischen Staates ein bedeutungsvolles Material zur Verfügung. Ungefähr der vierte Teil der Selbstmorde wird in Preußen durch Geisteskrankheit verursacht, und auch von den anderen ist noch eine erhebliche Zahl auf seelische Beweggründe, wie Lebensüberdruß, Trauer, Kummer, Reue, Scham zurückzuführen.

Beim weiblichen Geschlechte tritt Geisteskrankheit als Ursache des Selbstmordes erheblich häufiger auf als beim Mann. Auch legen die Frauen wegen Leidenschaften öfter Hand an sich als die Männer, bei denen Laster und Lebensüberdruß oft Beweggründe sind.

Der Selbstmordtrieb scheint beim Weibe frühzeitiger aufzutreten als beim Mann. In Preußen kamen 1893 unter 15 Jahren auf 53 männliche 55 weibliche Fälle. Die verhältnismäßige Häufigkeit bei 15jährigen Mädchen ist in ganz Europa eine Tatsache, die sicherlich mit der Anspannung in Verbindung zu bringen ist, welche die in diesem Jahre eintretende körperliche Entwickelung des Weibes bedingt. Im Greisenalter ist der Selbstmordtrieb viel stärker bei Männern als bei Frauen. — Ertränken und Vergiften ist Vorliebe der Letzteren. Erhängen und Erschießen wird von Männern bevorzugt.

Nach der amtlichen „Statistischen Korrespondenz“ belief sich in Preußen während des Jahres 1904 die Zahl der Selbstmordfälle auf 7290 und zwar 5652 Männer und 1638 Frauen.

Der Selbstmord ist — um das Schlußergebnis auszusprechen — nur selten der Erfolg einer wohlüberlegten Abwägung der Tatsachen, bei der man zu erkennen glaubt, daß die Schrecknisse des Lebens das Furchtbare des Todes überwiegen. In der Regel ist die Ursache eine Störung und Schwächung der geistigen Kräfte, hervorgerufen durch Gemütsbewegungen, Leidenschaften, häusliche Sorgen, Ueberanstrengung, Vermögensverfall und körperliche Krankheit. Da nun auf 100 männliche Selbstmorde in Europa 27 weibliche kommen, so ist die körperliche, geistige und sittliche Kraft des Weibes gegenüber den zum Selbstmorde führenden Gefahren ungefähr viermal so groß als die des Mannes. Von großer Bedeutung ist in dieser Beziehung der Umstand, daß die christlichen Frauen fester gegründet in der Religion sind. Wahre Frömmigkeit, das heißt das Verständnis und die mutige Ausübung, beides gesucht in der Hülfe und Erleuchtung von Oben, geschöpft aus dem innigen Verkehr der Seele mit Gott, sind dem Weibe mehr als dem Manne eigen. Den meisten Frauen wohnt ein religiöses Grundgefühl inne, das, um mit Eichendorff zu sprechen, wie der unsichtbare Hauch eines Sonntagsmorgens das Ganze durchweht.

Dazu tritt noch ein oftmals übersehener Umstand, der dem weiblichen Geschlechte zugute kommt. Ein nicht seltener, meistens verborgen bleibender Grund weiblicher Selbstmorde ist Scham und Furcht vor der bevorstehenden außerehelichen Mutterschaft. Die Verführung geht fast ohne Ausnahme vom Manne aus.

Eine schätzbare Studie über den Selbstmord hat vor einigen Jahren der französische Sozialökonom Emil Durkheim veröffentlicht. Ich benutze dabei die „Kölnische Volkszeitung" Nr. 982 vom Jahre 1902.

Seit dem Jahre 1826 nimmt der Selbstmord fortwährend zu und die Zahl der Geburten beständig ab. Es darf in der Tat auffallend genannt werden, daß Selbstmord gerade am häufigsten in den Gegenden Frankreichs vorkommt, wo die Familien die wenigsten Kinder zählen. Durkheim gibt hierzu zwei merkwürdige Karten, die eine über die Zahl der Selbstmorde, die andere über die Zahl der Familienmitglieder. Sehr merkwürdig ist die Uebereinstimmung zwischen beiden. Die Departements, die hinsichtlich der kleinsten Familien die schwärzesten Farben zeigen, sind auch fast ohne Ausnahme diejenigen, welche die schwärzesten Farben haben wegen des zahlreichen Vorkommens der Selbstmorde. Hauptsächlich zeichnen sich in beiden Beziehungen der Norden und der Osten von Frankreich aus, während das Zentrum und die Süddepartements, die alle reicher an Kindern sind, ebenfalls hinsichtlich des Selbstmordes günstig dastehen. Es sind also nicht die dem Mann durch die Ehe auferlegten Nahrungssorgen, die ihn in den Tod treiben. Sie halten ihn im Gegenteil von Taten der Verzweiflung ab, weil sie das Band, das ihn festhält, stärken. „Das ist, meint Durkheim, eine Folge des Malthusianismus, woran sein Begründer wohl nicht gedacht hat. Die Verminderung der Familie ist so sehr eine Quelle des Unglücks, daß sie beim Menschen die Lebenslust verringert. Weit entfernt, daß die zahlreichen Familien eine Art Luxusartikel sind, den man sehr gut entbehren und den sich nur der Reiche gestatten kann, sind sie im Gegenteil das

tägliche Brot, ohne welches man nicht leben kann. Wie arm man
auch sein mag, und schon allein vom Standpunkte des persön-
lichen Interesses aus, ist die schlechteste Geldanlage diejenige
bei der man einen Teil seiner Nachkommen in Kapital umsetzt

In derselben Abhandlung weist Emil Durkheim au
den Unterschied der Zahl der Selbstmorde bei katholische
und protestantischen Völkern hin. Der (nicht katholische
Forscher kommt zu folgenden Ergebnissen.

In rein katholischen Ländern, wie Spanien, Portuga
und Italien ist diese Zahl sehr unbedeutend, sehr hoch da,
gegen in protestantischen Ländern, wie Preußen, Sachsen
und Dänemark. Die protestantischen Länder geben eine
Durchschnittszahl von 190 für die Million Einwohner, die
katholischen nur 58, während Staaten mit gemischter Bevöl-
kerung wieder auf 96 steigen. Noch schärfer tritt dies hervor
wenn man bei dieser letzteren Protestanten und Katholiken
im besonderem betrachtet. Die bayerischen Provinzen mit
weniger als 50 Prozent Katholiken haben auf eine Million
Einwohner durchschnittlich 192 Selbstmorde, diejenigen mit
50 bis 90 Prozent 135. Die Provinzen mit mehr als
90 Prozent Katholiken haben nur 75. Der Zustand ist
derselbe in Preußen wie auch in der Schweiz, obwohl hier
die Bevölkerung durch einen Unterschied in der Sprache ge-
schieden ist. Der Einfluß der Religion scheint ausschlag-
gebend zu sein und die Ziffern beweisen, wie wenig Gewicht
bei dieser Untersuchung auf die Rassenverschiedenheit gelegt
werden muß. — Soweit Durkheim.

Es liegt nahe, den Ursachen dieser ebenso wichtigen
wie seltsamen Verschiedenheiten nachzugehen, und ich hoffe
mir den Dank derer, die dieses lesen, zu verdienen, wenn
ich die für unseren Fall wichtigen Ansichten eines der
größten Denker und Dichter aller Zeiten mitteile. Zumal
ich zu wissen glaube, daß sie nur sehr wenigen bekannt sind.
Es ist Goethe, der im siebenten Buche von „Aus meinem
Leben. Wahrheit und Dichtung“ anschaulich macht, „wie die

großen Angelegenheiten der kirchlichen Religion mit Folge und Zusammenhang behandelt werden müssen, wenn sie sich fruchtbar, wie man von ihr erwartet, beweisen soll". Als Goethe diesen Teil herausgab, war er 63 Jahre alt. Ich verweise auf die Einleitung von Karl Gödeke in der Cotta-schen Ausgabe von 1866. Aus der 7 Seiten umfassenden Abhandlung folgt das Wesentliche mit Goethes Worten. In sittlichen und religiösen Dingen ebensowohl als in physischen und bürgerlichen mag der Mensch nicht gern etwas aus dem Stegreif tun: eine Folge, woraus Gewohnheit entspringt, ist ihm nötig. Das, was er lieben und leisten soll, kann er sich nicht einzeln, nicht abgerissen denken, und um etwas gern zu wiederholen, muß es ihm nicht fremd geworden sein. Fehlt es dem protestantischen Kultus im ganzen an Fülle, so untersuche man das Einzelne, und man wird finden, der Protestant hat zu wenig Sakramente, ja, er hat nur eines, bei dem er sich tätig erweist, das Abendmahl; denn die Taufe sieht er nur an andern vollbringen und es wird ihm nicht wohl dabei. Die Sakramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen Gunst und göttlichen Gnade. In dem Abendmahle sollen die irdischen Lippen ein göttliches Wesen verkörpert empfangen und unter der Form irdischer Nahrung einer himmlischen teilhaftig werden. Dieser Sinn ist in allen christlichen Kirchen ebenderselbe, es werde nur das Sakrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimnis, mit mehr oder weniger Akkomodation an das, was verständlich ist, genossen; immer bleibt es eine heilige, große Handlung, welche sich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen setzt, was der Mensch weder erlangen noch entbehren kann. Ein solches Sakrament dürfte aber nicht allein stehen; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sakramentliche Sinn in ihm genährt ist. Er muß gewohnt sein, die innere

Religion des Herzens und die der äußeren Kirche als vollkommen Eins anzusehen, als das große allgemeine Sakrament, das sich wieder in so viel andere zergliedert und diesen Teilen seine Heiligkeit, Unzerstörlichkeit und Ewigkeit mitteilt.

Hier reicht ein jugendliches Paar sich einander die Hände nicht zum vorübergehenden Gruß oder zum Tanze. Der Priester spricht seinen Segen darüber aus, und das Band ist unauflöslich. Es währt nicht lange, so bringen die Gatten ein Ebenbild an die Schwelle des Altars, es wird mit heiligem Wasser gereinigt und der Kirche dergestalt einverleibt, daß es diese Wohltat nur durch den ungeheuersten Abfall verscherzen kann. Das Kind übt sich im Leben an den irdischen Dingen selbst heran, in himmlischen muß es unterrichtet werden. Zeigt sich bei der Prüfung, daß dies vollständig geschehen sei, so wird es nunmehr als wirklicher Bürger, als wahrhafter und freiwilliger Bekenner in den Schoß der Kirche aufgenommen, nicht ohne äußere Zeichen der Wichtigkeit dieser Handlung. Nun ist er erst entschieden ein Christ, nun kennt er erst die Vorteile, jedoch auch die Pflichten. Aber inzwischen ist ihm als Menschen manches Wunderliche begegnet, durch Lehren und Strafen ist ihm aufgegangen, wie bedenklich es in seinem Innern aussehe, und immerfort wird noch von Lehren und Uebertretungen die Rede sein; aber die Strafe soll nicht mehr stattfinden. Hier ist nun in der unendlichen Verworrenheit, in die er sich bei dem Widerstreit natürlicher und religiöser Forderungen verwickeln muß, ein herrliches Auskunftsmittel gegeben, seine Taten und Untaten, seine Gebrechen und Zweifel einem würdigen, eigens dazu bestellten Mann zu vertrauen, der ihn zu beruhigen, zu warnen, zu stärken, durch gleichfalls symbolische Strafen zu züchtigen und ihn zuletzt durch ein völliges Auslöschen seiner Schuld zu beseligen und ihm rein und abgewaschen die Tafel seiner Menschheit wieder zu übergeben weiß. So, durch mehrere sakramentliche Handlungen, welche sich wieder, bei genauerer

Ansicht, in sakramentliche kleinere Züge verzweigen, vorbereitet und rein beruhigt, kniet er hin, die Hostie zu empfangen, und daß ja das Geheimnis dieses hohen Aktes noch gesteigert werde, sieht er den Kelch nur in der Ferne: es ist kein gemeines Essen und Trinken, was befriedigt, es ist eine Himmelsspeise, die nach himmlischem Tranke durstig macht.

Jedoch glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgetan sei; selbst der Mann glaube es nicht! Denn wohl in irdischen Verhältnissen gewöhnen wir uns zuletzt, auf uns selber zu stehen, und auch da wollen nicht immer Kenntnisse, Verstand und Charakter hinreichen; in himmlischen Dingen dagegen lernen wir nie aus. Das höhere Gefühl in uns, das sich oft selbst nicht einmal recht zu Hause findet, wird noch überdies von so viel Aeußerem bedrängt, daß unser eigenes Vermögen wohl schwerlich alles darreicht, was zu Rat, Trost und Hilfe nötig wäre. Dazu aber verordnet findet sich nun auch jenes Heilmittel für das ganze Leben, und stets harrt ein einsichtiger, frommer Mann, um Irrende zurechtzuweisen und Gequälte zu erledigen.

Und was nun durch das ganze Leben so erprobt worden, soll an der Pforte des Todes alle seine Heilkräfte zehnfach tätig erweisen. Nach einer von Jugend auf eingeleiteten, zutraulichen Gewohnheit nimmt der Hinfällige jene symbolischen, deutsamen Versicherungen mit Inbrunst an, und ihm wird da, wo jede irdische Garantie verschwindet, durch eine himmlische für alle Ewigkeit ein seliges Dasein zugesichert. Er fühlt sich entschieden überzeugt, daß weder ein feindseliges Element, noch ein mißwollender Geist ihn hindern könne, sich mit einem verklärten Leibe zu umgeben, um in unmittelbaren Verhältnissen zur Gottheit an den unermeßlichen Seligkeiten teilzunehmen, die von ihr ausfließen.

Zum Schlusse werden sodann, damit der ganze Mensch geheiligt sei, auch die Füße gesalbt und gesegnet. Sie sollen, selbst bei möglicher Genesung, einen Widerwillen

empfinden, diesen irdischen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren. Ihnen soll eine wundersame Schnellkraft mitgeteilt werden, wodurch sie den Erdschollen, der sie bis dahin anzog, unter sich abstoßen. Und so ist es durch einen glänzenden Zirkel gleichwürdig heiliger Handlungen, deren Schönheit von uns nur kurz angedeutet worden, Wiege und Grab, sie mögen zufällig noch so weit auseinandergerückt liegen, in einem stetigen Kreise verbunden.

Aber alle diese geistigen Wunder entsprießen nicht, wie andere Früchte, dem natürlichen Boden, da können sie weder gesäet, noch gepflanzt, noch gepflegt werden. Aus einer anderen Region muß man sie herüberflehen, welches nicht jedem, noch zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das höchste dieser Symbole aus alter frommer Ueberlieferung. Wir hören, daß ein Mensch vor dem anderen von oben begünstigt, gesegnet und geheiligt werden könne.

Damit aber dies ja nicht als Naturgabe erscheine, so muß diese große mit einer schweren Pflicht verbundene Gunst von einem Berechtigten auf den anderen übertragen und das größte Gut, was ein Mensch erlangen kann, ohne daß er jedoch dessen Besitz von sich selbst weder erringen noch ergreifen könne, durch geistige Erbschaft auf Erden erhalten und verewigt werden. Ja, in der Weihe des Priesters ist alles zusammengefaßt, was nötig ist, um diejenigen heiligen Handlungen wirksam zu begehen, wodurch die Menge begünstigt wird, ohne daß sie irgend eine andere Tätigkeit dabei nötig hätte, als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens. Und so tritt der Priester in der Reihe seiner Vorfahren und Nachfolger, in den Kreisen seiner Mitgesalbten, den höchsten Segnenden darstellend, um so herrlicher auf, als es nicht er ist, den wir verehren, sondern sein Amt, nicht sein Wink, vor dem wir die Kniee beugen, sondern der Segen, den er erteilt und der um desto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen scheint, weil ihn das irdische Werkzeug

nicht einmal durch sündhaftes, ja lasterhaftes Wesen schwächen oder gar entkräften könnte.

Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im im Protestantismus zersplittert, indem ein Teil gedachter Symbole für apokryphisch und nur wenige für kanonisch erklärt werden! Und wie will man uns durch das Gleichgültige der einen zu der hohen Würde der anderen vorbereiten?

Die vorstehenden Worte Goethes sind Muster seiner Darstellungskunst. Es sind nicht schwankende von ihrem Boden losgerissene Gefühle, nicht Stimmungen und Anwandlungen, die uns vorgeführt werden — es sind wahre lebendige Gestalten, es sind Bilder, die in sicheren und festen Formen, in klaren und zarten Farben sich uns darstellen. Wollte man in ihnen eine Apologie des Katholizismus finden, so hätte man den Vorwurf der Leichtfertigkeit nicht zu fürchten.

Goethe erzählt schließlich, wie er durch eine seltsame oberflächliche Beichte, durch düstre Skrupel nach Empfang des Abendmahles und durch „kahle und schwache Auskunft" über seine Zweifel im Alter von 16 Jahren dazu genötigt worden sei, sich von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden.

Hildesheim. Alexander von Padberg.

XIX.

Reichstagsbrief. III.

Berlin, 15. Januar 1906.

Die erste Woche Reichstag im neuen Jahr war nicht sehr anmutig; sie gestaltete sich zu einer Qual für Abgeordnete wie für Redner. Die neuen Reichssteuern sind in der ersten Lesung durchbesprochen worden unter auffallender Interesselosigkeit des Hauses und der Oeffentlichkeit. Der Reichstag war zwar gut besucht; man zählte 150—180 Abgeordnete, aber im Sitzungssaal waren oft keine 20 Abgeordnete anwesend. Manche Fraktionen fehlten wiederholt stundenlang und erschienen nur auf der Bildfläche, wenn ihr Redner zu Wort kam. Woher diese eigenartige Erscheinung? Ist in der Tat das Interesse des Reichstages an den neuen Steuern so gering, wie es hiernach den Anschein erwecken muß? Mit nichten; in den Privatunterhaltungen der Abgeordneten stehen die neuen Steuern stets im Vordergrunde. Aber man hat diese gesamte Debatte für überflüssig gehalten. Schon in der Generaldebatte zum Etat vor Weihnachten haben die einzelnen Fraktionen ihre Grundsätze für die Reichsfinanzreform ausgesprochen; damals war das Interesse hochgespannt. Was jetzt nach Neujahr ausgeführt wurde, war mehr eine Verbreiterung dieser Grundsätze und daher das geringe Interesse. Wenn nicht die Sozialdemokraten darauf beharrt hätten, daß unter allen Umständen je einer ihrer

Redner zu jeder Steuervorlage sprechen wolle, so hätte nach Neujahr gar keine Debatte mehr im Plenum stattgefunden. Weiter wußte man allgemein, daß die Entscheidung über alle Fragen erst in der Steuerkommission fallen wird und schenkte deshalb auch den Rednern nicht viel Beachtung. Nun kann die Steuerkommission sofort mit der Arbeit beginnen. Das Zentrum hätte den Vorsitzenden stellen dürfen; aber es verzichtete darauf zugunsten des Nationalliberalen **Büsing**, der sich großer Beliebtheit erfreut. Er ist ein Liberaler der alten Schule, freiheitlich gesinnt und jedem Kulturkampf abhold; das gerade Gegenteil der krakehlenden Jungliberalen. Mit Leuten wie mit Büsing kann man zusammenarbeiten. Zwischen Zentrum und Nationalliberalen besteht auch bereits eine weitgehende Uebereinstimmung bezüglich der Grundsätze der neuen Steuern; um diese wird und muß sich die Mehrheit kristallisieren.

Die Vorlage schätzt den **Mehrbedarf** an neuen Reichsmitteln auf 250 Millionen und davon sollen 225 Millionen durch neue Steuern aufgebracht werden. In der Debatte ist wiederholt dieser Mehrbedarf als viel zu hoch bezeichnet worden; wir halten ihn nicht für viel zu hoch. Die Bedürfnisse des Reiches sind in raschem Anwachsen begriffen; wenn auch die einzelnen Zahlen des Mehrbedarfes nicht stimmen, so dürfte doch die Gesamtsumme nicht zu hoch eingestellt sein. Aber zweifelsohne ist es nicht gerechtfertigt, nahezu alle diese Mehrausgaben durch neue Steuern zu decken; die schon bestehenden Reichseinnahmen erfahren eine ganz natürliche Steigerung durch Zunahme der Bevölkerung und Erhöhung des Konsums und dazu kommt dann noch der neue Zolltarif, der bereits am 1. März 1906 in Kraft tritt. Die Regierung hat diese Mehreinnahme auf nur 25 Millionen Mark geschätzt; wenn auch die höheren Zollerträgnisse aus Getreide und Fleisch für die Durchführung der Witwen- und Waisenversicherung festgelegt werden, so ist doch diese Schätzung viel zu gering. Haben doch die Bierbrauer allein ausgerechnet,

daß in Norddeutschland durch den neuen Zolltarif ihre Ausgaben um 24 Millionen Mark erhöht werden. Wenn es nun auch gar nicht möglich ist, ganz genau den Einfluß des Zolles auf die Preisbildung zu bestimmen, so sieht man aber doch aus dieser Schätzung, daß die Regierung zu nieder greift und daß die neuen Handelsverträge weit höhere Einnahmen ganz von selbst bringen werden.

Wie soll nun der Mehrbedarf von 225 Millionen Mark aufgebracht werden? Die Vorlage fordert folgende neue Steuern:

1.	Erhöhung der Biersteuer .	67	Millionen
2.	„ „ Tabaksteuer .	41	„
3.	Stempelsteuer auf Frachtbriefe, Postpakete usw.	41	„
4.	Quittungssteuer . . .	16	„
5.	Automobilsteuer . . .	3,5	„
6.	Fahrkartensteuer . . .	12	„
7.	Reichserbschaftssteuer . .	48	„
		228,5	Millionen.

Die Rechnung würde also stimmen; nur erkennt sie der Reichstag nicht an. Das Zentrum hat die Führung der Opposition übernommen und bereits erklärt, daß die Vorlage in dieser Gestaltung ganz unannehmbar sei. Es stützt sich hiebei auf Artikel 6 des Flottengesetzes, der für Marinezwecke eine Erhöhung der Abgaben auf Artikel des Massenverbrauchs direkt untersagt. Nun ist es ganz klar, daß diese Bestimmung wohl zunächst für das Flottengesetz gilt, aber die meisten Mehrausgaben werden auch durch die Flottenvermehrung hervorgerufen. Das Zentrum sieht diesen Artikel 6 als sein Steuerprogramm an; bisher stand derselbe hübsch ruhig auf dem Papier. Jetzt soll er in die Wirklichkeit übertreten und da muß er eingehalten werden. Das Zentrum hat sich seit 1900 stets gerühmt, daß es diesen Artikel geschaffen habe; jetzt muß erstmals die Konsequenz aus dem

selben gezogen werden und sie wird gezogen werden. Hienach kann schon jedermann beurteilen, welches Schicksal den einzelnen Steuergesetzen vorbehalten ist.

Die Biersteuer soll in dreifacher Weise geändert werden. 1. Verbot der Surrogate; 2. Staffelung der Steuer nach der Größe des Betriebes; 3. Erhöhung der Steuer im Schlußeffekt um 200 %. Statt wie seither 30 Millionen soll das Bier etwa 90 Millionen dem Reiche einbringen. Der Surrogatverbot hat im ganzen Reichstage Freunde gefunden; damit soll nur eingeholt werden, was die süddeutschen Staaten schon seit geraumer Zeit durchgeführt haben. Die Staffelung der Steuer, die auch im Süden bereits besteht, fand nur bei der Linken Widerstand, hat aber eine Mehrheit zu erwarten. Für die Erhöhung der Biersteuer aber sprachen sich ganz wenige aus. 200 % Steuererhöhung ist auch keine Kleinigkeit. Freilich bestehen in Süddeutschland jetzt schon höhere Steuern, als der Entwurf sie vorschlägt; aber jede Biersteuererhöhung im Norden legt dem Süden höhere Uebergangsabgaben auf, und die Wohltat, die seither die süddeutschen Staaten aus ihrer gesonderten Biersteuer genossen, würde hiedurch sehr eingeschränkt. Wenn nun auch der Entwurf den süddeutschen Staaten recht entgegenkommt, so hat er doch die süddeutschen Abgeordneten nicht für sich eingefangen. Wir halten allem Anscheine nach die Erhöhung der Biersteuer für gescheitert, während die beiden anderen Vorschläge annehmbar sind; ihre Durchführung wird der Reichskasse auch mehr Geld einbringen, zumal die Staffelung, da doch das meiste Bier in den Großbrauereien hergestellt wird.

Die Aussichten der Tabaksteuer sind noch schlechter; die Erhöhung des Tabakzolles von 85 Mark auf 125 Mark darf bereits als gescheitert angesehen werden; nur für bessere Tabakfabrikate wird ein höherer Zoll Annahme finden. Das Interesse der mehr als 200,000 Tabakarbeiter steht hier im Vordergrund und erheischt eine Ablehnung. Eine Mehrheit würde wohl vorhanden sein für einen Wertzoll auf Tabake,

welcher die besseren Sorten mehr erfaßt; aber die Art der Tabakeinfuhr läßt solchen kaum zu. Der Tabak wird nämlich in Lagern gekauft, die gute, mittlere und geringe Sorten enthalten. Auch für eine Banderollesteuer auf bessere Zigarren würde eine Mehrheit sich finden; nur kann man nicht recht sagen, wie diese durchzuführen ist, ohne das Geschäftsleben zu chikanieren. Die besten Ideen scheitern hier an der Undurchführbarkeit; vielleicht aber findet sich ein Weg, der es gestattet, die Zigarre von 8 Pfg. an aufwärts mehr zu besteuern. Die Zigarettensteuer hat viele Freunde gefunden; nur wird sie in der jetzigen Form der Besteuerung des Zigarettenpapiers nicht durchführbar sein. Man kann ja schließlich jedes Fließpapier zu Zigaretten verwenden, und wenn die Steuer eingeführt wird, geschieht dies auch. Anders ist es, wenn man den Tabak für Zigaretten versteuert, dann trifft man am sichersten alle jene, die ihre Zigaretten selbst rollen.

Eine sehr schlechte Aufnahme fanden die Stempelsteuern auf Frachtbriefe, Postpakete, Postanweisungen usw. Sie stellen einfach eine Erhöhung der Tarife dar und belästigen das Gewerbe sehr. Am meisten gilt dies von der Quittungssteuer, die mit 10 Pfg. alle Quittungen über 20 Mark trifft, aber den Checkverkehr freiläßt. Nicht die Steuer ist hier so drückend, als die Arbeit und Belästigung der Geschäftswelt. Man könnte keine Quittung mehr ausstellen, wenn man nicht Stempelmarken mit sich führt. Unterläßt man das Aufkleben der Marke, so ist jeder Denunziation Tür und Tor geöffnet. Die Redner aller Fraktionen wandten sich auch sehr scharf gegen diese Steuerart. Die Steuer auf die Erlaubnisscheine für Automobile fand überall Zustimmung mit Ausnahme der — Sozialdemokraten und des „Kaiserlich deutschen Automobilklubs“. Diese Zusammenstellung sagt wahrlich schon mehr als genug.

Die Fahrkartensteuer ist als eine entwicklungsfähige anerkannt worden; nur hieß es: 3. und 4. Klasse

ganz frei und 1. und 2. Klasse einen Zuschlag nach der Höhe des Fahrpreises. Es ist auch unbegreiflich, wie die Vorlage nur einen Fixstempel enthalten konnte; was sollen 20 Pfg. für zweite und 40 Pfg. für erste Klasse bedeuten? Und noch unverständlicher ist die Freilassung der Schiffskarten. Wer also im Winter eine Mittelmeerreise von Hamburg aus macht und dafür 4000 Mark bezahlt, hat keine Steuer zu entrichten; wer von Berlin über Basel an die Riviera fährt, zahlt erster Klasse 40 Pfg., zweiter Klasse 20 Pfg.; ein Geschäftsreisender, der in zweiter Klasse das Jahr über 100 Billets zu nehmen genötigt ist, zahlt 20 Mark mehr! Und vielleicht fährt er nicht einmal so weit als der Vergnügungsreisende mit 40 Pfg. Steuer. Der Bundesrat sollte hier schon anders mit Vorschlägen auftreten; nun wird es die Kommission gründlich nachholen; aber 3. und 4. Klasse muß ganz frei bleiben.

Die Reichserbschaftssteuer fand nur bei den Konservativen Gegner. Nach der Vorlage soll das Reich 2 Drittel der Erträgnisse erhalten, den Bundesstaaten 1 Drittel bleiben. Ob diese Teilung bestehen bleibt, ist sehr fraglich; sicher aber ist, daß der Höchstsatz der Steuer nicht schon bei 500,000 Mark eintritt; hier kann vielmehr die Steigerung erst recht beginnen. Das Zentrum und die Nationalliberalen haben auch bereits erklären lassen, daß sie, falls die Gelder sonst nicht aufgebracht werden, bereit seien, die Erbschaftssteuer auch auf Kinder und Ehegatten auszudehnen, was der Entwurf nicht vorsieht. Die Nationalliberalen wollten diese Steuer schon bei Erbteilen von 20-30,000 Mk. erheben, das Zentrum erst bei „ganz großem Vermögen"; es dachte hiebei an 1'000,000 Mark.

Nun ist es selbstverständlich mit der Ablehnung dieser Steuern nicht getan; mehr Geld muß beschaffen werden. Die neuen Steuervorschläge schossen in der Debatte auch sehr üppig empor. Wir wollen sie nicht auf ihre Aussicht hin prüfen, aber doch kurz erwähnen.

Von der rechten Seite und teilweise auch vom Zentru[m] kam man mit einem Ausfuhrzoll auf Kali und Kohlen[;] ersterer findet im Reichstage um so eher eine Annahme[,] als Deutschland allein Kali ausführt. Der Einführung d[er] Re ichsweinsteuer stehen verfassungsrechtliche Bedenken entgegen[;] schon 1894 ist dies klargestellt worden. Die Uebernahm[e] der Warenhaussteuer auf das Reich und die Einführun[g] einer Umsatzsteuer auf Großmühlen haben bessere Aussichten[.] Die Einführung der Schaumweinsteuer findet eine Mehrhei[t,] die Steuer auf Tantiemen der Aufsichtsräte und die Ein[-]führung der Börsensteuer sind nicht ausgeschlossen. Di[e] Linke fordert die Abschaffung der Liebesgaben; vielleicht wir[d] die Branntweinsteuer auch gestaffelt wie die Biersteuer mi[t] Sätzen von 50—90 Pfg. pro Hektoliter. Die Wehrsteue[r] dürfte sicher kommen, jedoch die auch gewünschte Jung[-]gesellensteuer und Steuer auf — last not least — „alt[e] Jungfern" keine Aussicht haben, weil bei diesen in der Reg[el] auch nicht viel zu holen ist; wenn sie einen großen Geldsa[ck] haben, gehen sie beizeiten unter die Haube.

XX.

Vom Wesen der hieratischen Kunst.

Unter vorstehendem Titel hat P. Ansgar Pöllmann in Beuron ein Schriftchen geboten, das zunächst als empfehlender Geleitsbrief für die zur Kunstausstellung der Sezession nach Wien gelangten Werke der Beuroner Maler erscheint, das in seinem Hauptgehalt aber über den momentanen Anlaß weit hinausgreift, und daher genaue Beachtung und Würdigung fordert.

Daß die Beschickung der Wiener Sezessionsausstellung — die diesesmal nur religiöse Kunst zeigen sollte — von Seite der Beuroner Mönche ja an sich schon ein gewisses Interesse wachruft, ist gewiß; allerdings fassen wir die Sache zunächst unter ziemlich nüchternen Gesichtspunkten; denn in der Aufnahme streng religiöser klösterlicher Kunst sehen wir vorerst nur die Handlung kluger Weltkinder, die etwas besonders Sensationelles zu bieten bestrebt sind, um dadurch gewissermaßen ein „volles Haus" sich zu sichern. Selbst die blasiertesten Weltkinder haben hin und wieder eine Veranlagung, mit der Askese zu kokettieren und den

1) Vom Wesen der hieratischen Kunst. Ein Vorwort zur Ausstellung der Beuroner Kunstschule in der Wiener Sezession von P. Ansgar Pöllmann, O. S. B. Beuron, Verlag der Kunstschule. 1905. 39 Textseiten und 20 Bilderreproduktionen. (Preis Mk. 1.70.)

arg verstimmten Magen durch zeitweilige Diät wieder f
neue Reizmittel zu präparieren. Die Frage, ob die Saulu
der modernen Kunst durch den Beuron'schen Zuspruch
Paulussen gemacht werden können, wollen wir zunächst n
als eine offene erachten.

P. A. Pöllmann gliedert seine wichtigen, anregend
Hauptsätze in drei Fragen: I. Was ist hieratische Kun
und womit begründet sie ihre Existenz? II. Was ergeb
sich aus ihrem Zweck für Forderungen? III. Ist sie dan
lebenskräftig und zeitgemäß als ein wirkliches Plus d
Gesamtkunst? — Bei Erörterung dieser Punkte wird m
Pöllmann vielfach beistimmen; doch hat er auch man
Sätze eingemischt, die nicht ohne Bedenken, ja nicht oh
Widerspruch hinzunehmen sind; dadurch, daß er an s
gerne Extreme gegenüberstellt und gar vieles ausschalt
was auf den Bahnen eines löblichen Mittelweges in d
Anschauungen über religiöse Kunst sich bewegt, ist eine B
sprechung seiner Darlegungen wahrlich nicht leicht gemac
Gleich bei Behandlung der ersten These streift er etliche v
Anderen (zumeist in den Begleittexten der Mappen d
deutschen Gesellschaft für christliche Kunst) dargelegte Sä
in scharf korrigierender Art. Wir wollen uns unter d
gerügten „Begleitwortsschreiben" hier nur des Professo
J. Bach, der nicht mehr unter den Lebenden weilt, a
nehmen, der in der Jahresmappe 1898 unter anderm v
der Kunst sagte, daß sie die Aufgabe habe, „an der Wied
herstellung, der Erbauung und Heiligung der Menschh
mitzuarbeiten". Wie man diesem wohlgemeinten und
seinem Kerne doch nicht so unrichtigen Satze ein so schrof
„Nein und abermals Nein!" entgegensetzen kann, wie
P. Pöllmann tut (S. 6), ist uns unerfindlich. We
letzterer sagt: „Nicht erbauen und bessermachen ist ers
Zweck der Schönheitsäußerung", sondern „die einzig richt
und von des Gedankens Blässe nicht angekränkelte An
legung heißt eben: ‚l'art pour Dieu'", so ist es doch ni

schwer, hier das Rechte zu finden. Erbauung und Bessermachung der Menschen ist doch auch ein Gottesdienst, und wenn P. Pöllmann selbst häufig von den weihevollen Eindrücken der echten hieratischen Kunst redet, so kommen eben diese Eindrücke doch wieder den Menschen zu gute, die beschauend vor die sakrale Kunst hintreten. Da der Verfasser des vorliegenden Schriftchens sogar zwischen den Malereien der Beuroner und jenen der Modernen die Tangente zu finden weiß, so dürfte er viel leichter noch die Brücke erkennen, die seinen Satz mit jenem des seligen Dr. Bach verbindet.

Als Grund- und Hauptmerkmale der hieratischen Kunst gibt P. Pöllmann mit Recht vor allem: Gottesdienstlichkeit, Geheimnisvolles, weises Maß und Typik an. Etwas hart, ja ungerecht finden wir inbezug auf erstere Eigenschaft den Ausspruch: „Weist außer Beuron und dem Berge Athos irgend eine Kunstrichtung heute noch etwas von dieser selbstlosen Gottesdienstlichkeit auf? Man nennt mir Japan.“ Wir wollen Japan weit außer Spiel lassen! Wer vorurteilsfrei auf das Mühen und Schaffen vieler heutiger religiöser Künstler blickt, wird — trotz all der sonstigen betrübenden Zeit- und Kunsterscheinungen — die Welt, besser gesagt die Kunstwelt, nicht so völlig arm an Gottesdienstlichkeit finden, wie obiger Satz es vermuten läßt. — Da uns jedoch jede theologische Schulung mangelt, müssen wir die nähere Untersuchung derartiger Klagen anderen, berufeneren Kräften überlassen; wir möchten uns nur einem Punkte zuwenden, bei dem auch der Künstler ein Anrecht hat, gehört zu werden: dieser Punkt ist die geforderte Typik.

Stil, Typik ist ein Erfordernis für jede ernstliche Kunst, vor allem für die monumentale und für die religiöse kirchliche Kunst. Die Schwierigkeit im vorliegenden Falle besteht darin, über Erfaßung und Begrenzung dieses Erfordernisses sich zu verständigen. Wenn Pöllmann unter anderm sagt: „Die hieratische Kunst ist apollinisch, nicht dionysisch“, so ist

das selbstverständlich; nicht so völlig klar aber liegt d
Frage, wo die geeignetste Quelle, der brauchbarste Forme
schatz für hieratische Kunstübung zu suchen und zu finden i
„Aegypten, immer Aegypten, wenn von wesentlicher Ku
die Rede ist", sagt P. Pöllmann, indem er des weiter
darlegt, daß selbst scheinbare Unrichtigkeiten der dortig
alten hieratischen Kunst kein Unvermögen (z. B. beim G
sichtsprofil das Auge stets en face gezeigt), sondern bewuß
Theorie kundgebe. — Wenn man alle Hilflosigkeiten, al
embryonischen Kunsterscheinungen als Vorzüge, gewissermaß
als Vollendung anpreist, dann ist es schwer, über da
Formale in der Kunst zu diskutieren. Es macht doch wahrli
einen verstimmenden Eindruck, wenn angesichts des chris
lichen Kulturvermögens immer auf das weitentlegene Kuns
depot der alten Aegypter und Babylonier hingewiesen werde
soll. So ausschließlich in die Ferne zu schweifen, dün
uns nicht nötig; wir haben im Laufe der christlichen Kultu
entwicklung auch in der Kunst so viel Gutes und Schöne
erstehen gesehen, daß wir für unsere sakralen Zwecke hi
Anhaltspunkte in reichlichster Weise vorfinden. Eine gewiss
Entwicklungsfähigkeit muß der bildenden Kunst auch i
Heiligtume des Herrn zuerkannt werden; wäre dieses nic
der Fall, dann müßte man für die kirchlich religiöse Kun
übung jenen Knecht des Evangeliums, der gemächlich d
eine erhaltene Talent in den Boden vergrub, als d
löblichste Vorbild einschätzen. Zu erwägen ist auch, d
ein christliches Kirchengebäude nicht ausschließlich aus de
Presbyterium, sondern auch aus einem Volksraum bestel
In so strengem Sinne wie der kirchliche Gesang zur heilig
Liturgie gehört, können Malerei und Plastik wohl ni
eingerechnet werden, wenn wir auch P. Pöllmann beipflichte
daß „die feine Gemessenheit der Liturgie nicht durch üb
lebendiges Gewirr auf den Wänden Lügen gestraft werd
dürfe". Ueberlebendiges Gewirr hat ja allerdings im Bar
und Rokoko zeitweilig in den Gotteshäusern Platz gegriff

auch wir halten diese Periode nicht für mustergültig zum Schmucke unserer Kirchen; aber sehen wir von derartigen Auswüchsen ab, so bleiben in allen anderen Stilzeiten dennoch Gebilde des Pinsels und des Meißels genug, über die der Stab der Verurteilung nicht so kurzweg gebrochen werden kann.

Auch inbezug auf die Künstler hat sich P. Pöllmann die Sache etwas leicht gemacht. Er nennt u. a. Piloty und sagt: „man halte einmal die Thusnelda, den Wallenstein, den Columbus neben die naivlebendigen, zarten, kaum zu atmen wagenden Heiligen unter dem Kreuze zu St. Maurus (Kapelle bei Beuron); in solchem Vergleiche wirken sie abstoßend, wie das arrogante Gesicht eines Schauspielers unserer Tage". — So wenig wir Wallenstein für einen Heiligen halten, so wenig erkennen wir in Piloty einen kirchlichen Künstler. Von der Tätigkeit eines Führich und Veit, eines Heß und Schraudolph, eines v. Felsburg und K. Baumeister wird keine Silbe gesprochen; dafür aber werden Rembrandt, Piloty, Böcklin, Lenbach und Leo Samberger vorgeführt, um einen schrillen Gegensatz zur kirchlich religiösen Kunst zu betonen. Die Schöpfungen dieser letztgenannten Künstler, sowie auch etliche andere extravagante Behandlungen religiöser Sujets von Seite älterer und neuerer Maler erkennen wir für belanglos, wenn es gilt, das Wesen der hieratischen, der streng religiösen Kunst festzulegen. Gerade hierin hätte man mit den in der christlichen Kunst ernstzunehmenden Meistern eingehender abrechnen müssen, um den Satz: „So haben also die Beuroner Künstler mehr noch als die Maler der Katakomben einen hieratischen Stil geschaffen — einen Stil, den wir ruhig für jetzt und alle Zukunft d e n hieratischen Stil nennen dürfen," unanfechtbar begründen zu können.

Es ist angezeigt, zu betonen, daß auch wir eine hohe Verehrung für die Maler von Beuron und für ihre edlen, frommen Schöpfungen hegen. Wir beglückwünschen die kunstliebenden Mönche vor allem zu der aus ihren Werken sprechenden

tiefen Empfindung und haben die Ueberzeugung, daß, wenn solche Empfindung auch alle anderen Werke kirchlicher Kunst, die nicht gerade dem Beuronschen Formenkanon unterstehen, beseelen würde, diese schon dadurch den Stempel wahrhaft religiöser Kunstwerke an sich trügen. Uns erscheinen die Beuroner im Lager derer, die gewissenhaft der kirchlichen Kunst dienen, als der äußerste rechte Flügel, dessen gemessener klösterlicher Kunsttätigkeit die Aufgabe und auch das Verdienst zufällt, alle für die Kirche tätigen Meister an ein gewisses weises Maßhalten zu mahnen, um die Schale der Kunst nicht über ihren Kern zu stellen. In solcher Hinsicht nennen wir den Einfluß der Beuroner Maler löblich, ja segensreich. Nie aber soll völlig außer Acht gelassen werden, daß die Beuronschen Kunstformen vor allem monastischen Charakter tragen, und die Verallgemeinerung ihrer Art schwerlich ein erhöhtes Blühen und eine besonders rege Entwickelung des großen christlichen Kunstschaffens zur Folge haben dürfte.

Bei den umschriebenen Grenzen der Beuronschen Kunst und Kunstübung ist ein Einfluß auf die allgemeine Kunst, der zu einem Plus derselben führen könnte, nicht anzunehmen. Pöllmann erklärt zwar, daß — trotz des Ausschlusses nationaler Ideen — die Beuronsche Kunst „eine deutsche Kunst" sei; demnach müßte sie ja außer der religiösen Bedeutung noch eine andere haben, die es ermöglichte, ihre Wurzeln zunächst in den vaterländischen Boden weiter hineinzutreiben. Wir teilen auch diese Anschauung Pöllmanns nicht. Die Beuronsche Malerei hat gar nicht den Beruf, eine „deutsche" Kunst zu sein. Abgesehen davon, nimmt die profane Kunst an sich wenig Anteil an den Errungenschaften der eigentlichen kirchlichen religiösen Kunst, denn erstere kann — selbst wenn sie in ihrem Kerne sittlich gut und edel ist — solche Einschränkungen, wie sie die kirchliche Kunst erfordert, vermöge ihrer Anlage und Aufgaben nicht auf sich nehmen. Die profane Kunst braucht nicht in all ihren Fächern stilistisch zu sein

sie darf und kann sich in Formen- und Farbengebung vollends frei bewegen, um immer neue Varianten auch in ihrer äußeren Gestaltung zu zeigen. Diese große Bewegungsfreiheit hat die kirchliche Kunst niemals, selbst wenn sie außer dem Bannkreis der Beuronschen Typik steht. Und wenn man allenfalls auch mit der Profankunst mehr paktieren wollte, um sie mehr nach rechts zu lenken, so dürfte man sie sicherlich nicht in ihren berechtigten Gebieten schmälern. Hier würde nach Pöllmanns Auffassung vor allem die Landschaftsmalerei schlecht wegkommen, denn er sagt: „Die Landschaft hat das Auge der Neuzeit verdorben.“ Solch retrospektive Klagen neben Hervorhebung des Beuronschen Verdienstes: die Landschaft weniger berücksichtigt, dadurch aber gewissermaßen „die Zeichnung wieder zu Ehren gebracht“ zu haben, sind zu einseitig, um eine Abhilfe zu befürworten. Mit grauen Theorien zwingt man das berechtigte Grünen und Wachsen lebensfähiger Pflanzen auf die Dauer nicht nieder. Lassen wir daher auch der weltlichen Kunst so gut wie der kirchlichen ihre Rechte voll und ungeschmälert. Suum cuique! Auch das Recht der wackeren Beuroner Maler muß und wird geachtet bleiben. Gleichwie die Biene zu Nutz und Frommen der Menschen Wachs und Honig in ihrer klösterlichen Zelle aufspeichert, so wissen auch die Beuroner Künstler in ihrem monastischen Rahmen allzeit das fromme, religiöse Gemüt vieler Mitmenschen zu erfreuen und zu erbauen. Weil dem so ist, gilt uns die Beuroner Kunst als eine wohlberechtigte, edle Tätigkeit, die keinerlei Anklage hervorruft und daher, strenge genommen, auch keine Verteidigung nötig hat.

München. Max Fürst.

XXI.

Paul Verlaine.

Am 8. Februar 1896 ist **Paul Verlaine** in einem armseligen Mansardenzimmer, einer „Matratzengruft“, wie einst Heinrich Heine, gestorben.

Zehn Jahre liegen zwischen jenem Zeitpunkt und heute, und sie haben vieles getan, das Seltsame, Widerspruchsvolle, nie völlig Ergründbare im Leben dieses Mannes, der unbestritten Frankreichs größter katholischer Lyriker der Neuzeit war, in helleres Licht zu stellen. Mancher Kontrast ist dabei gelöst, manche Mythe und böswillige Entstellung seines Lebens und Dichtens widerlegt worden. Aber immer noch ist sein Leben seltsam und fremdartig genug. Wie ein Zigeuner, der sich in einen fürstlichen Salon verirrte, steht er vor uns mit seiner weinerlichen Geste, seinem zerlumpten Aeußern, seinem vom Alkohol zerrütteten Körper, seinem phantastischen Seelenleben.

Ueberblicken wir zuerst das verfahrene, unglückliche Leben des „armen Lelian“, wie er sich in trostloser Selbstironie nannte. Es nimmt sich wie ein Abenteurerroman aus, und je älter Verlaine wird, um so zigeunerhafter werden seine Schicksale. Er ist am 30. März 1844 zu Metz als Sohn eines französischen Geniehauptmanns geboren. Ueber seine Jugendzeit ist nicht viel Erhebliches zu sagen. Seine Studienlaufbahn wurde jäh unterbrochen, als seine Mutter, die schon frühzeitig Witwe wurde, ihr ganzes Vermögen infolge der Manipulationen eines Betrügers verlor, und Verlaine

sich daher gezwungen sah, eine Stellung als Schreiber anzunehmen. Damals lernte er François Coppée, den heute als Akademiker bekannten Autor der „bonne souffrance“ kennen, der in jener Zeit gleichfalls Schreiber im Kriegsministerium war. Mit ihm und anderen aufsteigenden Größen der damaligen französischen Literatur — so mit Anatole France, Leconte de Lisle, Sully Prudhomme — gehörte er der Gruppe der „Parnassiens“ an. Es ist das die bekannte literarische Richtung, die ihren Namen von einer Zeitschrift (Parnasse contemporain) hergeleitet hatte, und die volle Leidenschaftslosigkeit, stoische Ruhe, hellenische, unbewegte Seelenheiterkeit als Grundzug ihrer Poesie wählte.

Im Geiste dieser Schule schrieb Verlaine seine lyrischen Erstlingswerke, von denen die Poèmes saturniens (1866) und La bonne chanson (1870) die wertvollsten sind. Das letztere Buch erschien in demselben Jahr, in dem er sich verheiratete; wunderbar fein abgetönte Liebes- und Naturlieder stehen darin, die Schönheit und Innigkeit seiner Liebe zu seiner Braut wiederspiegelnd.

Aber schon in dieser Zeit beginnt auch sein körperlicher und seelischer Niedergang. Zwei Momente sind für die unglückliche Wendung in seinem Leben verantwortlich zu machen. Das eine ist der Genuß des Absinths, der den wenig Widerstrebenden nach und nach zum völligen Trunkenbold machte. Und das andere ist seine seltsame Freundschaft mit Arthur Rimbaud, einem jungen Menschen aus der Provinz, der verworrene, wüste Gedichte voll zweifelloser Genialität schrieb, und der den durch den Alkoholismus geschwächten Willen des pauvre Lélian[1]) völlig depravierte. Man hat viel Schwerbelastendes über das Verhältnis dieser beiden Menschen zusammengesucht, und in der Tat liegt hier der dunkelste, widerlichste Fleck von Verlaines Leben, den weiter zu berühren kein Anlaß ist. Es genügt, zu sagen, daß

[1]) pauvre Lélian — „Der arme Lelian“ ist die Umstellung der Buchstaben seines Namens.

Rimbaud, der unruhige Feuergeist, Verlaine in den Stru
der wilden Bewegungen mit hineinzog, die das von
Deutschen umschlossene Paris erschütterten. Verlaine st
auf den Barrikaden, wurde von den Kommunisten mit ei
amtlichen Stellung betraut, und zog schließlich, Weib
Kind im Stich lassend, mit Rimbaud aufs Ungewisse hin
in die Welt, ohne einen Zehrpfennig, ohne anständige Kleidu
Ein Vagantenleben, wie nur die niedrigsten Volksschichten
gewohnt sein mögen, begann nun. Bettelnd, trinkend, m
und mehr verlotternd, kamen die beiden nach England.
London hielten sie sich einige Zeit durch Sprachunterr
über Wasser, dann waren sie des geregelten Lebens wie
überdrüssig und gingen zurück über Belgien. Ein paar
zogen sie so regel- und ziellos auf die Wanderschaft;
erklärte Rimbaud eines Tages, er wolle von diesem zü
losen Leben und von der Literatur und Paris nichts m
wissen und eine Stellung in einem Handelshaus annehm
Verlaine, in seiner Trunkenheit dadurch bis zum Irrs
gereizt, beschwor ihn, von diesem Plane abzulassen.
als Rimbaud nicht nachgab, nahm der Berauschte ei
Revolver und schoß auf ihn. Am Arm verwundet, ent
Rimbaud, Verlaine aber kam zwei Jahre lang (1873—18
ins Gefängnis nach Mons.

Hier erfolgte nun seine Konversion. Gebrochen
Innersten, kam er zum Katholizismus zurück, beichtete
schrieb sein Bekehrungsbuch „Sagesse". Die „Weisb
der Welt war ihm zum ‚vice abominable', zum verabscheun
würdigen Laster, geworden. Im Gedicht „Wieder frei" (18
das er nach seiner Entlassung aus der Strafanstalt sch
preist er sein Gefängnis:

„Und nun, da in die Welt zurückgekehrt ich bin,
Sehnt sich zurück nach jener Zeit im Turm mein Sinn,
Denn Ruhe ward mir dort, wie nirgends noch hienieden.
Ein schmales Bett, ein Tisch, ein Stuhl nur, aber Frieden!
In diesem Frieden lernt' ich erst, ein Ich zu sein."

Aber im gleichen Gedicht hatte er schon die Angst ausgesprochen, daß diese Zeit der Umwandlung vielleicht bald wieder vergessen sein könnte, wie es später ja auch kam:

„O sei gesegnet, Schloß, aus dem zurückgekehrt
In diese Welt ich bin, mit Milde nur bewehrt,
Versorgt mit Brot und Salz und Mantel und mit Glauben!
Der Weg ist lang und rauh — — o, wird man mich berauben?"

Was ihm „Brot und Mantel und Glauben" wieder raubte, es war das Verderben seiner Jugendzeit: es war wieder das Gift des Absinths. Seine Frau ließ sich, obwohl ein Viktor Hugo intervenierte, von ihm scheiden, und nun war er aller Stützen ledig, und sein Ruin war besiegelt. Erinnerungsbücher voll bitterer Schwermut und Selbstanklage kamen wohl noch hie und da aus seiner Feder, so die „mémoires d'un veuf" (1887). Auch eine Reihe Lyrikbücher schrieb er noch, darunter „Amour" (1888), „Bonheur" (1891), zwei Werke, die die gute Seite seines Wesens noch zeigen, aber als widerliches Gegenstück dazu kam zu gleicher Zeit auch „Parallèlement" (1889) heraus. So war er schließlich Pornograph und katholischer Dichter zu gleicher Zeit. Und das Trostloseste war, daß jede Willensregung in ihm durch den tausendmal von ihm verwünschten Alkohol ertötet wurde, und daß man ihm vieles aus seinem späteren Leben, weil in steter Trunkenheit begangen, gar nicht unmittelbar zur Schuld zurechnen kann.

Zahllose Karrikaturen zeigen ihn, den gefeiertsten der damaligen französischen Lyriker, in seinen letzten Jahren. Er humpelte von einem Café zum andern, beichtete hie und da und fiel dann doch wieder. Immer war er von Bewunderern umringt, denen sein zügellos-unglückliches Leben nicht weniger imponierte als seine Kunst. Nach dem Tode Leconte de Lisles war er das erklärte Haupt des dichterischen Frankreich, und man brachte dies zum Ausdruck, indem man eine prunkvolle Dichterkrönung mit ihm vornahm.

Seine letzten Lebenstage waren frei von den Irrungen

er furchtbaren Zeit. Mit dem Kruzifix in den Händen,
„große gläubige Kind“ von einst, starb er, seine letzten
rte waren: „Den Weisen soll der Tod nicht überraschen.“
n hat ihm bereits ein paar Denkmäler gesetzt, darunter
s in Paris vom Bildhauer Niederhausern-Rodo.

Seine Dichtungen sind das getreueste Spiegelbild dieses
ütteten Lebens. Wenige wird es geben, bei denen Leben
Dichtung so sehr eins war, die so rückhaltlos offen
s aus ihrem äußeren und seelischen Leben bekannten,
er. Das ist seine Größe und Schwäche zugleich. Seine
ße: denn durch diese Fähigkeit, auf die feinsten Nerven-
ungen eingehen und sie poetisch gestalten zu können,
ßte er zum Lyriker par excellence werden, als welchen
nkreich ihn feiert und immer feiern wird. Aber auch
e Schwäche: denn die weiten Gebiete des Epischen und
amatischen mußten ihm bei dieser inneren Haltlosigkeit
g unentdecktes Land bleiben, und seine Lyrik selbst mußte
Stempels des Allgemeingültigen entraten und dadurch
eine Mosaik auf- und abwogender Stimmungen sich zer-
keln und zersplittern. Schmerz und Gelächter, Demut
Zynismus, Weinen und Aufschrei des wildesten Spottes
rstürzen sich, jagen sich, peitschen seine Seele aus einem
oxismus in den andern. Und nur wenige Bücher gibt
von ihm, die einheitlich sind, abgerundet und abgeschlossen
sich, eine befreiende Wirkung auslösend im Leser. Vor
m wird dies letztere gelten von den zwei Büchern „Das
Lied“ und „Sagesse“. Blühende Landschaften ziehen
ersteren Buche an uns vorbei, träumerische Stimmungen,
ufbeschworen mit dem Zauber einer schmelzenden, wunder-
melodiösen Sprache:

> In tiefem Schweigen
> Liegt Flur und Hain,
> Von allen Zweigen
> Bei Mondenschein
> Ertönen Lieder,
> O Lieb, uns wieder.

Die Vergangenheit vergoldet sich ihm im Schimmer es bräutlichen Glücks, das ihm selbst zu teil wurde („la onne chanson“ entstand ja in der Zeit unmittelbar vor iner Heirat und ist seiner Braut gewidmet):

> Eines Hornes goldenes Tönen
> Aus einem Hag des fernen Tals,
> Dazu den sanften Stolz der schönen,
> Adligen Frauen von ehemals.

Nichts von dieser frohen, seligen Hoffnung ist später ehr in den Liedern des pauvre Lélian zu spüren. Die Schwermut ward mein Weggeleit, — starräugig die Sphinx eine Herrin“, klagt er. Und die Schwermut ist auch der rundakzent seines berühmtesten Buches, der „Sagesse“. ittere Selbstanklage und Reue tönt aus gut der Hälfte ler Lieder dieses seines Buches von der Weisheit; er ammelt Gebete wie die folgenden:

> Hier meine Hände, welche nie geschafft
> Zum Kohlenbrande und zu seltnem Weihrauch! . . .
> Hier, Gott, mein Herz, das nur für Eitles schlug,
> Daß an den Dornen Golgothas es blute! . . .
> Hier meine Stimme, hart und lügnerisch,
> Für tiefer Reue stets erneuten Vorwurf, —
> Hier meine Augen, Irrtumslichter einst,
> In des Gebetes Tränen zu erlöschen! . . .

Der Ton des Jagdhorns, der Süße und Weichheit ihm früher in die Seele gelegt hatte, stimmt ihn nun toten-traurig:

> „Des Wolfes Seele weint in diesem Klang,
> Der mit der Sonne aufglänzt, doch im Eise
> Der Luft erstirbt in immer weiterm Kreise,
> So wunderschön und doch so todesbang.“

Wir können dies Buch, das den Höhepunkt seines Schaffens bezeichnet, hier nicht ausführlicher zergliedern; vielen wird es in großen Bruchstücken ja auch durch die zahlreichen Uebersetzungen — denn Verlaine ist ein Liebling

der Uebersetzer — bekannt sein, die Laurenz Kiesgen, Ot Hauser, Stefan Zweig, Maria v. Ekensteen u. a. daraus i Zeitschriften gaben.

Nur sein letztes Werk findet noch ein paarmal jen Töne der wunschlosen Ruhe, die der Jüngling als Glie des Kreises der Parnassiens erstrebt hatte. „Auf, de Strömung nun des Glückes zu!“ jubelt er noch einmal, un dem „Meer der Entsagung“ will er alles übergeben, wa ihn drückt, vor allem „seines Selbstzerquälens scharfe Dorn“.

In dieser Stimmung stirbt er dann auch. Und durc diesen Ausgang wird sein Leben zu einem noch rührendere Gedicht als jene sind, die er in seinen Werken uns schenkt

Es ist das seltsame Beispiel eines katholischen Dekadent Aus dem Sumpfe der perversen und morbiden Dichtur der Pariser Boulevards und Vorstadtcafés ist sein We emporgewachsen, und er hat Recht, wenn er seine Dichtur einmal mit einer Wasserrose vergleicht, die auf dem näch lichen Sumpf sich schaukelt: „schön wohl, von Sternlicht b glänzt und in ihrem zarten Schimmer an Ewiges gemahnen aber dennoch müd und krank, halt- und wurzellos“.

XXII.

England und die sozialen Reformen.

Der Engländer hat allen Grund mit Stolz auf die Errungenschaften des 19. Jahrhunderts zurückzublicken und sich zu der Mäßigung und Besonnenheit, die er in dem Kampf um Gleichberechtigung mit den privilegierten Ständen an den Tag gelegt hat, Glück zu wünschen. Das stetige Wachstum und die allmähliche Entwicklung haben neben den offenbaren Vorteilen auch ihre unverkennbaren Nachteile, denn das beständige Herumflicken und Ausbessern der Verfassung führt vielfach zur Pfuscherei; d. h. was bei anderen Kulturvölkern durch ein alle einzelnen Fälle umfassendes Gesetz endgültig festgestellt wird, muß in England durch eine neue Gesetzgebung auf Fälle, die man nicht vorhergesehen hat, angewendet werden. Hierbei geht viel Zeit verloren; denn die Gegner setzen in der Regel alle Hebel in Bewegung, um die Ausdehnung des Gesetzes zu verhindern. Erläutern wir diesen Gedanken durch einige Beispiele. Das englische Wahlrecht, wie es vor dem Jahre 1832 existierte, war ein wahrer Hohn auf die Verfassung und eine Beschimpfung eines freien Volkes, denn winzige Burgflecken mit 20 oder 30 Wählern, die obendrein Pensionäre eines Magnaten waren, schickten einen Abgeordneten ins Parlament, während große Industriestädte, wie Manchester, nicht vertreten waren. Die Bestimmungen von Greys Reformbill, die im Unterhause und noch mehr im Oberhause auf den zähesten Widerstand stießen, waren sehr gemäßigt und außer stand, das Uebergewicht der

herrschenden Klasse zu beschränken. Die Reformbill vo
war ein großer Fortschritt, denn die Städter, die einen
von 10 Pfd. Sterl. zahlten, und Landleute, die ein Be
das jährlich 5 Pfd. eintrug, besaßen, waren stimmb
Im Jahre 1884 wurde das System eingeführt, demgem
Stadt mit einer Bevölkerung von mehr als 50,0
wohnern einen Vertreter ins Parlament schickte, kleinere
und Dörfer vereinigt wurden, bis sie die Normalzahl
erreichten. Wie wenig die Gesetze ihren eigentlichen Z
reichten, geht daraus hervor, daß sie dem Imperialismus
Vorschub leisteten. In der Fabrikgesetzgebung hat m
weit mehr Versuche und Experimente gemacht und b
Gesetze für Spinnereien und Webereien, für Kohlengru
die Werkstätten von Handwerkern erlassen, und stets
fahrung gemacht, daß das Gesetz in wesentlichen Pun
vollständig war. Statt das vereinigte Königreich d
Bodengesetzen zu unterwerfen, beschränkte man dieselben
einzelnen Länder. Die Notlage Irlands und die ag
Verbrechen zwangen die Regierung in den Jahren 187
und 1900 Bodengesetze zu erlassen, welche die Landbev
nicht befriedigten, und stets zu neuen Agitationen
später als in Irland hat man etwas für die Pä
schottischen Hochland getan, während die zu Gunsten
lischen Bauern erlassenen Gesetze ihren Zweck verfehl
dem Großgrundbesitzer vorteilhaft waren. Das Verfa
englischen Regierung erinnert uns an das Benehmen na
Mütter, die anstatt die Bedürfnisse der Kinder vorhe
und Abhilfe zu treffen, warten, bis sie schreien, und das,
am lautesten schreit, zuerst besorgen, das, welches ruhi
vernachlässigen. Die englischen Pächter, überhaupt di
bevölkerung sind bisher das ruhige Kind gewesen; un
daher weit mehr gelitten als die auf den Ackerbau ange
Iren und Hochschotten. Der Grund ist wohl der, weil
tigeren und strebsameren Elemente auswanderten und
Städten, inden großen Werkstätten, den Fabriken, bei de
bahnen, auf den Dampfschiffen, in der Armee und Flott
Stadtpolizei Anstellung und gute Löhne erhielten. Die r

haben die schlimmen Wirkungen dieses Exodus vom Lande in die Städte, die Verkümmerung und Ausartung der eingewanderten Landbevölkerung, wo nicht schon in der zweiten, so doch in der dritten Generation vorhergesehen. Weil das Hineinströmen in die Städte von keiner Rückströmung auf das Land begleitet war, ist die Bevölkerung auf dem Lande zu gering, die in den Städten zu groß. So kann es nicht fortgehen: der Ackerbau hat seinen Tiefstand erreicht, das platte Land wird bald außerstand sein, den Städten neues Blut, d. h. einen gesunden und intelligenten, an harte Arbeit gewöhnten Menschenschlag zuzuführen.

Es gilt demnach, die überschüssige Stadtbevölkerung auf das Land zurückzuführen, physisch und geistig zu kräftigen und zu heben, und mit dem so verderblichen Prinzip des laissez faire und der freien Konkurrenz zu brechen. Je länger diese so wichtige Aufgabe versäumt worden ist, die tief wurzelnden Vorurteile auszureißen, die geeigneten Heilmittel anzuwenden, desto schwieriger ist ihre Lösung. Die niederen englischen Klassen besitzen eine Geduld und einen Langmut, der an Fatalismus grenzt; gleichwohl hatten sie in den letzten fünf Jahren viel gelernt und gezeigt, daß sie sich von der feilen Presse nicht länger am Gängelband führen lassen. Der Patient, der zuerst von dem Imperialismus, dann von dem Zollverein und Föderalismus das Heil erwartet hatte, wendet sich jetzt mit Ekel von den Wunderdoktoren ab, die von der Eroberung und Annexion neuer Länder ein Aufblühen von Industrie und Handel erwartet hatten; in letzter Zeit hat er Chamberlain barsch abgewiesen, der durch Einführung neuer Eingangszölle und Bevorzugung der englischen Kolonien letztere bewegen wollte, dem Mutterlande die Rohstoffe zu liefern und dafür englische Fabrikate einzutauschen. Die Imperialisten sowohl als die Föderalisten wollen die Hauptursache der gegenwärtigen sozialen Schäden nicht sehen, weil sie den Wünschen und Interessen ihrer Wähler — der Großgrundbesitzer, der Plutokraten, der Bierbrauer und Branntweinbrenner — nicht entgegenzutreten wagen. Soviel nun auch in den unabhängigen Zeitschriften und in einigen Zeitungen über die soziale Frage, über das furchtbare Anwachsen der

Städte, die Wohnungsnot und die Verödung des platten Landes geschrieben worden, so ist es doch den vielen Zeitungen, die sich in den Händen der konservativen Partei befinden, durch ihre Schönfärberei gelungen, die entsetzliche Wirklichkeit zu verschleiern und die im System wurzelnden Schäden als vorübergehende Erscheinungen darzustellen. Die englischen Mittelklassen, welche das Zünglein an der Wage bilden, lassen sich so leicht durch die Sophismen der Presse täuschen, daß man auf sie in der Durchführung von Landreformen nicht sicher rechnen kann. Sollte die liberale Partei, nachdem sie durch die Neuwahlen ans Ruder gekommen, in der Schulfrage durch Zugeständnisse an Irland oder in der äußeren Politik den Anschauungen der Mittelklasse entgegenhandeln, dann könnte es leicht geschehen, daß dieselbe sich wieder den Konservativen zuwendet; denn die in ihrem Optimismus befangenen wohlhabenden Klassen in den Städten wollen den sozialen Abgrund, an dem ihr Vaterland steht, nicht sehen.

Wird die liberale Mehrheit, die aus der Wahlurne hervorgegangen ist, das auf sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen? Wird ihr Führer, Sir Campell Bannermann, die für Durchführung der Reformen nötige Kenntnis und Energie besitzen? Jedermann wird zugestehen müssen, daß er in den zwei letzten Jahren die Erwartungen seiner politischen Freunde durch seine Standhaftigkeit und Schlagfertigkeit in den Parlamentsdebatten übertroffen hat. Nicht sowohl im Parlament als in seinen in den Provinzialstädten gehaltenen Reden hat er die Sonde an die sozialen Wunden gelegt und weise Reformvorschläge entwickelt. In seiner in Stirling 18. Januar 1905 gehaltenen Rede äußerte er sich also: „Wir müssen die niederen Klassen auf eine höhere Lebensstufe erheben, alle Mittelpunkte des stagnierenden Elendes, welche unserem Namen zur Schmach gereichen, entfernen. Wenn ihr im eigenen Land den Warenabsatz reguliert habt, dann wird die Nachfrage nach Arbeit größer und gleichmäßiger sein, dann werden die Schwankungen und Stockungen vermieden werden können. Das weiseste Verfahren ist der kühne und furchtlose Angriff auf diese schlimmen Verhältnisse, die Abschaffung oder Abänderung von Rechten

und Interessen, von Monopolen und Zugeständnissen, welche das Gemeinwohl schädigen oder der Verbesserung der öffentlichen Zustände im Wege stehen. Erweitert die Vollmachten eurer Lokalbehörden, führt eine Neuordnung der Steuerumlagen ein, ändert eure Bodengesetze, sorgt für wohlfeile Bauplätze, verteilt die Steuern gleichmäßig auf alle Klassen, bietet jedermann die Gelegenheit, voranzukommen." In anderen Reden geht er mehr auf Einzelheiten ein und berührt furchtlos den allerwundesten Punkt — den Feudalismus, die Kastenregierung. „Wie", fragt er, „können wir mit Nationen konkurrieren, welche die bei uns noch immer geduldeten feudalen Methoden und Privilegien längst verworfen haben?" Schon in einer Rede zu Leeds vom 19. März 1903 erklärte er: „Praktisch steht einer gründlichen und vollständigen Verbesserung, welche die physische und moralische Wohlfahrt der Nation befördern würde, nur ein Hindernis entgegen — das Interesse und die zu große Rücksicht auf das Interesse des Großgrundbesitzers und der von ihm und seiner Klasse ausgeübte politische und soziale Einfluß. [1])

Die englische Bevölkerung ist für einen Zwangsverkauf der großen Güterkomplexe für Verstaatlichung des Grundbesitzes nicht zu haben; einmal wegen des Kostenpunktes, dann infolge eines instinktiven Abscheues gegen alles, was an den Sozialismus erinnert; aber einige weniger kostspielige Verbesserungen des Landes werden sich doch erzielen lassen; vor allem Aufforstungen, Wiederanbau von ödeliegenden Landstrichen und Jagdgehegen, Durchführung der Gesetze, welche die Verunreinigung der Flüsse und Vergiftung der Atmosphäre in einem Umkreise von vielen Meilen seitens der Fabriken verhindern. Die Unkosten, welche diese Arbeiten verursachen, werden gedeckt werden durch die höhere Bodensteuer, welche die Eigentümer von Bauplätzen zu bezahlen haben, ferner durch die höheren Einnahmen, welche dem Staate aus einer neuen und genauen Einschätzung des Grund und Bodens und der darauf errichteten Gebäude erwächst.

1) Vgl. Masterman in Independent Rev., Okt. 1905, S. 146, dem wir diese Auszüge verdanken.

Was noch mehr not tut, ist die Wiederherstellung des
Pächter zur Zeit der Reformation entzogenen Rechtes,
seinem Pachtgute zu bleiben. Austreibungen waren im Mi
alter fast unmöglich, während die Gesetzgebung seit der Re
mation allmählich alle die Beschränkungen der Großgrundbes
aufgehoben hat. Heutzutage kommen kleinere Güter und P
zellen selten auf den Markt; es besteht kein Gesetz, wel
dem Großgrundbesitzer den Ankauf von Ländereien verbi
Solch ein Gesetz müßte erlassen werden, denn es würde man
die ein kleines Vermögen erworben haben, veranlassen, Gr
stücke zu kaufen und sich aufs Land zurückziehen. Man gla
den Arbeitern eine große Wohltat erwiesen zu haben, als
Bauvereine gründete und die Arbeiter in den Stand se
Häuser bauen zu lassen und die Kosten allmählich abzuzah
Die Erwerbung eines Grundstückes oder eines Gartens w
jedenfalls besser gewesen, er hätte dasselbe leichter veräuß
können als ein Haus, denn er findet sehr schwer e
Käufer für letzteres, wenn die Fabrik der Lokalität ein
oder die Kohlengrube erschöpft ist. Es hat wohl keiner berech
wie viele Tausende Pfund Sterling die Arbeiter durch
Verlegung von Fabriken und Werkstätten verloren haben, d
die Häuser, die sie erworben, konnten entweder gar nicht
kauft, oder mußten zu einem Spottpreis losgeschlagen wer
Weder die Fabrikherren kümmern sich um die Verluste i
Arbeiter, noch die Regierung um die des Schutzes am mei
bedürftigen Untertanen.

Was der Arbeiterbevölkerung Englands, wie wir in di
Blättern nachgewiesen haben, weit mehr not tut als alle ob
genannten Maßnahmen, ist die Heranbildung einer ne
physisch und geistig kräftigen Generation. Der Staat darf
nicht dem Zufall oder der Privatwohltätigkeit überlassen, die
kanntlich sehr unsicher ist, ob sie das, was die Eltern versäum
oder zu leisten außer stande sind, nachholen. Er muß
Recht haben, die Gemeinden zur Ernährung der hungern
Kinder zu verpflichten, fromme Stiftungen, die im Laufe
Jahrhunderte ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet wor
sind, frei zu verwenden. Die Regierung braucht nicht

fürchten, daß sie durch eine einschneidende Gesetzgebung in diesen Punkten die öffentliche Meinung sich entfremden werde; denn die Vernünftigen haben gegen die Kontrolle seitens des Staates nichts zu erinnern, sobald es offen und ehrlich hergeht. Die Landbevölkerung hat diesesmal geschlossen für die Liberalen gestimmt; diese aber würden den Ast, auf dem sie sitzen, absägen, wenn sie den Erwartungen der niederen Klassen nicht entsprächen und ihr Steckenpferd reiten wollten; z. B. wenn sie ein die freiwilligen Schulen gefährdendes Gesetz erließen.

Bevor die Armenfrage geregelt, bevor Vorsorge für die Unbeschäftigten getroffen ist, kann und darf die liberale Partei mit keiner der wichtigen Fragen, die noch der Erledigung harren, sich beschäftigen, schon aus Rücksicht auf das Oberhaus, das jeden liberalen Gesetzesvorschlag ungestraft verwerfen würde. Die Gesetzgebungen zugunsten der Armen und Arbeiter kann allein bei den breiten Massen auf die nötige Sympathie rechnen. Die höheren Klassen mögen ihre Augen gegenüber der Notlage ihres Vaterlandes verschließen, und sich in der eitlen Hoffnung wiegen, die breiten Maßen würden sich, nachdem die Angriffe auf den Freihandel abgeschlagen seien, wieder beruhigen. Die Mittelklassen, welche mehr Fühlung mit den niederen haben, sind anderer Ansicht. Sie wissen, daß das Armengesetz des Jahres 1834, das, so unvollkommen es war, seinen Zweck doch einigermaßen erfüllte, heutzutage ganz ungenügend ist, seit die Zahl der Proletarier ins Riesengroße gewachsen ist, und begrüßen jede Gesetzgebung, welche dem Uebel Einhalt tut. Sollte das Oberhaus die im Unterhause durchgesetzten Gesetze zu Fall bringen, dann würde sich der öffentliche Unwille auf dasselbe entladen und es zwingen, die Gesetze anzunehmen; sollte dagegen das Oberhaus in richtiger Würdigung der Sachlage die Armen- und Arbeitergesetze gutheißen, dann würde das Prestige der liberalen Partei natürlich erhöht werden. Die Frage ist, wird das jetzt aus der Wahlurne hervorgehende liberale Parlament sich zu dieser gemeinnützigen und demokratischen Gesetzgebung erschwingen und nicht vielmehr mit Palliativmitteln sich begnügen? Prüfen wir die Gründe für erstere Annahme.

Wie der Verlauf der Wahlen ergeben hat, wird das Whigelement in dem neuen Parlament nur schwach vertreten sein; die Handvoll von Konservativen, die sich allenfalls den Liberalen anschließen, kommt nicht in Betracht: somit wird das radikale Element die Mehrheit bilden. Unter den Radikalen dürfen wir eine bedeutende Zahl von Arbeiter- und Bauernkandidaten suchen, die das Rückgrat bilden werden. Die Kapitalisten und Fabrikbesitzer, welche früher in der liberalen Partei eine große Rolle spielten und eine Verständigung mit den Arbeiterkandidaten bekämpften, haben sich seitdem den Arbeitern d. h. den Gewerkvereinen und ihren Führern genähert; sie werden deshalb den berechtigten Forderungen der Arbeiter Rechnung tragen.

Nach einem Artikel Snowdens im ‚Independent Review' (August 1905) zu schließen, standen die Arbeiter bis vor kurzem der großen liberalen Partei in einer zugeknöpften Haltung gegenüber, und gedachten, wenn ihre Wünsche nicht berücksichtigt würden, der Partei, die ihnen am meisten bietet, sich anzuschließen. Die bitteren Erfahrungen, welche die Iren unter Parnell gemacht, mußten sie von einem derartigen Unterfangen abhalten. Ihr schließliches Zusammengehen mit den Liberalen hat ihnen nun auch ungeahnte Erfolge gebracht.

Einheitliches Zusammenwirken ist im nächsten Parlament mehr als je erforderlich; sollte die liberale oder Volkspartei sich wiederum in kleinliche Händel verwickeln, und die große Tagesfrage, die auch eine Lebensfrage für die niederen Klassen ist, der Lösung nicht näher bringen, dann ist es leicht möglich, daß die Massen zu Gewalttaten schreiten, denn die Aufregung auf dem platten Lande und in den Städten ist eine ganz ungewöhnliche. Das Volk hat klar erkannt, daß man ihm statt des Brotes einen Stein bieten wollte, daß der Tarif nur den Großeigentümern Vorteile gebracht hätte. Die zahlreichen philanthropischen Gesellschaften, besonders „The Leagues of Health" (Gesundheitsvereine), leisteten, obgleich sie keine politischen Zwecke verfolgen, bei den Wahlen sicher große Dienste. Sie erwarten keine Hilfe mehr von den Konservativen, die in der Schilderung der beklagenswerten Zustände der niederen Klassen nur eitle Schreckbilder sehen, und an die Verschlechterung und Ausartung

der Rasse infolge der ungenügenden Nahrung nicht glauben wollen. Das englische Publikum ist nicht so reizbar wie das französische, und haßt jegliche Neuerung, jegliches Geständnis der eigenen Inferiorität, schrickt aber, wenn es einmal überzeugt ist, vor keiner Schwierigkeit zurück. Die Massen sind von dem verhängnisvollen Optimismus, alles im eigenen Land vortrefflich zu finden, auf die Fremden mit Verachtung herabzuschauen, geheilt und haben angefangen, die Ursachen der Rückständigkeit Englands zu studieren. Das ist jedenfalls ein Fortschritt, der von heilsamen Folgen begleitet werden wird. Man hat daher keinen Grund zum Verzweifeln; auch hier wird es tagen.

XXIII.
Zur Tierpsychologie.

Die gewöhnliche, weithin herrschende Meinung über die Tierseele und ihre Fähigkeiten geht dahin, daß das Tier im wesentlichen dieselben psychischen Fähigkeiten besitze wie der Mensch. Werke wie das viel gelesene Tierleben von Brehm, zahlreiche, populär gehaltene naturwissenschaftliche Bücher vertreten auch heute noch die Ansicht, wie sie seinerzeit Büchner formulierte. Darnach fangen auch die höchsten Seelenfähigkeiten des Menschen in niederen Regionen zu keimen an und sind die geistigen Tätigkeiten, Fähigkeiten, Gefühle und Neigungen des Menschen bis zu einem fast unglaublichen Grade in der Tierseele bereits vorgebildet und vorhanden. „Liebe, Treue, Dankbarkeit, Pflichtgefühl, Religiosität, Gewissenhaftigkeit, Freundschaft und Nächstenliebe, Mitleid und höchste Aufopferung, Gefühl von Recht oder Unrecht, aber auch Stolz, Eifersucht, Haß, Heimtücke, Hinterlist, Rachegefühl, Neugierde usw. kennt

das Tier ebensowohl, wie berechnende Ueberlegung, Klugheit höchste Schlauheit, Voraussicht, Sorge für die Zukunft usw. ja sogar die dem Menschen allein zugeschriebene Gourmanderi oder die Fähigkeit des Fortschritts teilt es mit dem ersteren Es kennt und betreibt auch die Einrichtungen oder Prinzipie von Staat und Gesellschaft, von Sklaverei und Rangordnung von Haus- und Feldwirtschaft, von Erziehung, Krankenpfleg und Heilkunde; es macht die wunderbarsten Bauten von Häusern Höhlen, Nestern, Wegen und Flußbau; es hält Versammlungen gemeinschaftliche Beratungen und selbst Gerichte über Verbreche oder Schuldige ab; es trifft die genauesten Verabredungen mi Hilfe einer ausgebildeten Laut-, Zeichen- und Geberdensprache es erinnert sich an die Vergangenheit und lernt aus Erfahrun und ist mit einem Wort ein ganz andres und weit höher begabtes Wesen als die Mehrzahl der Menschen weiß oder auc nur ahnt." Das ist die Quintessenz der Vulgärpsychologie der sogar *Wundt* in der *ersten* Auflage seiner Vorlesunge über Menschen- und Tierseele (1863) noch huldigte. Die Vulgärpsychologie erweist sich noch immer als lebendige Mach wie die Geschichte von dem Berliner „klugen Hans" bewiese hat. Denn ohne die Herrschaft der vulgären Tierpsychologi wären die damals in der Presse zutage getretenen Absurditäte und die Ernsthaftigkeit, mit der man erörterte, ob ein Pfer wirklich rechnen könne, nicht denkbar gewesen. Bei solche Sachlage ist es ein Verdienst, der *vulgären* Tierpsychologi einmal eine *kritische* gegenüberzustellen. Darin liegt de Hauptwert des Werkes: „*Instinkt und Intelligenz i Tierreich, ein kritischer Beitrag zur moderne Tierpsychologie*, von *Erich Wasmann*, S. J.,"[1] eines Werkes, das schon in *dritter*, stark vermehrter Auflage vorliegt. Nimmt *Wasmann* auch in diesem Buch Stellung zu anderen modernen Irrtümern auf dem Gebiet der Tierpsychologie, so z. B. zu *Bethes* Versuch, Ameise und Bienen als bloße Reflexmaschinen zu erklären, oder zu

1) Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1905. VII u. 276 S. Preis 4 M.

Leugnung der vergleichenden Psychologie überhaupt, wie sie Beer, Bethe und Uexküll unternehmen, so gilt doch der Kern der Wasmannschen Ausführungen dem populärsten Irrtum in der Tierpsychologie, der immer noch weithin beliebten Vermenschlichung des Tieres. Ihr tritt Wasmann hauptsächlich entgegen und zwar in erster Linie durch eine klare psychologische Analyse der Begriffe: Intelligenz, Instinkt, allgemeine Sinnesbilder und Abstraktionsvermögen, Sprache und Lernen. Scharfe Distinktionen, wie z. B. die klassische Unterscheidung der verschiedenen Formen des Lernens, eine vorsichtige und kritische Deutung der Tiergeschichten ermöglichen es Wasmann, allen wirklichen Tatsachen des Seelenlebens der Tiere gerecht zu werden. Denn nur ganz exakt beobachtete Tiergeschichten, welche besonders auch die Genesis des tierischen Handelns berücksichtigen, können zum Ausgangspunkte tierpsychologischer Betrachtungen gemacht werden. Hier verfügt Wasmann über eigene Beobachtungen und Experimente, besonders an Ameisen, ergänzt aber seine Darstellung auch durch Experimente an höheren Tieren, wie solche von Forel, Knauer, Thorndike, Kinnamann, Hobhouse, Stumpf angestellt wurden. Hier kommen die Verstandesproben einiger höherer Tiere zur Sprache und Würdigung, nämlich von Katzen, Affen, Hunden. Hier wird auch die Geschichte vom klugen Pferd „Hans“ in Berlin kritisch analysiert.

Wasmann huldigt ganz den Grundsätzen, wie sie der amerikanische Psychologe Morgan ausgesprochen hat, der über die oberflächliche Forschungsmethode der Mehrzahl der modernen Tierpsychologen den Stab bricht mit den Worten: „Ich bin fest überzeugt, daß bei dieser Untersuchung (sc. über den Verstand der Tiere) sorgfältige Versuche viel größeren Wert haben, als zufällige Einzelbeobachtungen, welche vielleicht noch dazu unwillkürlich zu Anekdoten aufgebauscht werden. Ich möchte ferner hier alle jene, die für Tierpsychologie sich interessieren, ernstlich ersuchen, sich nicht damit zu begnügen, eine Beobachtung über die Tierintelligenz bloß zu berichten, sondern dieselbe, wenn möglich, auch zur Basis von Versuchen zu machen, die uns über

ihre wahre psychische Natur aufklären können. ... Es ist ferner wesentlich, soweit als möglich die Stadien der Entwicklung einer jeden klugen Handlung der Tiere zu beobachten; denn in vielen Fällen ist es ganz unmöglich, dem wahren psychologischen Wert einer komplizierten und hübsch angepaßten Tätigkeit auf den Grund zu kommen, wenn wir nicht etwas von ihrer genetischen Entwicklung wissen." Diese Methode führt Wasmann zu dem Resultate: Die Tiere haben keine Intelligenz, kein Abstraktionsvermögen, keine Sprache. Dieses auf dem Wege psychologischer Analyse gewonnene sichere Ergebnis ist nicht bloß wertvoll für die Tierpsychologie, es hat auch seine Bedeutung für die Weltanschauung bezüglich des Verhältnisses von Mensch und Tier. Es bleibt dabei: der Unterschied zwischen Mensch und Tier ist kein Unterschied des Grades, sondern ein Unterschied des Wesens. „Durch seine sinnlich-geistige Seele wird der Mensch zur Krone der sichtbaren Schöpfung. Er steht durch seine Vernunft und Freiheit unermeßlich hoch über dem vernunftlosen Tiere, das seinen sinnlichen Trieben ohne Ueberlegung folgt und folgen muß. Durch die geistige Seele wird der Mensch zum Ebenbilde des höchsten, des unerschaffenen Geistes, zum Ebenbilde Gottes, seines Schöpfers."

Wasmanns Buch bedarf keiner besonderen Empfehlung mehr. Die rasch hinter einander folgenden Auflagen des Werkes, die Uebersetzung desselben ins Englische beweisen genugsam den Wert des Buches, in dem philosophische und naturwissenschaftliche Bildung aufs schönste vereint zu so wertvollen Ergebnissen geführt haben. Wasmann darf als auf dem Gebiete der tierpsychologischen Fragen unbestritten als führend und als Autorität bezeichnet werden.

W. R. St.

XXIV.

Religiöse Erziehung im Protestantismus.

Der Protestantismus ist in sich geteilt. Harnack hat zwar gar nichts dagegen;[1]) jedoch nicht alle Protestanten werden in diesem Punkte mit ihm einverstanden sein. Viele finden an dieser Zerspaltung keine besondere Freude. Es ist ihnen mehr als genug, daß der Protestantismus über 250 Denominationen zählt. In London allein sind deren mehr als 50. In Wales — berichtet Oskar Brüssau im Reichsboten vom 2. September 1905 — hat fast jedes Dorf 2—3 Kirchen für die verschiedenen Denominationen... Wales hat ähnliche kirchliche Verhältnisse wie England und Amerika: neben der Staatskirche mit verschiedenen Nuancen steht eine Anzahl von Freikirchen, die stark und mächtig sind.

In Deutschland finden sich unter anderm Mennoniten, Methodisten, Irvingianer, Herrnhuter. Zahlreicher sind die Reformierten. An Bedeutung werden diese übertroffen von den Lutheranern. Einig sind auch diese nicht.[2]) Das mecklenburgische Luthertum ist von dem sächsischen, das bayerische

1) A. Harnack, Das Wesen des Christentums. 5. Auflage. Leipzig 1901. S. 172.

2) P. Müller verbreitet sich (in seiner Schrift „Ums Erbe der Väter", Hannover 1904) über die Zerfahrenheit unserer kirchlichen Zustände im ganzen evangelischen Deutschland. Theologisches Literaturblatt 1905. S. 360.

ist von dem württembergischen verschieden. Es gibt — lesen wir im Reichsboten vom 31. März 1905 — in Deutschland nicht weniger als 14 altlutherische Gemeinschaften, die sich unter einander befehden und zu den lutherischen Landeskirchen oft im schroffsten Gegensatz stehen. Nach dem Urteil Th. Hoffmanns, Oberlehrers in Riga, sind die preußischen Altlutheraner „eine neulutherische Kirchengemeinschaft, mit manchen Schäden des Sektenwesens behaftet", eine „schwarmgeistig angehauchte, fanatische Sekte".

In einigen Ländern Deutschlands sind Reformierte und Lutheraner uniert.

Wenn nun die einen reformiert, die anderen lutherisch, die dritten uniert sind, so sind sie es in der Regel, weil sie von lutherischen, reformierten, unierten Eltern erzogen wurden. Manche, die von Geburt lutherisch oder reformiert waren, wurden Unierte, wenn sie in ein Land kamen, in welchem die Union eingeführt worden ist. Die Schriften Luthers, Melanchthons, Zwinglis, Calvins haben sie nicht gelesen, nicht gesehen. Was sie sind, sind sie durch Geburt und Erziehung — wenige Ausnahmen abgerechnet.

Die Erziehung geschieht im Elternhause, in Schule und Kirche. Diese Erziehung etwas kennen zu lernen, dürfte nicht ganz überflüssig sein. Darum wollen wir ihr auf ein paar Viertelstunden unsere Aufmerksamkeit schenken.

In evangelisch-lutherischen Gemeinden wird am Reformationsfeste gebetet:

„Barmherziger, ewiger Gott, Vater unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, der du in der Fülle der Zeit uns deinen eingebornen Sohn gesandt, welcher anfangs selbst und hernach *durch das heilige Predigtamt* uns alles verkündigt hat, was er in deinem Schoß gehört hat: wir sagen dir mit Mund und Herzen Lob und Dank, daß du das Licht deines heiligen Wortes bei uns wieder angezündet und uns *aus dem babylonischen Gefängnis* und dem finstern

Reiche des Widerchrists gnädiglich erlöset, und das gute Werk, welches du vor . . . Jahren durch dein auserwähltes Werkzeug, Martin Luther, unter uns angefangen, bis auf diese Zeit gnädiglich und väterlich erhalten, wider alles Wüten und Toben des leidigen Teufels in Kirchen und Schulen zum Donner deines Wortes Kraft gegeben, reine und eifrige Lehrer jederzeit deinem armen Häuflein verliehen hast. . . ."

Etwas artiger, aber weniger „rechtgläubig" lauten die Gebete, die am Reformationsfeste in Württemberg verrichtet werden:

„Herr Gott, himmlischer Vater — so wird gefleht — wir danken dir von Herzen, daß durch deine allmächtige Gnade das Licht deines seligmachenden Evangeliums unsern Vorfahren in der Finsternis aufs neue aufgegangen ist und bis auf diese Stunde geleuchtet hat. Lasset uns danken dem ewigen Vater unseres Herrn Jesu Christi, daß es ihm gefallen hat, durch den Dienst Martin Luthers die lautere Lehre der Kirche wieder herzustellen. . . . O heiliger, wahrhaftiger Gott und Herr! Wie können wir Lob und Dank genug gegen dich aussprechen, daß du nach so langer Finsternis dein seligmachendes Evangelium aus großer Barmherzigkeit wieder ans Licht gebracht, und durch treue Zeugen und Bekenner desselben unsere Kirche von verderblichen Irrtümern und Menschensatzungen so herrlich gereiniget hast. . . . Mächtig hast du dich deiner Kirche angenommen, und deine auserwählten Werkzeuge mit Weisheit, Mut und Kraft ausgerüstet, die reine Lehre des Evangeliums aus dem Dunkel des Irrtums und Aberglaubens ans Licht zu ziehen. Insbesondere preisen wir deine herrliche Gnade, daß du den frommen Zeugen der Wahrheit, unsern teuren Luther, mit Kraft und Weisheit ausgerüstet hast, das klare Verständnis der heiligen Schrift unserem deutschen Volke in seiner Muttersprache zu eröffnen. Ja, wir danken dir, Vater des Lichts, daß du durch dein Evangelium uns errettet hast von der Obrigkeit der Finsternis, und versetzt in das Reich deines lieben Sohnes, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden."

Aehnlich wird in Baden gebetet:

„In Freude, Dank und Anbetung gedenken wir heute (am Reformationsfest) der Zeit, da du, Heiliger und Barmherziger, zur Erneuerung deiner Christenheit das Joch ihrer Knechtschaft zerbrochen, die Finsternis des Irrglaubens zerstreut und die verschütteten Quellen der heilsamen Erkenntnis aufs neue ans Licht gebracht hast! . . . Nimm dein Wort nicht von uns, sondern stelle es auf den Leuchter, daß es allen, die im Hause sind, leuchte und wir allezeit erkennen, daß der Mensch nicht um seiner Werke willen, sondern aus Gnaden selig werde durch den Glauben an Jesum Christum, unsern Herrn. Besonders danken wir dir heute dafür, daß du in den Tagen der Reformation das Licht deines Evangeliums wieder auf den Leuchter gestellt hast, daß es allen leuchte, die im Hause sind. Herr, du hast uns erlöst von der Knechtschaft menschlicher Satzungen und berufen zur Freiheit deiner Kinder, auf daß wir seien ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk, ein Volk des Eigentums, zu verkündigen die Tugenden dessen, der uns berufen hat aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte. . . . Herr, unser Gott und Vater, du hast uns in Jesu Christo, dem einigen Mittler, zur Kindschaft gegen dich selbst verordnet und wieder freie Bahn gemacht, wo zuvor der Menschen Satzungen die Herzen und Gewissen beschwerten und in Knechtschaft gefangen hielten. Du hast uns aufs neue von der Obrigkeit der Finsternis errettet und versetzt in das Reich deines lieben Sohnes. . . . Barmherziger Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, wir sagen dir von Herzen Lob, Preis und Dank für deine Gnade, durch welche du unsern Vätern das helle Licht des Evangeliums von neuem hast aufgehen und wiederum die seligmachende Wahrheit hast verkündigen lassen, daß der Mensch gerecht werde durch den Glauben und nicht durch des Gesetzes Werke. Herr, deinem großen Namen geben wir Ruhm und Ehre, denn du hast dein heiliges, lauteres Wort in deinen allmächtigen Schutz genommen, allen Widersachern desselben mit Macht gesteuert, deine Kirche von falscher Lehre,

Menschensatzung und Verweltlichung gereinigt und den Kampf des Glaubens mit Sieg gekrönt. . . . Du hast nach langer Nacht wieder aufgehen lassen das Licht der Wahrheit und deine Diener ausgesandt, daß sie Helden seien des Glaubens, Zeugen deiner Gnade, Boten der Freiheit, zu welcher du deine Kinder berufen hast. Nach langer Finsternis hast du das Licht des Evangeliums wieder im vollen Glanze seiner göttlichen Wahrheit anbrechen und nicht wieder erlöschen lassen. . . . Zerstöre alle feindseligen Anschläge der List und Gewalt gegen unsern teuren, evangelischen Glauben und erhalte uns die kostbare Freiheit, denselben öffentlich zu bekennen. Allmächtiger Gott und Vater, wir danksagen dir, daß du uns errettet hast von der Obrigkeit der Finsternis und versetzt in das Reich deines lieben Sohnes, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden. . . . Herr Gott, himmlischer Vater! Wir danken dir von Herzen, daß durch deine allmächtige Gnade das Licht deines seligmachenden Evangeliums unsern Vorfahren aufs neue aufgegangen ist und uns bis auf diese Stunde geleuchtet hat. Sei gepriesen dafür, daß wir, frei vom Zwange menschlicher Satzungen, von Kind auf die heilige Schrift wissen, die uns unterweisen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum, der unser einiger Mittler ist."

In der preußischen Landeskirche wird am Jahresfeste des Gustav Adolf-Vereins gebetet:

„Allmächtiger Herr Gott, der du unsere Väter vor Zeiten von der Obrigkeit der Finsternis erwecket und das helle Licht deines Evangeliums wider alle Gefahren, Verfolgungen und Verwirrungen uns erhalten hast, wir bitten dich: bewahre doch auch ferner den Heilbrunnen der reinen Lehre bei uns und unseren Kindern."

Die Kirchenbücher, welche in anderen protestantischen Ländern eingeführt sind, dürften Gebete enthalten, die von den mitgeteilten wesentlich nicht verschieden sein werden.

Im mecklenburgischen Kirchengesangbuche findet sich die Strophe: [1])

> Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort,
> Und steur des Papsts und Türken Mord,
> Die Jesum Christum, deinen Sohn,
> Stürzen wollen von seinem Thron.

Mit dem Divisionsprediger Bachstein in Minden werden manche aus Leibeskräften singen:

> So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
> Muß Papst, Teufel und Höllenpfort
> Und was dem tut anhangen,
> Endlich werden zu Schand und Spott. [2])

Daß solche Gebete und Liederstrophen der Liebe entstammen und edlere Bildung bekunden, dürften mit uns nicht wenige einigermaßen bezweifeln. Indessen die Protestanten sind tolerant. „Das Herrschaftsgebiet des Papstes“, versichert P. Tschackert, „ist uns Evangelischen ein antichristlicher Greuel.“ Darauf erklärt er: „Noch einen anderen Vorzug müssen wir an der evangelischen Gesellschaft hervorheben, ihre Toleranz — im Vergleich mit der römischen Intoleranz“. [3])

Die Früchte einer derartigen Erziehung und Unterweisung bleiben natürlich nicht aus.

So entsinne ich mich, erzählt der ehemalige preußische Kultusminister Bosse (geboren zu Quedlinburg 1832), daß ich als Kind ganz erstaunt war, aussprechen zu hören, einem Katholiken dürfe man nicht trauen, alle Katholiken seien falsch, man könne sich nicht auf sie verlassen, sie hielten alles, auch alle Falschheit im Verkehr für erlaubt,

---

1) Mecklenburgisches Kirchengesangbuch. Schwerin 1869. S. 165.

2) Augsburger Postzeitung vom 1. Juli 1905.

3) Evangelische Polemik gegen die römische Kirche. 2. Aufl. Gotha 1888. S. 54. 50. 419. 201. Vgl. F. W. Schulze, Ueber romanisierende Tendenzen. Berlin 1870. S. 61 ff., 282; Döllinger, Kirche und Kirchen. München 1861. S. 68 ff.

weil sie sich in der Ohrenbeichte hinterher für alle möglichen und unmöglichen Sünden Absolution verschaffen können.

Daß die Katholiken falsch seien, schreibt ein Konvertit, ist ein in ganz Norddeutschland verbreiteter Glaube, und ich kenne ganz Norddeutschland genau, von Königsberg bis Emden. Diese „Tradition" pflanzt sich von einem Geschlecht zum andern fort, selbst zehnjährige protestantische Kinder „wissen" das schon.

Die dänische Konvertitin Baronin v. Wedel-Jarlsberg berichtet (1890): „Sie (nämlich die Katholiken) flößten mir einen unbestimmten, mit tiefem Mitleid gepaarten Schrecken ein wegen ihrer Unwissenheit und ihres Aberglaubens. Ich hatte eine solche Furcht vor ihnen, daß mich beinahe eine Ohnmacht befiel, als ich mich das erste Mal einem katholischen Geistlichen auf der Eisenbahn in Deutschland gegenübersah." [1])

Diese Erziehung hat für den Protestantismus einen geradezu unschätzbaren Wert: sie nimmt seinen Angehörigen die höchst gefährliche Neigung, die Lehre der verhaßten katholischen Kirche etwas genauer kennen zu lernen.[2])

Ehe wir an eine Prüfung der angeführten Gebete herantreten, möchten wir bemerken, daß die verschiedenen Denominationen und die in einer Landeskirche bestehenden „Richtungen" über einander nicht viel liebevoller denken und reden, als über uns Katholiken.

In ihrem geistlichen Hochmute, sagt Schulze,[3]) protestieren die Sekten gegen alles und jedes feste Kirchentum; den Baptisten ist die lutherische Kirche so gut wie die römisch-katholische ein „ungeheurer Ketzerhaufe".

---

1) Köln. Volkszeitung vom 25. u. 28. Juli und vom 27. Aug. 1905.

2) Vgl. J. W. Schulze, a. a. O. S. 324 f.; Le Protestantisme vu de Genève en 1886. Paris 1886. p. 303 s.

3) A. a. O. S. 74, 309.

Wo immer der Sektengeist auftritt, gleichviel in welcher besonderen Form oder Denomination, spricht Dresbach,[1] überall bringt er seine Geringschätzung des geistlichen Amtes, der Sakramente und des öffentlichen Gottesdienstes energisch zum Ausdruck. Sein Christentum besteht aus einer Anhäufung einzelner Atome, deren jedes sich für sich selbst zu Christo hingezogen fühlt. Die Kirche mit ihren sämtlichen Funktionen ist „Babel", das „Hurenweib": darin sind alle Sekten einig. Nur sie bilden den Kreis der Auserwählten und Heiligen, nur ihre gottesdienstlichen Handlungen haben Erfolg: der Donatismus liegt klar zu Tage. Indes, wer den Sektengottesdienst kennt, der wird es bestätigen, daß derselbe, anfangs glühend und himmelstürmend, zuletzt in ein fades, langweiliges und nichtssagendes Einerlei leerer Zeremonien herabsinkt. Der Uebergang von der selbst fabrizierten Erhabenheit bis zum Lächerlichen erfordert stets nur einen einzigen Schritt.

Die Versuche der Heilsarmee mit ihren Hallelujah-Mädchen, in Deutschland da und dort Eingang zu gewinnen, werden nicht besonders freudig begrüßt. Mag diese seltsame Karikatur des Christentums, wird im Reichsboten vom 20. Sept. 1905 gesagt, für England ihre Bedeutung haben und auch auf sozialem Gebiete manches Gute wirken, für Deutschland paßt dies englische Gewächs nicht und es wird auf deutschem Boden auch nie recht Wurzel fassen.

Von den Gemeinschaftschristen, lesen wir in der Chronik der christlichen Welt 1905, S. 373, wird unablässig in überaus kräftigen Worten das Landeskirchentum in seiner Verderbtheit illustriert durch den Hinweis auf den in ihr geduldeten Unglauben der grundstürzenden Theologie.

Der deutsche Protestantenverein erließ vor kurzer Zeit folgenden Aufruf:[2])

---

1) Die protestantischen Sekten der Gegenwart. Barmen 1888. S. 14 f.
2) Reichsbote vom 5. September 1905; Chronik der christl. Welt. 1905. S. 447.

„Die protestantische Orthodoxie strebt jetzt mit aller Kraft dahin, die ausschließliche Herrschaft in der Kirche zu erreichen. Sie hat ihre Truppen organisiert, die Ziele des Kampfes festgestellt. Nicht eine theologische Frage ist es, um welche es sich jetzt handelt, sondern darum, ob die Orthodoxie allein berechtigt sei und jede andere Richtung aus der Kirche hinausgedrängt werden solle. Wird dies erreicht, so wird jedes geistige Leben in dieser erstickt, jede Entwicklung gehindert werden. Unsere ganze Kultur, unser ganzes Staatswesen wird dadurch in verderblichster Weise beeinträchtigt werden. Denn in der Bekämpfung jeder freien, wissenschaftlichen, jeder liberalen Richtung ist die protestantische Orthodoxie im engsten Bündnis mit dem katholischen Ultramontanismus. Das ganze Kirchentum wird dann geeint im rückschrittlichen Sinne wirken. Der entschlossenste, kräftigste Widerstand ist nötig. Der deutsche Protestantenverein wird dessen Organisierung in die Hand nehmen. Er ist nach seinem Statut und seiner bisherigen Wirksamkeit dazu berufen; er hat den ersten Teil des Kampfes, den Kampf im Falle Fischer (Pfarrer bei St. Markus in Berlin), mit Erfolg durchgeführt. Dazu bedarf es einer Ausbreitung seiner Mitgliedschaft. Er bittet deshalb alle, die mit ihm gegen die Orthodoxie eine freie, lebendige Kirche erhalten wollen, ihm beizutreten.

Das „Pastorenblatt“ scheint zu ahnen, daß zwischen „Finsternis und Nacht“ und „unfreier, toter Kirche“ kein allzugroßer Unterschied ist.

Es erwidert daher sehr gereizt auf diesen Aufruf. Es schreibt: [1])

„Eine freie, lebendige Kirche?“ Eine Kirche, in welcher die Theologie eines Fischer herrscht, d. h. eine Kirche, die Christentum aus der Religion und also auch aus der Kirche hinausweist, die nicht mehr an einen persönlichen Gott glaubt, welche göttliche Offenbarung und die religiöse Autorität der Bibel verwirft — ist das noch eine Kirche, ist das noch Christentum, ist das überhaupt noch eine Religion? Das ist nichts von alledem — und was soll eine solche Nichtigkeit der Welt leisten,

1) Reichsbote vom 5. September 1905.

die in nichts als Verneinung besteht, und welcher Mensch, d überhaupt noch Religion will, kann sich damit begnügen? Die Richtung zersetzt und zerstört alles, wie die Religion, so au die Moral und damit im Zusammenhang auch die sozialen u politischen Verhältnisse, die auf der christlichen, sittlichen Wel anschauung beruhen. Tatsächlich ist sie die Richtung al Revolutionäre gewesen, und ist auch heute die Richtung d Sozialdemokratie.

Wir haben weder Lust, noch Veranlassung, uns in d häuslichen Krieg der protestantischen Prediger zu misch Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß die feindlich Brüder auch künftig in ein und derselben Landeskirche v bleiben werden. Und darum erscheint es uns und wo nicht uns allein, sondern allen, welche die Theologie kenne die an den protestantischen Fakultäten, in Tübingen, Heid berg, Berlin, Bonn, Gießen, Jena von hochangesehen Professoren vorgetragen wird, geradezu rätselhaft, wie d Kirchenbücher, denen wir die mitgeteilten Gebete entnomm haben, nicht schon seit Jahren beseitigt sind.

Sehen wir uns diese Gebete etwas genauer an.

Sie reden von „treuen Zeugen“, von „auserwählt Werkzeugen“, sind aber doch so vorsichtig, dieselben mit Au nahme Luthers nicht zu nennen. Vielleicht dürfen w Melanchthon, Zwingli, Calvin, Butzer, Knox, Bulling Oekolampadius zu ihnen zählen?[1])

Die Ausdrücke „Finsternis, Nacht, Obrigkeit der Finstern das finstere Reich des Widerchrists“ wollen nicht all Protestanten gefallen.[2])

---

1) Beim Betrachten der vier Kolossalstatuen von Luther, Melanchth Zwingli und Calvin im neuen Berliner Dom mußte der n wegische Stiftspropst Brochmann daran denken, daß auch katholischen Kirchen vier Kirchenväter aufzuweisen pflege Hieronymus, Augustin, Ambrosius und Gregor. Reichsb vom 2. April 1905.

2) Döllinger a. a. O. S. 392 ff., 487 f.

Ist das Papsttum schlechtweg vom Teufel, „vom antichristlichen Geiste erzeugt, genährt und erhalten," wie „der wahre Protestant" von Marriott behauptet, dann, bemerkt Schulze,[1]) ist es der Teufel und nicht Christus, unter dessen Leitung sich die kirchliche Entwicklung vollzogen hat, und wenn der erstere dazu die Macht gewonnen hatte, wenn er die ganze Ordnung der Kirche zu verkehren imstande gewesen ist, wer bürgt uns dafür, daß er nicht auch die Schrift verfälscht und die Christenheit in einen ganz falschen Glauben hineingetrieben hat?[2])

Daß die römische Kirche von Gott für allen andern geehrt sei, spricht Luther,[3]) ist kein Zweifel; denn daselbst St. Peter und Paul, 46 Päpste, dazu viel 100,000 Martyr ihr Blut vergossen, die Hölle und Welt überwunden, daß man wohl begreifen mag, wie gar einen besonderen Augenblick Gott auf diese Kirche habe.

Wir bekennen, schreibt er elf Jahre nach seinem ersten Auftreten wider Rom, daß bei dem Papsttum viel christliches Gut, ja alles christliche Gut sei und auch daselbst hergekommen sei an uns; wir bekennen, daß im Papsttum sei die rechte heilige Schrift, rechte Taufe, recht Sakrament des Altars, rechte Schlüssel zur Vergebung der Sünde, recht Predigtamt, rechter Katechismus, als das Vater Unser, zehn Gebote, die Artikel des Glaubens . . . Ich sage, daß unter dem Papsttum die rechte Christenheit ist, ja der rechte Ausbund der Christenheit und viel frommer und großer Heiliger.[4])

---

1) A. a. O. S. 327 f.

2) Nach dem Konfutationsbuch (1559) ist gleich nach der Zeit der Apostel die Lüge und das Verderbnis in die Kirche hereingebrochen und in dem antichristlichen Reiche des Papsttums durch die Einwirkung des Teufels immer größer geworden, bis Gott in Luther einen neuen Apostel erweckt und sein heiliges Wort von neuem uns offenbart hat. Janssen, Deutsche Geschichte 4, 13, 35.

3) A. W. Schulze, a. a. O. S. 71.

4) A. a. O. S. 262.

Es hat also den Anschein, gesteht Schubert,[1]) als Rom der Welt, wie die apostolische Glaubensregel, aus d heute noch unsere Kinder ihr Christentum lernen, so Auswahl der heiligen Schriften geschenkt habe, von der auch das evangelische Bibelvolk lebt.

In einem Briefe an den Hochmeister Albrecht von Preu (1532) erklärte Luther: „Es ist gefährlich, etwas zu hö und zu glauben wider das einträchtige Zeugnis, Glau und Lehre der ganzen heiligen christlichen Kirchen, so von Anfang her nun über fünfzehnhundert Jahre aller W einträchtiglich gehalten hat. . . . Kann Gott nicht lüg also auch die Kirche nicht irren.[2])

Mit diesen Worten verurteilt Luther sein Auftreten u Wirken, ohne es zu merken. Hat „der fromme Zeuge d Wahrheit" in diesen Jahren die Wahrheit gesprochen o damals, als er für die Seinigen den Papsthaß erflehte, als er das Papsttum für eine Stiftung des Teufels erklä und zur Ermordung des Papstes und der Kardinäle a forderte?[4])

Am 6. Juli 1530 schrieb Melanchthon an den päp lichen Legaten Campeggio:

„Wir haben kein Dogma, welches von der Lehre d römischen Kirche verschieden ist. Auch sind wir bereit, d römischen Kirche zu gehorchen, wenn sie vermöge der Mil welche sie zu jeder Zeit gegen alle Völker bewiesen hat, einig Wenige stillschweigend übersieht oder nachläßt, was wir, we

---

1) H. v. Schubert, Grundzüge der Kirchengeschichte, Tübing 1904. S. 56.

2) Jarcke, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformatio Schaffhausen. 1846. 1, 43 f.; O. Klopp, Studien über Katho zismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschla Schaffhausen 1857. S. 71 ff.

3) Hase, Kirchengeschichte. 9. Aufl. Leipzig 1867. S. 403.

4) Hundhausen, Kirche oder Protestantismus? Mainz 1883. S. 222

wir auch wollten, doch nicht abändern könnten. Wir verehren die Autorität des römischen Papstes und die ganze Kirchenverfassung mit Ehrfurcht, wenn nur der Papst uns nicht verstößt. Aus keinem anderen Grunde werden wir in Deutschland mehr gehaßt, als weil wir die Lehren der römischen Kirche mit größter Standhaftigkeit verteidigen. Diese Treue werden wir Christo und der römischen Kirche bis zum letzten Atemzuge erweisen, selbst dann, wenn ihr uns zu Gnaden aufzunehmen verweigern werdet."[1])

Wollte der „Reformator" mit diesen Worten den päpstlichen Legaten belügen und betrügen? Wer diese Frage bejaht, wird zugeben müssen, daß zwei Bekenntnisschriften, die Augustana und die Apologie derselben, von welchen erstere am 23. Juni, letztere am 22. September 1530 dem Kaiser Karl V. zu Augsburg überreicht wurden, von einem Manne verfaßt sind, der — sagen wir: im Jahre 1530 — keine besondere Achtung verdiente.

Nicht die katholisierenden, sondern die angeblich und konsequent protestantischen Richtungen, bemerkt K. Lechler,[2]) sind der Ruin des Protestantismus.

„Herr, unser Gott und Vater, . . . du hast uns versetzt in das Reich deines lieben Sohnes." Was ist's mit uns Katholiken? Der „milde" Melanchthon gibt uns auf diese Frage Antwort. Es „sollen alle Christen, so will er,[3]) vom Papst und seinen Gliedern oder Anhang als von des Antichrists Reich weichen und es verfluchen."

Im Jahre 1537 wußte Melanchthon nicht mehr, daß er der Sohn christlicher Eltern war. In dem gleichen Jahre

---

1) Möller-Kawerau, Lehrbuch der Kirchengeschichte 3², 100. Freiburg 1899; Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, 3, 168. Freiburg 1881.

2) Die Konfessionen in ihrem Verhältnisse zu Christus. Heilbronn 1877. S. 201. Vgl. M. Morawski, Abende am Genfer See. 1904. S. 201.

3) J. T. Müller, Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, deutsch und lateinisch. 1882⁵. S. 336 f.

erklärte Luther:[1]) „So wenig wir den Teufel selbst f
einen Herrn oder Gott anbeten können, so wenig könn
wir auch seinen Apostel, den Papst oder Endechrist, in sein
Regiment zum Haupt oder Herrn leiden. Denn Lügen u
Mord, Leib und Seel zu verderben ewiglich, das ist se
päpstlich Regiment eigentlich, wie ich dasselbe in viel
Büchern beweiset habe."

Die „auserwählten Werkzeuge", Luther, Melanchth
Zwingli, Calvin lehren, daß der Papst der Antichrist
Kein „rechtgläubiger" Protestant wird es wagen, diese Le
zu bezweifeln und zu bestreiten.

Aber es ist doch etwas bedenklich, diese Lehre anzunehm
Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und den ori
talischen (der Calvinismus dem Muhammedanismus glei
gestellt) dafür bekommen, schrieb Hoe von Hohenegg, ist
Wahrheit ein schlechter Vorteil.[2])

Wie verhält es sich mit der „Befreiung von Mensch
satzung und vom Joche der Knechtschaft"?

Luthertum, Zwinglianismus, Calvinismus, Union sin
doch Menschensatzungen, von Menschen eingeführt und e
halten worden.

König Wilhelm I. von Preußen, erzählt Hase,[3]) hat
der freien Entwicklung der Kirche bereits eine Bürgscha
gegeben, als er seinen Sohn mit absichtlicher Oeffentlichke
in die Freimaurerloge aufnahm (5. Nov. 1853), zu ein
Zeit, als diese durch die evangelische Kirchenzeitung exkom
muniziert war. In der Ansprache für das erste Ministeriu
seiner Wahl (8. Nov. 1858) sprach er seinen festen Will
aus, die Union, deren segensreichem Wirken eine eingedrunge
mit dem Wesen der evangelischen Kirche unverträgliche Orth

1) A. a. O. S. 309.

2) Herzogs Real-Encyklopädie für protestantische Theologie u
Kirche. 6². 177. Vgl. F. W. Schulze, a. a. O. S. 339 f.

3) A. a. O. S. 611.

doxie in den Weg getreten sei, bis zur Gefahr ihres Zerfallens aufrecht zu erhalten und weiter zu fördern, alle Scheinheiligkeit aber, welche sich im Gefolge dieser Orthodoxie angestellt und die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen gemacht habe, möglichst zu entlarven.

Diese Worte sind wohl deutlich genug. Hätte Wilhelm I. die Union, das Werk seines Vaters Friedrich Wilhelm III., preisgegeben, sie wäre höchst wahrscheinlich zerfallen.[1])

Die Lutheraner geben sich keine Mühe, sie zu erhalten.

Die größte unierte Landeskirche, sagt Brauer, Stiftsprediger in Eisenach,[2]) will beide Konfessionen fortbestehen lassen, also eine Kirche bilden, in der man in allem möglichen einig ist, nur in der Lehre nicht. Ich brauche nicht zu sagen, daß evangelisch-lutherische Christen gegen solche Union protestieren, solange § 7 der Augustana noch für sie Geltung hat.

Dieser Paragraph oder Artikel lautet, lateinisch:[3]) Item docent, quod una sancta ecclesia perpetuo mansura sit. Est autem ecclesia congregatio sanctorum, in qua evangelium recte docetur et recte administrantur sacramenta. Deutsch: Es wird auch gelehret, daß alle Zeit müsse eine heilige christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heilige Sakrament laut des Evangelii gereicht werden.

Der deutsche Text weicht von dem lateinischen ab. Aber weshalb sollten sie miteinander übereinstimmen? Weshalb

---

1) Vgl. C. Schulz, Die Union. Gotha 1868. S. 101 ff., 302. E. Förster, Die Entstehung der preußischen Landeskirche unter Friedrich Wilhelm III. Bd. I. Tübingen 1905. Ad. Zahn, Abriß einer Geschichte der evangelischen Kirche auf dem europäischen Festlande im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1886. S. 16 ff.

2) Wogegen haben wir als evangelisch-lutherische Christen zu protestieren? Leipzig 1905. S. 14 f.

3) J. T. Müller, a. a. O. S. 40.

sollte Melanchthon die Bekenntnisschrift nicht ändern d
die er verfaßt hat?[1])

In der Augustana heißt es, daß „alle Zeit eine
christliche Kirche sein und bleiben müsse, in der das
gelium rein gepredigt wird" — und nach den Kirchenb
ist troß der Verheißung des Heilands[2]) „lange Nac
Finsternis" eingetreten, ist „die Obrigkeit der Finsterni
Herrschaft gekommen.

Es war nicht Luther, es war der Landesherr,
Kursachsen die lutherische Kirche errichtete. Und n
Sachsen geschah die Einführung des Luthertums i
übrigen Ländern, in welchen es zur Herrschaft gelangte
die weltlichen Machthaber.

Der Beschluß des Reichstages zu Speyer (1526
jedem Landesfürsten, jeder Reichsstadt, jedem Reich
gestattete, in kirchlichen Dingen zu tun, was er wollte, b
Dittmar,[3]) ist die gesetzliche Grundlage für die Entw
der deutschen Landeskirchen geworden.

Der Beschluß eines Reichstages ist nach unserer
eine Menschensatzung.

Der Zwinglianismus wurde zuerst in Zürich und
durch die bürgerliche Obrigkeit eingeführt.[4])

(Fortsetzung folgt.)

---

1) K. Müller, Symbolik. Erlangen 1896. S. 259 f.;
Symbolik. Gütersloh 1897. S. 80 ff.

2) Matth. 16, 18; 28, 20; Joh. 14, 16, 17. Vgl. D
Christentum und Kirche in der Zeit der Grundlegung.
burg 1860. S. 226; Hettinger, Lehrbuch der Funda
theologie. Freiburg 1879. 2, 104 ff.

3) Geschichte des deutschen Volkes. Heidelberg 1891. S. 2,

4) Möller-Kawerau a. a. O. 3, 51 f.

XXV.

Die Revolution in Rußland und ihre Ursachen.

Petersburg, Ende Januar 1906.

Rußland ist ins Herz getroffen, denn Moskau ist das Herz Rußlands und dieses hat revoltiert. Jenes Moskau, das stets als Sitz konservativer Ideen angesehen wurde, die erste Hauptstadt, „das Mütterchen", das dem Russen so teuer ist, wie dem Muselmann sein Mekka, jenes Moskau war eine ganze Woche lang der Schauplatz revolutionärer Greuel und wüster Straßenkämpfe, bei denen entsetzlich viel Blut geflossen ist. Mehr als 500 Menschen sind ums Leben gekommen, zahlreiche Häuser sind in Trümmer geschossen worden, viele Magazine sind ausgeraubt, mehrere Fabriken sind demoliert und zahllose Geschäftsleute sind ruiniert. Die Zahl der Revolutionäre betrug gegen 35000, die von ganz Rußland und auch vom Auslande, besonders aus Genf, zusammengeströmt waren, um einen Hauptstreich gerade gegen das Herz Rußlands zu führen. Doch sind, Gott sei Dank, alle diese bösen Absichten der Revolutionäre vereitelt worden; die Revolution ist vollständig mißlungen, die Revolutionäre sind auf der ganzen Linie geschlagen, die Barrikaden, die nach allen Regeln raffinierter Fortifikationsmethoden erbaut waren und uneinnehmbar schienen, sind bis auf die letzte weggeräumt, zahlreiche Nester der Revolutionäre sind ausgehoben worden und die Arbeiter selbst haben die Hauptthetzer vielfach ausgeliefert. Bei Inszenierung des bewaffneten Aufstandes haben sich die Führer der Revolutionspartei nach zwei Richtungen hin arg verrechnet. Erstens hatten sie auf eine tätige Anteilnahme viel breiterer Bevölkerungsschichten am

Aufruhr gehofft. Die erdrückende Mehrheit aber der Moskauer Bevölkerung, der sogenannte Mittelstand, verhielt sich der Revolution gegenüber teilnahmslos. Nicht die geringste moralische oder gar tätige Unterstützung haben die Revolutionäre in der Gesellschaft gefunden. Eher war das Gegenteil der Fall. Von den Liberalen sind gar viele durch die verschiedenen Manifeste zufriedengestellt und sind auf den rechten Flügel hinübergeschwenkt. Bei anderen, die anfangs noch revolutionär gesinnt waren, haben die tollen Todesurteile der Revolutionäre, durch welche z. B. der Chef der Geheimpolizei den Armen seiner Frau entrissen und trotz der Bitten seiner unmündigen Kinder erschossen wurde, eine Sinnesänderung bewirkt. Die Russen sind nämlich ungemein sentimental und fast durchgängig für Abschaffung der Todesstrafe. Als sie nun hörten, daß dieselben Revolutionäre, die noch vor drei Wochen einen Streik proklamierten, um die Abschaffung der Todesstrafe und die Begnadigung der Kronstädter Meuterer zu erzwingen, selbst Todesurteile fällten und in barbarischer Weise vollstreckten, ging ein Sturm der Entrüstung und des Entsetzens durchs Land und hat alle Unentschiedenen zur Besinnung und auf die rechtsstehende Seite gebracht und in Reaktionäre verwandelt. Ein jeder sagte sich mit Alphons Carr: „que Messieurs les assassins commencent d'abord avec l'abolition de la peine de mort".

Wichtiger aber noch als die Indifferenz der Mittelklassen war für den Verlauf der Revolution das Ausbleiben eines anderen Faktors, auf den man mit größter Sicherheit gerechnet hatte. Das Militär blieb wider Erwarten seinem Eide und seinem Kaiser treu und die Truppenteile, die nicht ganz sicher waren, wie z. B. das Rostowsche Regiment, wurden in den Kasernen zurückgehalten, obwohl sich hin und wieder ein großer Truppenmangel fühlbar machte. Das Militär, das anfangs schonend vorging, geriet nach und nach durch die Schüsse aus dem Hinterhalt in Wut und suchte jeden gefallenen Kameraden zehnfach zu rächen. So kam

es, daß 5000 Mann die 35,000 Revolutionäre in 4 Tagen völlig aufrieben, die Führer gefangen nahmen und die Uebrigen zur Uebergabe der Waffen zwangen.

Eine andere Gefahr für Rußland bilden die Agrarunruhen durch die Bauern. In manchen Provinzen hausten die Bauern wie die Hunnen. Sie führten das Getreide und das Futter in hunderten von Wagen fort und, was sie nicht fortführten, verbrannten sie, den Pferden schnitten sie die Zungen aus, brachen den Schafen die Beine, trieben das Großvieh fort und ertränkten das Kleinvieh. Die landwirtschaftlichen Maschinen wurden zerstört, die Zuckerfabriken emoliert und die wertvollen Kunstgegenstände und Kollektionen, e die Gutsbesitzer durch Jahrhunderte auf ihren Gütern ufgespeichert hatten, wurden zerschlagen und vernichtet, so daß underte von reichen Gutsbesitzern jetzt völlig ruiniert sind. ie Regierung war bei den großen Entfernungen nicht imnde, dem Vandalismus überall rechtzeitig Einhalt zu tun. st jetzt fängt sie an, die Ordnung wieder herzustellen, so ß auch von dieser Seite keine weitere Gefahr droht. — ie so oft, hat auch hier die Regierung nur geerntet, was e gesäet hat. Die Regierung war es, die dem Bauern den griff von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Privatsitzes benahm, indem sie unzählige Güter, besonders von atholiken, auf administrativem Wege konfiszierte. Der umme Bauer begreift nicht, daß „quod licet Jovi, non et bovi". Er glaubt sich um so mehr zur Besitzergreifung mden Gutes berechtigt, als er noch vor fünfzig Jahren beigener des Gutsbesitzers und als solcher im Notfalle das Nötige von seinem Herrn zu nehmen berechtigt war. der kurzen Zeit von 50 Jahren hat er nicht gelernt, ischen mein und dein zu unterscheiden.

Nicht so beruhigend sind die Nachrichten aus dem ukasus, der von einer großen revolutionären Bewegung ßt ist, zu deren Unterdrückung ein großer Aufwand von ft erforderlich ist. Im nördlichen Kaukasus waren ganze

Städte, sowie die Wladikawkasbahn in den Händen d
Revolutionäre. Diesen haben sich die kaukasischen Völk
schaften angeschlossen, die mit den Terrainverhältnissen g
vertraut sind und mit den Waffen sehr gut umzugehen ve
stehen, so daß ihre Unterwerfung langwierige Kämpfe erforde
dürfte. In Transkaukasien hat sich die Bewegung no
intensiver geäußert. Garien, Mingrelien und Imeretien si
in den Händen gut bewaffneter Eingeborener. Die Stä
Kutaïs, Poti und Batum sind vollständig von Tiflis a
geschnitten und ganz in den Händen der Revolutionäre, d
für jedes ankommende Schiff eine Steuer von 800 Ru
erheben. Kürzlich wurden drei Kriegsschiffe dahin abgeschi
die hoffentlich die Ordnung bald wieder herstellen werde
Die Bewegung geht aber nicht bloß gegen die Regierun
sondern ist mehr national. Zwei Volksstämme, die Armeni
und Tataren, wurden von der Regierung seit vielen Jahr
systematisch gegeneinander gehetzt. Die Zurücksetzung d
Armenier und die Bevorzugung der Tataren hat unter d
letzteren einen solchen Uebermut hervorgerufen, daß sie glaub
sich alles gegen die Armenier erlauben zu dürfen. Es
gar nicht abzusehen, wie diese beiden Volksstämme in Z
kunft friedlich nebeneinander leben sollen. Wie jetzt d
Sachen liegen, scheint nur die Vernichtung des einen Volk
stammes durch den andern einen dauernden Frieden z
versprechen.

Am ärgsten von allen revolutionären Bewegungen h
die baltische oder lettische gewirtschaftet. Die ‚Nowoe Wremj
berechnet die Zahl der Revolutionäre in den baltischen Pr
vinzen auf 63,000 Mann. Diese hatten sich anfangs Dezemb
trotz des Protestes des Gouverneurs durch Delegierte
Riga versammelt. Ueber 1500 Mann fanden sich ein u
es wurde von ihnen folgendes beschlossen: 1. Alle gege
wärtig bestehenden Gemeindeämter sind aufzuheben. 2.
jeder Gemeinde sollen fünf Personen gewählt werden a
Exekutivkomitee, zu dem auch Frauen gehören können. Die

Komitee führt die Gemeindeangelegenheiten, organisiert eine Gewissensgerichtsbarkeit und erläßt allgemeine Bestimmungen. 3. In Riga soll durch eine allgemeine Delegiertenversammlung ein Föderativkomitee gebildet werden, das die oberste Instanz der lettischen Politik sein und zugleich die Tätigkeit aller Gemeindekomitees nach einem einheitlichen Plane leiten soll. 4. Jede Zahlung an den Fiskus und die Gutsbesitzer soll eingestellt werden. 5. Das ganze gegenwärtige Schulsystem ist aufgehoben und ein neues Lehrprogramm ohne Religionsunterricht ist aufzustellen. Als Frist dieser Organisation ist der 10. Dezember festgesetzt.

Diese fünf Punkte wurden aufs genaueste in Anwendung gebracht. Die Behörden wurden in allen Städten und Flecken, mit Ausnahme von Libau und Mitau abgesetzt und revolutionäre eingesetzt. Alle bestehenden administrativen, gerichtlichen wie überhaupt staatlichen Institutionen wurden vollständig ignoriert, keine ihrer Vorschriften wurde beachtet, auch keine Verhandlungen wurden mit ihnen geführt und, wenn die Aufrührer zu Exekutionen oder Arrestationen erschienen, mußte sich die ganze Gemeinde ihnen bewaffnet entgegenstellen. Zum Präsidenten des in Punkt 3 erwähnten Föderativkomitees wurde der Jude Maxim gewählt, der überallhin stark bewaffnete fliegende Mordbrennerkolonnen entsandte, die die Gutshöfe einäschern und die vom Komitee gefällten Todesurteile vollstrecken mußten. Mehr als 100 Schlösser sind mit allen geschichtlichen und künstlerischen Schätzen ein Raub der Flammen geworden. Die Gutsbesitzer sind ermordet oder vertrieben, das Gutsland wurde unter Knechtsassoziationen verteilt, die Zahlungen von Pacht und Steuern hatten aufgehört, den Truppen wurden förmliche Schlachten geliefert, die merkwürdigerweise vielfach siegreich für die Aufständischen ausfielen. Erst jetzt, wo 80,000 Mann in das Land gesandt sind, beginnt der Aufstand abzuflauen, die ärgsten Revoltionäre werden standrechtlich erschossen, andere sind geflohen, darunter auch Maxim, der mit echtjüdischer Frechheit auf dem Schiffe

„Wolga", das die Flüchtlinge aufnahm, eine rote Fah entfaltete und eine revolutionäre Rede hielt. Die Gemeind bitten jetzt um Verzeihung, die Waffen werden massenha abgeliefert, die Morde werden seltener (gestern wurden n noch 13 gemeldet), die Brandstiftungen vermindern sich u so scheint allmählich wieder alles ins Geleise zu komme nachdem völlig nutzlos Ströme von Blut geflossen u namenloses Elend über Einzelne wie ganze Gemeinden gebra wurde. Die französische Revolution ist jetzt durch die russisch was die Zahl der Opfer betrifft, längst in den Schatten gestel

Welches sind nun die Ursachen daß die revolutionä Propaganda in drei so weit auseinanderliegenden und grundverschiedenen Bevölkerungsklassen einen so fruchtbar Boden gefunden hat? Wie kommt es, daß Fabrikbesitze wie Arbeiter, daß Staatsbeamte, ja sogar wirkliche Staat räte mit dem Titel Exzellenz, daß Offiziere und sogar e Generalmajor, daß Professoren und Direktoren von Gymnasi ebenso revolutionär gesinnt sind, wie die Studenten? W kommt es, daß staatlich angestellte Ingenieure, Station vorsteher, Traktionschefs und Eisenbahndirektoren tätige Mi glieder der revolutionären Partei sind? Der Gründe gi es viele. Einige derselben sind allgemeiner Natur, ande für jeden Revolutionsherd besondere.

Daß es überhaupt zu einer solchen Revolution komme konnte, das verdanken wir Witte und seiner Regierung. Na der Proklamation des Manifestes vom 30. Oktober hatte wir einen Herkules nötig, der den Augiasstall und den Wu von willkürlichen Gesetzen und Verordnungen aufgeräum und dem Volke wenigstens die wichtigsten Freiheiten verliehe hätte. Ein solcher Herkules war aber Witte nicht, ja se oft gemachtes Geständnis, daß er sich im russischen Vo getäuscht habe, beweist, daß er nicht einmal ein weitblickend Staatsmann ist. Witte wird bei Hofe sowohl, wie von d Aristokratie gehaßt und nur als notwendiges Uebel gedul deswegen sucht er sich auf das Volk zu stützen und trach

bei ihm lieb Kind zu sein. Deswegen hatte er auch schon Ende Oktober einem Botschafter, der ihn um Schutz für die Botschaft bat, geantwortet, daß er ihn eines solchen Schutzes nicht versichern könne, „da er nicht die Absicht habe, der Palatsch (Henker) des russischen Volkes zu sein“, d. h. daß er das aufständische Volk nicht mit Gewalt niederdrücken wolle. So kam es, daß das Gesindel und besonders die Juden, die, wie auch die jüdische „Molwa“ gesteht, das Hauptkontingent zu den Revolutionären lieferte, immer frecher wurden und immer drohender das Haupt erhoben. Ein Revolutionär sagte neulich: Wenn Witte gleich am Anfange drei Revolutionäre am Newsky öffentlich aufgeknüpft hätte, wäre die Revolution im Keime erstickt worden. Dies ist sehr wahrscheinlich, weil die Juden, solange es keine Gefahr gibt, ungeheuer mutig sind, so daß man glauben möchte, der Geist der Makkabäer sei über sie alle gekommen; sobald man aber energisch auftritt, nehmen sie Reißaus und der Mut verläßt sie ebenso schnell, wie er über sie gekommen ist. Dies hat sich in Moskau, Odessa, Rostow und jetzt in Kurland gezeigt. Besonders stark zeigen sich die russischen Juden im Anfertigen und Werfen von Bomben und der konservative Abgeordnete Oldenburg hat im Deutschen Reichstage mit Recht gesagt: „wo eine Bombe geworfen wird, ist ein Jude dabei“. Im Kriege war es ganz anders. Schon während der Mobilisation wandten sie alle Mittel an, um dem Militärdienst zu entgehen, sie wanderten in Massen ins Ausland aus oder fügten sich Verletzungen zu. Laut offiziellen Daten konnten von 59,262 im Jahre 1904 nur 21,371 Mann in Dienst gestellt werden. Auf dem Kriegsschauplatze angekommen, versuchten sie, auf inaktive Posten zu gelangen, wenn ihnen das nicht gelang, simulierten sie verschiedene Krankheiten, desertierten oder ergaben sich einfach dem Feinde. So desertierten aus einer Division vom 1. April 1904 bis zum 1. Juli 1905 nicht weniger als 256 Juden, während von den anderen Nationalitäten nur 8 Mann entliefen. Dies

alles beweist, daß man den revoltierenden Juden nur energ
entgegenzutreten braucht, um vor ihnen Ruhe zu bekomm
Nur in den Zeitungen und den Witzblättern, die, wie
mich selbst in den betreffenden Typographien überzeugte,
nur von Juden geschrieben werden, lagern sie ihr revolutionä
Gift ab. Man sagt, daß die älteren und einsichtige
Juden trostlos sind über das Treiben des revolutionä
jüdischen „Bundes", der die Arbeiter vollständig beherrs
weil sie mit Recht fürchten, daß die aufgewiegelten Ma
sich später gegen die Juden wenden werden. Schon j
hört man bald da, bald dort von Judenhetzen, die n
zahlreicher zu werden drohen, wenn die betrogenen Arbe
erst zur Einsicht kommen und den Betrug der jüdischen He
erkennen werden. Denn das Volk ist durchaus nicht repu
kanisch, nicht revolutionär gesinnt, republikanisch sind nur
Juden, die Studenten und eine kleine Zahl verführter Arbei
An verschiedenen Orten, wie in Odessa und Tomsk hat
Volk sogar furchtbare Rache an den Lästerern des Kais
genommen. In letzterer Stadt wurden 300 Revolution
lebendig verbrannt vor den Augen des kaltblütig zusehen
Volkes. Das schon hätte für Witte eine Lehre sein sol

Was weiter der Revolution den Boden geebnet
war der gänzliche Mangel an Vertrauen zur Regierung
allen Volksschichten. Durch das Manifest vom 30. Okto
waren verliehen: die Freiheit der Persönlichkeit, die Gewisse
freiheit, die Versammlungsfreiheit, die Freiheit der Pr
und die Freiheit des Wortes. Die Freiheit der Persönlich
sollte vor allem den administrativen Maßregelungen
Ziel setzen. Niemand sollte mehr auf administrativem W
verschickt oder sonst bestraft oder eingesperrt werden könn
Niemand soll das Recht haben, in meine Wohnung
zudringen, um zu untersuchen, ob die von mir niedergesch
benen Gedanken auch der administrativen Gedankenricht
entsprechen. Der Paßzwang hätte logischerweise fallen sol
ebenso der Ehepaß einer vom Manne getrennten Frau, di

den die Frau ganz der Willkür des Mannes überantwortet wurde, was oft zu einem wahren Martyrium der Frau führte. Auch die Standesunterschiede hätten aufgehoben werden sollen. Bekanntlich ist in Rußland die Bevölkerung eingeteilt 1. in Adelige, 2. Geistliche, 3. erbliche Ehrenbürger, 4. Kaufleute, 5. Kleinbürger und 6. Bauern. Einer dieser Klassen mußte jeder angehören und bei ihr als ständischer Organisation angeschrieben sein. Nach dem Manifest sollte ein jeder seine Beschäftigung nach Belieben wählen können, der Bauer sollte Kaufmann sein können, wenn er einen Handelsschein löst, ein Ehrenbürger kann den Pflug führen, ohne sich bei einer Wolost anschreiben zu müssen. Jeder sollte in den Staatsdienst treten können, nicht wie bisher, bloß der Adel, jeder Bauer sollte seine Kinder studieren lassen können, wenn er die Mittel und die Kinder das Talent dazu haben; nicht bloß den Hoflakaien sollte das beneidenswerte Recht zustehen, in die Staatskanzleien als Diurnisten aufgenommen zu werden; die Arbeiter sollten jetzt das Recht haben, auf dem Trottoir zu gehen, wie alle anderen, nicht mehr wie die Pferde in der Mitte der Straße. Sollte! sollte! auch nicht eine dieser Freiheiten wurde verwirklicht. Der Paß ist noch ebenso notwendig wie zuvor, der Ehepaß ebenso, täglich gibt es Haussuchungen, täglich administrative Verbannungen, täglich muß sich jeder zu einer der ständischen Organisationen anschreiben lassen.

Ebenso ist es mit der Gewissensfreiheit. Schon im April wurde im Manifest bestimmt, daß die Katholiken das Recht haben, Kirchen zu bauen, wenn sie nachweisen, daß sie dazu das nötige Kapital haben und die bautechnischen Vorschriften beobachten, sodaß sie also nicht mehr die Erlaubnis des russischen Bischofes nachzusuchen brauchen. Zudem wurde im Manifest vom 30. Oktober volle Religionsfreiheit zugesagt. Nun wollte ein hiesiger Priester in einer Arbeitervorstadt eine Kirche bauen, mußte aber den ganzen Instanzenweg einhalten und um die Genehmigung des russischen

Erzbischofes ersuchen, wie zuvor. So ist es mit allem. N
die Preß- und Versammlungsfreiheit wurden zugestand
und in zwei Dritteln aller Gouvernements wird auch die
Zugeständnis illusorisch, weil in ihnen entweder der „v
stärkte Schutz" oder der Kriegszustand eingeführt ist. —
soll man noch Vertrauen haben zur Regierung!

Dagegen sind die Revolutionäre freigebig mit al
diesen Freiheiten. Sie versprechen noch außerdem: 1.
Besetzung der Polizei- und Landesämter mit Landes
gesessenen, die der Landessprache kundig sind; 2. Aufhebu
des Sprachenzwangs im Polizei-, Justiz- und Verwaltung
dienst; 3. Einführung der Muttersprache als Unterricht
sprache in der Schule und 4. Aufhebung der bureaukratische
Bevormundung der Kommunalverwaltungen. Ist es da zu
verwundern, wenn die Revolutionäre großen Zulauf habe
und alle Unterdrückten sich auf ihre Seite schlagen und ihne
Erfolg wünschen?

Ein dritter Grund der weiten Ausbreitung der Revo
lution ist ein ganz unglaublich großer Mangel an Pflicht
bewußtsein bei den meisten Beamten, wie bei allen übrige
Volksschichten, der jedem Fremden sofort auffällt und ih
auf das unangenehmste berührt. Je höher der Beamte steht
um so mehr glaubt er sich berechtigt, seine Pflicht zu ver
letzen und die Bureaustunden abzukürzen. Der gewöhnlich
Beamte geht um 10 Uhr in den Dienst bis 3 Uhr, de
Tischvorsteher kommt erst um 11 Uhr, der Abteilungsche
um 12 Uhr, der Vizedirektor des Departements kommt u
1 Uhr, der Direktor um 2 Uhr. — Am 18. Dezembe
erschien eine Mitteilung der Regierung, in der gesagt is
daß es „unzulässig sei, daß die Beamten, die ihre Vol
machten vom Staat erhalten und in dessen Auftrage handeln
heimliche Feinde der bestehenden Staatsordnung seien, de
Absichten der Regierung zuwiderhandeln und die ihr feind
lichen Bestrebungen unterstützen. Ehre und Eid verpflichte
alle im Dienste Seiner Kaiserlichen Majestät stehenden Be

amten, genaue und gewissenhafte Vollstrecker des kaiserlichen Willens zu sein. . . . Die Regierung wird weiterhin keine Beamten im Dienste dulden, welche der Durchführung ihrer Absichten Widerstand leisten und der gesetzlichen Gewalt nicht gehorchen. Solche Personen müssen ihre Posten verlassen und anderen abtreten, die ihre Kräfte in den Dienst des Staates stellen." Wäre so etwas nötig bei nur etwas Pflichtbewußtsein? Wo in der Welt würde ein Beamter es wagen, es offen mit der Revolution zu halten? Mit Recht hatte Bismarck schon im Jahre 1867 gesagt: „Rußlands höchste Adelige sind intelligent, seine Bauern sind die besten Kerls von der Welt, aber die Mitte ist faul. Der Beamtenadel ist ein giftiges Geschwür, das Rußlands Eingeweide hinwegfrißt." Und ein andermal sagte er: „Der Russe ist ein liebenswürdiger Mensch. Er hat Geist, Phantasie, ein angenehmes Benehmen, gesellige Talente; aber täglich auch nur 8 Stunden zu arbeiten, und das 6mal in der Woche und 50 Wochen im Jahre, das bringt in Ewigkeit kein Russe fertig."

Einen weiteren Grund für die revolutionäre Propaganda gab ein von der „russischen Liga der Anhänger der Selbstherrschaft" verfaßter Aufruf, der in der Druckerei der Stadthauptmannschaft, wo nur offizielle Akten gedruckt werden, erschien. Dies Aktenstück hat große Erbitterung hervorgerufen und geradezu Oel ins Feuer gegossen, weshalb das Markanteste hier folgen soll. „. . . Das Manifest gibt weder in seiner Form noch in seinem Inhalte einen Hinweis, daß der Herr und Kaiser auf seine selbstherrliche Gewalt verzichtet hat, die ihm durch die Gnade Gottes und durch das russische Volk verliehen worden ist. Daraus folgt aber, daß, wenn es dem Kaiser genehm gewesen wäre, auf diese Gewalt zu verzichten, es unzweifelhaft nur für seine Person geschehen wäre, und diese Gewalt wäre dann auf seinen Thronerben übergegangen. Wenn aber Seine Majestät es gewünscht hätte, die bestehende Regierungsform zu ändern und anstatt der

Autokratie eine Konstituton zu geben, so hätte er es in der Auferstehungskathedrale zu Moskau getan; da er dies nicht getan hat, so ist klar, daß er auf die Selbstherrschaft nicht verzichtet hat. In den späteren Manifesten nennt er sich immer noch Selbstherrscher, die Kirche betet für ihn als den allerselbstherrlichsten Kaiser. So ist das Manifest der beste Beweis für die Unerschütterlichkeit der Autokratie." Die Regierung scheint also diesen Aufruf und diese Ansicht zu protegieren, und dabei verlangt sie Vertrauen!

Einen fünften Grund für die revolutionäre Propaganda gab die Unselbständigkeit des Volkes ab. Von jeher war es in der Sklaverei gehalten, auf Schritt und Tritt ward es bevormundet, jede seiner Handlungen wurde ihm polizeilich vorgeschrieben, so daß es alle Selbständigkeit eingebüßt hatte und, jeder Initiative bar, gewohnt war, sich einem jeden energischen Kommando zu fügen. So fügte es sich auch hier und zwar um so mehr, als die Revolutionäre ihm vorlogen, es sei in Petersburg bereits eine neue Regierung eingesetzt, eine Lüge, die bei dem Telegraphenstreik nicht widerlegt werden konnte.

Ein sechster Grund war die Verwilderung des Volkes, das nie eine Predigt, nie einen Religionsunterricht erhielt und deswegen der nahenden Versuchung, in Gestalt der Sozialdemokraten, nicht zu widerstehen vermochte.

In den baltischen Provinzen kam dazu noch eine lange jährige systematische Verhetzung der Deutschen durch die Regierung. Seit Jahrzehnten hatte die Bureaukratie bo eine Politik künstlicher Russifizierung befolgt. Die Schulen wurden russifiziert, die deutsche Unterrichtssprache wurde a geschafft, die Orthodoxie verbreitet, russische Beamte wurden hingestellt, die das Land nicht kannten und seinen geistigen Bedürfnissen feindlich gesinnt waren. So wurde der Einflu der Deutschen paralysiert, die lettische und estnische Be wegung direkt gefördert. Die Einführung der allgemeine Gerichtsinstitutionen, die Errichtung der Kreischefsämter, vo

allem die Einführung der russischen Sprache in den Schulen und den Gerichten wurden von den Letten und Esten als Maßnahmen aufgefaßt, die gegen die Deutschen gerichtet waren. Alle diese Umstände aber benützten die Letten und Esten, um die städtischen Kommunalverwaltungen in die Hände zu bekommen, ihr nationales Vereinswesen und ihre Presse zu entwickeln, sie waren aber keineswegs willens, sich russifizieren zu lassen. Die nationalistische Presse, die Sakala, Walgus und Olewik, sekundierten der Hetze der Regierung, die auch noch von einem großen Teile der russischen Presse unterstützt wurde, und so wurde die Regierung die Geister nicht mehr los, die sie heraufbeschworen hatte. Von jener Presse hatte der Journalist Koschelew vor 35 Jahren gesagt: „Lüge und Verleumdung gelten bei uns für Mittel, die durchaus nicht unsittlich sind, wenn sie zum Ziele führen", und sie haben zum Ziele geführt, aber zu einem ganz anderen, als die Regierung erwartet hatte.

Jetzt tritt allmählich eine Besserung und Beruhigung ein, mit jedem Tage geht es besser. Auch unsere Arbeiter fangen an, der ewigen Agitation überdrüssig zu werden und einzusehen, daß sie durch die vielen Streiks in Petersburg allein 4½ Millionen Rubel an Arbeitslohn eingebüßt und sich dadurch in entsetzliches Elend gestürzt haben, das jeder Beschreibung spottet. Schon fangen sie an, allerdings erst bei einbrechender Dunkelheit, auszurufen: Fort mit den Agitatoren, fort mit den Juden, fort mit den Meetings! Man hat ihnen so oft wiederholt, daß sie frei seien, daß sie jetzt nicht begreifen, wie man einen blinden Gehorsam von ihnen verlangen kann. Schließlich wollen sie sich doch lieber von oben als von unten treten lassen. Schon fangen sie an, sich in die Wählerlisten eintragen zu lassen und ihre Deputierten zu wählen; hoffen wir, daß sich auch hier das Wort Goethes erfüllt:

> Und wenn der Most sich auch absurd geberdet,
> Es gibt am Ende doch 'nen Wein.

XXVI.

Trennung von Kirche und Staat in Frankreich.

Das Trennungsgesetz, welches soeben in Frankreich votiert wurde, unterdrückt das Kultusbudget. Welches war der Ursprung dieses Budgets?

Es war zwölf Jahre älter als das Konkordat und ging zurück bis zum Anfang der französischen Revolution, bis 1789, zu der Zeit, in welcher die konstituierende Versammlung, damit beschäftigt, überall Geld zu sammeln und auch den geistlichen Einfluß zu schwächen, die kirchlichen Güter konfiszierte, um sie zu verkaufen und daraus Vorteil zu ziehen. Zu dieser Zeit schätzte man im allgemeinen die Güter, die der Klerus besaß, auf 160 Millionen. Diese großen Reichtümer wurden „der Nation zur Verfügung gestellt", d. h. geraubt und vom Staate ergriffen und verkauft, zugunsten des Staates.

Die Versammlung fühlte jedoch zu gleicher Zeit die Pflicht, den früheren Eigentümern eine gewisse Entschädigung, eine teilweise Schadloshaltung zu gewähren. Infolgedessen beschloß sie, in das Staatsbudget den von nun an den Priestern bestimmten Gehalt einzureihen.

Diese wurden also einfache Funktionäre. Die Idee, ihnen diesen Charakter und diese Stellung aufzuerlegen, gefiel der Majorität der Versammlung sehr. In einer berühmten Rede gab Mirabeau sich den Anschein, die Priester als „Offiziere der Moral und des Unterrichts" zu betrachten; Mirabeau war es auch, der die Formel redigierte,

in welcher zugleich die Konfiszierung der Güter und die Aufrichtung des Kultusbudgets proklamiert wurden. Der Text, votiert am 2. Nov. 1789 mit 568 Stimmen gegen 346, ging dahin: daß 1. alle geistlichen Güter der Nation zur Verfügung stehen mit der Pflicht auf anständige Weise für die Kosten des Kultus, den Unterhalt der Geistlichen und die Unterstützung der Armen zu sorgen, unter der Aufsicht und nach den Instruktionen der Provinzen; 2. daß gemäß den Dispositionen für die Diener der Religion nicht weniger als 1200 Lire für die Dotation der Pfarrer, Wohnung und dazu gehörigen Garten nicht inbegriffen, ausgesetzt sein dürfen.

Die Worte „mit der Pflicht zu sorgen", drückten förmlich eine Verpflichtung aus, welche dem Eigentumstitel entsprach, den der Staat sich beilegte. Die Verpflichtung war positiv und fortdauernd. Uebrigens wurde diese Bestimmung mit Eifer von den Gesetzgebern der konstituierenden Versammlung unterschrieben, welche der Konfiszierung ein möglichst reguläres Aussehen geben wollten. Man nahm die Güter und erkannte die Verpflichtung, eine Entschädigung in der Form des Unterhaltes zu geben. Diese zwei Maßregeln waren miteinander verbunden. Ein anderer analoger Beweis findet sich im Text des Konkordats, das zwölf Jahre später vollzogen wurde. Zur Zeit, da Napoleon mit Pius VII. verhandelte, fürchteten jene, welche von der Konfiskation Nutzen gezogen hatten, zur Restitution verpflichtet zu werden. Der Papst willigte ein, die Eigentumsverschiebung als definitiv anzuerkennen. Seinerseits erhielt er von Napoleon die Garantie des Unterhaltes für die Priester, gewissermaßen eine neue Weihe des Kultusbudgets, das während der Schreckensherrschaft und vorher die roheften Angriffe erlitten hatte. Im Konkordat wurde die doppelte Frage gelöst durch zwei Artikel, von denen der eine die Fortsetzung des anderen bildete. Führen wir sie, weil sie ihren historischen und moralischen Wert behalten haben, hier an.

Artikel 13: „Seine Heiligkeit erklärt für das Beste des Friedens und die glückliche Wiederherstellung der katholischen Religion, daß weder sie noch ihre Nachfolger in irgendeiner Weise die Erwerber der geraubten geistlichen Güter belangen werden, und daß folglich das Eigentum dieser Güter, die damit verbundenen Rechte und Revenuen unverändert in ihren Händen oder in denen ihrer Erben bleiben werden".

Artikel 14: „Die Regierung wird den Bischöfen und Pfarrern, deren Diözesen und Pfarreien in der Neuregelung mit inbegriffen sind, einen entsprechenden Unterhalt sichern". (Das Konkordat ordnete im Artikel 9 eine allgemeine Revision der Pfarrsprengel an.)

Das Uebereinkommen, auf dieser Basis aufgebaut, hat 104 Jahre bestanden. Jetzt ist es aufgehoben, das Prinzip des Kultusbudgets besteht nicht mehr. Der Unterhalt der Geistlichen ist umgestaltet in lebenslängliche Pensionen, und diese werden, wie es ja das Wort anzeigt, nach und nach mit den Priestern, die davon die Nutznießung haben, verschwinden.

Betrachten wir die Veränderung, welche vor sich gehen wird, vom finanziellen Gesichtspunkte aus.

Der Unterhalt, den der Staat den verschiedenen Kulten zahlte, betrug insgesamt 37'528,800 Francs. Zu dieser Summe kamen noch 7'555,042 Fr. Leistung der Gemeinden als Ergänzung des Unterhaltes, Entschädigung für Wohnung, Reparaturen an den Gebäuden des Kultus und den Pfarrhäusern. Unter den 37'528,800 Fr. des Budgets betrug der Anteil der Katholiken 36'091,800 Fr., welche sich folgendermaßen verteilten:

Erzbischöfe und Bischöfe[1] . .	850,000 Fr.
Dekane	4'321,800 „
Die bischöflichen Generalvikare .	470,000 „
Kanoniker	150,000 „
Pfarrer und Vikare . . .	30'300,000 „
	36'091,800 Fr.

1) Der Unterhalt des Bischofes betrug 9000 Fr.

Man zählt offiziell 38,093 Pfarrer oder Vikare für 34,903 Pfarreien, welche imganzen mehr als 37 Millionen Franzosen umfassen, die erklärte Katholiken sind.

Für den protestantischen Klerus betrug das jährliche Budget 1'317,000 Fr., die unter 701 Pastoren sich verteilen. Die Zahl der französischen Protestanten beträgt 600,000, deren Mehrheit (550,000) die reformierte Kirche bilden, die sich in Orthodoxe und Liberale und in die lutherische Kirche scheidet, welche 80,000 Glieder zählt. 50,000 Protestanten gehören Kirchen an, die schon vom Staate getrennt sind, die Union der freien evangelischen Kirchen Frankreichs, die methodistisch evangelische Kirche, die baptistischen Kirchen ꝛc., welche keinen Anteil am Kultusbudget haben. Den offiziellen Dokumenten gemäß, welche zugeben, daß die Angaben oft irrig sind, gäbe es in Frankreich (ohne die Juden von Algerien zu zählen) 120,000 Israeliten mit 54 Rabbinern, für die im Kultusbudget die Summe von 120,000 Fr. eingetragen war.

Ich habe weiter oben gesagt, daß die 37'528,000 Fr., die noch das Kultusbudget bilden, nicht mit einem Schlag verschwinden werden. Die kirchlichen Gehälter werden zumteil und während kürzerer oder längerer Zeit durch die lebenslänglichen Pensionen und durch vorübergehende Einweisungen (während 8 oder 4 Jahren) ersetzt werden.

Die mehr als 60 Jahre alten Geistlichen werden eine lebenslängliche Pension erhalten, die drei Viertel ihres Gehaltes beträgt. Für die mehr als 45 Jahre alten Geistlichen wird die lebenslängliche Pension die Hälfte des Gehaltes betragen. Nach dem Sterblichkeitskalkül der pensionbeziehenden Geistlichen und auch über die Dauer der vorübergehenden Einweisungen wird das Kultusbudget um folgende Summen vermindert: erstes Jahr um 7'900,000 Fr., zweites Jahr um 10'500,000 Fr., drittes Jahr um 16 Millionen ꝛc. Es muß so ganz verschwinden im Zeitraum von 28 Jahren. Nach dieser Periode wird der Staat nichts mehr von der

Schuld bezahlen, die er 1789 eingegangen, als er die Gesamtheit der kirchlichen Güter konfiszierte, deren ganzer Ertrag damals auf 160 Millionen geschätzt worden war.

Die Gebäude, die den Erzbischöfen und Bischöfen als Wohnung dienen, werden in 2 Jahren vom Staate zurückgenommen; die Baulichkeiten, in denen sich die großen Seminare die Fakultäten der protestantischen Theologie befinden, endlich die Pfarrwohnungen in 5 Jahren.

Die Kirchen bleiben unentgeltlich den Kultusdienern zu Verfügung, der Staat aber bedingt sich das Eigentum au und das Recht, deren Benützung den vom Klerus und de Gläubigen gebildeten Vereinigungen (Associationen) zu gewähren oder zu verweigern.

Diese Vereinigungen werden jetzt in Frankreich ei große Neuheit sein. Es gibt augenscheinlich eine Menge vo Privatunternehmungen, die den Zweck der religiösen Propganda haben, aber keine hat es gegeben für den Kultus i eigentlichen Sinne, weil die Diözesen und Pfarreien i offizieller Administration organisiert waren. Die künftige Vereinigungen werden ausschließlich die Ausübung eine Kultus zum Gegenstand haben und folgenderweise zusammengesetzt sein: wenigstens 7 Personen in den Gemeinden unte 1000 Einwohnern; wenigstens 15 Personen in den Gemeinde von 1000—20,000 Einwohnern; 25 Personen in den Gemeinden von mehr als 20,000 Einwohnern. Sie stehen unter der Aufsicht der Regierung.

Ihre Hilfsquellen sollen sein: die Beisteuern ihrer Mitglieder, die Sammlungen und Kollekten für die Kosten de Kultus, die Gebühren und die Fundationen für Gottesdienste Hochzeiten, Beerdigungen ꝛc. Die kirchlichen Dienste können unter keiner Form Subventionen des Staates, der Departements und der Gemeinden erhalten. Sie können sich vereinen und eine zentrale Verwaltung bilden, aber die Höhe ihrer finanziellen Reserve ist begrenzt durch die gewöhnlichen Aus-

gaben des Kultus. Die Verwendung ihrer Gelder wird durch die Regierung geprüft.

Eine der großen Schwierigkeiten, die während der Verhandlung in der Kammer entstanden sind und die in Zukunft noch entstehen werden, betrifft die Uebertragung der Kirchen an die Kultusvereinigungen. Der Staat erklärt sich als der Eigentümer der Kirchen, und er ist es, der den Kultusvereinigungen das Recht verleiht, unentgeltlich dieselben zu benützen. Jetzt aber erhebt sich ein Problem: wenn mehrere Vereinigungen die Benützung derselben Kirche verlangen, welche Wahl wird dann der Staat unter diesen rivalisierenden Vereinigungen treffen und welche Regel wird er befolgen? Der Artikel 4 sagt, daß sie sich den „Regeln der allgemeinen Organisation des Kultus" anpassen müssen, „deren Ausübung zu sichern sie sich vornehmen". Aber diese Bestimmung hat lebhafte Kritik hervorgerufen, besonders von Seite Clémenceaus. Der radikale Redner war entrüstet, zu sehen, wie das Trennungsgesetz die Autorität der Bischöfe und des Papstes anerkenne. Die Bischöfe werden die Vereinigungen bezeichnen, die sie bewilligen, und die Bischöfe handeln im Namen des Papstes: also konstatiert das Gesetz die Suprematie Roms, die es zu ignorieren prätendierte. So äußerte sich zu wiederholtenmalen Clémencau.

Trotzdem kann man auch nicht zulassen, daß die Kultusvereinigungen gegen den Geist und gegen die Organisation des Kultus, dem sie bestimmt sein sollen, gebraucht werden. Es ist vorgekommen und es wird noch vorkommen, daß z. B. in dieser oder jener Diözese ein Priester, der sich gegen den Bischof auflehnt, ungefähr 100 Anhänger vereinigt. Bildet er mit ihnen eine Kultusassoziation, wird er Aussicht haben, die Benützung der Kirche zu erhalten? Vielleicht; denn während der Artikel 4 die Rechte des Bischofs zu schützen scheint, sagt der Artikel 8, daß Streitigkeiten durch den Staatsrat geschlichtet werden, durch den Verwaltungsgerichtshof.

Die entschlossensten Anhänger der Trennung, wie s
kürzlich vor sich gegangen ist, Buisson unter anderen, hab
nicht verheimlicht, daß sie so die kirchliche Hierarchie zu de
organisieren und Schismen hervorzurufen hoffen.

Jedoch Briand und eine gute Anzahl von Sozialist
haben betont, daß sie eine loyale Trennung wollen, e
Regime, das der Kirche gestattet, sich durch reguläre Mitt
zu erhalten und sich gegen die Intrigue zu verteidigen.

Wir wissen nicht, ob es die Tendenz von Buisson od
diejenige von Briand ist, welche die stärkere sein wird. W
werden darüber erst urteilen können, wenn wir das Reglemen
der Staatsadministration hören werden, welches das Gesetz ve
vollständigen soll und eben vorbereitet wird. Wir haben davo
erst die zwei ersten Teile, die am wenigst wichtigen. Deshal
hat sich der Papst bisher in Reserve gehalten und de
Bischöfen noch keine Instruktionen gesandt.

Das Reglement der Staatsadministration ist ein fran
zösischer Gebrauch von besonderer Art und nichts Ungewohnte
Zum Zwecke und oft unter dem Vorwande, verschieden
Details eines Gesetzes zu präzisieren, fügt man eine Ve
ordnung hinzu, welche in das Gesetz viele Verpflichtunge
und Einschränkungen bringt. Einige Bestimmungen erweise
sich als das Gegenteil des Gesetzes, zu dessen Bekräftigun
sie bestimmt zu sein scheinen. Sie sind keineswegs durch di
Kammern, sondern durch eine Kommission redigiert, wo fü
gewöhnlich neben mehreren Abgeordneten und Senatoren
die die Regierung selbst gewählt hat, Funktionäre figurieren
die unter dem Befehle der Regierung stehen. Der Plan
der durch die Spezialkommission aufgestellt ist, wird dan
dem Staatsrat vorgelegt, der die administrative, d. h. di
gouvernementale Gerichtsbarkeit repräsentiert.

Was die Trennung betrifft, wird der Hauptzweck de
nächsten Reglements der sein, die Freiheit des Klerus z
vermindern. Man spricht von einem restriktiven Verfahren
das dem System des „Exequatur“ entlehnt wäre. Das wäre d

verkleidete Wiederherstellung der alten „vorgängigen Entente“. Dem Scheine nach wird die Regierung nicht mehr bei der Ernennung der Bischöfe und der Pfarrer intervenieren; aber in Wirklichkeit würde sie die Einregistrierung dieser Ernennung inhibieren, wenn sie nicht nach ihrem Wunsche ist, und ohne diese Einregistrierung könnten die Bischöfe und Pfarrer die Benützung der Kirchen nicht erhalten. Denn die Regierung hat sich das Recht der Oberaufsicht über die Ausübung des Kultus vorbehalten. Sie hat sogar eine rigorose Vorsichtsmaßregel getroffen, indem sie sich selbst als Eigentümerin der meisten kirchlichen Gebäude: Kathedralen, Seminare, Pfarrkirchen, Pfarrhäuser rc. erklärt hat. Also trägt sie sich mit dem Gedanken, auch künftighin eine Kontrolle auszuüben sowohl gegenüber den Bekenntnissen, wie gegenüber den Personen.

Es ist augenscheinlich, daß man, um das kürzlich votierte Gesetz zu beurteilen, den Geist desselben in Rechnung stellen muß. Die Umstände, unter welchen die verschiedenen Trennungsprojekte auf die Tagesordnung kamen, sind ja bekannt. Man weiß, daß sie fast plötzlich entstanden sind. Die Reise des Präsidenten der Republik nach Rom, der Protest des Papstes, die Intervention des Hl. Stuhles in zwei Diözesen, wo zwei Bischöfe ihre Autorität vollständig kompromittiert hatten, das sind die Ursachen oder die Vorwände der Bewegung, welche kürzlich in Frankreich die Beziehungen zwischen Kirche und Staat von Grund auf erschütterten.

Man muß aber auch eine andere sehr merkwürdige Tatsache ins Auge fassen, über die später die Politiker und Historiker ihre Reflexionen machen werden. Sie werden in der Tat sagen müssen, daß eine 40 Jahre früher angekündigte Reform sich verwirklicht hat, nachdem sie lange Zeit vergessen, außer Acht gelassen war und ihre ältesten Anhänger, ihre Erfinder, auf sie beinahe verzichtet hatten. Dies ist noch nicht alles: Unter den Radikalen und Sozialisten, die sie eben votiert haben, fürchteten sie viele und hätten sie von neuem auf

unbestimmte Zeit vertagen wollen. Anscheinend ist es ei
Paradoxon und eine Phantasie, die Sachen so zu beurteilen
Aber in Wirklichkeit zeigt sich die Richtigkeit dieser Auffassung
auf sehr einfache Weise. Vor allem, alle Welt weiß, daß
Gambetta, Ferry, Jules Simon, Jules Favre, selbst Pau
Bert während der ganzen Zeit, wo sie die Macht hatten
oder wo sie die regierende Partei repräsentierten, das Projek
in Vergessenheit zu bringen trachteten. Man hatte es unte
dem Kaiserreich reklamiert, weil es ein Mittel war, da
Kaiserreich zu bekämpfen. Nachher in der Folgezeit, als si
die Herren der Situation geworden, gewahrten sie ode
überzeugten sie sich, daß die Trennung für sie gefährlich sei
könnte. Sie fürchteten, daß die Kirche, sogar ihrer finanzielle
Hilfsmittel beraubt und ohne den offiziellen Schutz de
Staates, in der Freiheit nur das Mittel erwerben würde z
größerem Einflusse als je. Sie kamen daher dazu, ihre
eigenen Prinzipien zu mißtrauen, ohne sich gleichwohl zu
Verleugnung derselben entschließen zu können. Indem si
daher, bis in die letzten Jahre hinein, die Trennung noc
unter die künftigen Reformen zählten, trafen sie Sorge, si
mehr und mehr in eine ferne Zukunft zu verschieben.

Die leidenschaftlichsten Freidenker, diejenigen, welche de
religiösen Gedanken vernichten wollen, resignierten sich gleich
falls zur Geduld, um auf dem Wege durch die Schule ein
Generation heranzubilden, welche später ohne Erregung de
Zerstörung der kirchlichen Organisation zusehen würde. Zu
gleicher Zeit befolgten sie ein anderes System, das sic
dahin zusammenfassen ließ: das Konkordat provisorisch an
zuerkennen und aus demselben eine Handhabe zum Kampf
gegen die Kirche zu gewinnen. Denn das Konkordat hatt
einen Januskopf: es begünstigte die Kirche, indem es ih
die Hilfsquellen des Kultusbudgets und das Prestige eine
offiziellen Administration garantierte. Aber zu gleicher Zei
gab es dem Staate das Recht zur Wahl der Bischöfe un
diese mußten sich mit dem Präfekten ins Benehmen setze

zur Nominierung der Pfarrer. Die Regierung besaß also ein gewaltiges Mittel, Einfluß und Zwang auf die Kirche auszuüben. Sie konnte dem Episkopat und den Pfarrern gegenüber die Priester, welche ihr mißfielen, kaltstellen. Die streitbaren Freidenker hatten sogar auf dem Wege einfacher Regierungsverfügungen es dahin gebracht, den Gehalt eines jeden Bischofs und eines jeden Priesters, mit dem sie unzufrieden zu sein glauben durften, zu suspendieren oder zu konfiszieren. Außerdem reduzierte man Schritt für Schritt die staatlichen Beiträge für die Kongregationsschulen, die Missionen rc. Man praktizierte die Orden aus den öffentlichen Schulen hinaus; man begünstigte oder inszenierte den atheistischen Unterricht; endlich hob man die Klöster auf: und dieses ganze Ensemble von feindseligen Maßnahmen nannte man nach einem bei Paul Bert beliebten Ausdrucke die „strikte Ausführung des Konkordats".

Kurze Zeit vor seinem Tode schrieb Waldeck-Rousseau, die Ratschläge zusammenfassend, die er seinen Freunden hinterlassen wollte, über die Trennung: „Wenn es eine Frage gibt, von der man sagen kann, daß sie nicht reif ist, ist es diese." Als Combes die Regierung antrat, bezeichnete er sich als Konkordatsanhänger und mahnte also zur Geduld: „Die Trennung fordert gebieterisch, selbst für die Ruhe der Geister, daß dieselbe ratifiziert würde durch die Zustimmung des Volkes, und keine Regierung möchte ihre persönlichen Ansichten dem Wunsche ihrer Wähler nicht unterordnen." Doch, einige Tage, nachdem sich Combes als Gegner der Trennung gezeigt hatte, gab er ein Projekt heraus, das zum Zweck hatte, dieselbe überstürzt zur Ausführung zu bringen, und sich an andere dieser Art anschloß, welche von mehreren Deputierten, besonders von Pressensé und Briand, ausgearbeitet waren.

Also, nach langem Schwanken, nach Verzögerungen und oft wiederholten Vertagungen wurde die große Reform, die so lang vergessen war und von der beinahe niemand mehr

etwas wissen wollte, plötzlich eine Haupt- und Staatsaffai
drängend und unaufschiebbar, so daß sie vor allen ande
erledigt und um jeden Preis durchgeführt werden mußte.

Woher nun ein solcher Umschwung, so vollständig u
so brüsk, was hat ihn hervorgerufen? Der Grund d
Sache ist sehr einfach und besteht fast ganz und allein
einer alten Maxime. Es ist immer eine kleine Zahl v
Menschen, welche herrscht und die Parteien und die Mass
mit sich fortreißt. Einige Individuen, erfüllt von einer au
gesprochenen Idee und einem bestimmten Wollen hingegeb
sind fast immer sicher, stärker zu sein als die Menge, u
sogar die Menge zu zwingen, ihren Plänen zu diene
Vielleicht ist im Grunde genommen dieses große Ereign
bestimmt worden durch ein Dutzend Personen, Radikale u
Sozialisten. Man darf außerdem sich der Beobachtung ni
verschließen, daß der gegenwärtige Ministerpräsident Rouv
ganz und gar ein Gegner der Trennung gewesen ist;
hat sie für unpolitisch und gefährlich gehalten und hält
noch dafür. Er wünschte ihre Diskussion im Senat l
nach den Neuwahlen zur Kammer (im Monat Mai nächsth
hinauszuschieben, in der Hoffnung, daß die neue Majorit
mit anderen Projekten beschäftigt, die Lust verlieren und
begonnene Reform in Vergessenheit geraten lassen wer
Aber vor der energischen Haltung einiger Weniger, welche
parlamentarischen Gruppen vollständig beeinflussen, str
Rouvier die Segel, in der Ueberzeugung, daß ein Kam
unmöglich sei, und in stiller Resignation begünstigt u
vollendet er eine Sache, von der er gewünscht hätte,
wäre nicht zu Ende geführt worden.

Von wem hatte Combes ungefähr im Monat Juli 19
die Suggestion erhalten, welche in wenigen Wochen a
einem Gegner des Bruches einen unbeugsamen und u
geduldigen Separatisten machte? Der Einfluß der Freimau
hat nicht ermangelt, sich geltend zu machen; diese Mac
welche Mittel und Wege gefunden, sich in alle öffentlic

Angelegenheiten zu mischen und zu gleicher Zeit sich im Verborgenen zu halten, handelte in dem Sinne, in welchem ein Clémenceau, Fauret, Briand, Buisson definitiv die französische Politik festlegen wollten. Die radikale Partei, ganz und gar der Freimaurerei unterworfen, konnte sich nicht weigern, solchem Andrängen zu folgen. Die Sozialisten ihrerseits frequentieren die Logen viel weniger, aber alle sind Herolde des Atheismus. Und sogar diejenigen, welche nicht von jenem antireligiösen Hasse erfüllt sind, der die Radikalen bis ins Innere erregt, selbst diese betrachten die Trennung von Kirche und Staat als eine Maßregel, bestimmt das Terrain zu ebnen, auf dem sie ihr System verwirklichen sollen. Die einen wie die andern waren also „in der Theorie“ Gegner des Konkordats, die einen und die andern fürchteten aber auch mehr oder weniger die „praktischen“ Folgen des Bruches; sie fragten sich, auf welche Seite sich die Menge schlagen werde, welche, trotzdem sie den Kult mit Gleichgültigkeit betrachtet, gleichwohl die antireligiöse Agitation nicht billigt und will, daß jede Art von Freiheit geschützt sei. Trotz all dieses Schwankens und Bedenkens hat die Majorität in der Kammer und im Senat in strammer Disziplin ihr Votum abgegeben. Wie sagte doch Francis Charmes vor einigen Monaten in der Revue des deux mondes: Es hat genügt, daß einige energische Menschen die Trennung wollten, um sie den andern, welche sie nicht wollten, aufzuzwingen. . . .

Beschlossen und verwirklicht aus dem Haß gegen die Kirche, wird das neue Regime sicher unfähig sein, den Gewissensfrieden herzustellen. Man darf sogar sich auf ein ganz einziges Resultat gefaßt machen, beunruhigend und lächerlich zugleich: ohne Zweifel wird die Trennung gar nicht die Trennung sein, denn diejenigen, welche sie insinuieren, wollen den Teil des Konkordats unterdrücken, welcher die Religion begünstigte, und zugleich all dasjenige erhalten und stärken, was dazu diente, den Einfluß der

Kirche zu unterbinden. Vergleichen wir, wie es früher war und was jetzt sein wird in Bezug auf die Ernennung der Bischöfe und Pfarrer. Nach dem Konkordat (Artikel 4 u. 5) „nominierte" die Regierung die Bischöfe und diese erhielten in der Folge vom Papste die „kanonische Institution". Nach dem Art. 10 mußten die Pfarrer, welche von den Bischöfen ernannt wurden, vorher von der Regierung akzeptiert sein.

Unter der Republik sowohl, wie unter dem dritten Kaiserreich und unter dem Königtum schienen diese beiden Artikel jederzeit den Repräsentanten des Staates und im allgemeinen allen Politikern sehr wertvoll. Das Recht der Regierung, ihren Einfluß auf die Ernennung der Bischöfe und Pfarrer auszuüben, galt als ein Fundamentalprinzip. Jede offizielle, weltliche Administration war dementsprechend organisiert. Sie hatte an ihrer Spitze ein höheres Beamtenpersonal aus Laien bestehend, welches, vergessen wir das nicht, noch jüngst den Namen trug „Generaldirektion der Administration der Kulte".

Wir haben gesehen, daß nach dem Konkordat die Regierung die Bischöfe „nominierte". Sicher bezeichnete dies Wort nur die temporalen Funktionen, ausgeübt von dem Chef der Diözese, da doch die bürgerliche Gewalt die geistliche Mission nicht übertragen kann. Napoleon I. hatte darauf gehalten, einen zweideutigen Ausdruck anzuwenden, welcher zu sagen schien, daß der Papst verpflichtet sei, die durch die französische Regierung notifizierten Nominationen einfach und ohne weiteres einzuregistrieren. Das war eine Satisfaktion seiner Eigenliebe, eine in die Augen fallende und leere Satisfaktion: denn die Regierung konnte in keiner Diözese einen Bischof installieren und halten, welchem der Papst das Recht der kirchlichen Jurisdiktion versagt hätte. Zur Vermeidung eines jeglichen Konfliktes ergab sich daraus von selbst der Weg „offiziöser" Verhandlung. Die Regierung schlug dem Nuntius für jede Diözese 3 oder 4 Namen vor, der Nuntius hinwieder präsentierte seine Kandidaten. Man

stritt sich in allem Frieden und gab auf beiden Seiten nach. Der Nuntius oder der Generaldirektor der Kulte akzeptierte schließlich diesen oder jenen Namen, um den oder jenen, welchen er selbst vorschlug, zur Annahme zu bringen. War Uebereinstimmung erzielt, so fanden die offiziellen Nominierungen statt und der Papst bestätigte sie nachher in feierlicher Weise.

Bis auf unsere Tage war nur zweimal ein Konflikt ausgebrochen. Unter Louis Philipp und unter Napoleon III. ernannte ein Dekret einen Bischof, trotzdem die Weigerung des Nuntius im „journal officiel" publiziert worden war. Aber der Vorfall bezog sich mehr auf Detailfragen. Er bedeutete keineswegs, daß die Staatsregierung den Kampf gegen den Papst aufnehmen und den Bruch provozieren wollte. Jedesmal war der Konflikt bald wieder beigelegt. Einen anderen ähnlichen dieser Art brachten die letzten vierzig Jahre ungefähr nicht.

Nein; der Streit begann unter dem Ministerium Combes und sollte als Einleitung zum Bruch dienen. Beinahe unmittelbar nach seiner Installation als Minister gab Combes vor, die Nuntiatur opponiere ihm systematisch aus bösem Willen; in Wahrheit trug er dafür Sorge, daß seine Liste ständig eine bestimmte Anzahl Kandidaten enthielt, welche bereits mehrere Male vom Hl. Stuhl abgelehnt waren. Dann erklärte er, daß er überhaupt keine Propositionen mehr mache und daß die vakanten Bischofssitze vakant bleiben sollten. Die Dinge haben sich in der Tat so zugetragen. Seit drei Jahren ist nicht eine einzige Nomination erfolgt und von den 90 Bistümern (für Frankreich und Algerien) sind zur Zeit 17 unbesetzt.

Im ersten Momente möchte man glauben, daß nichts leichter und nichts einfacher ist, als die gegenwärtigen Lücken und diejenigen, welche sich in Zukunft einstellen werden, auszufüllen. Der Papst vollziehe einfach die Ernennungen, ohne sich von anderen Erwägungen leiten zu

lassen als der intellektuellen und moralischen Tüchtigkeit der Priester, welche ihm von dem Klerus einer jeder Diözese bezeichnet werden; das sollte in Wirklichkeit der Sinn des neuen Gesetzes sein, welches eben die Trennung in sich schließt.

Aber hier muß man sich genau der grundsätzlichen Bedeutung erinnern, welche Napoleon dem Rechte beimaß, die Designation der Bischöfe zu regeln und sie selbst und beinahe allein nach einem mißbräuchlichen Ausdrucke zu „ernennen". Die Sorge um die Autorität ist nicht verschwunden aus dem Herzen der bürgerlichen Gesellschaft und besonders aus dem Herzen der politischen Administration. Erinnern wir uns, daß in dieser Beziehung die Republik die kaiserliche Prätension wie ein äußerst kostbares Erbstück bewahrt hat. Es ist dies eines der beiden Motive, weßhalb die Trennung solange von den Gambettisten und Radikalen vertagt worden ist, welche sie anfangs in ihren Programmen reklamierten und nach und nach die Gewohnheit annahmen, über die Trennung nicht mehr zu sprechen, sie, die doch überzeugte Separatisten waren — in der Theorie! Das andere Motiv, welches schließlich das prädominierende wurde, war diktiert von der Furcht, den Klerus zu viel Unabhängigkeit und überhaupt zu viel Einfluß gewinnen zu sehen. Man wußte keine bürgerlichen Gesetze oder polizeiliche Maßnahmen zu finden, um das religiöse Prestige zu bekämpfen, wenn der Staat einmal ohne Waffen wäre. Ein Klerus, der außerhalb der offiziellen Administration lebte, Bischöfe, welche installiert wären und ihr Amt ausübten, ohne daß der Staat oder irgendeine weltliche Macht irgendwelchen Einfluß hätte — der größte Teil der Freidenker fand diese Perspektive beunruhigend und unerträglich. Sie sind auch heute noch nicht geneigt, sich in die Sache zu finden, und suchen ein Mittel, um auch weiterhin über die Handlungen des Klerus eine rigorose Kontrolle zu üben. Hiezu soll die Form des „Exequatur" offiziell und versteckt dienen, welches sie den Pfarrern und den Bischöfen auferlegen wollen. Und das Reglement der öffentlichen

Administration wird ohne Zweifel in einer Art abgefaßt sein, daß es diesen Zweck erreicht.

Vielleicht wird die lange Kraftanstrengung, welche die Zerstörung der Klöster und die Trennung von Kirche und Staat verursacht hat, von einer Periode relativer Ruhe gefolgt sein. Man wird es etwa für notwendig halten, die Erfahrung des neuen Regime abzuwarten, aber wahrscheinlich wird dies nur eine verhältnismäßig kurze Pause sein, welche die streitbaren Freidenker benützen werden, um die definitive Durchführung der Säkularisierung vorzubereiten. Ergänzungsgesetze sind außerdem in Reserve und schon zur Hälfte fertiggestellt. So scheinen die Kammer und der Senat bereit, jeden Priester (nicht mehr allein jeden Religiosen, sondern jeden Priester überhaupt) des Rechtes zu berauben an einer Schule Unterricht zu erteilen. Die Freimaurerlogen erklären mit Hartnäckigkeit, daß es notwendig sei, dem Priester das politische und administrative Stimmrecht zu nehmen; andere analoge Maßnahmen sind angekündigt. Sie werden vorgelegt werden eine nach der andern, jedesmal, wenn ein Zwischenfall oder etwa ein Ereignis eintreten wird, welches als ein Symptom des religiösen Erwachens erscheinen könnte.

Eugène Tavernier.

XXVII.

Aus Ungarn.

Ein Stimmungsbild.

Der verflossene Jahrgang Ihrer geehrten Zeitschrift brachte in Band 136[11] einen Artikel unter der Aufschrift: „Der ungarische Episkopat und die Krise". Wenn Schreiber dieser Zeilen es nunmehr unternimmt, auf die dort behandelten Fragen zurückzugreifen, so bedarf dies Vorgehen sicherlich der Begründung, vielleicht sogar einer stichhaltigen Entschuldigung, und darum sei es gleich Eingangs gesagt, daß es ihm absolut nicht um eine Polemik mit den ganz richtigen Ausführungen jenes Artikels, sondern um ganz anderes zu tun ist.

Es dürfte nämlich gar mancher der Leser beim Durchlesen dieses Artikels sich die Frage gestellt haben: Nicht mehr haben die ungarischen Bischöfe im Verlaufe der ihr Vaterland erschütternden Krise getan, als daß einige von ihnen ihre Gläubigen aufforderten, für den König und den Frieden des Landes zu beten, was schließlich doch nur die Paraphrase eines Jahrhunderte alten Meßgebetes — collecta pro rege — ist, und daß die neuernannten Bischöfe ihre Pfründen antraten?... Nicht mehr? und warum nicht mehr?

Damit möchte Schreiber dieser Zeilen sich befassen; damit nämlich, für die augenfällige Passivität des ungarischen Katholizismus eine Erklärung und somit vielleicht auch, wenn nötig, eine Entschuldigung zu suchen.

Man könnte sich in diesem Bestreben kurz fassen, indem man auf die oben angedeuteten zwei Fragen mit ebensovielen anderen antwortete: Was ist heutzutage der Katholizismus in den Landen Habsburgs? Was gilt demzufolge dort der Katholizismus, speziell: der katholische Episkopat? ... Der Sinn einer so gearteten Antwort wäre für den, der, um nicht weiter zurückzugehen, die Geschichte seit Maria Theresias Zeiten kennt, gewiß offen zutage liegend, die Antwort selbst aber vielleicht etwas zu lakonisch, ja sie könnte vielleicht in manch Einem den Verdacht erregen, diese Passivität sei nur so eine Art von Trotz, der es verschmähe, den Faktoren, die seit Langem ihre Pflicht gegen die Kirche aufs bedauerlichste vernachlässigen, in ihrer gegenwärtig zweifelsohne bedrängten Lage zu Hilfe zu eilen.

Dies ist nun gewiß nicht der Grund dieser Passivität; er liegt tiefer, und zwar in der Natur des — wie das heutige Schlagwort lautet — „Kampfes zwischen der Krone und der Nation". Wer aber zwischen zwei Kämpfenden sich für den einen oder den anderen entscheiden will oder soll, muß doch vorerst mit sich darüber ins Reine kommen, ob einer von ihnen, und welcher im Rechte sei? oder ob am Ende gar keiner sich dieses Vorzugs rühmen könne?

Und dies ist in gegenwärtiger Frage der Fall.

Um mit der „Nation", oder wie man heute sagt, mit der „Koalition" zu beginnen, so ist man sogar hierzulande wenigstens darüber mit sich im Reinen, daß das parlamentarische Leben Ungarns unheilbar verrottet ist, und daß niemand auf der Welt imstande sei, mit solch einem Parlamente zu regieren. Der Gründe dieser Erscheinung gibt es eine Menge. Der ältere Tisza, dieser abgefeimteste Staatsmann, den Ungarn je gesehen, hatte sich durch die schmählichsten Mittel der Korruption auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens eine zu allem stets bereitwillige Majorität geschaffen, mit Hilfe welcher er sich über fünfzehn Jahre

lang im Amte zu erhalten wußte, wobei er mit der gläubigst entgegengenommenen Vorspiegelung nach oben hin operierte, daß diese zum weitaus größten Teile aus feilen Subjekten und Börsenspekulanten bestehende oder von ihren Deputierten-Diäten und kontinuierlicher Wechselreiterei lebende Truppe die einzig königstreue und staatserhaltende Partei sei, mit deren Existenz der sog. 67er Ausgleich stehe und falle. Und jenen Ausgleich hatte er doch selbst seinerzeit als wütender Oppositionshäuptling bis aufs Messer bekämpft, dann aber, nach seinen eigenen Worten, „mit Suspendierung seiner Prinzipien" zur Basis seiner Macht angenommen, die er zum moralischen und materiellen Verderben Ungarns auch dann noch ausübte, als er unter der Last seines eigenen Systems niederbrechend als Haupt des ungarischen Calvinismus seinen dämonischen Einfluß als „gewöhnlicher Deputierter" auf die Masse seiner Kreaturen auszuüben fortfuhr. Stets hatte er mit dem Hintergedanken gearbeitet, jedermann, wer immer es sei, an der Reinigung des von ihm hinterlassenen Augiasstalles zu verhindern, bis sein Herbert als einzig möglicher Mann auf der Bildfläche erscheinen könne. Es ist ein psychologisches Rätsel, wie dieser Mann das unbedingte Vertrauen Wiens sich erschleichen, wie er es Jahrzehnte lang, auch nach seinem Sturze, sich bewahren konnte, und wie er es sogar auf seinen Sohn zu vererben gewußt. Nur die größte, verschmitzteste Doppelzüngigkeit, in der er allezeit Meister gewesen, konnte es zu solchen Resultaten bringen, eine Doppelzüngigkeit, die, Arm in Arm mit der unverfrorensten Skrupellosigkeit in der Wahl ihrer politischen Mittel, den Grund gelegt zu der beispiellosen Verrottung der öffentlichen Zustände Ungarns, die seither dies Land charakterisieren und, der zu steuern man später Szell keine Zeit ließ.

Was nach Tisza folgte: das Regime Weckerles, dieser Personifikation der Juden- und Freimaurerherrschaft, und Banffy's, charakterisiert durch jegliche calvinische Willkür-Roheit und Gewalttätigkeit, sowie des dritten in diesem

Bunde, der beinahe komischen Figur des ehemaligen Banus von Kroatien Khuen-Hedervary, der, ein seit Langem auf der Lauer stehender Ministerpräsidentenkandidat, schon zweimal als Deus ex machina sich auszuspielen versuchte, um jedesmal nach einigen Tagen wieder in der Versenkung zu verschwinden — sie alle verdienen in diesen Zeilen nur insoferne eine Erwähnung, als ihnen allen ein Zug gemeinsam ist: der des Hasses gegen den Katholizismus, gegen den schon der ältere Tisza Sturm zu laufen begann, dessen Werk dann Weckerle und Banffy, seine gelehrigen Knappen und Schüler, hierin von Khuen-Hedervary als Mitglied des ungarischen Oberhauses eifrigst unterstützt, mit dem ganzen Fanatismus der Borniertheit fortsetzten und vollendeten, lauter Männer, die den damaligen Kultusminister Grafen Czaky zum erwählten Werkzeuge schon Tiszas gemacht hatten. Bemerkenswert und erinnerungsreich sind diese Tage für uns ungarische Katholiken auch darum, weil sie wieder einmal deutlich bewiesen, daß unsere Kirche in diesem Reiche schutzlos und nur auf den lieben Gott und sich selbst angewiesen sei.

Endlich stürzte Banffy und kam Szell, und das Land hoffte aufatmen zu dürfen, da man von dessen Noblesse und Charakter einen energischen Kampf gegen die seit Tisza eingerissene Korruption und das alles zu erwürgen drohende Cliquenwesen der money-makers und politischen Spadassine erwartete. Er nahm ihn auf, diesen Kampf, und zwar mit den größten persönlichen Opfern, säuberte die Administration von den Kreaturen der voraufgegangenen Ministerien, brachte das sog. Incompatibilitätsgesetz durch, um es gewissen Elementen unmöglich zu machen, das Deputiertenmandat in Geldspekulationen auszuschroten; ja er ging in seinem Idealismus sogar so weit, vollständig „reine" Wahlen machen zu wollen, und, sofern es von ihm abhing, auch zu machen. Selten, vielleicht seit Andrassy, in den schönen Zeiten der ersten Liebe, hat es in Ungarn einen Ministerpräsidenten gegeben, der sich solcher Popularität erfreute. Im Parlamente hatte

er dank seines konziliauten, stets höflichen, nie beleidigend Auftretens, trotz den Redeturnieren einiger temperamentvoll Kampfhähne der Opposition keinen einzigen persönlichen Fein Und wir Katholiken hatten uns von seiner Seite nur danken werten Wohlwollens zu versehen.

So trat er mit dem Glorienschein allerhöchsten Ve trauens in die politische Arena; — und doch standen die, ihn hinaustragen sollten, schon vor der Türe.

Schon allzulange hatte es anderen Anwärtern auf d Macht gedauert, und sie alle lauerten nur auf die Gelegenhe um dem Manne, dessen Loyalität ihm nicht erlaubte, e Doppelspiel gleich Tisza und dessen Gesinnungsgenossen z spielen, womöglich entscheidenden Ortes ein Bein zu stelle Die Gelegenheit ergab sich, als man an den ungarische Reichstag mit Geldforderungen für militärische Zwecke un andere, im besten Falle höchst unzeitgemäße Forderunge herantrat. Wenn diese auch die Kräfte des Landes nicht ge radezu überstiegen, so gaben sie doch den, eben infolge der allzu „reinen" Wahlen in bisher nie erreichter Anzahl erschienenen radikalen Elementen Vorwand und Gelegenheit, mit jenen „nationalen Forderungen" aufzutreten, die als Kompensation für das Verlangte dienen sollten und somit den ersten Anstoß zu dem heutigen Konflikte gaben. Es ist der tragische Zug in Szells Schicksal, daß seine utopistisch „reinen" Wahlen die anscheinende Ursache seines Sturzes waren. Sie waren es in Wirklichkeit nicht. Denn hätte man in Wien noch 2 bis 3 Wochen Geduld gehabt, so war die obstruierende Oppo sition am Ende ihres Latein angelangt, und es war so gut wie sicher, daß Szell einen allerseits befriedigenden Mittelweg gefunden hatte, und es sich nur mehr darum handelte, die Opposition, die selbst schon darauf vorbereitet war, sich austoben zu lassen.

Doch man hatte diese Geduld nicht, und, daß man sie nicht hatte, daran war das Trifolium Khuen-Tisza-Fejervar Schuld, das in seiner Gier, den allzu anständigen Szell z

stürzen, in seinen Memoranden und anderen Einflüsterungen sich hoch und teuer vermaß, alles, was beliebte, wenn nötig, auch mit Gewalt durchzusetzen. Dabei mochte ihnen die nunmehr in kurzer Zeit unter Banffy und jetzt unter Szell ausgebrochene, zuletzt geradezu unsinnige Obstruktion als gutes Argument dienen, da sie in vielen und ernst denkenden Männern die Meinung hervorrufen mußte: mit solch einem Parlamente sei es unmöglich zu regieren.

So kam Tisza; — von Khuen-Hedervary ist es nicht der Mühe wert, zu sprechen.

Ein merkwürdiger Mensch, dieser jüngere Tisza! Schade um ihn. Ein Mensch von immensem Wissen, guter Redner, schlagfertiger Debatter, in religiöser Beziehung starrer Kalviner, aber nach einigen auf ihren Konventen gehaltenen Reden noch christlich gesinnt, als Charakter — ich meine hier nicht den sogen. „politischen" Charakter — tadellos; doch ein unglückliches Temperament, und eine noch unglücklichere Hand.

In der politischen Schule seines Vaters aufgewachsen, und sich von Kindesbeinen auf für zur Regierung berufen, ja berechtigt dünkend, hat er zwar nicht dessen eisige Kälte und aalglatte Geschicklichkeit, wohl aber dessen rücksichtslose Menschenverachtung geerbt, die von dem Grundsatze ausgeht, daß jede Tugend ihren Preis habe, und daß die besten politischen Werkzeuge jene gewissen feilen Seelen seien, die man an einer ihrer schwachen Seiten, sei es der moralischen, sei es der materiellen Verkommenheit zu fassen und festzuhalten vermöge. Vom Eintritt in das gesetzmäßige Alter an Mitglied des Parlamentes, mit allen Schlichen, Kniffen und Kunststücklein des parlamentarischen Lebens vertraut, fühlt er gegen das parlamentarische Getriebe nichts als tiefe Mißachtung, und war dem Zuge seines zu Gewalttaten, wenn auch nicht à la Banffy, geneigten, höchst selbstbewußten und eigensinnigen Charakters folgend, stets unvorsichtig genug, dieser Mißachtung in Worten und Taten höchst unverhohlen Ausdruck zu geben. Dies tat er auch solchen Persönlichkeiten und

Faktoren gegenüber, die für sich mit Recht Achtung und Berücksichtigung verdient, ja sogar fordern hätten können. Rechnet man dazu den tiefgehenden Haß, den das Regierungssystem seines Vaters, ohne Unterschied der politischen Richtung, über dem Namen Tisza aufgehäuft hatte, und daß der Sohn kaum zur Regierung gelangt, ohne allen Grund den unter Szell begonnenen Prozeß der Epurierung der Administration unterbrach und z. B. die von Szell an Stelle der Kreaturen der früheren Systeme ernannten Obergespäne einfach absetzte und wieder durch eben diese Kreaturen und ähnliche Leute ersetzte, so wird man es vielleicht begreiflich finden, daß seine Ernennung zum Ministerpräsidenten im ganzen Lande nur widerwilliges Erstaunen erregte, um so größeres, als es öffentliches Geheimnis war, daß sich das Kleeblatt Khuen-Tisza-Fejervary zum Sturze Szells gewisser fraglicher Mittel bedient hatte.

Dies also war der Mann, der sich vermaß, alles, was man von ihm damals verlangte, wenn nötig — nach einem seiner gelegentlich hingeworfenen unvorsichtigen und schließlich auch nicht ernst zu nehmenden Worte — „mit Galgen und Rad" in Ungarn durchzuführen, die Opposition niederzutreten, und an Stelle der gewiß höchst unzulänglichen Hausordnung, die den wildesten Mißbräuchen Tür und Tor öffnete, eine andere zu setzen. Eine andere, die ihrerseits wieder nur ein Hohn jeglichen Parlamentarismus gewesen wäre.

In all diesem wäre Weniger Mehr gewesen. Man muß aber noch inbetracht ziehen, daß die Regierungspartei bei seinem Amtsantritte schon eine unsichere war. Denn alle anständigen Elemente, die unter Szell dazu gehörten, waren lediglich geneigt, ihm nur auf Zeit Gefolgschaft zu leisten. Nach deren Abgang unter Andrassy und Apponyi blieben ihm zumeist nur die Erbknechte seines Vaters. So ist's also kein Wunder, daß die Premierschaft Tiszas so verlief, wie wir es gesehen, daß ihm gar bald sämtliche Schattierungen

der Opposition in geschlossener Phalanx gegenüberstanden, und daß, als er endlich seinen unglückseligsten Wurf tat: das Parlament aufzulösen und die Krone zu bewegen, an die Nation zu appellieren, — die „*Koalition*" entstand, die man heute ganz im Sinne der parlamentarischen Fiktion als „Nation" betrachten *soll*, aber jetzt wieder nicht *will*;

Tisza stürzte unter der Last seines Eigensinns, seines Größenwahns und — trotz seiner langen parlamentarischen Laufbahn — seiner Ungeschicklichkeit in der Handhabung der parlamentarischen Maschinerie. — Ihm folgte Fejervary, eine noch vielfach verschlechterte Ausgabe seines Systems. denn während es ihm noch, wenn auch mit vieler Mühe, gelungen war, ein halbwegs beachtenswertes Ministerium zusammenzubringen, kann dies von dem alten General leider nicht gesagt werden, dessen spiritus rector, Kristoffy, heute der erklärte Verbündete des ausschließlich von Juden angeführten Budapester Mobs ist, während von mehreren anderen seiner Kollegen, sowie von der Mehrzahl seiner Obergespäne ein schlechter Witz behauptet, er hätte sie sich „aus dem Versatzamte ausgelöst."

In einem aber dürfte Fejervary seine sämtlichen Vorgänger übertroffen haben: keiner ist je so viel zwischen Budapest und Wien hin- und hergefahren wie er, mit dem bisher einzigen Erfolge, daß er den Staatskarren Ungarns immer mehr aus dem Geleise brachte, den übertriebene Forderungen und allzu straff gespannter Starrsinn von beiden Seiten dorthin gebracht, wo er heute steht oder besser gesagt: steckt.

Dabei ist es eine lange Reihe der schwerwiegendsten Fragen, deren Lösung geschickter und ehrlicher Hände bedürfte. Vor allem die sogenannten militärischen Fragen mit ihren vielfachen Unterabteilungen. Das Rekrutenkontingent und im allgemeinen das Militärbudget steigt von Jahr zu Jahr ins Unendliche, vielleicht unter dem zarten Drucke unseres erlauchten Verbündeten an der Spree, der recht gut weiß, daß er die Monarchie hiedurch und durch die hieraus ent-

stehenden ewigen Streitigkeiten recht gründlich zu schwäche
imstande ist.[1]) Ferner die Kommandosprache in der Arme
— ein sonderbar heikles Ding, eine Utopie, die aber, da
dem Widerstande des Kaisers, langsam verblaßt. Sie wä
wie wenige geeignet, den Zankapfel des Sprachenstreites i
die ungarische Politik zu werfen, sodaß wir dorthin gelang
würden, wo Cis- — von hier aus: Transleithanien seit Jah
zehnten steckt. Es liegt daher keineswegs im Interesse d
ungarischen Nation, diese Frage zu forcieren, wenn auch in nic
zu verachtenden und ganz loyalen Köpfen der Gedanke sich reg
ist es im Interesse der Dynastie, das deutsche Kommando
der ungarischen Armee zu protegieren und zu konserviere
damit seinerzeit eine eventuelle preußische Sekundogenit
einfach ihre Junker als Offiziere in dieselbe einzustelle
bräuchte? . . .

Was ists ferner mit den Handelsverträgen? Kann de
Präzedenzfall, daß, während der Reichstag im ex lex
Zustande, vielleicht sogar ungesetzlich aufgelöst worden un
seither wie zum Hohne auf die Konstitution fortwähren
vertagt wird — kann, sagen wir, der Präzedenzfall, da
derlei Verträge ohne die konstitutionelle Mitwirkung de
Parlamentes stipuliert und finalisiert werden, von seiten de
Nation so ganz ruhig hingenommen werden? Soll ein Mini
sterium — noch dazu ein aus solchen Persönlichkeiten zu
sammengesetztes Ministerium, dessen Existenz schon als un
gesetzlich hingestellt wird, das mit den Nationalitäten ei

1) Trotz der aus Preußen so reichlich fließenden Geldspenden un
der sonstigen Unterstützung der Los von Rom-Bewegung könne
wir nicht glauben, daß die deutsche Politik eine Schwächung de
Bundesgenossen als in ihrem Interesse gelegen betrachten kan
Ebenso halten wir auch Aspirationen im Sinne einer preußische
Sekundogenitur in Ungarn für ausgeschlossen. Gleichwohl sollte
Befürchtungen, wie sie hier von hochstehender, durch und dur
habsburgisch gesinnter Seite geäußert werden, zu ernstem Nac
denken mahnen. Die Redaktion.

gefährliches und in seinen Endergebnissen antidynastisches Spiel treibt, das sich nicht scheute, mit dem ausschließlich unter Judenführung stehenden Budapester Mob sich gegen die Volksvertretung zu verbünden — soll ein solches Ministerium ganz unbehelligt nur verschwinden dürfen, und mit ihm alle jene verkrachten Individuen, die um Geld — guter Worte brauchts da gar nicht — heute die Administration Ungarns schänden? Oder sollte man nicht Mittel anwenden dürfen, die in Zukunft ähnlichen Elementen die Lust zu derlei Unternehmungen vertreiben? Sollte man ihnen nicht die Lust benehmen, in ihrem gesetzwidrigen Tun sich auf die Hefe des Volkes — per Stück und Tag um 1 Krone bar — zu stützen? Was die zustande bringt, davon konnte sich jedermann überzeugen, der am Tage nach dem „patriotischen Umzuge“ *dieser* „Regierungspartei“ einen Rundgang durch die Straßen Budapests machte. Und jene Wiener Herren, die heute noch mit ihren „Ordnern“ so groß tun, haben gewiß mit Vergnügen konstatiert, was ihre „Genossen“ zu leisten imstande sein werden, wenn die neueste Errungenschaft des „allgemeinen Wahlrechtes“ — auch eine dorthin importierte Erfindung des Ministeriums Kristoffy, genannt Fejervary — sich nicht ihren Forderungen gemäß abspielen sollte. Denn daß man mit den „Genossen“ ein ernstes Wort spräche, wie unlängst in Berlin, ist in Oesterreich-Ungarn, dem gelobten Lande, ausgeschlossen.

Wer wird überhaupt hier einmal ein ernstes, erlösendes Wort sprechen? Wer und wo sind die Männer, die den vielfach verwickelten Knoten zu lösen imstande?

Nicht ganz einwandfreies Vorgehen von oben hat die anfänglich lose Koalition zu einem Blocke zusammengeschweißt, dessen Druck, in Verbindung mit wütenden Preßtreibereien All-Israels, sich manch einer heute nicht mehr entziehen kann, der eigentlich, auf die Stimme des Verstandes und Herzens hörend, gleich anfangs nicht ganz bei der Sache war. Schon daß Andrassy — dem es vielleicht anfänglich nur

darum zu tun war, zu verhindern, daß der Soh
anderen Vaters, nicht des seinigen, die erste Violine
— daß er nicht Ministerpräsident werden will, nimmt
Auftreten ein gut Teil des notwendigen Gewichtes.
aber Schreiber dieser Zeilen nun über die anderen M
präsidentenkandidaten sich verbreiten, die freilich aus
und jenen Gründen nicht genehm sind, so müßte sein
schon etwas zu breitspurig geratenes Referat sich n
ein Erkleckliches vermehren.

Darum genug hievon, und kehren wir zu der
zurück, die den Ausgangspunkt des Ganzen bildete:
die Haltung des ungarischen Katholizismus in sein
ponenten zu erklären?

Wenn Schreiber dieser Zeilen es unternimmt, a
Frage in allgemeinen Umrissen zu antworten, so mag
sein persönlicher Pessimismus vielleicht ein wenig
zum Ausdruck kommen, doch bleibt es ja dem geneigt
überlassen, sich darüber ein Urteil zu bilden, ob und i
dieser Pessimismus den allbekannten Verhältnissen u
im bisherigen angeführten Tatsachen entspricht.

Nicht geleugnet kann werden, daß die Lage des
lizismus in Oesterreich-Ungarn eine traurige ist im V
mit der Stellung der Katholiken im heutigen D
Reiche; — aber auch nur im Reiche, nicht in den e
Staaten, wo viel von dem zu merken ist, was
Oesterreich-Ungarn „Josephinismus" nennt. Gleichs
hätte eben Joseph II. ihn erfunden, der ihn doch scho
und nur den Irrtum beging, selben offiziell prokl
und in der rüdesten Form durchführen zu wolle
kanntlich stieß er hier vor allem in Ungarn a
schiedensten Widerstand, trotzdem er sich in seinem V
auf den, wo es gegen den Katholizismus geht, stets
dienstbeflissenen Protestantismus stützen konnte. De
existiert er auch heute als Gesinnung in den Reih
katholischen Geistlichkeit nicht. Aber die Wut, die

in kirchliche Dinge hineinzuregieren, ja nur mehr da und um so mehr zu „regieren“, je weniger überhaupt in Ungarn „regiert“ wird, diese Manie ist nicht ausgestorben. Sie ist das treibende Motiv aller liberalen Regierungen des Landes, besonders seit Tiszas Zeiten, der es nie versäumte, für alle Vorgänge im Gebiete der Politik, die mißliebig empfunden wurden, die Haltung der katholischen Geistlichkeit verantwortlich zu machen, so daß sich die Meinung bilden konnte, die katholische Geistlichkeit sei eines der Haupthindernisse ruhiger und bequemer „Regierung“.

Andererseits legt man ein Hauptgewicht darauf, den allezeit antidynastischen und revolutionären Protestantismus bei guter Laune zu erhalten, was immer nur auf Kosten des Katholizismus geschehen kann. Nimmt man hiezu den in aller Herren Länder gleichen blöden Liberalismus einer wissens- und gewissenslosen Bureaukratie, die täglich anwachsende Macht des Judentums und seiner Presse, der niemand Einhalt zu tun wagt, weil einer nach dem andern sich ihrer bedient, so mag man sich erklären, daß der ungarische Klerus sich in sehr gedrückter Stimmung befindet und dem politischen Gebiete entweder teilnamslos oder in der Hoffnung, es werde doch einmal besser werden, den Mächten des Tages feindlich gegenübersteht. So herrscht bei ihm vielfach der Glaube, heute der Paria im Lande zu sein, den niemand verteidigt, niemand schützt. Noch sind wir, Gott und nur Gott sei Dank, noch nicht ganz so weit, wie in Cisleithanien, wo man seit Jahrzehnten nicht den Mut gefunden, gegen die schandvolle „Los von Rom-Bewegung“, oder gegen die antikatholische Bubokratie an den Universitäten ein Wort zu sagen, oder wo man das Türkentum gegen den Katholizismus, wie der neueste Fall des Erzbischofs Stadler beweist, auf solch eine Art „stützt und schützt“, daß, wenn auch nur als blutige Ironie, doch bis heute unwidersprochen, die Meldung durch die Zeitungen gehen konnte: die bosnischen Katholiken wollten sich an den Sultan, heute

noch „de jure“ ihren Landesherrn, wenden, mit der Bitte, er möge „seine katholischen Untertanen“ gegen die Willkür der österreichischen Regierung in Schutz nehmen! Noch sind wir, sage ich, nicht so weit, aber die Erfahrungen jüngstvergangener Zeiten geben keine Gewähr, daß, wenn man sich gezwungen glaubte, für gewisse Zugeständnisse oder, besser gesagt, für die Herabminderung gewisser Forderungen auf militärischem und politischem Gebiete wieder einmal ein Stück Katholizismus daranzugeben, man dies nicht, wenn auch wie gewöhnlich ungern und mit Schmerzen, tun würde.

Welche Stellung soll unter so bewandten Umständen der ungarische Katholizismus einnehmen? Wem soll er sich anschließen, um gegebenenfalls dem „vae victis“ auszuweichen? Betrachten wir die Eventualitäten.

Wenn das System siegt, das heute in Fejervary personifiziert ist, in dem Manne, dessen Einfluß es zuzuschreiben, daß auch seinerzeit die sog. „kirchlichpolitischen Gesetze“ als Entgelt für ähnliche Forderungen gegeben wurden, und der ein offener Feind des Katholizismus ist, — sozusagen ein halber Franz v. Sickingen, zwar nicht Gottes Freund, aber umsomehr „der Pfaffen Feind“ — wenn der siegt, so hat sich der ungarische Katholizismus des Schlimmsten zu versehen.

Aber wie steht's mit den Männern der Koalition? . . . Vielleicht denn doch um manches besser? — —

Von Andrassy sagt man, er sei bis zum Atheismus indifferent und werde zwar schon aus Nonchalance persönlich nichts gegen die Kirche unternehmen, aber auch zu ihrer Verteidigung womöglich noch weniger tun. Wollte er aber seinem angeblichen Atheismus oder wenigstens bodenlosen Indifferentismus denn doch die Zügel schießen lassen, so steht in den Reihen der Koalition eine wackere Schaar überzeugungstreuer Katholiken, ja sogar auch billig denkender Protestanten, die derlei Velleitäten einen festen Damm zu setzen und der katholischen „Volkspartei“ als mutige Hilfstruppen beizuspringen gesonnen sind und auch imstande wären.

Darum ist die untere katholische Geistlichkeit zum weitaus überwiegenden Teile im Lager der Koalition; und vielleicht liegt darin auch der Grund, warum die Bischöfe sich weiser Zurückhaltung befleißen; — obwohl es nicht Aufgabe des Schreibers dieser Zeilen sein kann, die Haltung dieser hochwürdigen Körperschaft zu kritisieren, zu erklären, zu begründen, aber auch nicht verteidigen, am allerwenigsten angreifen zu wollen.

XXVIII.

Reichstagsbrief. IV.

Berlin, 7. Februar 1906.

Schon ist der erste Monat des Jahres verstrichen und noch ist vom Etat keine Zeile erledigt; allgemein trägt man sich bereits mit dem Gedanken, den Reichshaushalt erst nach Ostern ganz zu erledigen und in einem Notgesetz zwei Zwölftel des Etats zu verabschieden. Dem französischen Vorbilde folgend, wird diese Sitte sich gar bald eingebürgert haben, so lange nicht Anwesenheitsgelder für ein „volles Haus“ sorgen. Die Budgetkommission hat zwar tüchtig vorgearbeitet, ihr neuer Vorsitzender Gamp sucht „mit Dampf“ vorwärts zu kommen; findet aber naturgemäß bei dieser Eile oft heftigen Widerspruch. Wozu auch so überstürzen? An der Budgetkommission liegt es nicht, wenn das Plenum nicht fertig wird; sie mußte im Vorjahr den Etat durchpeitschen und hat deshalb heuer eine sehr gründliche Arbeit zu vollziehen.

Die letzten 14 Tage des Plenums im Januar wechselten ab mit ersten Lesungen der neuen Gesetzentwürfe, mit Interpellationen und zwei Anträgen aus dem Hause. Ein buntes Bild, das aber trotzdem nicht viele Besucher anlockte. Man weiß, daß bei ersten Lesungen nur selten die Entscheidungen fallen, und bleibt daher lieber ganz weg.

Zwei Interpellationen bewegten sich auf sittlich-religiösem Gebiete und beide hatte der Kriegsminister zu vertreten; die eine konnte er mit Geschick beantworten, die andere Antwort fiel höchst unglücklich aus. Nehmen wir den leichteren Fall zuerst. In Gumbinnen war nachgefragt worden, wie viele Soldaten ihre Beichte in polnischer Sprache abgelegt haben; die Polen griffen die Sache auf und brachten mit Unterstützung des Zentrums eine Interpellation hierüber ein. Wenn auch das Verhältnis der polnischen Fraktion zum Zentrum alles zu wünschen übrig läßt, so gab letzteres doch seine Unterschriften gern, weil es sich um den Schutz des Beichtgeheimnisses handelte und nie geduldet werden kann, daß die Militärverwaltung in den Beichtstuhl hineinregiert. Die Aufklärung des Kriegsministers war befriedigend; hienach ist es der zuständige katholische Militärpfarrer gewesen, der zum Nachweise von Reisekosten für einen polnisch sprechenden Priester angegeben hat, wie viele Soldaten des Deutschen nicht mächtig sind. Herr v. Einem fügte noch eigens hinzu, daß nie in das Gewissensleben der Soldaten eingegriffen werde. Die Antwort war so beruhigend, daß eine Besprechung der Anfrage nicht für notwendig befunden wurde.

Um so unbefriedigender, ja direkt verletzend war die Antwort des Kriegsministers auf die Duell-Interpellation Roeren.[1]) Alles hatte man erwartet, nur eine solche nicht. Hr. v. Einem verlas eine schriftliche Erklärung des Herrn Reichskanzlers. Schon die vielen Zwischenrufe ließen erkennen, wie diese Erklärung aufgenommen wurde. Der

1) Vgl. oben S. 138 f.

Schlußsatz rief im Zentrum förmliche Entrüstung und Empörung hervor. „Die Revolution von oben!“ „Ungesetzlich!“ „Aufforderung zur Gesetzesverletzung!“ scholl es dem Kriegsminister entgegen. Man nahm diese Erklärung um so ernster, als sie im Namen des Reichskanzlers abgegeben worden und als sie schriftlich niedergelegt worden war, somit mit mehr Sorgfalt verfaßt worden ist als eine mündliche Erklärung, bei welcher sich leicht ein „falscher Zungenschlag“ einschleichen kann. Der Abgeordnete Dr. Bachem gab sofort die wohlverdiente Antwort.

Bedauerlicherweise billigte der konservative Abgeordnete Himburg ganz und gar diese Reichskanzler-Erklärung, und der nationalliberale Abg. Bassermann war ihr halb hold, halb abgeneigt. Mit triumphierender Miene bestieg dann Bebel die Tribüne und nützte nun für die Agitation diese Stellungnahme weidlich aus. Der moralische Schaden, der durch die Proklamation des Duellzwanges angerichtet worden ist, kann durch keine hübsche Rede gegen die Sozialdemokratie mehr aus der Welt geschafft werden. Das „Rowdytum“ in Reserveoffizierskreisen hat jetzt Oberwasser; der treue Christ im Offiziersrock wird über die Schulter angesehen. Jeder gebildete Lümmel kann den tüchtigsten Offizier aus seiner Stellung werfen. Diese Stellung des obersten Reichsbeamten (stammt die Erklärung gar aus dem Militärkabinett?) ist einfach unhaltbar. Wie kann man von einem Offizier fordern, daß er sich unter Umständen zu duellieren habe, und somit göttliches und staatliches Gesetz mit Füßen getreten werden müsse?

Die Zentrumsfraktion konnte die Verkündigung eines solchen Grundsatzes nicht ruhig hinnehmen; als christliche Volkspartei mußte sie hiegegen auftreten und zwar nicht nur mit Worten, sondern durch eine T a t. Und eine solche ist bereits geschehen. Als einige Tage darauf das M i l i t ä r - p e n s i o n s g e s e t z zur Beratung stand, gab der Vorsitzende der Zentrumsfraktion, Graf Hompesch, nun auch eine schrift-

liche Erklärung ab und diese lautete, daß das Zentrum sich an der materiellen Beratung der Militärpensionsentwürfe nicht beteiligen werde, sondern nur Verweisung an die Budgetkommission beantrage; die Gründe für dieses „außergewöhnliche Verhalten zu suchen sei Sache des Reichstages und der Reichsregierung". Und nun suchte man! In der ersten Verblüffung meinten manche, daß die Verweigerung der Anwesenheitsgelder und der plötzliche Reichstagsschluß im letzten Sommer die Ursache dieses Auftretens sei. Nun ist jeder Zweifel hierüber entfernt; lediglich die Duellerklärung hat zu diesem Schritte geführt, der im katholischen Volke mit so lebhaftem Beifalle aufgenommen worden ist. Wenn die Gesetzentwürfe vorerst ruhig liegen bleiben würden, bis eine andere Stellungnahme des Kriegsministers und Reichskanzlers erfolgt ist, so hätte die Regierung die Verantwortung. Man sieht freilich jetzt auch in der Wilhelmstraße ein, daß man unklug gehandelt hat; aber man sagt sich im Volke: War denn der Reichskanzler von allen guten Geistern verlassen, als er diese Erklärung niederschrieb, oder lag der Befehl eines Höheren vor?

Nach unseren Informationen will man eine anderslautende Erklärung bei passender Gelegenheit abgeben. Warten wir ab.

Zwei Initiativanträge sind auch zur Beratung gelangt: der Diätenantrag und der Toleranzantrag; beide vom Zentrum.

Der Diätenantrag ist bereits in allen drei Lesungen angenommen worden; nun muß der Bundesrat sich entscheiden. Die Zukunftsmusik lautet in diesen Tagen sehr ermutigend; man hat auch uns gesagt: die Anwesenheitsgelder kommen ganz sicher. Aber: trau, schau, wem? Man hat es schon so oft gesagt; vielleicht sind wir ein wenig zu sehr Pessimist; wir geben es gerne zu. Noch nie sind die Meldungen so bestimmt aufgetreten, wie jetzt; der Kaiser hat dem Reichstage an seinem Geburtstage dieses „Geschenk" zugedacht. Damit ist wenigstens gesagt, daß es nur um

Willen des Kaisers seither gelegen hat, daß noch keine Anwesenheitsgelder gegeben worden sind. Vielleicht bringen schon die nächsten Tage definitive Antwort. Fällt diese nicht in kürzester Frist, so sehen wir alles nur als einen Versuch an, gut Wetter zu machen und das ist höchst notwendig, da der Parlamentshimmel so viele Wolken hat.

Der Toleranzantrag des Zentrums stand nun neulich zur ersten Lesung. Mit einer großen Anzahl von intoleranten Vorfällen aus Braunschweig begründete Abg. Dr. Bachem die Notwendigkeit dieses Antrages; dort dürfen Geistliche, die den schönen Harz im Sommer aufsuchen, nicht Messe lesen; dort darf sich in Schoppenstedt — nomina sunt odiosa — kein katholischer Geistlicher niederlassen usw. Staatssekretär Graf Posadowsky suchte das Schweigen des Bundesrats zu rechtfertigen mit dem Hinweise, daß das Zentrum den Antrag in veränderter Form eingebracht habe. Einen indirekten Erfolg hat auch hier das Zentrum wieder errungen; niemand hat sich der intoleranten norddeutschen Kleinstaaten angenommen. Aber die Aussichten für den Toleranzantrag sind nicht die besten. Zentrum, Polen, Elsässer und Sozialdemokraten stellen ihm zwar stets eine Mehrheit. Der Freisinn stimmt noch für jene Artikel, die sich auf die individuelle Religionsfreiheit beziehen, lehnt aber die Freiheit der Religionsgemeinschaften ab. Die Nationalliberalen und Konservativen haben sich ganz der Fuchtel des evangelischen Bundes gebeugt. Der freisinnige Einspänner Dr. Müller-Meiningen hat sich als Spezialität ausgesucht, in katholischen Erbauungsbüchern herumzuschnüffeln, um einige Brocken zu erhaschen. Im Vorjahre hat er ein Gebetbuch mitgebracht, heuer hatte er es mit den „Christlichen Standesunterweisungen" eines Benediktiners zu tun. Mögen auch in dem Buche recht derbe Sätze enthalten sein, im allgemeinen ist es ein gutes Buch. Wir billigen nicht alle Redewendungen desselben. Aber was in aller Welt hat dieses Buch mit dem Toleranzantrag zu tun? Gesündigt wird intra et extra

muros! Der Weinfälscher Sartorius gereicht der freisinnig[e]
Volkspartei auch nicht zur Zierde, und was er vorsetzte,
gewiß noch unappetitlicher als die stärkste Redewendung d[es]
Mönches von Einsiedeln. Aber mit solchen Dingen kann m[an]
sich wichtig machen, auch Heiterkeit erregen und der Zw[eck]
ist dann erreicht. Die Antwort von unserer Seite gab i[hm]
Frhr. v. Hertling. Dessen Rede war in des Wortes höchst[er]
Bedeutung ein Kunstgenuß; formvollendet und gedankenrei[ch].
Seit Jahren ist im Reichstage keine solche Rede gehalt[en]
worden. Den Gedanken der bürgerlichen Toleranz arbeit[ete]
der Redner aus der staatsbürgerlichen Freiheit heraus. B[e]-
merkenswert war auch seine Mahnung zur Vorsicht [bei]
Approbation von Werken durch kirchliche Behörden. Dr. Spa[hn]
aber stellte fest, wie der neueste Kulturkämpfer selbst [ein]
Eingreifen des Staates in den Beichtstuhl gefordert ha[be],
was selbst im Kulturkampfe nicht dagewesen sei. Nun su[chte]
sich der „Freiheitsmann" zu entschuldigen, fiel aber n[och]
tiefer hinein. Der Antrag wird in zweiter Lesung seinerz[eit]
im Plenum verhandelt werden.

Kolonialdebatten gab es an vier Tagen. F[ür]
den ostafrikanischen Aufstand werden 2,4 Millionen M[ark]
gefordert, für Südwestafrika 30,6 Millionen, nachdem letzter[es]
schon 200 Millionen gekostet hat. Dann kam noch d[ie]
Kameruneisenbahnvorlage hinzu. Bei der Besprechung d[es]
ostafrikanischen Aufstandes rügte der Abg. Erzberger d[ie]
Nichteinberufung des Reichstages im Sommer, die jetzt
wieder ein Indemnitätsgesuch erheische. Die Hauptursa[che]
des Aufstandes sei die Einführung der Zwangsarbeit a[uf]
den Baumwollfarmen mit einem Tagelohn von 1/2—2 Pf[g.]
Dr. Paasche, der Ostafrika besucht hatte, mußte d[ie]
Richtigkeit dieser Darstellung unterstreichen. In der Kommissio[n]
wird dieser Etat, wie der von Südwestafrika sehr eingehen[d]
geprüft werden.

Die Kameruneisenbahn stand schon im Vorjah[re]
zur Beratung, konnte aber wegen Beschlußunfähigkeit nich[t]

erledigt werden. Jetzt handelte es sich auch um die vom Abg. Erzberger enthüllte Provision von 360,000 Mark, die sich Fürsten, Grafen und Barone vom Reiche zahlen lassen wollten. Die Sache hat sehr viel Staub aufgewirbelt. Anfangs ist die gesamte Presse über den gen. Abgeordneten hergefallen, weil er diese Dinge ans Tageslicht zog; jetzt hat er die Genugtuung erhalten, daß in der Budgetkommission sein Antrag auf Abstrich dieser 360,000 Mark Provision einstimmig angenommen wurde, daß sein Antrag selbst mit unterschrieben wurde von allen Parteien. „Glänzend gerechtfertigt", sagte der Abgeordnete Spahn, gehe sein Kollege Erzberger aus diesem Streite hervor, denn dieser habe den Mut gehabt die Sache zu enthüllen und zu verurteilen, auch als er ganz allein gestanden sei. Die Wahrheit bricht sich immer Bahn.

Die Novelle zur Maß- und Gewichtsordnung bringt zwei wesentliche Neuerungen: 1. Verstaatlichung der Eichämter, 2. periodische Nacheichung. Man kann den bajuwarischen Stolz des Abg. Osel verstehen, wenn er rühmte, daß hiedurch das „bayerische Reservat" Gemeingut des deutschen Volkes werden soll, und er wünsche nur, daß mit der Formulierung des Gesetzes auch der bayerische Geist der Ausführung in Norddeutschland seinen Einzug halten möge. Allgemein hat man den Vorschlag begrüßt, daß statt der polizeilichen Ueberwachung der Maße und Gewichte nun eine sachverständige Nacheichung eingeführt werden soll. Sehr geteilt waren hingegen in jeder Fraktion die Ansichten über die Verstaatlichung der Eichämter; manche Gemeinden haben seither so hohe Gebühren angesetzt, daß die Eichämter eine willkommene Einnahmequelle waren; nun soll dies aufhören. Selbst für Mittelstädte ergeben sich hiedurch Ausfälle von 40—50,000 Mark; aber Graf Posadowsky hat doch recht, wenn er meint, sobald man seitens der Gesetzgebung die Eichgebühren so niedrig festsetze, daß sich kein Ueberschuß mehr ergeben könne, schwinde die Liebe der Ge-

meinden für die Eichämter. Es dürfte deshalb auch schließ
der Entwurf eine große Mehrheit finden.

Heftig umstritten war das neue Banknotenge
das nun in einer Kommission ruht. Die Regierung for
hierin für die Reichsbank das Recht, 50 Mark- und 20 M
Scheine in unbeschränkter Anzahl auszugeben, die ber
vorhandenen Reichskassenscheine von 50 Mark und 20 M
sollen dann eingezogen und solche von 10 Mark und 5 M
ausgegeben werden. Dieser Entwurf ist anscheinend
kleiner, mehr ein Gesetz, das dem Verkehr dienen soll,
doch fand er keine freundliche Aufnahme, weil man befürcht
daß das Gold dann immer mehr in die Reichsbank zur
fließe und das Land mit „Papiergeld" überschwemmt we
Gerade hierin dürften auch die geheimen Gründe der Re
rung zu suchen sein. Die Reichsbank hat verhältnismä
einen sehr knappen Goldbestand; die Banken anderer Sta
sind weit über. Statt nun Gold aus dem Auslande
zuführen, will man dieses aus dem Umlaufe herauszie
und eine solche Maßnahme findet Gegner bei den Freun
der Goldwährung und der Silberwährung. Freilich wü
sich schließlich eine Mehrheit ergeben, sobald man die Z
der umlaufenden 50 Mark- und 20 Mark-Banknoten festj
aber dann ist wieder der Zweck vereitelt, das Gold in
Reichsbank für kritische Zeiten aufzuspeichern. Warum
man nicht an die Ausführung des vom Abg. Erzberger
der Budgetkommission erwähnten Gedankens: die 120 Millio
Mark in Gold, die als Reichskriegsschatz im Juliusturm
Spandau liegen, der Reichsbank als Depot zu geben
hiefür 4,2 Millionen Mark Zins pro Jahr zu erhalt
Diese Summe wäre für die Veteranen so gut zu gebrauc
Der Reichsschatzsekretär hat Erwägung dieser Anregung
gesagt, vielleicht entschließt man sich zur Durchführung derselb

Das Urheberrecht an Bildern und Werken
Kunst soll nun eine gesetzliche Regelung erfahren; der
gelegte Gesetzentwurf entspricht im allgemeinen den Wünsc

der Interessenten, wozu in erster Linie Photographen und Künstler gehören. Auf keinem Gebiete war der Diebstahl seither so groß, wie auf diesem; ein Eigentumsrecht hat man eigentlich gar nicht mehr anerkannt. Eine Masse von Zeitschriften nahm die Bilder, woher sie solche erhalten konnten. Nunmehr soll u. a. bestimmt werden, daß die Reproduktion von Bildern und Photographien nur mit Genehmigung des Besitzers erfolgen darf. Manche Unzuträglichkeit mag daraus entstehen, aber das „Recht am eigenen Bild" erfordert diesen Schutz. Nur die „Verbrecheralbums" dürfen vor wie nach weitergeführt werden und Hochstapler werden nicht gefragt, ob sie gestatten, daß ihr Bild an fremde Polizeibehörden gesandt werden darf.

Der Befähigungsnachweis für das Baugewerbe wurde allgemein erwartet; aber die Vorlage enthielt diesen nicht, sondern brachte dafür die Vorschrift, daß die untere Verwaltungsbehörde einzelnen Personen die Aufführung von Bauten untersagen darf, wenn Tatsachen vorliegen, die die Unzuverlässigkeit dieser Personen ergeben. Dieser Entwurf befriedigte gar niemanden; die Linke lehnte ihn ab, weil er eine Konzession an die „Zünftler" darstelle, und Zentrum, Nationalliberale und Konservative wiesen ihn zurück, weil er zu wenig biete. Die Vertreter des Zentrums erklärten, daß ihre Fraktion vor wie nach den Befähigungsnachweis für das Baugewerbe fordere, der Entwurf würde allen Schikanen Tür und Tor öffnen und die Bauunternehmer erhielten hiedurch keinen Schutz, sondern würden unter Polizeiaufsicht gestellt. Die gesamte Existenz eines Unternehmers könnte hiedurch vernichtet werden, vielleicht aus politischen Gründen, die mit der Bauaufführung gar nichts zu tun haben. Sodann wurde weiter beklagt, daß dem Bundesrat jede Initiative auf dem Gebiete der Handwerkerfürsorge fehle, daß er sich stets schieben lasse; so müsse es auch befremden, daß er nicht dem einstimmigen Wunsche der Handwerker und der bürgerlichen Fraktionen des Reichstages

entsprochen habe, wonach nur jener Lehrlinge ausbilden darf, der den Meistertitel zu führen berechtigt ist. Das Zentrum ließ erklären, daß es in der Kommission entsprechende Anträge stellen werde.

Wie man aus diesen sehr knapp geschilderten Gesetzentwürfen sieht, fehlt es nicht an Stoff zur Arbeit, wohl aber an Abgeordneten, die solche leisten können und wollen; man ist nachgerade soweit gekommen, daß man die Mitglieder für die einzelnen Kommissionen auswürfeln muß. Hier zeigt sich klar, wie das Reichsinteresse die Gewährung von Anwesenheitsgeldern fordert.

Eine weitere Kommission hat sich mit dem Hilfskassengesetz zu befassen; der Entwurf fordert die Unterstellung der Hilfskassen unter das Aufsichtsamt für Privatversicherung, was zur Folge hat, daß diese Krankenkassen sich Reservefonds beilegen müssen — diese Vorschrift besteht für die anderen Krankenkassen nur in sehr beschränktem Umfange — und in ihrer gesamten Geschäftsführung dem Aufsichtsrate unterstellt sind. Der neugewählte Abgeordnete Giesberts-Essen hielt hiebei seine Jungfernrede; er ist eine fernige Gestalt aus dem Arbeiterstande, tritt frei und frank auf und erweckt sofort allgemeine Sympathie; das ist ein Arbeitervertreter im besten Sinn des Wortes. Welcher Kontrast gegenüber dem behäbigen Singer und dem ho[illegible] eleganten Dr. Südekum! Giesberts hat seine Sache erstmals recht gut gemacht; er sprach kurz und eindrucksvoll; den Stier packte er bei den Hörnern und erklärte rundweg, daß der Entwurf in dieser Fassung unannehmbar sei, da er gewiß die Schwindelkassen beseitigen helfe, aber auch dazu führe, daß die guten Kassen unterdrückt werden. Diese „Dr. Eisenbarth-Kur“ fand überhaupt sehr wenig Freunde; fast alle Parteien sprachen sich gegen das Gesetz aus. Es dürfte auch in dieser Form kaum zustande kommen.

Am letzten Donnerstag begann die große sozialpolitische Debatte, die jedjährlich den Etat d[illegible]

Reichsamts des Innern einleitet. Früher hat diese Debatte immer 14—18 Tage gedauert, heuer wollte man in 6 Tagen fertig werden, was ganz ausgeschlossen erscheint. Seit vier Jahren leitet der humorvolle Kölner Abg. Trimborn die Debatte ein; er gibt stets einen Rückblick über die sozialpolitischen Fortschritte des Vorjahres und dann einen Ausblick auf die neuen Arbeiten. Der Rückblick war heuer kurz; nur 2 Verordnungen zum Schutze der Gesundheit in Bleihütten und bei Verwendung von Bleiweiß sind erschienen. Um so reicher war der Wunschzettel für das laufende Jahr. Lebhaften Beifall fand seine Würdigung des Staatsekretärs Grafen Posadowsky als ersten Staatssekretärs mit dem Schlußrefrain: „Graf im Bart, Ihr seid der reichste!" Die Antwort des Staatssekretärs gibt zugleich die Menge der Trimbornschen Fragen wieder. Der Gesetzentwurf über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine ist fertig ausgearbeitet und kommt noch in dieser Session an das Haus. Der kleine Befähigungsnachweis für die Handwerker und die Abgrenzung von Fabrik und Handwerk stehen in Aussicht, ebenso eine gesetzliche Regelung des Ausverkaufswesens. Für die Heimarbeiter wird ein neuer Gesetzentwurf ausgearbeitet; die Glasarbeiter sollen endlich Sonntagsruhe erhalten, die Zinkhüttenarbeiter wenigstens an den drei höchsten Feiertagen nicht arbeiten müssen. Der sozialdemokratische Abgeordnete Fischer-Berlin setzte wiederum unsere gesamte Fürsorge für den Arbeiterstand herunter und ließ an ihr keinen guten Faden; er fand eine scharfe Widerlegung durch den Abgeordneten Erzberger, der dem eben verstorbenen Grafen Galen einen Lorbeerkranz auf den Sarg legte und durch Gegenüberstellung des vielgenannten Antrags Graf Galen und der heutigen Gewerbeordnung zeigte, wie dieser jetzt nahezu ganz Gemeingut des deutschen Volkes geworden sei.

XXIX.

Die Aussichten der christlichen Missionen in China.

So weit auch die Urteile der christlichen Missionäre auseinandergehen, so stimmen sie doch darin überein, daß der politische Aufschwung, der sich allmählich aber sicher in China vollzieht, für das Christentum und seine Sendboten dieselben bedenklichen Folgen haben könne, wie in Japan. Während man in Japan dem Christentum apathisch und kühl bis ans Herz hinan entgegensteht und von demselben keine Gefahr für den Fortbestand und die Entwicklung des Gemeinwesens besorgt, glimmt in China die feindselige Stimmung gegen die Missionäre nicht blos unter der Asche fort, sondern schlägt auch lichterloh empor. Man erblickt eben in den Missionären die Werkzeuge der christlichen Mächte, in dem Christentum ein zersetzendes Element, einen Gegner der Staatsreligion und somit des Staates. Hören wir hierüber einen der besten Kenner Ostasiens, der in seinem neuesten Werk den „Religionen Chinas und der Missionsfrage"[1]) ein eigenes Kapitel (II, 374–409) gewidmet hat. „Wir haben", sagt er S. 375, „unanfechtbare Beweise, daß die Chinesen ursprünglich Monotheisten waren, und daß die Lauterkeit ihres Glaubens durch den Naturdienst und die Wahrsagung korrumpiert wurde. Sie hatten eine

---

1) B. L. Putnam Weale, The Re-Shaping of the Far East. With Illustrations and Map. London, Macmillan 1905. 2 Bde.

klare Vorstellung von einem höchsten Wesen und einer Offenbarung; neben den dem wahren Gott dargebrachten Opfern und der Verehrung des wahren Gottes gingen auch Opfer einher, die man den Hügeln, Flüssen und Geistern brachte."

„Die geistliche Wiedererneuerung durch Confucius bezweckte weder die Herstellung der Urreligion noch die Einführung eines philosophischen Systems, sondern die Verkündigung und Einprägung einer Lebensphilosophie, die in den Ideen von Ehrfurcht und Gehorsam gegen den Thron und in der Beobachtung und Aufrechthaltung der bürgerlichen Gesetze gipfelte" (l. c. II, 378). Die Missionäre der Buddhisten erkannten, daß die seit Confucius in China beobachteten Riten und Zeremonien rein politischer Natur seien, überhaupt keine religiösen Lehren enthielten. Die Jesuiten teilten bekanntlich dieselbe Ansicht, wurden aber von Franziskanern und Dominikanern bekämpft, welche eine Verurteilung dieser Lehre in Rom durchsetzten, obgleich der Kaiser Kanghi erklärt hatte, daß die chinesischen Gebräuche rein politischer Natur seien und daß die Verwerfung derselben durch irgend eine Religionsgesellschaft als politisches Verbrechen gestraft werden würde. Rom verlangte von allen katholischen Missionären Unterwerfung unter seine Entscheidung; der Kaiser Kanghi aber ächtete alle Christen, welche mit der Lehre Riccis nicht übereinstimmten (1706). Nach Kanghis Tod wurde von dessen Nachfolger die Verbreitung des Christentums durch ein Edikt allgemein verboten (1724). Die katholische Kirche hat sich bekanntlich nie wieder zu dem Ansehen und Einflusse erhoben, dessen sie sich unter den Jesuiten Ricci, Schall, Verbiest fast während des ganzen 17. Jahrhunderts erfreute. Ob Weales Behauptung berechtigt sei: „Wären die Jesuiten der einzige religiöse Orden gewesen, so konnte man kaum bezweifeln, daß die außerordentlichen Fähigkeiten und das Geschick, das sie ihren Feinden unter den Chinesen gegenüber an den Tag

legten, ihnen eine unbezwingliche Stellung verschafft haben würde; aber die Gegenwart der Franziskaner und Dominikaner erschwerte ihre Wirksamkeit“ (S. 391), lassen wir dahin gestellt. Den katholischen Missionären gereicht es zum unvergänglichen Ruhm, daß sie, obgleich sie von der Regierung über die Grenze geschafft wurden, in Verkleidung wieder zurückkamen und trotz Leiden und Verfolgungen aller Ar ihre Herde weideten und alles taten, was in ihren Kräften stand, um das Vorurteil, sie suchten die Grundlagen de Staates zu unterwühlen, zu zerstreuen.

Diese Versuche haben wenigstens unter den höheren und gebildeten Klassen den erwarteten Erfolg nicht gehabt; verhältnismäßig nur wenige Missionäre haben durch ihr überlegenes Wissen den eingeborenen Gelehrten imponiert. Di Missionstätigkeit sah sich deshalb meist gezwungen, ihre Wirksamkeit auf die Armen und Kleinen zu beschränken. Der besondere Schutz, den Frankreich und in jüngster Zeit Deutschland den katholischen Missionären erwiesen haben, sind zweifelhafte Wohltaten, nicht weil es, und das gilt zumal von Deutschland an gutem Willen fehlt, sondern weil die chinesischen Patrioten in dem Schutze der Missionäre einen Eingriff in die Rechte des Staates sehen. Dss Gleiche gilt von den Vergünstigungen, welche sie der chinesischen Regierung abgetrotzt haben. Solang China wie ein zertretener Wurm machtlos zu den Füßen de christlichen Mächte liegt, haben die christlichen Sendboten wenig zu fürchten, aber nach 4—5 Jahren dürfte eine furchtbar Reaktion eintreten, die der des 18. Jahrhunderts wenig nachgeben wird. So groß der Gegensatz zwischen katholischen und protestantischen Missionären ist, so ist er den gewöhnlichen Chinesen nicht bekannt; darum machen sie die Katholiken für die Exzesse der Protestanten verantwortlich, ebenso müssen Deutsche, Franzosen büßen für den Hochmut und Dünke der Engländer und Amerikaner. Gerade die letzteren haben sich besonders unklug benommen und ihre amtliche Stellung (in den Vereinigten Staaten hat man Missionäre mit den

einflußreichen Stellen von Geschäftsträgern, Konsuln rc. betraut) zu Gewalttaten und zur Bedrückung der Eingeborenen mißbraucht. Die gegen diese überaus zudringlichen und taktlosen Missionäre Amerikas erhobenen Beschwerden finden im Kongreß kein Gehör, denn die Missionäre zählen in demselben einen mächtigen Anhang. Die Missionäre und die eifrigen Protestanten, welche nicht bloß reiche Beiträge liefern, sondern auch großartige Schenkungen machen, bilden sich ein, ihre Emissäre brauchten sich nur mit der Bibel in der Hand den heidnischen Massen zu präsentieren, um mit offenen Armen von der heilsbegierigen Menge empfangen zu werden, welche reuigen Herzens die vom Himmel gesandte Religion annehmen werde. Die tieferblickenden Missionäre gestehen es offen ein, daß ihr Missionswerk einer gründlichen Reform bedarf, daß sie anspruchsloser, bescheidener leben, mehr mit dem gemeinen Volke verkehren, mit dem Unterricht, der Erbauung von Schulen, der Gründung von Spitälern beginnen müssen; aber sie sehen die Schwierigkeiten seitens der Missionsgesellschaften Amerikas voraus, denn die Klassen, so sagt Beale S. 405, welche die auswärtigen Missionen unterstützen, wollen die unmittelbaren Erfolge ihres Geldes erblicken und müssen für die Tausende von Pfunden, die sie ausgelegt haben, eben so viele Konvertiten sehen, sonst sind sie unzufrieden. Sollten nun die Protestanten ihr Hauptaugenmerk auf die Vermehrung von Elementar- und Mittelschulen richten, neue größere und kleinere Spitäler gründen, gut ausgebildete Krankenpflegerinnen in die Privathäuser schicken, dann wären die Katholiken gleichfalls genötigt, mehr Priester, Brüder und Schwestern für den Unterricht und die Krankenpflege zu verwenden. Manche der chinesischen Missionen sind, da die um einen geringen Preis erstandenen Grundstücke sehr im Werte gestiegen sind, reich und auf die Unterstützung des Lyoner Glaubensvereins nicht mehr angewiesen; wohl aber dürften die aus Frankreich vertriebenen Orden nach einem oder gar nach zwei Jahrzehnten des nötigen Nachschubs von

Missionären ermangeln. Sollte die Zahl der geistlichen Beru
abnehmen, dann wäre es möglich, daß, wie 1773 nach d
Aufhebung des Jesuitenordens, weite Missionsfelder unbeba
blieben. Die Verbreiter des weltlichen Evangeliums würd
in diesem Falle die Auswüchse der westlichen Kultur — d
Unglauben, die Verweltlichung, den Wissensdünkel verbreite
Die natürliche Neigung der Chinesen ist weit mehr auf d
Erlangung weltlicher Kenntnisse und Machtmittel gericht
als auf religiöse Erkenntnis und Pflichterfüllung. Soll
China Frieden halten, seine Schulen nach europäische
Muster umgestalten, dann hätten die Missionäre gegen G
lehrte, Freidenker, gegen Politiker und Kaufleute zu kämpfe
sollte aber China die Europäer verjagen und einen Una
hängigkeitskrieg führen, dann wären die Missionen erst rec
gefährdet. Alle Tugenden seiner Missionäre und der v
ihnen bekehrten Christen könnten dann das eine Verbreche
dessen sie sich in den Augen der Chinesen schuldig mache
nicht sühnen — ihren vermeintlichen Mangel an Patriotismu
ihre Verwerfung der chinesischen Gebräuche.

So tief Taoismus, Buddhismus, die Religion d
Juden, Mohammedaner unter dem Christentum und d
christlichen Sendboten und deren Konvertiten stehen, so si
sie doch keine Feinde Chinas. Die von der Kirche beobachte
Haltung ist die klarste Wiederlegung des oft erhobenen Vo
wurfes, daß dieselbe, wo es sich um irgend einen zeitlich
Vorteil handle, ihre Grundsätze verleugne. Ausgeschloss
bleibt es freilich nicht, daß die Kongregation die Frage b
treffs der chinesischen Gebräuche von neuem prüfe. D
Feindseligkeit der französischen Regierung gegen die katholisch
Missionäre könnte für diese in China eventuell ein groß
Gewinn werden und die Mandarine überzeugen, daß d
katholischen Missionäre nichts weiter als die Rettung d
Seelen im Auge haben. Die chinesischen Beamten sind ind
weit weniger geneigt einmal gefaßte Vorurteile abzuleg
und sich eines Besseren überzeugen zu lassen als die Europäe

Die natürliche Eifersucht und die Mißgunst, mit welcher die Juristen die Theologen und die Theologen die Juristen betrachten, ist bekannt und nimmt zu, je größeren Einfluß der Gegner erlangt. Diese Eifersucht ist in China weit größer, weil Katholiken und Protestanten weit größere Vorrechte erlangt haben und ausüben, als irgend eine andere Religionsgesellschaft. Die Mandarinen, überhaupt die gebildeten Klassen werden, sobald die Annahme der europäischen Kultur beschlossen wird, auch deren antikatholische Tendenzen adoptieren, den Einfluß der Kirche auf die Schule beschränken, die Einmischung des Staates in die Angelegenheiten der Kirche befürworten. Die Gefahren, welche den Missionären in China drohen, sind nicht gering: die antikatholische Kultur Europas und der chinesische Patriotismus sind die zwei Mühlsteine, zwischen denen die Missionäre wohl zerrieben werden. Aber gerade in Zeiten der größten Not bekunden die katholischen Geistlichen und Laien einen Heroismus, der die Welt in Staunen setzt und früher oder später reiche Frucht trägt.

So trüb die Aussichten für das Christentum gegenüber den Fortschritten des Unglaubens und des Subjektivismus auch sein mögen, so groß die Gefahr für die asiatischen Völker ist, in den Strudel der europäischen Kultur hineingerissen zu werden, so ist doch Hoffnung vorhanden, daß sie zuerst wieder emportauchen und sich zu den Sendboten des christ- Glaubens hinwenden werden. Das „ex oriente lux" mag sich dann in einer ganz anderen Weise bewahrheiten.

Z.

XXX.

Konfession und Ehescheidung in der Schweiz.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

Auf die Häufigkeit der Ehescheidungen haben natio
und wirtschaftliche Verhältnisse nur einen minimalen Ein
Stark bedingt ist die Ehescheidungsfrequenz durch die staat
Gesetzgebung. Wo diese die Ehescheidung auf Grund
lächerlicher, teils gewichtiger Gründe hin erleichtert, da
die Ehescheidungsstatistik ein bedeutsames Wachstum, wie
z. B. in Frankreich der Fall ist, wo sich die Zahl der
scheidungen nach Einführung der gerichtlichen Scheidung
1127 im Durchschnitt der Jahre 1851—55 auf 7741
Jahre 1901 gesteigert hat, d. i. auf 1000 geschlossene Hei
von 4.0 auf 25.0. Neben die Erschwerung oder Erleichte
durch die Gesetzgebung tritt inbezug auf die Ehescheidu
häufigkeit als vollgewichtiges Moment die sittlich-religiöse
bundenheit. Die bis heute vorliegenden Ehescheidungsstatist
welche dem konfessionellen Moment gebührend Rechnung tr
haben den großen Unterschied der einzelnen Konfessione
ihrem Anteil an der Ehescheidungsfrequenz überzeugend
gelegt. Der in Nordamerika stark verbreiteten Unsitte,
den geringfügigsten, oft lächerlichen Anlässen die Eheschei
einzuleiten und durchzuführen, haben die treu an den Gr
sätzen ihrer Kirche festhaltenden Katholiken, welche teils
wanderer, teils Eingeborne sind, einen sehr nennensw
Riegel durch ihre Haltung vorgeschoben, da sonst die
scheidungshäufigkeit noch größer wäre.

Wenn wir das Konfessionsmoment bezüglich der Ehescheidungshäufigkeit in den Vordergrund rücken, so kommen in der Hauptsache nur die beiden Konfessionen des Katholizismus und Protestantismus inbetracht, von denen letzterer in der Ehescheidungsstatistik erheblich ungünstiger belastet ist. Für die Schweiz, welche ein konfessionell stark zerklüftetes Land ist, liegen die neuesten Zahlennachweisungen vor. In einer moralstatistischen Untersuchung, welche die genaue Erkenntnis der Einwirkung wirtschaftlicher und konfessioneller Zustände auf Eheschließungen und Ehescheidungen bezweckt, hat Dr. Xaver Schmid ein umfangreiches Material zusammengetragen. (Inauguraldissertation an der Universität Freiburg i. Schw. Selbstverlag des Verf. Luzern.) Die mit vielen Tabellen belegten Untersuchungen ergeben hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen Konfession und Heiratsziffer, daß in erster Linie ökonomische Momente, wirtschaftliche Zustände einen starken Einfluß auf die Gestaltung und Bewegung der Eheschließungsziffer ausüben, während den Konfessionsverhältnissen nur eine nebengeordnete Bedeutung zukommt. Schmid betritt dabei den zur richtigen Erkenntnis führenden Weg, indem er die Bezirke der Kantone nach beruflichen, konfessionellen und sozialen (Städte und Vorwiegen der Hausindustrie) Gruppen gliedert. Die prozentualen Anteile der einzelnen Gruppen an der Gestaltung der allgemeinen und besonderen Heiratsziffer lassen dann sowol für sich, als in ihren Wechselbeziehungen den tatsächlichen Einfluß wirtschaftlicher und konfessioneller Verhältnisse erkennen. Diese beiden Gesichtspunkte behält er auch bei der Statistik der Ehescheidungen bei, deren Gestaltung wir uns etwas näher betrachten wollen.

Das Bundesgesetz, welches die Zivilehe und das Recht der Scheidung in der ganzen Schweiz einführte, ist seit dem 1. Januar 1876 in Kraft. Das Zahlenmaterial erstreckt sich über die Beobachtungsperiode von 1876—1900. Wir bringen nachstehend für die einzelnen Kantone die jährliche Durchschnittszahl der Ehescheidungen auf je 1000 stehende Ehen für den Zeitraum von 1876—1900. Gleichzeitig fügen wir die prozentualen Zahlen der Katholiken und Protestanten bei, wohlbewußt, daß innerhalb der einzelnen Kantone mitunter noch namhafte Unterschiede obwalten. Wenn wir die Ehescheidungsziffer (d. i.

auf je 1000 stehende Ehen pro Jahr) nach ihren
Zahlengrößen abstufen, erhalten wir:

Kantone:	Durchschnitt	Katholiken	Pro
1. Genf . . .	3.80	50.6	
2. Appenzell A. Rh. .	3.69	9.8	
3. Zürich . . .	3.48	18.7	
4. Glarus . .	2.78	24.5	
5. Schaffhausen .	2.74	17.8	
6. Thurgau . .	2.70	31.6	
7. Neuenburg . .	2.64	14.0	
8. Bern . . .	2.25	13.6	
9. St. Gallen . .	2.13	60.1	
10. Basel=Stadt . .	2.06	33.1	
11. Waadt . . .	1.94	13.1	
12. Solothurn . .	1.81	68.9	
13. Aargau . .	1.45	44.1	
14. Basel=Land . .	1.35	22.7	
15. Graubünden .	1.08	47.0	
16. Zug . . .	0.77	93.1	
17. Appenzell J. Rh. .	0.76	93.8	
18. Luzern . . .	0.61	91.5	
19. Freiburg . .	0.57	84.8	
20. Schwyz . .	0.43	96.7	
21. Tessin . . .	0.26	98.0	
22. Nidwalden . .	0.23	98.7	
23. Uri . . .	0.19	96.1	
24. Wallis . . .	0.15	98.4	
25. Obwalden . .	0.08	98.4	
Schweiz . .	2.02	41.6	

Die Höhe der Ehescheidungsziffer in den ver
Kantonen steht in einem unverkennbaren Zusamme
der Zusammensetzung der Konfessionsbevölkerung und
die jeweilige Gestaltung der Ehescheidungsziffer du
zugunsten der katholischen Bevölkerung aus. Im gan
in der Schweiz in der Zeit von 1876—1900 28,
scheidungsklagen anhängig, von denen 23,704 mit
Scheidung erledigt wurden.

Werfen wir zunächst noch einen Blick auf die E
wirtschaftlicher Zustände auf die Scheidungsziffer. I

werblichen Bezirken betrug die Zahl der Ehescheidungen während des Zeitraumes 1876–1900 15,390 oder im Jahresdurchschnitt auf 1000 stehende Ehen 2.74, in den beruflich gemischten Bezirken 6004 oder 1.58, in den landwirtschaftlichen Bezirken 2334 oder 1.00 Die beruflichen Gruppen sind nach dem Prozentanteil der Landwirtschaft gebildet. Deren werden 9 unterschieden; in der ersten Gruppe der Bezirke ist der Anteil der Landwirtschaft 0—9.9 %, er nimmt zu, bis er in der letzten und neunten 80—89 % aller Berufstätigen in der Landwirtschaft umfaßt. Wenn wir die jährliche Durchschnittszahl der Scheidungen auf 1000 Ehen für diese neun Gruppen ins Auge fassen, so erhalten wir folgende Zahlenreihe: 4.24, 2.61, 2.66, 1.48, 1.75, 1.33, 1.17, 0.86, 0.10.

Charakteristisch ist das Verhalten der protestantischen, konfessionell gemischten und katholischen Bezirke im Zusammenhang mit der Gestaltung der beruflichen Gruppen. Alle drei konfessionellen Gruppen zeigen auf der Skala von den gewerblich starken bis zu den landwirtschaftlichen starken Berufsgruppen ein bedeutsames Fallen der Scheidungsziffer mit verschiedenen Abweichungen und Ausnahmen. Am ungünstigsten stehen die meist gewerblichen protestantischen und paritätischen Bezirke da, woran vielfach die industriellen Städtebezirke schuld sind. Die Scheidungsziffern einzelner Städte lauten: Genf 5.86, St. Gallen 4.71, Zürich 4.61, Biel 4.41, Bern 3.85, Lausanne 3.55, Winterthur 3.22, Neuschatel 2.98, Schaffhausen 2.79, Basel 2.14, Luzern 1.20. Die Städte bieten der Ehescheidung einen günstigeren Nährboden als das Land, wo die öffentliche Meinung einen viel stärkeren Druck auf die sittliche Lebensführung ausübt. Der Bauer hängt zäher an Brauch und Vätersitte, ein tieferer religiöser Sinn ist ihm eigen. Diese Stellungnahme des Landvolkes zur Praxis der Ehescheidungen ist bei allen Konfessionen wahrnehmbar.

Wenn wir den konfessionellen Einfluß auf die Scheidungsziffer näher untersuchen, so stellt sich zunächst eine nachteilige Gestaltung bei den Mischehen heraus. Die Scheidungsziffern lauten für die Periode 1877—90 in der Schweiz bezw. in Stadt und Land, wenn beide Teile katholisch sind: 0.67, 2.10, 0.75; wenn beide Teile protestantisch sind: 2.65, 4.03, 2.40;

wenn der Mann katholisch, die Frau protestantisch ist: 3.3 3.03, 3.54; wenn der Mann protestantisch, die Frau katholi ist: 4.81, 4.73, 4.86. Bei einer Teilung der Bezirke in pr testantische, paritätische und katholische beträgt die Zahl d Ehescheidungen während der Jahre 1876—1900 in den pr testantischen Bezirken 16,785 oder 2.61 auf 1000 stehen Ehen, in den paritätischen Bezirken 4643 oder 2.71, in d katholischen 2300 oder 0.64. Genauere Zahlenangaben lief uns eine Abgrenzung der Ehescheidungsziffern in den Bezir in 10 konfessionelle Gruppen, von denen die erste Grup Bezirke mit 0—9 9 % Katholiken, die zehnte Gruppe Bezi mit 90—100 % Katholiken enthält. Wir bekommen in d 10 derart gegliederten konfessionellen Gruppen folgende A stufung der Ehescheidungsziffer: 2.25, 2.83, 3.24, 1.99, 0.9 3.91, 2.65, 1.46, 0.84, 0.41. Die katholischen Bezirke wei überall die kleinsten Scheidungsziffern auf. Dies gilt au wenn wir die Verlaufsgestaltung der konfessionellen Grupp mit der beruflichen Zusammensetzung der Bezirke in Z sammenhalt bringen. Die Mischehen und die Städte bring für die Zunahme der Ehescheidungen der Katholiken die Hau gefahr.

Als Schlußergebnis darf man die Behauptung aufstelle daß die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses einen se tiefgehenden Einfluß auf die Gestaltung der Scheidungsziffe ausübt. Als ergänzende Tatsache muß aber noch betont werde daß auch der Einwirkung der wirtschaftlichen Verhältnisse ei kleine Bedeutung zuerkannt werden muß. Wenn die Freque der Ehescheidung als ein Gradmesser kulturellen und sittlich Hoch- oder Tiefstandes eines Volkes angesehen werden darf — und wer wollte das bestreiten? —, so gebührt den katholisch Gebietsteilen der Schweiz ein nennenswerter Vorrang vor d nichtkatholischen Teilen. Für den Katholizismus aber ist d Ehescheidungsstatistik ein unumstößlicher Beweis seiner bindend und bewahrenden Kraft.

XXXI.

Der Schulkampf in Oesterreich.

4. Der österreichische Klerus.[1])

Durch die neue Schulgesetzgebung war die katholische Geistlichkeit Oesterreichs in eine Situation geraten, die als eine sehr prekäre bezeichnet werden muß, und es bedurfte großer Umsicht und Selstverleugnung, um hier den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Auf der einen Seite drängte die Notwendigkeit, für die religiöse Belehrung und Erziehung der christlichen Jugend gebührend Sorge zu tragen, auch unter was immer für Schwierigkeiten und Opfern; auf der anderen Seite konnte und durfte man sich aber auch nicht verhehlen, daß es strenge Pflicht sei, für die Freiheit und die Rechte der Kirche einzutreten, und zwar nicht blos um der Kirche willen, die Christus der Herr als eine freie Kirche gestiftet hat, sondern auch um des österreichischen Staates willen, der nur an einer freien Kirche jene Stütze findet, deren er für seinen dauernden Bestand bedarf.

Die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht war ohne Zweifel ein großes Unrecht und mußte als solches um so mehr empfunden werden, als sie sachlich nicht gerechtfertigt war. In den deutschen Staaten existiert die geistliche Schulaufsicht bis zur Stunde, wenn auch nicht ausschließlich und prinzipiell, so doch faktisch in bedeutendem Umfange. Daß

1) Oben Seite 178 Zeile 18 (Heft 3) ist statt Tupatz zu lesen Tubetz.

dabei das deutsche Schulwesen zu Schaden gekommen sei, wird wohl kein Einsichtiger behaupten wollen. Die professionsmäßigen Gegner der Kirche freilich behaupten es ohne Unterlaß, überzeugende Beweise aber haben sie für ihre Behauptung noch nicht zu erbringen vermocht. Und daß die österreichischen Geistlichen für eine ersprießliche Beaufsichtigung der Schularbeit weniger Geschick und Befähigung haben sollten als die reichsdeutschen, dieses Argument spielte bei den seinerzeitigen parlamentarischen Verhandlungen absolut keine Rolle. Hafner und Genossen wollten eine „freiere“ Bildungsarbeit in der Schule, wollten die Herrschaft der „voraussetzungslosen Wissenschaft“ schon bei der Jugend; die geistliche Schulaufsicht mußte deshalb schon fallen.

In Sachen der Schulaufsicht hat man sich über die historisch gewordenen Verhältnisse und über die Rechtsansprüche der Kirche rücksichtslos hinweggesetzt. Wohl räumte man dem katholischen Klerus in den verschiedenen Schulbehörden, im Landes-, Bezirks- und Ortsschulrat, Sitz und Stimme ein; aber von einem entscheidenden Einflusse auf die Leitung des Schulwesens konnte keine Rede mehr sein. Auch gewährte man den Geistlichen Einlaß in die Schule, damit sie sich allda des schulplanmäßigen Religionsunterrichtes annähmen, denselben erteilten, leiteten und beaufsichtigten, wie es in der österreichischen Verfassung vorgesehen ist; stellte sie aber und ihre ganze Tätigkeit in der Schule unter weltliche Kontrolle.[1]) Ein

1) Am 22. Februar 1875 gab der damalige Unterrichtsminister Stremayr auf eine Anfrage des St. Pöltener Ordinariates bezüglich der Beaufsichtigung des Religionsunterrichtes in der Schule durch staatliche Organe folgenden Bescheid: „Was das Verhältnis der staatlichen Schulaufsichtsorgane zu dem Religionsunterrichte in den Volksschulen anbelangt, so liegt es im Wirkungskreise dieser Organe, ihr Augenmerk darauf zu richten

unwürdiger Zustand; damit kam das häßliche bureaukratische Bevormundungssystem Josephs II., das durch das Konkordat beseitigt schien, wieder in Aufnahme. Die Lehrerschaft machte man von der Kirche frei, im Namen der „voraussetzungslosen Wissenschaft“; Kirche und Geistlichkeit dagegen stellte man unter staatliche Aufsicht, natürlich auch wieder im Namen der „voraussetzungslosen Wissenschaft“. Als ob der Staat nur dazu da wäre, diese zu schützen!

Zu welchen Absonderlichkeiten dieses staatliche Bevormundungssystem in der Praxis führen muß, erhellt schon daraus, daß z. B. ein Pfarrer, der in seiner Gemeinde den schulplanmäßigen Religionsunterricht erteilt, sich als Untergebener seines eigenen Pfarrkindes fühlen muß. Denn er ist dem Leiter der Schule untergeordnet; muß es geschehen lassen, daß der Leiter der Schule, so oft und so lange er will, den Religionsunterricht „inspiziert“; hat an den gewöhnlichen Schulkonferenzen teilzunehmen, auf denen seine Stimme nicht mehr gilt wie die eines jeden Lehrers, und ist darum in Gefahr, von seinen eigenen Pfarrkindern überstimmt zu werden, auch überstimmt zu werden in Dingen, welche die sittlich-religiöse Erziehung der christlichen Jugend betreffen. Welch unwürdige Stellung des Trägers des kirchlichen Lehr- und Hirtenamtes in einer Gemeinde! Heißt das nicht, die gottgewollte Ordnung auf den Kopf stellen, und kirchliche Autorität systematisch untergraben?

Es versteht sich von selbst, daß die berufenen Wächter der Kirche Gottes in Oesterreich nichts versäumten, um dem in der neuen Schulgesetzgebung liegenden Attentat auf die Rechte und Freiheit der Kirche gebührend zu begegnen. Saßen doch gerade zur Zeit des Umschwunges der kirchen-

---

daß auch bei dem Religionsunterrichte die allgemeine Schul- und Unterrichtsordnung beobachtet werde und alles unterbleibe, was derselben widerstreite.“

politischen Verhältnisse in Oesterreich auf den Bischofsstühlen Männer, die für alle Zeiten in der Kirche Gottes mit großer Hochachtung werden genannt werden. Wir erinnern nur an den Kardinal Rauscher von Wien, die Bischöfe Zwerger von Seckau, Gasser von Brixen, Feßler von St. Pölten und den großen Bekennerbischof Rudigier von Linz. Was sie tun konnten, um die Gesetzgebung in andere Bahnen zu lenken, das taten sie. Aber alle ihre herrlichen Reden im Herrenhause wie in den Landtagen, ihre Immediateingaben an den Kaiser, ihre Hirtenbriefe an die Gläubigen vermochten den Siegeslauf des im Dienste der Loge wie des Judentums arbeitenden deutschen Liberalismus nicht aufzuhalten. Das Hasnersche Schulgesetz kam zu Stande. Der Kaiser sanktionierte es, wenn auch mit schwerem Herzen, hegte aber doch, wie es in einer ministeriellen Verlautbarung hieß, die Erwartung, „daß die gesetzlichen Anordnungen sich als dauernde Grundlage eines gedeihlichen Zusammenwirkens zwischen Staat und Kirche erweisen werden".

Nun entstand für die Bischöfe Oesterreichs die hochwichtige Frage: Soll die Geistlichkeit in der neuen Schule, wie das Gesetz es will, die Erteilung, Leitung und unmittelbare Beaufsichtigung des gesetzlich vorgeschriebenen Religionsunterrichtes übernehmen? oder soll sie sich von der Neuschule ganz fern halten und in anderer Weise, etwa durch regelmäßige katechetische Unterrichte in der Kirche, für die religiöse Belehrung der Jugend sorgen? Der erstere Weg kam dem Passieren des kaudinischen Joches gleich; auf dem zweiten Wege bestand die Gefahr, daß ein großer Teil der Jugend ohne religiöse Belehrung und Erziehung aufwachsen werde. Eine dritte Möglichkeit war, Privatschulen zu gründen, die katholische Jugend darin zu sammeln und sie so dem Einflusse einer auf dem Boden des Reichsvolksschulgesetzes stehenden Lehrerschaft gänzlich zu entziehen. Alle drei Wege waren, das durfte man sich nicht verhehlen, mit Bedenken, Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten aller Art

beläet. Man entschied sich, mit Gutheißung des Apostolischen Stuhles, für den ersteren Weg, in der zuversichtlichen Erwartung, daß die Schulbehörden in allen ihren Maßnahmen rücksichtsvoll und schonend vorgehen, daß die katholische Lehrerschaft ihrer Pflichten gegen die Kirche nicht vergessen und Hand in Hand mit dem Klerus ihres Amtes walten werde, und daß so die praktische Durchführung des Gesetzes in etwa die Schäden hintanhalten werde, welche ein interkonfessionelles Schulsystem naturnotwendig im Gefolge hat. So hoffte man. Daß es nicht so gekommen ist, und daß namentlich die katholische Lehrerschaft die auf sie gesetzten Hoffnungen täuschte, ist nicht die Schuld der Bischöfe und nicht die Schuld des Klerus.

Im Gegenteil. Bischöfe wie Klerus taten ihr Möglichstes, um die katholische Lehrerschaft im Bereiche der kirchlichen Interessen festzuhalten. Unvergessen bleiben die Ermahnungen, welche seinerzeit Fürstbischof Zwerger von Seckau an seinen Klerus richtete:

„Ich ermahne und beschwöre meine geliebten Diözesanpriester im Namen des Herrn, daß sie als treue Nachfolger des Herrn, der die Kleinen zu sich rief, um sie zu segnen, — als berufseifrige Diener der Kirche, welche mit Recht die Mutter der Schule genannt wird, — als sorgsame Hirten der katholischen Familien, welche der Schule ihr Theuerstes, die Kinder anvertrauen, — gerade unter den neuen Verhältnissen die Interessen der Schule allseitig wahrnehmen, als wahre begeisterte Schulfreunde und gediegene Schulmänner sich bewähren, die neuen Schulbehörden im Sinne und Geiste der Kirche zum Segen der christlichen Schuljugend unterstützen, — insbesondere aber, daß sie unseren Schullehrern auch jetzt, wie zuvor, ihre priesterliche Hand freundlich reichen, sie als die wichtigsten Mitarbeiter im Weinberge des Herrn achten und liebreich behandeln, für ihre Berufsehre und ihr amtliches Ansehen pflichtmäßig einstehen und sich mit ihnen aufrichtig zur glücklichen Lösung der gemeinsamen Aufgabe vereinigen."

Und wie Fürstbischof Zwerger, so haben alle Ob
Oesterreichs mit den Schulbehörden sowohl als
Lehrerschaft auf dem Boden der Praxis ein Aus
gesucht — im Interesse der Jugend.

Wie dieses Entgegenkommen der Bischöfe erwiedert
beleuchtet grell der Fall „Rohrweck" aus dem Jahr

Franz Rohrweck war Lehrer zu Leonfelden i
österreich und benutzte, obwohl Katholik, die Geschicht
dazu, bei seinen zwölfjährigen Schülern für den Protesta
Stimmung zu machen. Diese merkwürdige Tätigke
jungen katholischen Lehrers vor katholischen Kindern ko
Oeffentlichkeit nicht verborgen bleiben. Das bischöflich
nariat von Linz führte Beschwerde bei dem oberösterre
Landesschulrat. Dieser aber konnte über die zu ergr
Maßnahmen lange nicht schlüssig werden. Mittlerw
der Pfarradministrator von Leonfelden, durch das Or
veranlaßt, von Pfarramtswegen den Lehrer Rohrweck z
antwortung ins Pfarrhaus. Lehrer Rohrweck kam nic
Bischof Rudigier im Monate September zur Firmung i
felden weilte, wollte er diese Gelegenheit benützen,
Rohrweck auseinanderzusetzen. Einer diesbezüglichen Ei
leistete derselbe jedoch auch keine Folge. Der Landes
hatte endlich einige Wochen später sich dahin resolvie
„der an den Bischof gerichtete Bescheid des Bezirkssc
Freistadt (wohin Leonfelden gehört), als erster Inst
liege kein Grund zum Einschreiten gegen Rohrweck vor,
und die Klage des Bischofes in allen Punkten zurück
werden solle". Die Leonfeldener Angelegenheit kam
Landtage Oberösterreichs zur Sprache, wobei die liberal
sich in den leidenschaftlichsten Invektiven gegen den
Oberhirten erging. Einer erneuten Vorladung, sich vor
Bischofe zu rechtfertigen, ging Lehrer Rohrweck wieder
dem Wege, und die gesamte liberale Presse, vor alle
die „freisinnigen" Lehrerblätter applaudierten dem jung
fechter der „Lehrer-Unabhängigkeit vor dem Einfluss
Kirche oder Religionsgesellschaft" in allen Tonarten.
von den Behörden, verhöhnt von der Lehrerschaft, veru

vom Liberalismus in der Presse, wie auf der parlamentarischen Tribüne, wandte sich Bischof Rudigier nunmehr an seine Diözesanen und an die ganze katholische Oeffentlichkeit, um sie über die volle Tragweite des Falles „Rohrweck“ aufzuklären. Er tat dieses auf der Generalversammlung des katholischen Volksvereins Oberösterreichs am 21. Oktober 1884 mit einer glänzenden Rede, die bei dem katholischen Volke Oberösterreichs heute noch in frischer Erinnerung ist. Fünf Wochen später starb Bischof Rudigier als Martyrer seiner Treue für Kirche und Vaterland.

Der österreichische Episkopat, erschreckt durch die immer mehr um sich greifende Demoralisierung der katholischen Lehrerschaft, verdoppelte sein Bemühen, eine Aenderung des Schulgesetzes herbeizuführen. Aber bis jetzt ohne Erfolg. Die letzte gemeinsame Kundgebung nach dieser Richtung hin erfolgte am 12. März 1890 in der Schulkommission des Herrenhauses, wo die bischöflichen Mitglieder genannter Kommission, Kardinal Schönborn von Prag und die beiden Fürstbischöfe, Zwerger von Seckau und Missia von Laibach, im Namen des österreichischen Gesamtepiskopates die Forderungen der katholischen Kirche also formulierten:

1. „Die öffentlichen Schulen sind so auszugestalten, daß es den katholischen Kindern möglich gemacht werde, dieselben in der Regel ohne Vermischung mit Kindern anderer Konfessionen zu besuchen.

2. An katholischen öffentlichen Volksschulen haben sämtliche Lehrer der katholischen Kirche anzugehören, sind für dieselben an katholischen Lehrerbildungsanstalten auszubilden und haben auch die Befähigung zur Erteilung des katholischen Religionsunterrichtes zu erwerben.

3. Bei Anstellung der Lehrer an katholischen öffentlichen Schulen ist den Organen der katholischen Kirche jene Einflußnahme zu gewähren, welche notwendig ist, um sich der entsprechenden Wirksamkeit des anzustellenden Bewerbers zu vergewissern.

4. Der Religionsunterricht ist an diesen Schulen durch

Mitverwendung des Lehrers zu erweitern und der übrig Unterricht, die Lehrpläne, sowie auch sämmtliche Lehr- un Lernmittel so einzurichten, daß darin nicht nur nichts vo komme, was für katholische Kinder anstößig wäre, sondern alle in einheitlicher Beziehung zu dem katholischen Charakter de Schule stehe.

5. Was die Beaufsichtigung der katholischen Volksschule und Lehrerbildungsanstalten betrifft, so ist es der Kirche zu e möglichen, deren konfessionellen Charakter durch ordnungsmäßi von ihr bestellte Organe nach allen Richtungen in wirksam Weise zu wahren und zu fördern."

Einen praktischen Erfolg hatte, wie schon erwähnt, die bischöfliche Enunziation nicht. Darüber führten die Bischö in einem gemeinsamen Hirtenschreiben vom 15. Februar 189 laute Klage. Unter anderem bemerkten sie:

„Wir, Eure Bischöfe, haben seit mehr als zwanzig Jahre dafür (für Herstellung katholischer Schulen) unsere Stimm erhoben. Sollten die traurigen Folgen der bestehenden Schu einrichtungen fortdauern, weiter um sich greifen und den chris lichen Geist im Volke vernichten, nun, Geliebte im Herr dann könnt Ihr uns den Vorwurf nicht machen, daß w geschwiegen, daß wir die Gefahr nicht aufgedeckt hätten. Abe auf Euch fiele dann die ganze Schuld, daß Ihr das Eurig nicht getan, daß Ihr Eure Rechte, die Euch die Verfassun des Reiches gibt, nicht nach Pflicht und Gewissen benützt, da Ihr in den Reichsrat nicht Männer hineingesandt habt, d Eure Regierung recht beraten und ihr die rechten We gezeigt haben."

Aehnliche Klagen haben die Bischöfe Oesterreichs no wiederholt in gemeinsamen Hirtenbriefen, namentlich vor de Wahlen in den Reichsrat, zum Ausdrucke gebracht. Abe der Reichsrat blieb, was er war: eine Versammlung vo Männern, die in ihrer Mehrzahl für das Reich Christi kei Verständnis haben, wohl der „Wissenschaft", der „Kunst und vielem Anderen die Freiheit gönnen, nicht aber de Glauben an Christus, den Sohn des lebendigen Gottes.

5. Die österreichische Regierung.

Den 14. Mai 1889, den zwanzigsten Jahrestag der Sanktionierung des neuen Schulgesetzes, glaubten die Freunde desselben, in erster Linie die Lehrer, nicht ohne ein Freudenfest vorübergehen lassen zu dürfen. Hatte doch das Jahr zuvor Fürst Aloys Liechtenstein, der „schwarze Prinz", im Abgeordnetenhause einen Antrag einzubringen sich vermessen, der auf nichts anderes abzielte, als die „Perle" der neuzeitlichen Gesetzgebung Oesterreichs wieder zu vernichten. Zur Sühnung dieses „Verbrechens" mußte etwas geschehen und so entschloß man sich, die zwanzigste Wiederkehr des 14. Mai mit einer öffentlichen Feier auszuzeichnen. Sonderlich in Wien ging es hoch her. Die Haupt- und Residenzstadt Oesterreichs stand damals noch im Banne der deutsch-liberalen Partei und die „vom Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft" unabhängige Lehrerschaft brauchte ihren Gefühlen keinerlei Zwang aufzuerlegen.

Die von der Lehrerschaft inszenierte Festfeier gewann aber eine besondere Bedeutung durch die Teilnahme Hasners. Hasner, der Schöpfer des Schulgesetzes, folgte der Einladung zur Festfeier um so lieber, als er hier Gelegenheit fand, in einer längeren Ansprache sein Werk zu preisen, den Widersachern eine Strafpredigt zu halten und zu beteuern, daß er bei der Schaffung des Reichs-Volksschulgesetzes nicht im entferntesten die Absicht gehabt habe, „den reichen Schatz an Religion aus dem Herzen irgend eines Gläubigen zu reißen". Man mag es Hasner schon glauben, daß es ihm ferne lag, die Religion zu zerstören, das wäre auch gar zu sinnlos gewesen. Aber das religiöse Leben in der katholischen Bevölkerung Oesterreichs positiv fördern, das wollte er auch nicht. Und das war sein Fehler. Damit stellte er sich in die Reihe der Feinde Christi — denn wer nicht für Christus ist, der ist wider ihn — und in den Annalen des christlichen Oesterreich wird deshalb Hasners Name für immer gebrandmarkt sein.

Freilich war Hasner ein Universitätsprofessor und
irmte als solcher für die „Freiheit der Wissenschaft“.
em war er ein deutschliberaler Parteimann, der in der
eitigung der geistlichen Schulaufsicht und in der Säkula-
erung des Volksschulwesens einen Gewinn für die Er-
tung der dominierenden Stellung der Deutschen in
esterreich erblickte. Wer aber ein Schulgesetz machen will
nd gar ein Gesetz für eine Zwangsschule, der muß seine
Professorenliebhabereien wie seine liberalen Parteitendenzen
beiseite lassen, er muß vor allem sich auf den Boden einer
vernünftigen Pädagogik stellen und von da aus die Richt-
linien für seine gesetzgeberischen Maßnahmen zu gewinnen
suchen. Die Kinder in die Schule zwingen, den Lehrern
aber die Freiheit lassen, in der Schule zu lehren, was sie
wollen, und die Kinder zu erziehen, wie es ihnen beliebt:
das stimmt nicht: hier sind Widersprüche, die auf die Dauer
einfach nicht zu ertragen sind.

Wie schon erwähnt, versuchte es im Jahre 1888 Fürst
Alois Liechtenstein, diese Widersprüche wenigstens einiger-
maßen aus der Welt zu schaffen. Er stellte im Reichsrate
den Antrag, es möchte gesetzlich festgelegt werden: 1. daß
die Schule die Aufgabe habe, die Kinder nach den Lehren
ihrer Religion zu erziehen; 2. daß die Eltern nicht gezwungen
seien, die Kinder in der Schule einem Unterrichte oder einer
Erziehung zu unterwerfen, welche nicht mit den Lehren ihrer
(der Eltern) Religion übereinstimmten. Außerdem stellte
Fürst Liechtenstein noch den Antrag, es sollten alle Be-
stimmungen über Lehrerbildung, Beaufsichtigung des Schul-
wesens, Errichtung, Einrichtung und Erhaltung der Schulen
der Gesetzgebung der einzelnen Kronländer anheim-
gegeben werden. Auf diesem Wege hoffte man vorläufig
wenigstens in einer Reihe von Kronländern zu einem besseren
Lehrernachwuchs zu gelangen und die Konfessionalität der
Schule wiederherzustellen.

Der Liechtensteinsche Antrag wirbelte, wie nicht anders

zu erwarten war, viel Staub auf, innerhalb wie außerhalb des Parlamentes. Die „vom Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft“ unabhängige Lehrerschaft geriet in eine wahre Wut, in der liberalen Presse wurde tagein tagaus Sturm geläutet und im Reichsrate, wo erst im Jahre 1889 der Antrag zur Verhandlung kam, legten sich die Wortführer der liberalen Parteigruppen in der Bekämpfung des geplanten Attentates auf die „Perle“ der österreichischen Gesetzgebung keinerlei Mäßigung auf. Ein wahrer Hexensabbat war losgebrochen.

Aber auch die Regierung wollte von dem Antrage nichts wissen. Damals stand an der Spitze des Unterrichtsministeriums Dr. Freiherr von Gautsch, der heutige Ministerpräsident. Mit jugendlichem Eifer — er zählte erst 34 Jahre! — und mit aller Entschiedenheit lehnte er namens der Regierung es ab, am Wesen der bestehenden Schuleinrichtungen zu rütteln; auch erklärte er das von konservativer Seite gefällte Verdikt über ein Großteil der Lehrerschaft für nicht zutreffend. Wohl gab er zu, daß die bestehende Schulgesetzgebung nach mehr als einer Richtung hin abänderungsfähig sei und daß namentlich auf dem Gebiete der Erziehung von der Schule mehr geleistet werden müsse; im übrigen aber bekannte er sich als einen warmen Freund der Neuschule und versicherte, daß er stets für dieselbe eintreten werde, „nicht als ein Geschöpf des Fürsten Liechtenstein, aber auch nicht als ein Geschöpf der geehrten Opposition“, der deutschliberalen Partei nämlich, welche die Leistungen der Neuschule auch auf dem Gebiete der Erziehung für vortrefflich hielt.

Der Liechtensteinsche Antrag fiel selbstverständlich unter den Tisch. Ihrerseits glaubte die Regierung denn doch auch etwas tun zu müssen, einmal um den sich häufenden Klagen über die mangelhafte Erziehung der katholischen Schuljugend im Geiste ihres religiösen Bekenntnisses in etwa zu begegnen, zweitens aber auch, um dem zügellosen antikirchlichen Treiben des sozialdemokratischen Flügels der Lehrerschaft einen Dämpfer

rücken. Im Mai 1889 brachte Gautsch eine Vorlage
ie dahin zielte: 1. die Zahl der Religionsstunden zu
ehren, 2. die letztgültige Entscheidung über die religiösen
ngen dem Landesschulrate zu entziehen und dem Unter-
sministerium zuzuweisen, 3. dem Religionslehrer in Er-
ungs- und Unterrichtsfragen die gleiche Stellung wie den
tlichen Lehrern einzuräumen und 4. die Bildung eigener
sziplinarsenate in den Landesschulbehörden anzuregen.
iese Gautschsche Vorlage, ein Muster von Halbheit und
ureaukratischer Engherzigkeit, befriedigte keine Partei, am
enigsten die konservative; zur parlamentarischen Behandlung
kam sie nie.

Zur Zeit der Ministerschaft Badenis wurde wiederholt in den Regierungsprogrammen die Versicherung ausgesprochen, daß die Regierung entschlossen sei, der erziehlichen Aufgabe der Schule ihre besondere Aufmerksamkeit zu widmen und in den Lehrerbildungsanstalten Einrichtungen zu treffen, welche für eine bessere Ausbildung der Lehrer als Erzieher Bürgschaft böten. Geschehen ist aber so gut wie nichts. Da trat im Sommer 1897 der konservative Abgeordnete Dr. Ebenhoch, der derzeitige Landeshauptmann von Oberösterreich, im Reichsrate mit einem Antrage hervor, dessen Haupttendenz dahin ging, die staatliche Oberaufsicht über das Schulwesen von den Zentralbehörden weg auf die Landesbehörden zu übertragen und die Landesschulbehörden zu ermächtigen, über die Trennung der Schüler nach Konfession und Nation, über die Zahl der Lehrstunden in Religion, über die Zulassung von weltlichen Lehrern für den Religionsunterricht, wie über die Zulassung und Auswahl von Lehr- und Lesebüchern *endgültige* Bestimmungen zu treffen. Das Schulwesen sollte also zu einer Angelegenheit der einzelnen Kronländer gemacht werden, um auf diese Weise wenigstens in einigen Kronländern wieder zur konfessionellen Schule zu kommen. Ehe jedoch dieser Antrag zur Verhandlung kam, zog das Obstruktionsfieber in das österreichische Parlament

ein (Herbst 1897); ein Ministerium um das andere ward von ihm verschlungen und mit der Aufrollung der Schulfrage im Hause der Abgeordneten war es aus und vorbei. Daß es aber in absehbarer Zeit zu besseren parlamentarischen Verhältnissen kommen und daß es insbesondere möglich sein werde, die Gesetzgebungsmaschine in den Dienst der konfessionellen Schule zu stellen, ist schwer zu glauben. Das österreichische Staatsleben ist auf falschem Geleise und niemand ist, der es wieder auf das rechte Geleise zurückzuführen vermöchte.

Gegen Ende des Jahres 1898 drang die Kunde in die Oeffentlichkeit, daß im Unterrichtsministerium unter dem Vorsitze des „klerikalen" Professors Dr. Hirn von Innsbruck Beratungen darüber stattfänden, welche Einrichtungen an den Lehrerbildungsanstalten zu treffen seien, um den Lehramtskandidaten für ihren Beruf als Erzieher eine bessere Ausbildung zu vermitteln. Lange Zeit verlautete nichts mehr über diese Beratungen und man glaubte schon, daß aus der ganzen Sache nichts werden würde. Da meldeten im Frühjahre des Jahres 1904 die öffentlichen Blätter, daß aus den Beratungen im Unterrichtsministerium ein neues Statut für die staatlichen Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten hervorgegangen sei, daß es jedoch nicht sofort allgemein durchgeführt, sondern vorerst an einer Anstalt, und zwar an der in Brünn, auf seine praktische Brauchbarkeit geprüft würde. Auch wurde bekannt, daß nach dem Statute statt der seitherigen vier Jahre in Zukunft fünf Jahre für die Ausbildung der Lehramtskandidaten vorgesehen seien: im ersten Jahre sollten sie eine Art Präparandie durchmachen als Ueberleitung von der Bürgerschule zu der eigentlichen Berufsausbildung; letztere solle, wie seither, in einem vierjährigen Kurse zur Durchführung kommen, aber so, daß im letzten Jahre der methodischen Schulung besondere Aufmerksamkeit gewidmet und jetzt erst die eigentliche Erziehungslehre zum Gegenstande eingehenden Studiums gemacht werde;

auch solle während des ganzen fünfjährigen Kurses die religiöse Durchbildung mehr Berücksichtigung finden, als seither.

Es ist gewiß nur anzuerkennen, daß die Unterrichtsverwaltung endlich den guten Willen bekundet, etwas zu tun für eine zweckentsprechendere Ausbildung der Lehramtskandidaten in den staatlichen Seminarien. Ob sie mit der geplanten Reform viel erreichen wird, steht sehr dahin. Die staatlichen Lehrerbildungsanstalten stehen auf einem ganz falschen Fundamente; sie sind kraft des Gesetzes interkonfessionell; sie sind simultane Anstalten, zugänglich für „alle Staatsbürger ohne Unterschied der Religion"; es kann darum in ihnen nur eine dogmenlose Pädagogik gelehrt werden. Lehrerbildungsanstalten aber, in denen eine „von dem Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft unabhängige" Pädagogik gelehrt wird, bieten keine Garantie für die Heranbildung von Erziehern, wie sie das christliche Volk braucht und vom Staate verlangen kann.

Uebrigens ist es noch sehr fraglich, ob das Statut zur allgemeinen Durchführung kommt. Kaum daß es in der Oeffentlichkeit bekannt wurde, hat auch schon die liberale wie die radikale Presse die Sturmglocke geläutet und die ganze „freiheitlich" gesinnte Bevölkerung zum Kampfe für die bedrohte Neuschule aufgerufen. Ob die Regierung den Mut finden wird, dem Ansturm des liberalen Philistertums Trotz zu bieten und auf der Durchführung ihres Statuts zu bestehen, darf wohl als ausgeschlossen gelten.

Daß die liberale Lehrerschaft mit dem ministeriellen Statute nicht zufrieden sein werde, war vorauszusehen. Auf der in den ersten Augusttagen vorigen Jahres in der südsteiermärkischen Stadt Marburg abgehaltenen Generalversammlung des deutsch-österreichischen Lehrerbundes wurde eine Resolution gefaßt, in der aufs entschiedenste Verwahrung eingelegt wurde „gegen die Verwirklichung einer Lehrerbildungsreform nach dem vom Hofrate Dr. Hirn in Innsbruck verfaßten Entwurfe eines neuen Statutes für

Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, welche Reform einen neuen Schritt zur weiteren Verklerikalisierung unserer Lehrerbildungsanstalten und zur Herabdrückung des Bildungsniveaus der Lehrerschaft überhaupt bedeute". Dagegen sprachen die vor dem „Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft" scheuen Jugendbildner die „zuversichtliche Erwartung aus, das Ministerium für Kultus und Unterricht werde schon in nächster Zeit mit solchen Vorschlägen für die Ausgestaltung der Lehrerbildung hervortreten, die den gesteigerten Anforderungen der Gegenwart und den oft und dringlich geäußerten berechtigten Wünschen der Lehrerschaft entsprechen". Und was sind das für Wünsche? Sie sind schon längst bekannt. Schon vor der Marburger Tagung hatte sich der deutsche Landeslehrerverein in Böhmen berufen gefühlt, sie in einer Denkschrift an den Unterrichtsminister Dr. v. Hartel vorzutragen. Sie gipfeln in der Forderung: Gymnasial- und Universitätsbildung! Daß diese Forderung eine berechtigte sei, dürfte außer den von ihrer eigenen Wichtigkeit über die Maßen eingenommenen liberalen Lehrern wohl schwerlich jemandem einleuchten. Was Kindern beizubringen ist: gut lesen, schreiben, rechnen und anderes Nützliche, wie es im gewöhnlichen Menschenleben vonnöten ist, insonderheit aber eine auf Gottesfurcht gegründete sittlich religiöse Lebensgebahrung — dazu sind gewiß keine Gelehrten notwendig. Und Gelehrte kosten Geld, viel Geld. Erstens verschlingt das 10—12jährige Studium an Gymnasien und Hochschulen respektable Summen, die aufzutreiben jene Familien, aus denen der Lehrerstand für gewöhnlich seine Rekruten bezieht, fast durchweg nicht imstande sind; und zweitens wollen die zu Gelehrten ausgebildeten Lehrer selbstverständlich auch mit Gelehrtengehältern bedacht sein. Nimmt man dazu noch den anderen „Wunsch" der Lehrer, nämlich Feststellung des Schülermaximums auf nur 30 Kinder, dann würde die Zahl der zu besoldenden Gelehrten sich bis ins Ungemessene steigern und das Schulbudget würde derart belastet werden, daß

dem steuerzahlenden Publikum Hören und Sehen verginge. Eine teuere Schule!

Uebrigens ist es den nach Gelehrsamkeit so unmäßig dürstenden Jüngern Pestalozzis weniger darum zu tun, ihre Leistungen in der Schule zu erhöhen. Das könnten sie wahrlich billiger haben, wenn sie wollten. Ihr Hauptstreben geht auf etwas anderes hin; sie wollen aus dem Stande des ihrer Ansicht nach verächtlichen Schulmeistertums herauskommen und in den Stand der Gelehrten einrücken, wollen zu größerem Ansehen in der Oeffentlichkeit emporsteigen, namentlich aber geht ihr Streben dahin, *dem Bildungsniveau der Geistlichen gleichzukommen* und es so weit zu bringen, daß sie für fähig und berechtigt erachtet werden, *das ganze Volksschulwesen selbständig zu leiten*, wie auch die Geistlichen das Kirchenwesen leiten. Daß dem so ist, zeigte sich auf dem oben erwähnten Brünner Lehrertag, wo die Parole ausgegeben wurde: Neben dem Pfarramte, das für die kirchlichen Angelegenheiten zu sorgen hat, muß in jeder Gemeinde auch ein Schulamt entstehen zur Erledigung aller Angelegenheiten, *welche die Bildung und Erziehung des Volkes betreffen.* Also Aufrichtung einer Art Schulmeister-Republik in aller Form! Was man nicht alles noch erleben muß in unserem aufgeklärten Zeitalter. Die vom Gesetze garantierte „Unabhängigkeit von dem Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft" hat die Herren ganz aus dem Gleichgewicht gebracht. Sie vergessen, daß die Schule, vorab die Zwangs-Volksschule, ihrer ganzen Natur nach *eine Hilfsanstalt der Familie, der Kirche und des Staates* ist — denn diesen gehören die Kinder —, daß die Schule eine selbständige Institution nie gewesen ist und auch nie sein wird, daß die an ihr arbeitenden sich lediglich als Mandatare der Familie, der Kirche und des Staates zu betrachten haben und darauf verzichten müssen, ganz nach Gutdünken in der Schule zu schalten und zu walten. So spricht die gesunde Vernunft

und dieser wird man sich früher oder später schon beugen müssen.

Das Unabhängigkeitsstreben der österreichischen Lehrerschaft hat die Grenzen des Erlaubten schon längst überschritten. Es ist dies eine ganz natürliche Folge der unnatürlichen Gesetzesbestimmung, die den Lehrer von dem „Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft“ für unabhängig erklärte, und es war eine Täuschung, zu meinen, die von dem Einflusse der Kirche „erlöste“ Lehrerschaft würde sich um so bereitwilliger dem Einflusse des Staates, das heißt des Unterrichtsministers, offen zeigen. Sie will frei sein, frei nach allen Richtungen hin. Sie fühlt sich darum auch berechtigt, dem Unterrichtsministerium die Wege zu zeigen, die bei der Verwaltung des Schulwesens, insbesondere auch bei der Ausbildung des Lehrernachwuchses einzuhalten seien, und glaubt „erwarten“ zu dürfen, daß diese Wege auch gegangen werden. Sie hofft dieses um so eher, als die radikalen Parteien im Parlamente bereit sind, in ihrer Art für die Freiheit der Lehrerschaft einzutreten und dem Unterrichtsministerium solange zuzusetzen, bis es sich den Forderungen der freisinnigen Lehrerschaft gefügt hat. Ob die österreichische Unterrichtsverwaltung so bald den Mut findet, dem ungebührlich sich vordrängenden Schulmeistertum endlich einmal Halt zu gebieten und ihm zu Bewußtsein zu bringen, daß es andere Aufgaben hat, als immerfort in der Oeffentlichkeit dem Geiste der Unbotmäßigkeit gegen kirchliche und staatliche Autorität zu fröhnen, dürfte sehr fraglich sein. Die innerpolitischen Wirren, mit denen das Reich der Habsburger heimgesucht ist, spielen eben auch in das Ressort des Unterrichtsministers nur allzu stark hinein und lähmen jede heilbringende Initiative.

XXXII.

Die „fractio panis“ in S. Priscilla.

Realismus und Symbolik.

Es sind schon mehr als zehn Jahre verflossen, seitde Jos. Wilpert in der Katakombe der hl. Priscilla in Ro das Gemälde einer liturgischen Mahlszene entdeckte, üb dessen Bedeutung man nicht übereingekommen ist. Sei Werk, welches er dieser Entdeckung widmete: Fractio pani (Freiburg, Herder 1895), trägt den Untertitel: „Die ältest Darstellung des eucharistischen Opfers in der Capella greca“ Eine Anzahl von katholischen Gelehrten, welche in Re zensionen oder Anzeigen sich mit dem Werke beschäftigten betonte die dogmatische Wichtigkeit des Fundes. H. J. Jos Liell,[1]) dessen „Kritik“ wir hiemit einer Besprechun unterziehen, erhob nun in letzter Zeit wiederum energisc gegen diese Deutung und demgemäß gegen die daraus ge zogenen apologetischen Schlußfolgerungen Einspruch, nachde bereits F. X. Kraus, A. de Waal, auch G. Rauschen au katholischer Seite die Unzulänglichkeit, ein eucharistisch Opfer aus dem Fresko beweisen zu können, hervorgehobe während protestantischerseits J. Ficker, A. Hasenclev V. Schultze, Ed. Hennecke u. a. sich ganz oder teilwei

1) H. J. Jos. Liell, Pfarrer von Taben a. d. Saar. „Fractio pa oder Cena coelestis.“ Eine Kritik des Werkes „Fractio panis“ von Wilpert. Trier, Druck u. Kommissionsverlag von R. Disse dorf 1903. 70 S.

gegen Wilperts Erklärung aussprachen. Die zur Anzeige kommende Arbeit, welche von der von dem Verfasser schon öfters vertretenen Auffassung von der sepulkralen Erklärung der Katakombenbilder und -Symbole beherrscht war, durfte schon bei ihrem Erscheinen als veraltet gelten, da die gediegene Dissertation von H. Matthaei[1]) ihm unbekannt blieb. Liells Erklärung ist allerdings eine neue; die Verflüchtigung der Bedeutung des Gemäldes in eine cena coelestis wurde neuerdings auch von C. M. Kaufmann[2]) angenommen. Es scheint aber, daß er mit seiner Entgegnung gegen eine sakramentale Auffassung des Bildes als eines eucharistischen Opfers zuviel von der realistischen Darstellung wegnahm, um sie zu einer rein ideellen, einem symbolischen himmlischen Mahle zu machen.

Einige der Gegengründe, welche Liell gegen Wilperts eucharistische fractio panis anführt, waren schon früher und wiederum vor sechs Jahren von Matthaei ausgesprochen, so daß wir hier dieselben als gesichert halten könnten. Allein Matthaei und andere gingen nicht blos noch damals von einer unklaren und auch unrichtigen Vorstellung der Mahlgenossen aus — der Fehler lag, wie Wilpert gesteht,[3]) in einer mangelhaften Reproduktion —, sondern beide stellten an ein eucharistisches Gemälde der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts[4]) liturgische Anforderungen, welche der damaligen Zeit nicht entsprechen.

Liells Beweisgang ist daher zunächst ein negativer. Er hatte das Bedenken: Sollte eine realistische Abendmahlsfeier dargestellt sein, so dürfte auf dem Gemälde der Kelch nicht

---

1) Die Totenmahldarstellungen in der altchristlichen Kirche. Magdeburg 1899.

2) Handbuch der christl. Archäologie. Paderborn 1905. S. 303.

3) Die Malereien der Katakomben Roms. I, 286; II (Tafelband), Tafel 15, 1.

4) Diese Datierung nimmt auch Liell mit Wilpert an nach de Rossis Schätzung. Liell a. a. O. S. 26, 70.

zu Füßen des Vorsitzenden, d. h. offenbar auf dem Boden stehen, vielmehr dürfte man eine tischartige Erhöhung, wie sie auf den meisten andern bekannten Mahldarstellungen sich findet, erwarten. Er erwehrt sich dabei mit Recht gegen Wilperts Aufstellung, daß ein von letzterem unklar bezeichnetes Arkosolgrab, welches bald ein Kindergrab, bald ein vermeintliches Martyrergrab sein soll, den Altar ersetzt hätte. Wilpert konnte auch nicht zur genügenden Klarheit auf der Zeichnung nachweisen, wo sein gedachtes Arkosol sich fand und noch weniger den Realismus der Szene erklären, da der Kelch, die beiden Teller nicht auf einem solchen Arkosolgrab stehend zur Darstellung kamen. So viel ich sehe, sitzen die Personen des Speisesophas mit dem Vorsitzenden, der einen eigenen Platz hat, auf derselben Höhe. Da einige der Mahlgenossen nach den Tellern nach unten greifen, so können wir annehmen, daß sie auf derselben Unterlage am Boden stehen wie der Kelch. Es läßt sich übrigens dies nicht sicher ersehen. H. Leclercqs [1]) Ausflucht, welche er in seinem Artikel „Agape" vertritt, der Maler hätte die Perspektive nicht richtig gezeichnet, so daß die Gefäße zu Füßen des Vorsitzenden ständen, hilft darüber nicht hinweg; denn die eigenartige Stellung des letzteren findet sich in ähnlicher Weise auf einer andern Mahlszene aus S. Pietro e Marcellino, [2]) wo auch der Krug zu Füßen eines Mädchens steht. Wir können demgemäß annehmen, daß eine Marmorplatte, welche als Verschluß eines Bodengrabes diente, die Unterlage bildete. Nach Wilperts Beschreibung der Gräber der cappella greca S. 19 könnten sowohl die leider verlorenen Verschlußplatten der Gräber „im Fußboden längs der rechten Wand", wie auch eine der „vier unter der gemauerten Bank" eher dem Realismus der Darstellung gedient haben als d[...]

---

1) Dictionnaire d'Archéol. chrét. et de Liturgie fasc. III. Pa[ris] 1903. S. 797.

2) Wilpert, Die Malereien der Katakomben. II. Tafel 157, 1.

von ihm bezeichnete Grab in der Apsis, wenn er den Realismus auf die liturgische Feier der cappella greca beschränkt. Die Frage ist vielmehr eine liturgische: Kann eine Verschlußplatte eines Bodengrabes als genügende Unterlage zur Aufstellung des Kelches, eventuell auch zum „Brotbrechen“ angesehen werden? Wir wollen hier nicht vorgreifen; denn in allernächster Zeit wird Subregens Dr. Fr. Wieland in Dillingen seine schon seit lange vorbereitete Studie über den altchristlichen Altar veröffentlichen. Jedenfalls aber sind Ansichten, wie sie C. M. Kaufmann in seinem Handbuch vorträgt, die Christen hätten zu einem eucharistischen Dienst in den Katakomben tragbare Holzwände verwendet, für unsere Zeit nicht zu beweisen. V. Schultze[1]) scheint an eine tischartige Form des altchristlichen Altares zu denken. Es muß wohl strenge geschieden werden zwischen einem „Altar“ in Häusern oder Kirchen, welcher in den ersten Zeiten der Liturgie diente, und der Unterlage, auf welcher in den Coemeterien (vgl. syrische Didaskalia c. 26, ed. H. Achelis und Joh. Flemming, T. u. U. N. F. X. 2, 1904, S. 143, 5 und S. 288) zur Feier des Totengedächtnisses das „Brot zum Brechen“ und andere Eßwaren niedergelegt wurden (vergl. Acta Theclae c. 25, C. Holzhey, Die Thekla-Akten, München 1905, 10). Die patristische Literatur der ersten Jahrhunderte bietet erst von Tertullian[2]) ab sichere Handhaben für einen christlichen Opferaltar. Dagegen haben wir Stellen in den gnostischen Johannesakten aus dem Schlusse des 2. Jahrhunderts, wo von einer liturgischen Totenfeier die Rede ist, bei welcher an dem μνῆμα das Brot gebrochen wurde, ohne daß ein Altar erwähnt wird (c. 72 und 85; die Stellen werden weiter unten näher besprochen). Ist aber der Gottesdienst im Hause, so wird in den Thomasakten c. 49 (ed.

---

1) Archäologie der christl. Kunst. München 1895. S. 117 ff.

2) H. B. Swete, Eucharistic belief in second and third century in the Journal of theol. Studies III 1902. S. 166 f.

M. Bonnet, Acta Apost. apocr. II. 2, Lipsiae 1898, 165, 18 f.) berichtet: es befahl aber der Apostel seinem Diakon, einen Tisch bereit zu halten, und er bereitete ein συμψέλλιον, das er dort fand, bedeckte es mit einer Sindone (ἁπλώσας σινδόνα) und legte ein Brot der Segnung (ἄρτον τῆς εὐλογίας) darauf (vgl. c. 133). Ueber Vorrichtungen bei Totenmahlen in den Coemeterien lassen afrikanische, vielleicht noch dem 3. Jahrhundert angehörende Agapetafeln, d. h. ein halbcylindrisches Mauerwerk mit geglätteter, dauerhaf zimentierter Oberfläche, Vermutungen zu.[1]) Auch hierübe wird Wieland als autoptischer Zeuge Klarheit geben.

Damit haben wir das von Liell an zweiter Stelle vo gebrachte Hindernis teilweise aus dem Wege geschafft, welche er in dem Umstande erkannte, daß er Kelch und Patene (nicht in der nach seiner Ansicht für das eucharistische Brot brechen gebührenden Weise vorfand. Der Satz (S. 21) „Allein die Tatsache, daß dieses Gefäß (der Kelch) auf de Boden steht, ist für jeden Unbefangenen ein Beweis, da der Gedanke an den liturgischen Kelch ausgeschlossen ist" bedarf nicht weiterer Widerlegung, da nicht undenkbar is daß die Marmorplatte eines Bodengrabes eine hinreichend Unterlage war. Dagegen verdient die Form des Kelches die des doppelhenkeligen Kantharus, Beachtung, mit welche jener der noch nicht lange entdeckten Mahldarstellung de anonymen Hypogaeums aus dem 4. Jahrhundert vergliche wurde. Dr. Marucchi[2]) stellte die Formen anderer Gefäß wie sie auf altchristlichen Gemälden und Skulpturen vor kommen, zusammen, wie Blumentöpfe, Milcheimer usw. De Becher der fractio panis hat jene beliebte und gebräuchlich

---

1) H. Leclercq, Art. Agape in Dict. d'arch. et de lit. Pari III, 1903. S. 823 u. Anm. 2.

2) Osservazioni sopra il cimitero anonymo recentemente sco perto sulla via Latina in Nuova Bullet. di archeol. cris 1903. S. 306.

Form des Henkelkelches, welche, wie W. Schuyder[1]) auch auf altchristlichen Inschriften glaubhaft machte, die Kirche in den Dienst der Liturgie stellte. Wo ist die „Patene" zu suchen? Der Vorsitzende hält ein Brot in den Händen, vor ihm steht der Kelch, etwas weiter entfernt der Teller mit den Fischen, und noch weiter entfernt jener mit den fünf Broten. Wie aus dem Bilde ersichtlich ist, hat der Künstler dasselbe nach symmetrischen Gesichtspunkten angeordnet. Daher brauchen wir uns nicht unmittelbar unter der Hand des Brotbrechenden einen Teller zu denken, in den er das Brot legen könnte; es liegt auch keiner da, aus dem er es heraufnahm.

Die weitere Anforderung, welche Liell an die Haltung des Zelebrans und der Kommunikanten stellt, sind aus liturgischen Gepflogenheiten bei größeren Versammlungen (Justin. apol. c. 65 und 67) und späterer Zeit abgeleitet. Ja er nimmt sogar an dem Terminus προεστώς für den Vorsitzenden Anstoß, wobei er nicht weiß oder bedenkt, daß Tertullian (de corona c. 3, Migne P. l. 2, 99 A) die Liturgen der Kommunionausteilung praesidentes nennt, trotzdem sie jedenfalls standen. Auch die Handlung, welche der Vorsitzende mit ausgestreckten Armen an dem Brote vornimmt, sucht Liell nur als ein Reichen, nicht als ein Brechen zu erklären. Die Haltung der Hände zum Brechen eines kreuzgekerbten Brotes ist ganz korrekt, da dazu kein Kraftaufwand nötig ist, so daß er die Arme an sich ziehen müßte. Die Umsitzenden verhalten sich entsprechend den Sitten bei einem familiären liturgischen Mahle; daß sie dabei sitzen oder nicht die zum Empfange der Kommunion vorgeschriebene Händefaltung, wie sie Tertullian de idol. c. 7 (ed. Reifferscheid-Wissowa CSEL Vol. XX pag. 36, 15)

---

[1]) Die Darstellungen des eucharistischen Kelches auf altchristlichen Grabschriften Roms in Στρωμάτιον ἀρχαιολογικόν, Rom 1900. S. 101.

und Cyprian ep. 58, 9 ed. Hartel CSEL Vol. III pars II,
pag. 665, 1—3) oder noch später Cyrillus von Jerusale
(cat. myst. 5, c. 21, Migne P. gr. 33, 1125 A) angibt, ei
halten, beweist nichts gegen ein liturgisches Mahl zu Anfa
des zweiten Jahrhunderts. Der Augenblick des Kommunio
empfanges ist nicht auf unserem Gemälde dargestellt. D
Didache in c. 9 und 10, wo jedenfalls vom Empfange d
bei einer Agape oder Eucharistie geweihten Brote gehand
wird, gibt keine Rubriken über die äußere Haltung d
Kommunikanten. Das eine Kriterium für ein liturgisch
Mahl, das unser Gemälde bietet, erwähnt Liell nicht, d
nämlich die einzige anwesende Frau nach apostolischer V
schrift (1 Cor. 11, 5) verschleiert ist. Der Lebhaftigkeit d
Darstellung halber darf auch nicht erwartet werden, d
die Blicke der Anwesenden steif und geradewegs nach d
Brotbrechenden sich richten.

Die „fractio panis" weist aber auch einige symbolis
Zeichen auf, wozu wir jedenfalls die Umrahmung d
ganzen Gemäldes mit 7, 4 und 3 zu beiden Seiten a
gestellten Brotkörben rechnen dürfen, wohl auch die z
Mahle gehörenden beiden Teller mit den 2 Fischen u
5 Broten. Auffallend ist zunächst, daß der Künstler d
beiden in der heil. Schrift berichteten wunderbaren Br
vermehrungen zu einem Bilde verwandte, wenn wir an d
zahlenmäßigen Vergleiche festhalten. Denn die 5 Brote u
2 Fische der Teller finden ihr Vorbild bei der ersten B
gebenheit, von welcher bei Mt. 14, 15-21; Mc. 6, 35-4
Lc. 9, 12-17; Joa. 6, 5-13 berichtet ist. Bei dieser Speisu
der 5000 blieben 12 Körbe übrig. Bei der zweiten wunde
baren Speisung (Mt. 15, 32-38; Mc. 8, 1-9) werden dageg
4000 Menschen mit 7 Broten und wenigen Fischen gesätti
wobei 70 Körbe übrig blieben. Letztere sind hier verwend
worden. Liell (S. 35 A. 1) hat gegen Wilpert die Ve
mengung der beiden Berichte durch den Künstler richt
angegeben, ohne aber die Unmöglichkeit einer Verwechslu

bestreiten zu wollen. Vielmehr richtet er sich nur gegen die Anwendung der seit Origenes (comment. in Mt tom. X n. 25, Migne P. gr. 13, 901 D) bekannten Deutung dieser Symbolik, der Beziehung zur Eucharistie, welche dann im vierten Jahrhundert bei der Ansprache des Papstes Liberius an die Nonne Marcellina (Ambrosius de Virginibus l. III. c. 1 n. 1, Migne P. l. 16, 231 C) fortlebt. Die Aberkennung, die von Origenes seinen Zuhörern vorgetragene Symbolik zur Erklärung der Symbole unseres Bildes herbeiziehen zu dürfen, ist an sich unberechtigt; denn nicht blos mochte die Vermehrung der Brote durch Jesus als Symbol der Glaubenskommunion schon vor Origenes Gemeingut der alexandrinischen Exegese und kirchlichen Anschauung gewesen sein, sondern sie ist begründet bei Joa. 6, 26 f. selbst, wo das tags zuvor geschehene Wunder der Brotvermehrung in Verbindung gebracht wird „mit der Speise, die da bleibt in das ewige Leben“ (V. 27), mit dem „wahren Brote vom Himmel“ (V. 32), mit dem Brote, das Jesus selbst ist (V. 35).[1]) Eine Notwendigkeit, diese eucharistische Symbolik auf unser Gemälde anzuwenden, liegt nicht vor, zumal die Darstellung der biblischen Begebenheit in früherer, besonders aber späterer Zeit, z. B. auf der Holztür von S. Sabina (2. Bild), nur die Bedeutung der Wundermacht Christi vertritt.

Eine prinzipielle Meinungsverschiedenheit zwischen den Parteien aber besteht, wenn Liell und sein Vorgänger Matthaei (S. 37 ff.) es für ausgeschlossen halten, daß auf unserem Bilde Realismus und Symbolik zugleich vorkommen sollen. Matthaei blieb sich dabei seiner Interpretation nicht getreu, nach welcher die fractio panis ein heidnisch-christliches Totenmahl vorstelle, also wohl realistisch aufzufassen sei. Liell verwies gemäß der Symbolik auch die ganze Darstellung in das himmlische Reich. Wilpert und Ed. Hennecke[2]) dagegen

1) Vgl. Hasenclever, im Theol. Jahresbericht XV (1895). S. 603.
2) Altchristl. Malerei u. altchristl. Literatur. Leipzig 1896. S. 262 ff.

lassen Realismus und Symbolik nebeneinander gelten. Da nun einmal die außerhalb des Bildes stehenden Brotkörbe doch symbolische Zeichen sind und gewiß zum Ganzen gehören, so ist nicht einzusehen, warum der Künstler nicht auch die zwei Fische und den Brotteller so auffassen konnte. Im übrigen bekommen wir erst durch Vergleich mit ähnlichen Mahlszenen ein berechtigtes Urteil.

2. Die Vergleichung unseres Gemäldes mit anderen Mahlszenen an sepulkralen Denkmälern hatte bereits vor Liell H. Matthaei (S. 8—22) und auch Ed. Hennecke (S. 104 ff.) vorgenommen. Liell gab sich nochmals Mühe, aus den von ihm verhörten 21 Mahlszenen (beinahe alle gehören dem ausgehenden 3. u. 4. Jahrhundert an) Parallelen zu sammeln. Dabei beging er wie Matthaei denselben Fehler. Bei literarischen Quellenuntersuchungen sind stets primäre und abgeleitete zu unterscheiden; letztere, aus den ersteren stammend und daher späteren Alters oder gleichzeitig aus einer gemeinsamen Quelle fließend, verdienen untergeordnete Bedeutung. Dieselbe Methode hätte hier angewandt werden müssen. Nicht bloß beruhen manche Mahldarstellungen auf einem heidnisch-christlichen Typus, an dem nur die Anzahl der Personen variieren, sondern es gehören auch manche Szenen, wie dies bei den vier Mahlszenen der Katakombe der hl. Petrus und Marcellinus aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts der Fall ist, ein und derselben Künstlerfamilie[1]) an, welche also nur Variationen einer Komposition bieten. Im übrigen gelangen Matthaei und Liell zu ganz entgegengesetzten Resultaten. Liell faßt alle 21 von ihm verglichenen Bilder als cenae coelestes, d. h. als rein symbolische Darstellungen, ohne wesentliche Unterschiede; die Zahl der Tischgenossen und die Verschiedenheit der Anzahl der Fische und Brote fallen ja nicht ins Gewicht; erstere ist oft durch symmetrische oder Raumrücksichten bedingt.

---

1) Wilpert, Die Malereien der Katakomben I S. 471; II Taf. 157, 1; 133, 2; 184; 157, 2.

Matthaei dagegen (S. 39) faßt auch alle in dieser Gruppe vereinigten Bildwerke einheitlich auf, läßt sie aber ein sepulkrales Familienmahl darstellen, d. h. gibt ihnen, wie in den von ihm verglichenen heidnischen Totenmahldarstellungen eine realistische Auffassung, und zwar „der Komposition nach in deutlicher Anlehnung an analoge heidnische Denkmäler". Den durch seine Lage ausgezeichneten bärtigen Mann unserer „fractio panis" erklärt Matthaei[1]) aus einer der antiken Sepulkralkunst nicht fremden Sitte, gemäß welcher die Toten als Lebende bildlich an ihrer Ruhestätte dargestellt wurden. „Es ist darum nicht unwahrscheinlich, daß auf den christlichen Totenmahlbildern der Entschlafene selbst in den Kreis seiner Familie hineingestellt ist". Mit Matthaei stimmt wesentlich V. Schultze[2]) überein, wie er kürzlich bei Besprechung des C. M. Kaufmannschen Handbuches, worin noch an Liells Erklärung von cena coelestis festgehalten wird, zum Ausdruck brachte. In der Tat kann auch nur auf diesem Wege die schon von Wilpert gemachte Beobachtung, daß die Darstellungen von Toten und himmlischen Mahlen sich fast ganz decken und in der Hauptsache miteinander übereinstimmen, erklärt werden,[3]) weil beide Typen aus der realistischen Totenmahldarstellung entsprungen sind. Dieser Ansicht dürfen wir daher beipflichten, denn von der sinnlichen Wahrnehmung — Totenmahl — konnte erst eine Symbolik — cena coelestis — abgeleitet werden. In diese Umgebung gehört zweifelsohne auch unsere „fractio panis". Liell[4]) hätte daher es sich zur Pflicht machen müssen, die Unterschiede, welche unser Gemälde gegenüber den andern ähnlichen Darstellungen aufweist, hervor-

1) A. a. O. S. 45. Corblet, Histoire du Sacrement de l'Eucharistie c. 19 Iconographie de l'Eucharistie 478—551 „ohne viel Kritik, aber ein sehr reiches Material" war mir nicht zu Diensten.

2) Theologisches Literaturblatt XXVI 1905, Nr. 40 vom 6. Okt.

3) Jos. Wilpert, Die Malereien der Katakomben. S. 518 f.

4) A. a. O. S. 51 ff.

zuheben, statt bald da bald dort, aus sämtlichen 21 Bildern Vergleiche zu suchen, welche gar oft hinken. Schon als ganze Komposition weicht die „fractio panis“ von jeder andern Mahlszene ab, auch von der noch nicht lange entdeckten an der Via Latina.[1]) Nachdem wir auf Grund von Matthaeis Untersuchungen das Bild als ein realistisches Totenmahl, d. h. als Historienbild fassen dürfen, so gewinnt jede Einzelheit ein spezielles Interesse und verleiht ihm einen eigenen Charakter. Zu diesen Eigenheiten gehört die Figur des Vorsitzenden, welche die Handlung der Brodbrechung vornimmt. Die Auszeichnung dieser Person durch Bart ließe sich allerdings aus der von Matthaei hervorgehobenen Beobachtung, daß der verstorbene Familienvater hier handelnd dargestellt ist, erklären, wenn er nicht das ausschließlich christliche Brodbrechen vornähme. Auf keinem einzigen sämtlicher anderer Bilder tritt dieses Merkmal auf, so daß wir das Recht haben, im Gegensatz zu den heidnisch-christlichen Mahldarstellungen hier einen rein christlichen Zug zu erkennen, den eines liturgischen Mahles, bei dem das Brotbrechen das Wesentliche war. Ein weiteres Merkmal hiefür ist in der Verschleierung der einen anwesenden Frau zu erkennen, was auf keiner anderen Darstellung, mag sie funerales Mahl oder cena coelestis genannt werden, eingehalten wird. Ein dritter wesentlicher Unterschied besteht in der Unterlage der Gefäße. Gerade die christlichen Totenmahldarstellungen, welche auf heidnische Vorbilder zurückgehen, haben meist einen dreifüßigen Tisch, auf dem die Teller stehen, so jenes älteste Totenmahl in der Flaviergalerie von S. Domitilla, das an Alter unserem Bilde nicht nachsteht, ja noch voraufgeht (Wilpert I 518; Taf. 7, 4) und das Wilpert sogar vielleicht von heidnischen Künstlern geschaffen

1) R. Kanzler, Di un nuovo cimitero sulla via latina in Nuovo Bullet. di archeol. crist. IX 1903, 177 tav. VI. Wilpert, Die Malereien der Katak. I (1903) 539; II (Tafelband) Taf. 265.

sein läßt; ebenso jenes der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts angehörende Totenmahl in der Kammer VI der Katakombe der hl. Petrus und Marcellinus (Wilpert I 506; II Tafel 62, 2) und bei den späteren Darstellungen derselben Katakombe. Auch die zwei dem Ende des 2. Jahrhunderts angehörenden Darstellungen der Sakramentskapelle A[3], welche Wilpert als Mahl der sieben Jünger am See Tiberias (Joh. 21, 1 ff.) (Wilpert II Taf. 27, 2; 28, 1) und das Mahl der durch sieben Männer dargestellten Menge (Wilpert Taf. 41,[1]) 1—3) nennt, haben zwar nicht den dreifüßigen Tisch, wohl aber verlangt die Aufstellung der Teller eine tischartige Fläche als Mittelpunkt vor dem Speisesopha, ebenso wie beim Totenmahle der Vibia und der septem pii sacerdotes der synkretistischen Katakombe (Taf. 132, 1; 133, 1). Der Vergleich zeigt ferner, daß die Fische und Brote auf Tellern allgemein in die Symbolik übergegangen sind, selbst bei Totenmahlszenen, daß also unser Bild an dieser Symbolik teil nimmt, ohne daß man damit zu einer allgemeinen Symbolisierung der Szenen berechtigt wäre.

3. Wenn das Gemälde nun eine wirkliche „fractio panis" darstellt, muß es mit Sicherheit eucharistisch-sakramental gedeutet werden? Kannte das christliche Altertum nur ein Brotbrechen, wie Wilpert behauptet, „das liturgisch-eucharistische, welches bis ins 2. Jahrhundert hinein der ganzen Opferhandlung seinen Namen gegeben hat"? Die Frage wurde in letzter Zeit auch anders formuliert: „Gab es eine liturgische Agape oder nur ein eucharistisches Mahl in den ersten drei Jahrhunderten?" Bei dieser Kontroverse wurde unser Gemälde von P. Batiffol zur Verfechtung seiner verunglückten These, daß bei Erwähnung von liturgischen Mahlen in der urchristlichen Zeit nur von eucharistischen die Rede sein könne,

[1]) Hennecke a. a. O. S. 262 und Liell S. 53 sind mit der Erklärung unzufrieden. Wilpert. S. 291.

beigezogen, während sein Gegner in dieser Frage, F. X. Fun
neben anderen die Unzulänglichkeit dieses Argumentes
die Möglichkeit einer anderen Erklärung des Gemäldes h
vorhob. Ohne näher auf diese Kontroverse einzugehen, n
bereits hier gegen Wilpert und noch manche nach ihn
festgestellt werden, daß *κλάσις τοῦ ἄρτου* und die da
abgeleiteten Ausdrücke durchaus nicht die eigentlich eucharisti
Feier bedeutet, daß das in der Apostelgeschichte und spä
erwähnte Brotbrechen in Häusern und bei Einzelversam
lungen sogar nur im Anschluß an 1. Kor. 10, 16 von
Feier der Eucharistie verstanden werden kann, während
einfach liturgische Mahl in erster Linie darunter geda
werden muß.

Allein wir wollen uns mit diesen Fragen, welche n
einer sprachgeschichtlich liturgischen Untersuchung harren,
nicht weiter beschäftigen, sondern das Brotbrechen uns
Gemäldes sepulkral zu erklären versuchen. Denn nur w
eine offenkundige sepulkrale Erklärung des Brotbrechens
lässig ist, verdient sie heutzutage Beachtung. Das tr
m. E. zu, wenn wir die bereits erwähnten Stellen aus
gnostischen Johannesakten zu Hilfe nehmen. Gerade die a
kryphen Apostelgeschichten und Legenden haben bei i
romanhaften Breite manche wertvolle liturgische Gebräu
und Gebete aufbewahrt, für die wir sonst kein Zeug
haben; daher haben wir auch das Recht, hier größeres
wicht auf sie zu legen. Nach c. 72 der Akten (ed. Bon
Acta Apost. Apocr. II 1, Lips. 1898, 186, 6 f.) w
Johannes mit mehreren Personen am dritten Tage nach
Beisetzung der Drusiane an das Grab gehen, um dort
Brot zu brechen (*εἰς τὸ μνῆμα τρίτην ἡμέραν ἔχον*
Δρουσιανῆς ὅπως κλάσωμεν ἐκεῖ), während es in c.
dieser Akten (S. 193, 2 ff.) heißt: *Ἰωάννης λαβὼν ἄρ*

---

1) Revue d'hist. ecclés, V 1904. S. 10 f.

2) Al. Scheiwiler, Die Elemente der Eucharistie. Mainz 1903. S. 5.

ἐνόμισεν εἰς τὸ μνῆμα κλάσαι. Johannes hatte am Grabe über das Brot ein Dankgebet gesprochen, kam heraus und teilte allen Brüdern von der Eucharistie des Herrn mit. Bevor wir auf den Zusammenhang dieser literarischen Parallelen mit unserem Gemälde und deren Verwendung zu dessen Erklärung eingehen, wollen wir noch eine in anderer Beziehung von Wilpert[1]) angeführte Inschrift Afrikas aus dem Jahre 299 erwähnen. Sie spricht von einem Totenmahle mit cib. calicesque und gewährt uns einen Einblick in ein familiäres Totenmahl am Grabe in Afrika. Nach dieser metrischen Inschrift ließ die überlebende Tochter auf dem Grabe der Mutter einen steinernen Tisch setzen, auf dem die Denkwürdigkeiten der Verstorbenen eingegraben waren, und der auch als Unterlage für Speisen und Kelch diente. Bei dem Totenmahle waren die anwesenden Familienmitglieder in eifrigem Gespräch über die Vorzüge der Verstorbenen begriffen.

Diese drei Stellen sind geeignet, eine sepulkrale Erklärung unseres Bildes zu geben. Wenn wir auch nicht eigentlich römische Berichte haben — wir sind überhaupt arm an römischen liturgiegeschichtlichen Literaturdenkmälern der ersten drei Jahrhunderte —, so kommt den angeführten drei Stellen doch allgemeine Bedeutung zu und sind sie auch für römische Verhältnisse anwendbar, da die Johannesakten bald allgemeine Verbreitung fanden und die liturgischen Gepflogenheiten im 2. Jahrhundert noch so ziemlich einheitliche waren, wie wir auch aus dem Verkehr zwischen Syrien, Kleinasien, Afrika und Rom in der frühchristlichen Zeit der ersten drei Jahrhunderte wissen.

Die Stellung des Brotbrechenden ist zweifellos jene eines Vorsitzenden und zwar die einer liturgischen Person. Wenn als Liturge in den angeführten Stellen der gnostischen Akten Johannes genannt wird, so ist damit zugleich ausgedrückt, daß bei solchen Totenfeiern eine hierarchische Person

---

1) Die Malereien der Katakomben. S. 510 f.

präsidierte, ebenso wie auch die syrische Didaskalie[1]) d
dritten Jahrhunderts (c. 9) dies bei der Agape als Re
angibt. Man kann auch Leclercq[2]) Recht geben, wenn
in dem Briefe des Ignatius ad Smyrn. c. 8 n. 1 u. 2
Feier der Eucharistie und jene der Agape als zwei bischöfli
verschiedene Verrichtungen bezeichnet. Das ἀγάπην ποι
einfachhin unterscheidet er von der Feier der unvergän
lichen Agape, d. i. dem Leibe und Blute Christi, w
Ignatius im Briefe an die Römer c. 7 n. 3 sich ausdrü
Demgemäß dürfen wir daran mit Hennecke[3]) festhalten, d
auch bei dem Totenmahle unseres Gemäldes eine hierarchis
Person (Bischof oder Priester) handelnd auftritt, welche m
Bart ausgezeichnet ist. Das Niederstellen des Kelches u
anderer Gerätschaften auf eine Unterlage, mag sie nun d
Verschlußplatte eines Bodengrabes bilden oder etwas erhö
gewesen sein, darf nicht mehr Anstoß erregen, da das Br
auf oder an dem μνῆμα gebrochen wurde, und dies um
weniger, als man von Altären in den Katakomben der d
ersten Jahrhunderte keine Spur hat. Die geringe Anza
von Personen weist auf ein familiäres Mahl hin, bei d
die Aufmerksamkeit sich, wie die afrikanische Inschrift besa
auf den teuren Verstorbenen lenkt, so daß, was auch d
Lebhaftigkeit der Darstellung geschuldet sein mag, ein
während des Brotbrechens im Gespräche begriffen sein könn
Der Hinweis auf die Brotvermehrungen dürfte die Wund
kraft Christi dartun, wodurch er dem Verstorbenen „d
Brot des Lebens“ reicht, Joa. 6, 52: „Wer von dies
Brote ißt, der wird leben in Ewigkeit.“

Die Berechtigung, auf die heidnischen Totenmahlda
stellungen einen Blick zu werfen, liegt auf der Hand. S
waren als Vergleichungsmaterial mehr geeignet, als die später

1) H. Achelis und Joh. Flemming, Die syrische Didaskalia, T. u.
N. F. X 2. Leipzig 1904. S. 288.

2) Dict. d'archéol. chrét. fasc. III Spalte 793 f.

3) A. a. O. S. 267.

himmlischen Mahlszenen, bei welchen übrigens die Schrift nur den Ausdruck *φάγειν* (*ἐσθίειν*) *ἄρτον* gebraucht, Lc. 14, 15: *μακάριος ὅστις φάγεται ἄρτον ἐν τῇ βασιλείᾳ τοῦ θεοῦ* (Lc. 22, 30 u. öfters), während bei einem Austeilen des Brotes *κλάω* angewandt ist. Wenn wir diese liturgische Terminologie auf unser Gemälde anwenden, so muß auf ihm, nachdem an dem Brechen des Brotes kein Zweifel bestehen kann, eine *κλάσις τοῦ ἄρτου* zum Zwecke des Austeilens dargestellt sein, welche der Mittelpunkt eines familiären liturgischen Totenmahles war. Ein eucharistischer Charakter dieses Mahles kann nicht mit Sicherheit bewiesen werden, trotzdem man dagegen keine entscheidenden liturgischen Gebräuche damaliger Zeit vorbringen kann. In den Acta Joa. c. 86 teilt Johannes allen Brüdern von der „Eucharistie des Herrn" mit, nachdem er aus der Grabkammer, wo er das Brot brach, zu ihnen herausgekommen war. Das hier mitgeteilte Segensgebet über das Brot verlangt nicht, unter „Eucharistie des Herrn" eine wirklich verwandelte Gestalt zu verstehen, sondern nur das durch Gebet geheiligte Brot, wofür der Ausdruck „Eucharistie" in urchristlicher Zeit öfters vorkommt (z. B. Didache c. 9). Allerdings die Sitte der eucharistischen Feier beim Tode eines Martyrers oder eines anderen Gemeindeangehörigen reicht bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts zurück, und wir haben hiefür ein Zeugnis im Martyrium Polycarpi c. 18, 2, danach mehrere von Tertullian und Cyprian für die afrikanische Kirche.

Der Beweisführung Wilperts, die anderen Gemälde der Cappella greca als Sakramentszyklus mit dem Mittelpunkte der fractio panis zu erklären, darf keine weitere Bedeutung beigelegt werden. Die fractio panis ist eine realistische Darstellung, wobei auch Symbolik mit ins Ganze genommen wurde. Allerdings darf man nicht dabei die Phantasie von Dr. Marucchi[1]) walten lassen, der in den Dargestellten

[1]) Guide de Catacombes Romaines. Paris 1903. S. 394.

wirkliche Porträts erkennen will. Der bärtige Mann, we
das Brot bricht, soll nach ihm an Petrus erinnern, d
Name ja mit der Katakombe der hl. Priscilla verknüpf
Die fractio panis zeigt den Realismus, welchen ein Kün
aus mehreren Geschehnissen derselben Art idealisiert
Darstellung bringt, so daß er ein historisch glaubwür
Gemälde schafft. Theodor Scherma

XXXIII.

Religiöse Erziehung im Protestantismus.

(Fortsetzung.)

John Knox, erzählt Kawerau, erschien im Mai
wieder in Schottland und begann in Perth eine rücksicht
Predigt gegen die Abgötterei der Messe.[1]) Klöster
Abteien wurden weithin im Lande zerstört, widerstreb
Gemeinden auseinandergesprengt, die Kongregation gri
den Waffen. Ein zweiter ausgedehnter Covenant w
geschlossen; der Adel griff auch hier nach Kloster- und Kir
gut. Man erlangte die Hilfe Englands trotz der Be
lichkeit der strengmonarchisch gesinnten Elisabeth, deren
gegen die französischen Hilfstruppen der Regentin (M
von Lothringen) bedurfte; „die Edlen und Gemeinen
protestantischen Kirche von Schottland“ erklärten die Reg
für abgesetzt; diese stirbt während des Kampfes (11. Juni 15

1) The favorite adjectives of John Knox are „bloody“, „bea
„rotten“ and „stinking“... He did not scruple to advis
Scriptural warrant, the assassination of Catholics as a reli
duty. The Church Times. September 15, 1905. p. 30

Im Jahre 1559 wurde der Königin Elisabeth von England durch eine Parlamentsakte die gesamte geistliche Obergewalt zuerkannt, mit der Befugnis, kanonische Beschlüsse zu erlassen oder abzustellen, Bestimmungen hinsichtlich der Kirchenzucht und der Zeremonien abzuändern, Ketzereien zu unterdrücken usw., ohne dabei das Parlament oder die Synode zu Rate zu ziehen. Wer sich weigerte, die geistliche Obergewalt der Königin anzuerkennen, wurde für unfähig erkannt, ein Amt zu bekleiden. Wer sie ableugnete oder die Königin derselben zu berauben suchte, sollte beim ersten Vergehen Hab und Gut verwirkt haben, beim zweiten den im Statut Praemanire angedrohten Strafen verfallen, beim dritten des Hochverrats schuldig sein.[1])

Die Diener ihrer Kirche wurden von Elisabeth mit ausgesuchter Mißachtung behandelt.

Am 3. September 1566, berichtet Baumstark,[2]) traf die Nachricht vom niederländischen Bildersturm wie ein Donnerschlag das Ohr und Herz des katholischen Monarchen. Die Hetzereien Oraniens und seiner adeligen Werkzeuge, die Aufruhrpredigten der protestantischen Gottesmänner, die Psalmengesänge unter dem Geklirr der Waffen, die Volksversammlungen unter freiem Himmel hatten endlich ihre Früchte getragen. Nachdem der „Bund der Geusen" zu St. Troud in der Zahl von mindestens 2000 Mann eine bewaffnete Versammlung gehalten hatte, war der Aufruhr immer mehr in die weiteren Kreise und niederen Schichten der Bevölkerung eingedrungen. Auf der erwähnten Versammlung wurden äußerst verbrecherische Beschlüsse gefaßt. Nicht nur wurde „dem Volke garantiert, daß ihm bis zur Einberufung der Generalstaaten hinsichtlich der Religion keinerlei Unrecht oder Gewalt geschehen dürfe", sondern es wurde auch die Aus-

1) The History of the Reformation of the Church of England by G. Burnet. London 1880. S. 1, 568 ff.

2) Philipp II., König von Spanien. Freiburg 1875. S. 154 ff.

hebung von Kriegsvolk im Auslande zur Sicherung d
Verschworenen beschlossen — also offenbarster Hoch- un
Landesverrat. Bald reiften die Früchte dieser heillosen Tate
Rasende Schaaren von Handwerkern, Bauern, Schiffern un
Proletariern sammelten sich in verschiedenen Gegenden d
Landes und zerstörten, ohne daß die Regierung irgendw
oder irgendwie entgegenzutreten imstande war, im Lau
weniger Tage und in der einzigen Provinz Flandern me
als 400 katholische Kirchen und Klöster, traten die geweiht
Hostien mit Füßen, schändeten alles, was katholischen Herz
teuer und heilig ist,[1]) mißhandelten wehrlose Priester, Mönc
und Nonnen auf die empörendste und grausamste Wei
„Jetzt ist alles im Lande geduldet, meldete Margaretha ihre
Bruder wahrheitsgemäß, mit Ausnahme der katholisch
Religion und eines jeden, der sich zu ihr bekennt.“[2])

In dem kurzen Zeitraume von 60 Jahren, erzäh
Schiller,[3]) sah man dieses Land (die Pfalz), ein unglückliche
Spielwerk seiner Beherrscher, zweimal zu Luthers Leh
schwören und diese Lehre zweimal für den Calvinismus ve
lassen.[4]) Kurfürst Friedrich III. war der Augsburgisch
Konfession zuerst untreu geworden, welche sein erstgeboren
Sohn und Nachfolger schnell und gewaltsam wieder z
herrschenden machte. Im ganzen Lande wurden die C
vinisten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger und selbst
Schullehrer ihrer Religion wegen aus den Grenzen verwiese
und auch noch in seinem Testamente verfolgte sie der eif

---

1) In der Schweiz verfuhren die Reformierten nicht anders. V
Hortig-Döllinger a. a. O. 2, 507 f., 531 ff.; Wetzer und Wel
Kirchenlexikon. 2. Aufl. 2, 1736.

2) H. Brück, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 2. Aufl. Mainz 18
S. 623 f.

3) Schillers Sämtliche Werke. Stuttgart 1867. 2, 946.

4) Bekanntlich mußte nach der Laune des Fürsten die Pfalz
kurzer Frist viermal ihre Religion wechseln, nach dem heidni
protestantischen Satze: Cujas regio, illius et religio.

evangelische Fürst, indem er nur streng orthodoxe Lutheraner zu Vormündern seiner minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieses gesetzwidrige Testament vernichtete Pfalzgraf Johann Casimir, sein Bruder, und nahm nach den Vorschriften der goldenen Bulle Besitz von der Vormundschaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Kurfürsten (Friedrich IV.) gab man calvinische Lehrer, denen aufgetragen war, den lutherischen Ketzerglauben, selbst wenn es sein müßte, mit Schlägen, aus der Seele ihres Zöglings herauszutreiben. Wenn man so mit dem Herrn verfuhr, so läßt sich leicht auf die Behandlung des Untertans schließen.[2])

Die Gewissensfreiheit für die Deutschen, sagt Onno Klopp,[1]) bestand fortan darin, daß sie glauben durften und daneben auch glauben mußten, was ihr Landesherr zu glauben erlaubte oder befahl.

Befreiung von Menschensatzung! Die Bekenntnisschriften sind Menschenwerk.[3]) Die Reformierten besitzen deren über hundert, die meisten Lutheraner werden sich mit sechs begnügen. Die Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften ist Menschensatzung.

Ueber die Bekenntnisschriften wäre manches zu sagen. Wir wollen uns hier auf ein paar Bemerkungen beschränken.

Die protestantischen Dogmatiker pflegen zu behaupten, die Heilige Schrift sei deutlich, sie lege sich selbst aus — perspicua, sufficiens, sui ipsius legitimus interpres.[4]) Die

---

1) Möller-Kawerau, a. a. O. 3, 278 ff.; Hortig-Döllinger, a. a. O. 2, 687 f.; Studien über Katholizismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit &c. S. 706 ff.; Döllinger, a. a. O. S. 64.

2) Wird Deutschland wieder katholisch werden? Schaffhausen 1859. S. 44.

3) Vgl. F. Kattenbusch, Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde. Freiburg 1892. 1, 15 ff.

4) Vgl. Luthardt, Kompendium der Dogmatik. Leipzig 1878[5]. S. 298 ff.

Abfassung von Bekenntnisschriften legt den Gedanken nahe daß die Heilige Schrift doch nicht so ganz genügte.[1] Di unleugbare Tatsache, daß die Bekenntnisschriften sich in viele Punkten widersprechen, bringt auf die Meinung, daß di Heilige Schrift sich Verschiedenen verschieden auslege ode von Verschiedenen verschieden ausgelegt werde. „Derohalbe ist es wahr, wie man sagt, äußert sich Luther, die Heilig Schrift sei ein Ketzerbuch, das ist ein solches Buch, das di Ketzer sich am meisten anmaßen. Denn kein ander Buch ist das sie so viel mißbrauchen; ja sie wissen auch kein andere zu rühmen und ist noch nie keine Ketzerei so arg oder s grob gewest, die sich nicht mit der Schrift hätte wollen flicke oder zudecken.“[2]

Es entsteht nun die sehr ernste Frage, ob Luther ode Melanchthon, oder Zwingli oder Calvin die Heilige Schri richtig erklärte und sohin zur Abfassung von Bekenntnis schriften befähigt und berechtigt war, ferner ob dies zufolg der „freien Schriftforschung“ auch andern zukommt. Di Antwort wäre natürlich auch streng wissenschaftlich zu be gründen.[3]

Doch wir wollen auf diese Frage nicht weiter eingehen sondern uns damit begnügen, ein paar Punkte aus den Be kenntnisschriften herauszuheben.

Luther hatte von seinem Kurfürsten die Abschaffung de Messe in Wittenberg gefordert und die Gewährung de Forderung im Jahre 1524 durchgesetzt.

In der Augustana erklärt Melanchthon (nach dem deutsche Text):

---

1) Protestants first stood by the Bible, and the Bible only. Bu that produced anarchy, and the Anabaptists, and Radicalism J. Neville Figgis. The Church Times. August 25, 1905.

2) F. W. Schulze, a. a. O. S. 245.

3) Hettinger, Lehrbuch der Fundamentaltheologie. 2. 211 ff.

„Man legt den Unsern mit Unrecht auf, daß sie die Messe sollen abgetan haben. Denn das ist öffentlich, daß die Meß, ohne Ruhm zu reden, bei uns mit größer Andacht und Ernst gehalten wird denn bei den Widersachern. So ist auch in den öffentlichen Zeremonien der Messe keine merkliche Aenderung geschehen, denn daß an etlichen Orten deutsche Gesänge (das Volk damit zu lehren und zu üben) neben lateinischem Gesang gesungen werden. Dabei ist auch der gräuliche Irrtum gestraft, daß man gelehret hat, unser Herr Jesus Christus habe durch sein Tod allein für die Erbsünde genug getan und die Messe eingesetzt zu einem Opfer für die andern Sünden." [1])

Melanchthon konnte wissen, wie unehrlich Luther bei der Einrichtung seiner „Deutschen Messe" gehandelt hatte. Die Behauptung, Christus habe nach der Lehre der katholischen Kirche nur für die Erbsünde genug getan, ist unwahr. Es ist dies übrigens nicht die einzige Unwahrheit, welche die Augustana enthält.

In den Schmalkaldischen Artikeln nennt Luther die Messe einen „Drachenschwanz", der „viel Ungeziefers und Geschmeiß mancherlei Abgötterei gezeuget hat". [2])

Er erzählt an einem andern Orte, der Teufel sei ihm einmal um Mitternacht erschienen, habe lange mit ihm über die Messe disputiert und ihn endlich überzeugt, sie sei eine Abgötterei und ihn geheißen, sie abzuschaffen. [3])

Im Heidelberger Katechismus wird gesagt: „Die Messe lehrt, daß die Lebendigen und die Toten nicht durch das Leiden Christi Vergebung der Sünden haben, es sei denn, daß Christus noch täglich für sie von den Meßpriestern geopfert werde; und daß Christus leiblich unter der Gestalt des Brods und Weins sei und deshalb darin soll angebetet werden. Und ist also die Messe im Grunde nichts anderes

---

1) J. T. Müller, a. a. O. S. 51 f.
2) A. a. O. S. 302.
3) L. Weidum, a. a. O. S. 118.

denn eine Verleugnung des einzigen Opfers und Leiden
Jesu Christi und eine vermaledeite Abgötterei.“[1])

Das katholische Kind wird angewiesen, an jedem Freit-
zu beten: „O Herr Jesu Christe, wir beten dich an un
loben dich; denn durch dein heiliges Kreuz, dein bitter
Leiden und unschuldiges Sterben hast du uns und die gan
Welt erlöst.“

In der Apologie sagt Melanchthon:[2]) Vulgarius, script
ut nobis videtur non stultus, diserte inquit, panem n
tantum figuram esse, sed vere in carnem mutari. Di
Worte fehlen bezeichnenderweise im deutschen Texte: in ihm
spricht Melanchthon dem Metropoliten Theophylakt v
Bulgarien seine Anerkennung dafür aus, daß er die Tran
substantiation gelehrt hat.

In der geänderten Augustana (Variata, 1540) ha
sich Melanchthon in der Lehre vom Abendmahl dem C
vinismus genähert. Sie wurde wohl nicht deshalb all
von Calvin unterzeichnet. Als Melanchthon von Eck
Jahre 1541 auf die Aenderung hingewiesen wurde, gab
zur Antwort: „daß in der Sache nichts geändert, obwohl
den letzten Exemplaren etwa linder und klarer Wort gebrau
seien“.[3])

Die protestantischen Theologen und Prediger, welche
katholische Kirche bekämpfen wollen, werden sich hüten,
Lehre derselben über das heilige Meßopfer aus einem Le
buch der katholischen Dogmatik kennen zu lernen. Nur äuße
wenige enthalten sich der Angriffe auf das Meßopfer, obwo
sie wissen sollten, daß „in der lutherischen Reformation

---

1) K. Bender, Kurze Darstellung der christlichen Lehre mit Z
grundelegung des Heidelberger Katechismus. Barmen 18
S. 140; Möller-Kawerau, a. a. O. S. 278; Herzog, Abriß
gesamten Kirchengeschichte. Erlangen 1882. 3, 302; Dölling
a. a. O. S. 304.

2) J. T. Müller, a. a. O. S. 164.

3) K. Müller, a. a. O. S. 260.

Altar-Liturgie der mittelalterlichen Kirche, die Abendmahls-liturgie dem Messe-Ritus entnommen ist." [1])

Es ist ein seltsames Verfahren, den Ritus der Messe nachahmen zu wollen und die Messe selbst dahinten zu lassen: bemerkt **Klopp**. [2])

In der Apologie lehrt Melanchthon: [3])

„Wenn sie (die Schulzänker und Scholastici) von der Erbsünde reden, lassen sie das Größte und Nötigste außen, und unsers rechten größten Jammers gedenken sie gar nicht, nämlich daß wir Menschen alle also von Gott geboren werden, daß wir Gott oder Gottes Werk nicht kennen, nicht sehen noch merken, Gott verachten, Gott nicht ernstlich fürchten noch vertrauen, seinem Gericht oder Urteil feind sein. Item daß wir alle von Natur für Gott als einem Tyrannen fliehen, wider seinen Willen zürnen und murren. Item uns auf Gottes Güte gar nicht lassen noch wagen, sondern allzeit mehr auf Geld, Gut, Freunde verlassen. Diese geschwinde Erbseuche, durch welche die ganze Natur verderbt, durch welche wir alle solch Herz, Sinn und Gedanken von Adam ererben, welches stracks wider Gott und das erste höchste Gebot Gottes ist, übergehen die Scholastici und reden davon, als sei die menschliche Natur unverderbet, vermöge Gott groß zu achten, zu lieben über alles, Gottes Gebot zu halten ꝛc., und sehen nicht, daß sie wider sich selbst sind."

Melanchthon, „der Lehrer Deutschlands" (Praeceptor Germaniae) merkte nicht, daß er „wider sich selbst war", als er diese Worte schrieb.

Wie soll der Mensch — wie soll das Kind, das doch auch mit der Erbsünde behaftet ist — Gott verachten, wenn

1) P. Tschackert, a. a. O. S. 11. Vgl. Agende für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königreichs Sachsen. S. 126. 131 f.; Ordnung und Form des Hauptgottesdienstes an Sonn- und Festtagen. Anhang zum Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Kirche in Bayern. Nürnberg 1881.

2) Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 97.

3) J. T. **Müller**, a. a. O. S. 79.

es Gott oder Gottes Werk nicht kennt? Es dauerte indessen nicht lange, so sah Melanchthon das Ungereimte dieser Lehre ein. „Melanchthon, sagt Hase,[1] wollte (seit 1533) im sittlichen Interesse die Freiheit, mit deren Anlage jeder geboren werde, nicht ganz untergehen lassen, so daß der Mensch durch Adams Fall zwar geistig wund, halb tot, doch der göttlichen Gnade entgegenzukommen vermöge".

Die Scholastiker lehrten übrigens nicht, was sie nach der Behauptung Melanchthons lehren sollten.[2])

Es sei uns gestattet, hier zwei Bemerkungen zu machen: Wer sich die Mühe gibt, die Stellen aus den Schriften der Kirchenväter und Scholastiker, welche von Melanchthon angeführt werden, nachzusehen, wird an seiner Wahrheitsliebe zu zweifeln geneigt sein. Nicht viel besser als von Melanchthon werden die Scholastiker von protestantischen Theologen der Gegenwart behandelt,[3]) nicht aus Bosheit, sondern weil der eine nachschreibt, was er bei andern gelesen hat. So lautet z. B. der Schlußsatz der Bulle Unam Sanctam von Bonifatius VIII. bei Seeberg: Porro subesse romano pontifici omni humanae creaturae declaramus, dicimus, definimus et prononciamus omnino esse de necessitate salutis.[4]) Noch unverständlicher bei Zöckler:[5]) Porro subesse Romano Pontifici, omni humanae creaturae ... Bei Schwane: Porro subesse Romano Pontifici omnem humanam creaturam ...[6])

Ob in der Gegenwart auch nur ein einziger protestantischer Theologe der Lehre der lutherischen Bekenntnisschriften von der Erbsünde beipflichtet, wissen wir nicht.

---

1) Gnosis 1, 323.

2) J. Schwane, Dogmengeschichte der mittleren Zeit. Freiburg 1882. S. 393 ff.

3) H. Denifle, Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung. Mainz 1905. I. 2, XI f.

4) Grundriß der Dogmengeschichte. 2. Aufl. Leipzig 1905. S. [illegible]

5) A. a. O. 2, 167.

6) A. a. O. S. 552; J. Alzog, Handbuch der Universal-Kirchengeschichte. 1^{9}, 653; Wetzer und Weltes Kirchenlexikon. 2^{2}, 1[illegible]

Die kirchliche Lehre von der Sünde, insbesondere die Lehre von Adams Urstand und Fall und von der Erbschuld, aber auch die alten Anschauungen von dem Gewissen und der Offenbarung Gottes, meint Professor Weinel in Jena, sind gegenüber den Ergebnissen der einzelnen Wissenschaften, aus denen die neue Weltanschauung erwachsen ist und die sie zur Blüte gebracht hat, nicht mehr aufrecht zu erhalten.[1])

Eine Erbsünde, sagt Rösgen,[2]) stellen die kleineren protestantischen Kirchenparteien in Abrede.

Den Abschluß der lutherischen Bekenntnisschriften bildet die Konkordienformel.

In ihr wird als Irrtum die Lehre verworfen, der Mensch habe einen freien Willen, Gutes zu tun und Böses zu lassen, und wiederum Gutes zu lassen und Böses zu tun . . Der Mensch sei nicht ein Stein oder Block. Denn ein Stein oder Block widerstrebet dem nicht, der ihn beweget, verstehet auch nicht und empfindet nicht, was mit ihm gehandelt wird, wie ein Mensch Gott dem Herrn widerstrebet mit seinem Willen, so lang, bis er bekehret wird. . . . Der Mensch halte sich zu seiner Bekehrung pure passive, das ist, er tue darzu ganz und gar nichts, sondern leide nur, was Gott in ihm wirket.[3])

Diese Lehren dürften in unseren Tagen wohl von allen lutherischen Predigern preisgegeben sein. In diesem Jahre wurden in vielen Schulen Schillers Verse wiederholt:

> Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
> Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt:
> Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei. . . .
> Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
> Der Mensch kann sie üben im Leben. . . .
> Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt. . . .

---

[1]) Reichsbote vom 27. Juni 1905.
[2]) A. a. O. S. 184.
[3]) J. T. Müller, a. a. O. 596, 311, 602, 609, 598 f.; Gnosis, I, 324 f.; Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. 4[13], 93.

Die Reichsstände, welche die Konkordienformel annahme
sagt Hase,[1]) erzwangen die Unterzeichnung derselben v
allen Kirchen- und Schuldienern ihrer Länder. Im Olde
burgischen, schreibt Höfler,[2]) verkündeten die weltlichen Obri
keiten, daß niemand im Lande geduldet werde, der wider d
Konkordienformel etwas rede, schreibe oder vornehme. S
feierte das weltliche Regiment in der neuen Kirche ein
vollständigen Sieg. Es war, als sollte das byzantinis
Wesen hundert Jahre nach dem Untergange von Byzanz a
deutschem Boden wieder erstehen.

Wie in Deutschland, wurde in England[3]) und in d
Niederlanden verfahren.

Prinz Moritz von Oranien, berichtet Brück,[4]) sch
sich den Gomaristen, sein Gegner Oldenbarneveld den A
minianern an. Moritz siegte, und damit war das Schick
der Arminianer entschieden. Oldenbarneveld wurde h
gerichtet, Hugo Grotius in das Gefängnis geworfen u
auf der Synode von Dordrecht (1618), auf welcher Calvinis
aus verschiedenen Ländern zugegen waren, die strenge P
destinationslehre als Dogma ausgesprochen. Die Arminia
wurden exkommuniziert und ihnen verboten, Gottesdie
zu halten.[5])

Dieser Darlegung reihen wir drei Aeußerungen an.

Das protestantische Volk (in Deutschland), sagt Döllinger
wurde von seinen Oberbischöfen und deren Beamten zu ei
früher nie dagewesenen Knechtschaft herabgedrückt: Geldstraf
Kerker, Verbannung erfolgte, wenn man am Sonntage ni
zur Kirche kam, wenn man bei der Kommunion nicht reg

1) Kirchengeschichte. S. 422 f. Vgl. Janssen, a. a. O. 4, 499
Studien über Katholizismus, Protestantismus ꝛc. S. 204 ff.
2) C. Höfler, Geschichte der neueren Zeit. Regensburg 1853. 1, 3
3) Das Allgemeine Gebetbuch. London 1864. S. 468 f.
4) H. Brück, a. a. O. S. 707.
5) K. Kiesel, a. a. O. 2, 729 f.
6) Döllinger, Kirche und Kirchen. S. 58.

mäßig erschien, wenn einige Personen zur Privaterbauung sich versammelten.[1])

Wie die weltliche Obrigkeit die Verfassung machte, so schrieb sie die Lehre vor, so ordnete sie den Kultus, schreibt O. Klopp.[2])

Nicht in Fesseln geschlagen haben die evangelischen Staaten die Kirche, bemerkt Maassen,[3]) sondern ihr Wesen vernichtet bis auf die letzte Spur. . . . Der Staat hatte die Religion in seine Administration genommen. Der Bischof-Landesherr schreibt vor, was man glauben soll, wie man Gott verehren soll, wie man handeln soll, um zugleich die ewige und die zeitliche Strafe zu vermeiden. Die christliche Obrigkeit verfügt als Gottes Stellvertreterin über Himmel und Hölle.

Die Reformationsbewegung in Zürich, gesteht Nippold,[4]) mündet in den großen Disputationen des Jahres 1523, die der Regierung das Episkopalrecht in die Hand spielen.

Im Jahre 1830 entschied die preußische Regierung, die Agende müsse in lutherischen wie reformierten Gemeinden angenommen werden wegen des jus liturgicum des Landesherrn.[5])

Die Agenden, die Gesangbücher, die in den verschiedenen deutschen Landeskirchen in Gebrauch sind, dürften, mit wenigen Ausnahmen, von den weltlichen Behörden vorgeschrieben oder genehmigt sein.

---

1) Da und dort wurde der Nichtbesuch des Gottesdienstes nicht nur mit Geldbuße, sondern im Wiederholungsfalle mit „Halseisen" bestraft. Vgl. G. Ecke, Die evangelischen Kirchen Deutschlands im 19. Jahrhundert. Berlin 1904. S. 134; Wetzer und Weltes Kirchenlexikon. 2. Aufl. 2, 1739 f.

2) Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 21.

3) Maassen, a. a. O. S. 279.

4) Fr. Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. 3. Aufl. Elberfeld 1880. 1, 34.

5) R. Seeberg, Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert. 2. Aufl. 1904. S. 74 f. 92.

Vilmar (gest. 30. Juli 1868), lesen wir,[1]) hat die reformierte Kirche in Hessen kurzerhand für eine lutherische erklärt und mit einer hierarchischen Autorität und lutherischen Gnadenmittellehre ausgestattet, die beispiellos auf evangelischem Gebiete dastand.[2])

Von solchen Dingen hat das protestantische Volk so gut wie keine Kenntnis. Es haben selbst die Gebildeten von der Augsburgischen Konfession, dem „Grundbekenntnis der Reformation", nur ein mangelhaftes Wissen.[3]) Sogar die Mehrzahl der protestantischen Prediger und Theologen besitzt kein gründliches Verständnis der symbolischen Schriften. Die neuesten Lehrbücher der Symbolik von Schmidt,[4]) K. Müller, Rösgen, Kalb,[5]) haben nur geringen wissenschaftlichen Wert. Diesen Schriftstellern sind Luther, Melanchthon und die Jünger derselben zu sehr Autorität, und zwar deshalb, weil sie mit der katholischen Kirche und ihrer Lehre viel zu wenig bekannt sind. Hie und da gelangt ein Nichttheologe zur Erkenntnis, daß die Gründer des Protestantismus es mit der Wahrheit nicht immer genau nahmen; bei Theologen ist dies noch seltener der Fall.[6])

Es ist ganz unerläßlich, schreibt Maurenbrecher,[7]) daß der Zustand der Theologie etwa um 1490—1510 genau untersucht werde. Von dem Zerrbilde, das wir aus den Schriften der Reformatoren herauslesen, von den Mißverständnissen, die durch sie veranlaßt sind, gilt es, sich ent-

1) Holtzmann und Zöpffel, a. a. O. S. 704.
2) Hase, Kirchengeschichte. S. 614.
3) Döllinger, a. a. O. S. XXIV f.
4) H. Schmidt, Handbuch der Symbolik. Breslau 1890.
5) E. Kalb, Kirchen und Sekten. Stuttgart 1905.
6) W. Köhler, Katholizismus und Reformation. Gießen 190
S. 45 ff.
7) W. Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte
Reformationszeit. Leipzig 1874. S. 221 f.

schlossen loszusagen[1]) und das, was die Theologen jener Zeit wirklich dachten und lehrten, erst wieder aus ihren eigenen Schriften herauszuziehen. Und die Gedankenarbeit, die dann 1520—1540 neben den Taten der Protestanten hergeht — jene ganze Literatur der Berthold, Schatzgeyer, Fischer, Gropper, Poole, Contarini usw. — auch sie ist mit noch ganz anderer Aufmerksamkeit zu behandeln, als ihr gewöhnlich geschenkt wird.[2])

Wir dürfen jedoch nicht verschweigen, daß die Autorität der Bekenntnisschriften tief erschüttert ist.

Daß der Protestantismus resp. das Luthertum, gemessen an der Augustana, keine gemeinsame reine Lehre mehr besitzt, sagt Harnack,[3]) ist einfach eine Tatsache, die dadurch nicht geändert wird, daß man sie verschleiert. Von den 21 Glaubensartikeln der Augustana sind faktisch die Art. 1—5, 7—10, 17, 18 kontrovers, selbst in den Kreisen derer, die noch immer „im Prinzip" so tun, als habe sich nichts geändert. In concreto werden die einzelnen Abweichungen nicht nur „ertragen", sondern gestattet; aber niemand will, um mit Luther zu reden, der Katze die Schelle anhängen und das öffentlich proklamieren und darnach die Kirchenleitnng einrichten, was doch eine Tatsache ist, die niemals mehr geändert werden wird. Wir befinden uns nicht in einem „Notstand" inbezug auf den öffentlichen Ausdruck unseres Glaubens, sondern die Unwahrhaftigkeit, Mutlosigkeit und Trägheit, in

---

1) Es ist kein Zweifel, gesteht eine protestantische Zeitschrift („Die Reformation"), daß das Mönchsleben mit seinen Gelübden und seinem Vollkommenheitsideal anders war, als es sich in Luthers und der Reformatoren Urteil ausnimmt. Vgl. „Kölnische Volkszeitung" vom 26. September 1905.

2) Diese Forderung ist inzwischen zu einem guten Teile erfüllt worden, zumeist von katholischen Theologen (N. Paulus u. a.): aber catholica sunt, non leguntur.

3) A. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 3[3], 612.

der wir dem Wandel der Erkenntnis gegenüberstehen, das ist der „Notstand“.

Vor einigen Jahren wollten 153 Geistliche in Württemberg von einer statutarisch-rechtlichen Gebundenheit an die „Bekenntnisse“ befreit sein.[1])

Ein Redakteur der „Christlichen Welt“, so wird geklagt,[2]) dringt darauf, entweder die Bekenntnisse zu ändern oder die Verpflichtung auf dieselben abzuschaffen. Er ist vielleicht der Ansicht, daß es ein großes Unrecht, eine schwere Versündigung an dem konfessionellen Frieden ist, die Bekenntnisschriften in ihrer ursprünglichen Gestalt mit ihren Irrtümern, Widersprüchen, Unwahrheiten und Lästerungen immer wieder durch den Druck zu verbreiten. Aber wem soll das Recht zugesprochen werden, dieselben einer Aenderung und durchgreifenden Berichtigung zu unterziehen? Die weltlichen Machthaber müßten jedenfalls ihre Zustimmung hiezu erteilen.

Diese Abhängigkeit und Unselbständigkeit wird seit langer Zeit von vielen Predigern schmerzlich empfunden.[3]) In der Gegenwart erhebt sich in weiten Kreisen immer lauter und kräftiger der Ruf nach Freiheit, nach größerer Freiheit der Kirche. Einige wollen die Abschaffung des Summepiskopats. Ihnen wird zugerufen: „Die evangelische Kirche lebt und stirbt mit dem Summepiskopat ihrer Fürsten.“[4])

Unzufriedenheit mit der Kirchenleitung, sprach Oberkonsistorialrat Burger bei der Eröffnung der bayerischen Generalsynode in Bayreuth im September dieses Jahres,[5]) ist unvermeidlich, ist immer dagewesen, wird immer sein. Aber man greift jetzt das Uebel bei der Wurzel an und verwirft das landeskirchliche Regiment grundsätzlich und schlechthin. Zwar das Summepiskopat tastet man nicht offen

1) Chronik der christlichen Welt. 1905. S. 359.
2) Der Reichsbote vom 25. Januar 1905.
3) F. W. Schulze, a. a. O. S. 51 ff.
4) K. Lechler, a. a. O. S. 197.
5) Augsburger Abendztg. vom 15. Sept. 1905.

an, aber die Konsistorialverfassung erklärt man für den Grundschaden der Landeskirche. Man vergißt dabei nur eines, daß Summepiskopat und Konsistorialverfassung aufs engste verbunden sind, daß mit dieser auch jener fallen muß. Wo ist das Bessere und wer führt es ein und durch? Die Ansicht, daß der Schwerpunkt der Verfassung in die Gemeinde zu verlegen sei, läuft auf Independentismus hinaus, eine Form, für die in unseren Gemeinden die Voraussetzungen vollständig fehlen.

Auf die Aufstellung: „Die Gemeinde sei religiös autonom, über dieselbe hinaus gebe es keine Kirche, die Geistlichen empfingen ihr Amt aus der autonomen Gemeinde,[1]) das müsse auch in den kirchlichen Körperschaften zum Ausdruck kommen", wird entgegnet: „Wenn es über die autonomen Gemeinden hinaus keine Kirche gibt, dann dürfte es auch keine Generalsynoden geben, die doch über den einzelnen Gemeinden stehen. Dieses liberale Gemeindeprinzip mit der sogenannten freien oder autonomen Gemeinde bedeutet natürlich die völlige Auflösung der Kirche." [3])

Es fehlt übrigens auch nicht an solchen, die noch eine kräftigere Beherrschung der Kirche durch den Staat wünschen. Die Vossische Zeitung, „ein Organ des Protestantenvereins und aller kirchenauflösenden Richtungen", schreibt nämlich:[1]) „Eines ist heute nötiger denn je, daß der Staat das von ihm geschaffene Kirchenwesen seinen Kulturzwecken nach Möglichkeit dienstbar macht. Die Kirche im Rahmen des Staatsganzen hat nicht nur das religiöse Bedürfnis ihrer Angehörigen zu befriedigen, sondern darüber hinaus hat sie ihre Glieder zur Uebung der bürgerlichen Tugenden der Eintracht, der gegenseitigen Duldung und Achtung an-

1) Das Recht der Pfarrerwahl ist in Deutschland [illegible]rchaus nicht überall den Gemeinden zugestanden.
2) Der Reichsbote vom 26. Sept. 1905.
3) Vergl. ‚Der Reichsbote' vom 5. Sept. 1905.

zuhalten, auch das Interesse des Staates an Pflege von Wissenschaft und Bildung an ihrem Teil wahrzunehmen. Dem Staat ist wenig gedient mit der Pflege enthusiastischer Frömmigkeit, mit der Sammlung frommer Kränzchen,[1]) mit der Einrichtung von Kirchendisziplin, mit immer neuen Kirchenbauten und immer eindringlicherer seelsorgerischer Bevormundung, noch weniger ist ihm gedient mit jener theologischen Archäologie, die die alten Bekenntnisse in ihrer Reinheit erhalten will, und der Herbeiführung von kirchlichen Konflikten, sobald eine Lehrmeinung ausgesprochen wird, an der noch keine hundertjährige Patina haftet. So lange wir einen Oberkirchenrat haben, und das wird vermutlich noch recht lange dauern, sollte diese Behörde weit schärfer und konsequenter, als es bisher geschehen, das Interesse des Staates an Bildung, Duldung und Mäßigung in der Kirche wahrnehmen."

Gerade die Unterwerfung der Kirche unter die bürgerliche Obrigkeit hat die Machthaber bestimmt, ihren Untertanen das Luthertum, den Zwinglianismus oder den Calvinismus aufzuzwingen.[2]) Sie hatten hiezu noch weitere Beweggründe. Unter diesen war das Verlangen nach dem Kirchengut nicht das letzte.

Die Revolution von 1789, sagt Lagarde,[3]) ist in einer Hinsicht in nichts von der sogenannten Reformation von 1518, von dem deutschen Reichsdeputationshauptschlusse, von den schwächlichen Bestrebungen des Jahres 1848 verschieden: sie ist wie jene in erster Linie eine Umwälzung der Eigentumsverhältnisse; das Gut des Adels, der Kirche, der Fürsten wird frank und frei in andere Hände geschoben. Die deutschen Fürsten, welche das Fazit der großen Nation[illegible]

1) Protestantische Nähabende?

2) H. Brück, a. a. O. S. 259; A. Knöpfler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 2. Aufl. Freiburg 1898. S. 583 f.

3) P. de Lagarde, Deutsche Schriften. Göttingen 1878. S. [illegible]

bewegung des 16. Jahrhunderts in ihre schmutzigen Taschen stecken wollten, der Gauner Moritz, der brutale Markgraf Albrecht Alkibiades und die anderen Gesellen der Bande, bemerkt Cornelius,[1]) sind von den älteren Historikern nie völlig nach Verdienst verurteilt worden.

Der Landgraf Philipp von Hessen beraubte in seiner Habgier sogar das Grab der heiligen Elisabeth in Marburg seiner Schmucksachen.[2]) Es ist schon vom allgemein menschlichen Standpunkt aus eine Schändlichkeit, die Ruhe der Toten zu stören, bemerkt D. Umfried.[3])

Unter den weltlichen Schutzherren und Förderern der großen Bewegung, erklärt K. Amelung,[4]) ist ohne Zweifel der geistig bedeutendste und einflußreichste Philipp von Hessen gewesen. Dieser, lesen wir, hatte in sexueller Hinsicht toll gewirtschaftet. „Ich kann mich nicht enthalten", gestand er selbst im Jahre 1539, „ich muß Hurerei oder Böseres bei dem Weibe treiben." [5])

Wie Philipp, so zeichneten sich auch andere für die neuen Lehren eintretende Fürsten keineswegs durch Reinheit des Wandels und der Gesinnung aus.[6]) Sie erstrebten und brachten „Befreiung von Menschensatzung"!

Menschensatzungen sind doch wohl auch Trauung und Konfirmation, und für jene Prediger, welche nicht mehr an die Gottheit des Erlösers glauben, Taufe und Abendmahl. „Der Protestantismus", spricht Hase,[7]) „hatte vielleicht die

---

1) Historische Zeitschrift. 1905. S. 95, 208.
2) Jarcke, Studien u. Skizzen zur Geschichte der Reformation 1, 8; Janssen, a. a. O. 3, 384 f.
3) Chronik der christlichen Welt. 1905. S. 415.
4) Theologisches Literaturblatt. 1905. S. 238.
5) Historische Zeitschrift 1905. 94, 391; Literarische Beilage zur Augsb. Postztg. vom 14. Mai 1905. S. 161 ff.
6) Alzog a. a. O. 2, 253; Histor.-polit. Blätter, 1904. S. 134. 598.
7) K. Hase, Handbuch der protestantischen Polemik. 4. Auflage. Leipzig 1878. S. 357.

Kindertaufe nicht erfunden, obschon er in seiner ersten Gestalt durch seine stark betonte Erbsündenlehre auf sie angewiesen war; aber wie er sie geschichtlich vorfand, war er jedenfalls verpflichtet, diese schöne Sitte zu bewahren."

„Das Dunkel des Aberglaubens!"

Luther, sagt A. Hausrath,[1]) schlägt sich sein Leben lang mit dem Teufel herum,[2]) Zwingli hat immer nur mit dem Herrgott gerechnet. Ein wissenschaftlicher Streit war mit Luther nicht zu führen, da er jeden Widerspruch gegen seinen Glauben vom Teufel herleitete, Zwingli dagegen glaubte an das Recht der Vernunft und den Segen der Logik.[3])

Zur Bestimmung seiner Gesamthaltung als Konfessionsstifter, bemerkt Harnack,[4]) kann man doch von der Tatsache nicht absehen, daß Luther abergläubischer gewesen ist, als viele seiner Zeitgenossen, ja in mancher Beziehung abergläubisch wie ein Kind.

Die klare Stellung, die Luther dem zeitgenössischen astrologischen Aberglauben gegenüber eingenommen, berichtet Kawerau,[5]) war schon von Melanchthon nicht geteilt worden, der vielmehr dem Horoskopstellen u. dgl. eine wissenschaftliche Begründung zu geben bemüht war. Auf Monstra und Prodigia, Kometen und andere Himmelszeichen wird allgemein geachtet als auf Zeichen bedeutsamer Geschicke der Menschen; das Wertlegen auf Träume spielt in eines Melanchthon Leben eine große Rolle.

---

1) Beilage zur Allgem. Zeitung vom 26. März 1905. S. 573.
2) „Ich kenne den Satan von Gottes Gnaden ein groß Teil", versichert Luther. Vergl. K. Graul, Die Unterscheidungslehren 12. Aufl. Leipzig 1891. S. 17.
3) Kirche oder Protestantismus? S. 230 f.; Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. Freiburg 1879. 2, 177; Derselbe, 6, 481 (13. Aufl. 1893).
4) A. Harnack, a. a. O. 3, 780.
5) Möller-Kawerau, a. a. O. 3, 406.

Vom Teufel lehrt Luther in seinem Großen Katechismus, einer Bekenntnisschrift,[1]) daß „er so viel Hader, Mord, Aufruhr und Krieg anrichtet, item Ungewitter, Hagel, das Getreide und Vieh zu vergiften ꝛc., daß er manchem den Hals bricht oder von Sinnen bringet, etliche im Wasser ersäuft, und viel dahin treibt, daß sie sich selbst umbringen, und zu viel andern schrecklichen Fällen".[2])

Ehe wir dem Vorwurf „falscher Lehre" begegnen, dürfte es sich empfehlen, die „auserwählten Werkzeuge" uns etwas näher anzusehen.

Die katholische Kirche nennt den Apostel Paulus ein auserwähltes Werkzeug; sie hat für diese Benennung einen biblischen Grund.[3])

Daß Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin von Gott zu ihrem Auftreten und Wirken auserwählt, berufen und gesendet worden seien, ist von den protestantischen Theologen noch nicht bewiesen worden. In der Art und Weise, seinen Beruf zur Predigt gegen die Kirche zu begründen, änderte Luther binnen vierundzwanzig Jahren seine Meinung vierzehnmal. Wenn er von Gott berufen war, was noch nicht dargetan ist, dann waren es Melanchthon, Zwingli, Calvin doch wohl nicht, da sie in der Lehre von ihm in manchen wichtigen Punkten abwichen.[4]) Wenn aber für Luther diese Berufung behauptet wird, dann ist anzugeben, wann sie ihm zuteil wurde und wie lange er ihr treu blieb, denn es läßt sich nun einmal nicht in Abrede stellen, daß er zu verschiedenen Zeiten verschieden lehrte. Man spricht von

---

1) J. T. Müller a. a. O. S. 477. 483.

2) Studien über Katholizismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit ꝛc. S. 247 ff.

3) Apg. 9, 15.

4) Hettinger, Lehrbuch der Fundamental-Theologie. 2, 99; H. Brück, a. a. O. S. 658; Kirche oder Protestantismus? S. 228; H. Denifle Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung. Mainz 1904. S. 37 ff., 55 ff.

einem früheren und einem späteren Luther und erklärt,
frühere Luther habe manches Unlutherische gesagt.[1]
wagt es denn wirklich, den ‚ganzen Luther' zu repristin
mit der Massivität seines mittelalterlichen Aberglau
den vollendeten Widersprüchen seiner Theologie, der
samen Logik seiner Argumente, den Fehlern seiner E
und der Ungerechtigkeit und Barbarei seiner Polen
schreibt Harnack.[2] „Nicht auf die Reformation", bemer
„sind wir als evangelische Christen verpflichtet, noch we
auf den ‚ganzen Luther' und den ‚ganzen Calvin', au
man in trauriger Verzweiflung an der Klarheit des E
geliums und an der eigenen Freiheit alles Ernstes
verweist, sondern auf das Evangelium Jesu Christi".[3]
Luther überhaupt, entgegnet Lagarde,[4] so gilt er bis 1
bis zu dem Kloak gilt er, der mit des Lukas aus Cr
Hilfe in dem letzten Lebensjahre des Reformators
schmutzige Flut ergoß".[5])

An die Auserwählung Luthers, Zwinglis, Melancht
Calvins zu glauben, ist gegenüber den Aeußerungen
sie über einander machten, durchaus keine leichte S
Luther nannte die Ketzerei Zwinglis die allergreulichst
je gewesen sei. „Ich bekenne daher für mich, fügte er h
daß ich den Zwingli für einen Unchristen halte mit
seiner Lehre; denn er lehrt kein Stück des christlichen Gla
recht, und ist ärger siebenmal, denn da er ein Papist wa

1) F. W. Schulze a. a. O. S. 296.
2) A. Harnack, a. a. O. 3. 733. 616.
3) Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das
gelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein. A. Harnack,
Wesen des Christentums. S. 91.
4) P. de Lagarde, Ueber einige Berliner Theologen. Göttingen
S. 104.
5) Janssen, Ein zweites Wort an meine Kritiker. Freiburg
S. 98 ff.; Kirche oder Protestantismus? S. 222 f.
1) Studien über Katholizismus, Protestantismus rc. S.
Kirche oder Protestantismus? S. 211 f.

„Ich, der ich nun zu der Grube gehe, schrieb Luther im Jahre 1544,[1]) will dies Zeugnis und diesen Ruhm mit mir vor meines lieben Herrn und Heilandes Jesu Christi Richterstuhl bringen, daß ich die Schwärmer und Sakramentsfeinde Karlstadt, Zwingli, Oekolampad, Schwenkfeld und ihre Jünger zu Zürich und wo sie sind, mit ganzem Ernst verdammt und gemieden habe nach seinem Befehl:[2]) ‚Einen Ketzer sollst du meiden, wenn er einmal oder zwei vermahnt ist, und wisse, daß ein solcher verkehrt ist und sündigt, als der schlechthin will verdammt sein'.[3]) Sie sind oft genug, auch ernstlich genug vermahnt von mir und vielen anderen; die Bücher sind am Tage, und gehet noch täglich unser aller Predigt wider ihre lästerliche und lügenhafte Ketzerei, welches sie wohl wissen. Viel lieber, sage ich, wollt' ich mich hundertmal lassen zerreißen oder verbrennen, ehe ich wollte mit Schwenkfeld, Zwingli, Karlstadt, Oekolampad und wer sie mehr sind die leidigen Schwärmer, eines Sinnes oder Willens sein oder in ihre Lehre willigen."[4]) Zwingli, sagte er, sei in großen und vielen Sünden und Gotteslästerungen gestorben.[5])

(Fortsetzung folgt.)

---

1) M. Rade, Martin Luthers Leben, Taten und Meinungen. Neusalza 1887. S. 2, 504 f.

2) Tit. 3, 10.

3) „Einen Sektierer meide, wenn du ihn zum zweitenmale gewarnt hast, und denke, daß er verdreht ist und sündigt, durch sich selbst gerichtet." So wird die Stelle übersetzt von C. Weizsäcker (Das Neue Testament. 2. Aufl. Freiburg 1882. S. 402).

4) Kirche oder Protestantismus? S. 109 f.

5) Wetzer und Weltes Kirchenlexikon. 2. Aufl. 12, 2033. Vgl. Kirche oder Protestantismus? S. 212.

XXXIV.

Wir müssen aus dem Turm heraus!

Von Dr. Jul. Bachem.

Eines der beliebtesten politischen Bilder ist das vo
Zentrumsturm. Und zwar bei Freund und Feind. D
Anhänger der Zentrumspartei preisen die Festigkeit und U
erschütterlichkeit dieses Turmes in Prosa und Poesie. In d
politischen Organen der Zentrumspartei wird immer wied
mit Genugtuung darauf hingewiesen, der Turm ziert d
Parteimarken, die zur Aufbesserung des Wahlfonds aufgekl
werden, und als vor einigen Jahren der Verlag der „Kö
Volkszeitung" einen Wettbewerb um das beste Zentrumsl
ausschrieb, war gewiß in jeder dritten Einsendung von d
Zentrumsturm die Rede, der feststehe in Wind und Stur
Und anderseits spähen die Gegner der Zentrumspartei eif
aus nach Rissen im Zentrumsturm, und es gibt für sie ke
größere Freude, als wenn sie einen solchen Riß entdeckt
haben glauben. Von Zeit zu Zeit geschieht das mit ein
gewissen Regelmäßigkeit, denn das liberale und konservat
Publikum liest es immer gerne, wenn es sich auch schließl
herausstellt, daß es wieder nichts war.

Die Zentrumspartei hat zweifellos Recht, mit St
auf das feste Gefüge der Parteiorganisation hinzuweis
welches die Anwendung des Bildes von dem unüberwindlich
Turme rechtfertigt. Er steht nun schon über drei Jahrzehn
Unablässig ist er berannt worden von links und rechts u

doch ist noch keiner der Quadern gelockert worden oder gar herausgefallen. Die Zentrumspartei hat auch bisher immer noch die schwerste Probe bestanden, welcher in der Gegenwart eine politische Partei ausgesetzt werden kann: die der Interessengegensätze im eigenen Lager. Fast alle anderen politischen Parteien im Deutschen Reich vertreten hauptsächlich eine bestimmte Bevölkerungsgruppe. Mehr als jede andere politische Partei vereinigt das Zentrum in sich die verschiedensten Kreise und Stände, deren materielle Interessen sich manchmal recht schroff gegenüberstehen, und trotzdem hat das Zentrum es verstanden, immer wieder diese Interessengegensätze zu überwinden und auf dem Boden eines billigen Ausgleiches die Geschlossenheit, welche das wesentlichste Moment der Stärke bildet, zu bewahren oder nach vorübergehender Krise wiederherzustellen. Mehr als ein Mal sind besonders agrarische Kreise schwierig gewesen auch Arbeiterkreise haben sich zuweilen verstimmt gezeigt, aber der feste Zusammenhalt der Zentrumspartei als Ganzes ist dadurch dauernd nie beeinträchtigt worden. Das ist eine Erscheinung, welche die Gegner oft mit einem aus Bewunderung und Neid gemischten Gefühle haben feststellen müssen.

Die Zentrumspartei darf also nach wie vor von dem unüberwindlichen Turme reden, an welchem alle Angriffe abgeprallt sind. Es könnte daher wie eine politische Ketzerei klingen, wenn ich sage: wir müssen aus dem Turme heraus! Und doch sage ich es aus vollster Ueberzeugung im Hinblick auf die politische Gesamtlage, wie sie sich im Deutschen Reiche gestaltet hat. Die nachstehende Ausführung wird erkennen lassen, in welchem Sinne dieser Ausspruch gemeint ist.

Der Zentrumsturm, um in dem Bilde zu bleiben, wurde in der schweren Zeit des kirchenpolitischen Konfliktes errichtet. Er sollte der Abwehr des staatskirchlichen Ansturmes dienen, welcher unter Führung des gewaltigsten Staatsmannes des 19. Jahrhunderts gegen die katholische Kirche in Preußen unternommen wurde. Der Zentrumsturm

war das stärkste Bollwerk in der Verteidigungsstellu welche die Katholiken gegenüber dem mit allen Mitteln e mächtigen Staatswesens unternommenen Angriff einzuneh hatten. Der Angriff erfolgte auf kirchenpolitischem Ge auf diesem Gebiete mußte natürlich auch zunächst die Abr erfolgen. Und sie war in der Hauptsache erfolgreich. ist nicht gelungen, die katholische Kirche in Preußen Staatsraison im Sinne des Hegel'schen Staatsgedanken dem Staate als dem „präsenten Gott" — dienstbar machen und sie damit als lebendige Potenz des deut Volkslebens beiseite zu schieben. Die katholische Kirche Deutschen Reich hat, von einzelnen nicht entscheidend Gewicht fallenden Bundesstaaten abgesehen, überall das von Freiheit behauptet, dessen sie notwendig bedarf, den ist zur Zeit die kirchenpolitische Lage im Deutschen Re Mögen nicht alle Wünsche erfüllt sein, im großen und ga kann die katholische Kirche in Deutschland uneingeschr ihres Amtes walten.

Der Kampf, den das Zentrum in der ersten Zeit se Bestehens zu führen hatte, war, wie gesagt, ein kirc politischer. Aber das Zentrum hat ihn nicht als kirc politische Fraktion lediglich mit den Mitteln der Kirchenpo geführt. Bei seiner Gründung gehörten dem Zentrum schließlich katholische Mitglieder an; das war naturge denn der „Kulturkampf" galt an erster Stelle der katholi Kirche, es mußten daher in erster Reihe die Katholiken zur Abwehr zusammenschließen. Aber das Zentrum auch schon zu der Zeit, da es ausschließlich aus Kathol bestand, keine katholische, keine konfessionelle Frakti Die erleuchteten Männer, welche die Fraktion ins Le riefen, wollten keine konfessionelle Fraktion bilden; sie drü dies schon durch den Namen aus, den sie der neugebild parlamentarischen Gruppe gaben, und in dem Program welches die Fraktion sich gab, war nichts, was den Hinzu von Nichtkatholiken unmöglich machte.

Tatsächlich haben auch namentlich in der großen Zeit des Zentrums der Fraktion Männer anderen christlichen Bekenntnisses angehört, darunter Persönlichkeiten ersten Ranges, wie v. Gerlach, Dr. Bruel, Dr. Nieper. An der Seite der Führer des Zentrums traten dieselben für den Gedanken der kirchlichen Freiheit ein, nicht für die Freiheit allein der katholischen Kirche, welche zunächst bedroht war. Es war einer der nichtkatholischen Hospitanten des Zentrums, welcher unter der Rednertribüne des preußischen Abgeordnetenhauses stand, als Frhr. v. Wendt mit mächtiger Stimme die Enzyklika Papst Pius' IX. verlas, in welcher die Maigesetze als „nichtig in sich" erklärt wurden (has leges irritas esse), und welcher inmitten des furchtbaren Tumultes, der sich bei dieser Verlesung im Hause erhob, den Zentrumsabgeordneten zurief: „Lassen Sie sich nicht einschüchtern!" Kein Zweifel, daß die Zugehörigkeit evangelischer Mitglieder zum Zentrum ganz wesentlich zu dem allmählichen Umschwung der Stimmung beigetragen hat, der in jener Abendsitzung des preußischen Abgeordnetenhauses zu der berühmten Erklärung des Abg. v. Meyer-Arnswalde führte: „Ich und meine Freunde, wir haben den Kulturkampf satt." Die altkonservative Fraktion, namens deren Hr. v. Meyer-Arnswalde jene Erklärung abgab, zählte damals allerdings nur 9 Mitglieder, aber „Tausende dachten wie er", und so wurde es möglich, die Revision der Maigesetze durchzusehen, als Fürst Bismarck die Ueberzeugung von der Undurchführbarkeit derselben erlangt hatte und großzügig, wie er war, das Unhaltbare resolut preisgab.

Wäre das Zentrum eine konfessionelle Fraktion gewesen, so würde es die große Bedeutung, welche es in unserem öffentlichen Leben erlangt hat, niemals haben erlangen können. Das erkannten nicht nur die Gründer des Zentrums, das erkannten ebensogut seine Gegner, an der Spitze Fürst Bismarck selber. Immer und immer wieder suchten sie das Zentrum als konfessionelle Bildung hinzustellen, als eine Gruppe, die in unser parlamentarisches Leben gar nicht hineinpasse, als

eine Art Fremdkörper, der ausgeschieden werden müsse,
unser öffentliches Leben gesunden wolle. Niemand ist
oft wiederholten Versuche so konsequent und energisc
gegengetreten, wie Windthorst, der die Gefahr
politischen Legendenbildung sofort in ihrem ganzen Ur
erkannte. Schon im Jahre 1872, als bei den Verhandl
des preußischen Abgeordnetenhauses vom 30. und 31. J
Ministerpräsident Bismarck bemerkte, er habe es als ei
ungeheuerlichsten Erscheinungen auf politischem Gebie
trachtet, daß sich eine konfessionelle Fraktion in einer
schen Versammlung bildete, erwiderte Windthorst:
Fraktion des Zentrums, welcher ich angehöre, ist kein
fessionelle. Das Programm derselben ist öffentlich b
gemacht worden, wir haben auf Grund desselben jede
geladen, der diese Grundsätze akzeptieren kann und
und wer darauf akzeptierend eintritt, ist uns willkom
Ueber Windthorsts Stellung zu dieser Frage konnte i
dem großen Führer des Zentrums gewidmeten Artike
Staatslexikons der Görres-Gesellschaft auf Grund ge
Kenntnis der Denkungsart Windthorsts gesagt werden: „
horst erkannte klar, daß auf dem Boden unserer mod
Verfassungsstaaten eine rein konfessionelle, in der Vert
konfessionell-kirchlicher Massen aufgehende parlament
Gruppe keine Daseinsberechtigung und nicht die Mög
dauernden Bestandes hat, während eine politische, alle
des öffentlichen Lebens in den Bereich ihrer Betätigung zi
Fraktion den Schutz auch der kirchlichen Freiheit un
Rechtsstellung der Kirche in wirksamster Weise auf dem
mentarischen Boden zu üben vermag."

Kein Zweifel, daß die führenden Persönlichkeit
Zentrums heute wie immer auf dem Boden dieser
horstschen Anschauungen stehen. Fast alle haben d
irgend einer Gelegenheit auch ausdrücklich gelehrt u
Gesamttätigkeit des Zentrums ist ein vollgültig
weis dafür, daß es sich da nicht etwa bloß um Erklä

tholischer Natur handelt. Insbesondere im Deutschen Reichstage, wo das Zentrum in der Tat ein ausschlaggebender Faktor ist, hat es seine Aufmerksamkeit konstant allen Lagen des öffentlichen Lebens zugewendet; es ist dort insbesondere der Träger der im Vordergrunde stehenden Finanz- und Sozialpolitik. Alles, was dort im letzten Jahrzehnt und darüber hinaus zustande gekommen ist, ist unter entscheidender Mitwirkung des Zentrums zustande gekommen. Und die Richtung, in welcher sich die Zentrumspolitik im Reichstage bewegte, war derart, daß ein früherer scharfer Gegner des Zentrums, der freikonservative Führer von Kardorff, sich gedrungen fühlte, der Fraktion zu bezeugen, sie treibe „nationale Politik".

Trotzdem wird die Zentrumsfraktion neuerdings von verschiedenen Seiten wieder schärfer angegriffen als zu irgend einem früheren Zeitpunkt, von den schlimmsten Jahren des kirchenpolitischen Konfliktes abgesehen. Für die kirchenpolitischen Forderungen, welche sie noch geltend macht, findet sie heute weniger Entgegenkommen, wie noch vor wenigen Jahren, das hat sich anläßlich der jüngsten Beratung des Toleranzantrages gezeigt. Es ist zweifellos an erster Stelle die Einwirkung des Evangelischen Bundes, welche in dieser Beziehung die Temperatur verschlechtert hat; auch Parteien und einzelne Abgeordnete, welche an sich eine minder abweisende Haltung einnehmen, unterliegen dem Druck jener Kampfesvereinigung. Das Zentrum wird bei irgendwelchen kirchenpolitischen Aktionen, auch schon bei der Frage, ob eine kirchenpolitische Aktion überhaupt unternommen werden soll, stets ernstlich mit der augenscheinlich veränderten und zwar verschlechterten Stimmung zu rechnen haben.

Wie zu erwarten war, spielt bei den Angriffen gegen das Zentrum auch die Bezichtigung, die Fraktion sei eine konfessionelle, wieder eine Hauptrolle. Teilweise ohne Zweifel wider besseres Wissen. Der Zweck muß da das Mittel heiligen. Man sagt sich in den verbissen antikatholischen

Kreisen, daß es kein wirksameres Agitationsmittel gegen
Stellung des Zentrums in unserem öffentlichen Leben g
als die Unterhaltung und Verbreitung der Vorstellung,
Zentrumspartei bezw. die Zentrumsfraktion seien lediglich
Interesse der „römischen" Kirche geschaffene, lediglich di
Kirche dienstbare Organisationen. In allen Tonarten k
immer noch diese Behauptung wieder und — was die Hau
sache ist — sie wird geglaubt.

Wenn man diese im Interesse des friedlichen Neb
einander der beiden christlichen Konfessionen tief bedauerl
Tatsache feststellt, so erfordert es die Wahrheitsliebe, hin
zufügen, daß *auch auf katholischer Seite* manc
geschehen ist und noch manches geschieht, was geeignet
diesen Glauben zu nähren und ihm einen Schein von
rechtigung zu verleihen. Die römische Kurie selbst hat die
Glauben Vorschub geleistet, als sie auf Bismarcks Betrei
den — glücklicher Weise erfolglosen — Versuch unterna
auf die Haltung der Zentrumsfraktion des deutschen Reic
tages in der Septennatsfrage einzuwirken. Es gibt auch n
katholische Kreise, in denen das Zentrum lediglich die „katholi
Volkspartei" ist und der politische Charakter des Zentru
keineswegs immer, wo es angezeigt erscheint, mit einer
Mißdeutung ausschließenden Klarheit und Entschiedenh
betont wird. Und wenn noch jüngst in Westfalen ein Par
tag der Zentrumspartei mit dem katholischen Gruße eröff
wurde und anderseits auf einem hessischen Katholikentage a
schließlich politische Gegenstände in den öffentlichen Sitzun
behandelt wurden, so kann man sich schließlich nicht wunde
wenn Gegner der Zentrumspartei politische Partei und K
fession nicht auseinanderhalten.

Dazu kommt, daß katholischerseits an einzelnen Ste
konfessionelle Abgeschlossenheit auch da n
herrscht, wo sie sachlich nicht berechtigt ist. In dieser Richt
hat offensichtlich am meisten der noch immer nicht aufgegeb
Versuch geschadet, die interkonfessionelle berufsgenossensch

liche Organisation der Arbeiter unter Geltendmachung spezifisch kirchlicher Gesichtspunkte zu vereiteln oder zu erschweren, während längst für andere Berufsstände (Bauern, Handwerker) interkonfessionelle Organisationen zur Wahrnehmung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen bestehen und unbeanstandet in Tätigkeit sind. Auch diese Ueberspannung des Konfessionalismus nährt mittelbar das noch in so weiten akatholischen Kreisen bestehende Vorurteil, daß im Grunde genommen auch die Zentrumsfraktion ein ausschließlich im Interesse des Katholizismus geschaffenes Gebilde sei.

Diese Vorstellung beruht, wie gesagt, auf einem Vorurteil, welches in der ganzen Geschichte der Zentrumsfraktion selbst keine Stütze findet. Aber im politischen Leben muß man auch mit Vorurteilen rechnen, besonders muß eine Minderheit damit rechnen. Auch ein Vorurteil kann schwere Störungen im Volksleben hervorrufen. Wir sehen das im Deutschen Reiche, welches unter dem unbefriedigenden Verhältnis der Konfessionen zu einander immer noch leidet und vielleicht noch mehr zu leiden haben wird, wenn es den wohlmeinenden Männern der beiden Bekenntnisse nicht gelingt, hier Wandel zu schaffen. Hieran mitzuarbeiten ist Pflicht eines jeden, der sein Vaterland liebt, und man kann sich dieser Pflicht auch durch den Hinweis darauf nicht entziehen, daß auf der andern Seite eben ein Vorurteil wirksam ist. Man muß vielmehr alles aufbieten, um dieses schädliche, ja gemeingefährliche Vorurteil zu zerstreuen, selbst unter Uebung weitgehender Selbstverleugnung.

In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn ich den Satz an die Spitze dieser Betrachtung gestellt habe: wir müssen aus dem Turm heraus. Heraus nicht insofern, als wir die starke Verteidigungsstellung aufzugeben hätten. Nein, wir können und sollen sie beibehalten. Damit treten wir niemandem zu nahe. Auch dem konfessionellen Frieden dient nicht, wer sich wehrlos macht. Aber die Abschließung, die Absperrung, welche in dem Bilde des Turmes liegt,

darf nicht über die Grenze hinaus gehen, welche durch die Verhältnisse gezogen ist. Wir sollen nicht in dem Turme verbarrikadiert bleiben, sondern uns vor demselben aufpflanzen und in immer weiterem Umkreise mit den Mitteln, welche die Gegenwart an die Hand gibt, für das Programm der politischen Zentrumspartei eintreten, das sich wahrlich sehen lassen kann. Wenn das Zentrum eine wahre Staatspartei ist, so soll es auch als solche sich fühlen und überall als solche sich geltend machen; keines seiner katholischen Mitglieder braucht deshalb ein Tüttelchen seiner religiösen Ueberzeugungen preiszugeben.

Je weiter die Kreise sind, in welchen man die Gesamttätigkeit der Zentrumspartei kennen lernt, um so mehr wird das gegen die Zentrumsfraktion noch bestehende Vorurteil schwinden. Eines der Mittel, vielleicht das wirksamste, um diese bessere Erkenntnis in die nichtkatholischen Provinzen und Bezirke zu tragen, kann erst bei den nächsten allgemeinen Wahlen zur Anwendung gebracht werden. Es muß unbedingt mit vermehrter Umsicht auf die Wahl von solchen Abgeordneten nichtkatholischen Bekenntnisses hingewirkt werden, welche gute Fühlung mit dem Zentrum zu nehmen und zu unterhalten willens und geeignet sind. Und zwar wird es m. E. gute Politik sein, solche Abgeordnete nicht nur in Wahlkreisen mit überwiegend protestantischer Bevölkerung zu unterstützen, sondern auch in einer Anzahl von Wahlkreisen, wo das Zentrum allein vielleicht die Mehrheit erlangen kann. Die Engen, die Aengstlichen, diejenigen, welche überall nur den konfessionellen Gesichtspunkt geltend zu machen gewohnt sind, werden wohl auch an dieser Anregung sich stoßen, und doch dürfte sie ernste Beachtung verdienen.

Von solchen Kandidaten darf man kirchenpolitisch nichts anderes verlangen, als daß sie jeder Beschränkung der kirchlichen Freiheit widerstreben, die staatsbürgerliche Gleichberechtigung des katholischen Volksteils rückhaltlos anerkennen; im Uebrigen muß namentlich ihre sozialpolitische Stellung

entscheidend sein! Es gibt solche Männer unter den Evangelischen und es wird ihrer mehr geben, sobald ihnen Gelegenheit geboten wird, im öffentlichen Leben sich zu betätigen. Man denke nur an die evangelischen Christlich-Sozialen. Gegenwärtig ist es ihnen noch fast unmöglich, zu einem Mandat zu gelangen, weil auch sie mit allerhand Vorurteilen zu kämpfen haben. Aber es würde ein großer Gewinn für unser öffentliches Leben sein, wenn die Tüchtigsten aus diesen Reihen in die Lage kämen, von der Tribüne des Parlaments für ihre Ideen Propaganda zu machen.

Wenn es nicht anders zu bewirken ist, so müssen weitsichtige Zentrumskreise ihnen diese Möglichkeit verschaffen. Es war seinerzeit ein Leichtes, die Wahl Ludwig v. Gerlach's in dem rheinischen Wahlkreise Sieg-Mülheim-Wipperfürth durchzusetzen. Niemand hat von dem ehemaligen Führer der preußischen konservativen Partei und Rundschauer der Kreuzzeitung verlangt, daß er etwas von seinen religiösen Ueberzeugungen aufgab, als er dem Zentrum als Hospitant beitrat. Ebensowenig von Dr. Bruel, der bis ans Ende seiner Tage ein ernster Lutheraner geblieben ist. Aber wie diese beiden bedeutenden Männer, namentlich der letztere, auch in treuester persönlicher Freundschaft mit Mitgliedern der Zentrumsfraktionen verbunden blieben, so hat auch allein die Tatsache ihrer Zugehörigkeit zum Zentrum und haben insbesondere die Wahrnehmungen und Erfahrungen, welche sie dank dieser jahrelangen Zugehörigkeit zu machen Gelegenheit hatten, nicht wenig dazu beigetragen, die Ansichten über das Zentrum in nicht kleinen evangelischen Kreisen zu korrigieren, und dieselben namentlich die Haltlosigkeit der politischen Legende von der konfessionellen Zentrumsfraktion erkennen zu lassen.

Das ist ein Punkt von geradezu vitaler Bedeutung für unser parlamentarisches Leben und für unser öffentliches Leben überhaupt. Das Zentrum darf nicht unter der Einwirkung der Verschärfung der konfessionellen Gegensätze, an

der so viele arbeiten, in eine splendid isolation geraten, welche die Erfüllung seiner Aufgabe für Reich und Volk aufs äußerste erschweren würde. Dem Bestreben, diese Gefahr zu verringern, sollen die vorstehend entwickelten, bezw. angedeuteten Gedanken dienen.

XXXV.

Reichstagsbrief. VI.

Berlin, 24. Februar 1906.

Der Brief über die letzten 14 Tage fällt kürzer aus als die früheren, der Reichstag hat über sehr viel Kleinkram gesprochen, große Debatten gab es nur an zwei Tagen. Aber auch der politische Kleinkram hat seine Bedeutung.

Staatssekretär Graf Posadowsky hat nun seinen Gehalt bewilligt erhalten; der Etat des Reichsamts des Innern ist genehmigt worden. Statt der vorgesehenen 6 Tage sind es allerdings 16 geworden; aber in früheren Jahren waren es noch mehr. Die entscheidenden Punkte der wirtschaftlichen Fragen sind schon in den ersten Tagen behandelt worden, der Rest der Etatsberatung beschränkte sich auf Repliken, die sich fast durchweg gegen die Sozialdemokratie wendeten. So führte sie Frhr. v. Pfetten mit ihren Angriffen auf den greisen Oberhirten von Regensburg recht schneidig ab; die Genossen mußten schweigen und sich sagen lassen, daß selbst ein ehrwürdiger Greis vor ihrem Geifer nicht geschützt ist.

Die Debatte ging nur einmal noch hoch, als das Reichsgesundheitsamt zur Beratung kam und man die Weinprozesse besprach. Das Zentrum hat Anträge auf Verschärfung des Weingesetzes eingebracht, die dahin gingen: 1. die Buchkontrolle einzuführen; 2. eigene Beamte für die

Kellerkontrolle anzustellen; 3. für Verschnittweine die Deklarationspflicht vorzuschreiben. Unsere bewährten Weinsachverständigen Baumann, dessen Mainweine Schreiber dieser Zeilen aus eigener Kenntnis nur bestens empfehlen kann, Dr. Dahlem und Dr. Jäger legten sich recht scharf hiefür ins Zeug und für den Bodenseewein brach auch unser badischer Geheimrat Hug eine Lanze. Die Debatten hatten natürlich die beste Rechtfertigung durch den bekannten jüngsten Weinprozeß. Leider klang die Antwort des Staatssekretärs nicht so, daß man sich großer Hoffnungen hingeben darf. Preußen will nicht, weil ja in Ostelbien doch kein Wein wächst und es für die andern Leute nicht das gleich hohe Interesse hat.

Die Wahlrechtsdebatte nahm noch zwei ganze Schwerinstage in Anspruch, weil der „große" Bebel an dem einen Mittwoch fast drei Stunden redete. Er spielte allerdings mit viel Geschick Süddeutschland gegen Preußen aus und sagte dem Prinzen Ludwig von Bayern zu, daß er zum Deutschen Kaiser gewählt werden würde, wenn das deutsche Volk hiefür ein Wahlrecht hätte. Im übrigen verwandte er seine Rede darauf, daß er die preußische Regierung ob ihrer Angst am Demonstrationssonntage recht lächerlich zu machen suchte und der Berliner Polizei dafür seine „allerhöchste Anerkennung" aussprach. Hat sich der „Diktator" hiebei absichtlich versprochen? Jedenfalls mußte er selbst herzlich mitlachen, als aus dem Zentrum eine fragende Stimme ertönte: „Allerhöchste?" Der Antrag selbst ist natürlich abgelehnt worden.

Aus den weiteren Verhandlungen verdient das höchste Interesse das deutsch-amerikanische Handelsabkommen. Fürst Bülow versteht sein Geschäft; er hat hier ein recht klägliches Flickwerk geleistet und mußte heftige Opposition befürchten. Was tut er? Auf einen Abend ladet er eine größere Anzahl Parlamentarier zu sich ein und werden diese auf alle mögliche Weise bearbeitet, um keine ernsthafte Opposition befürchten zu müssen. Bekanntlich ist

unser sog. Meistbegünstigungsverhältnis mit der Union am
1. März 1906 gekündigt; man rechnete mit einem regel-
rechten Handelsvertrag — aber der amerikanische Senat will
nicht und Deutschland, das im Austausch von Prinzen und
Professoren sehr entgegenkommend ist, fügt sich. So kam
ein Provisorium zustande, das bis 1. Juli 1907 dauern
soll und den Vereinigten Staaten ohne jede Gegenleistung
die Sätze unserer Vertragstarife einräumt. Was andere
Staaten mit großen Opfern zu erkaufen hatten, müssen wir
der Union ohne jede Gegenleistung geben. Das ist der Er-
folg unserer dicken Freundschaft mit der Union. Freilich
soll es nur ein Provisorium sein. Aber man traut der
Sache nicht recht. Einer der besten Handels- und Zoll-
politiker des Reiches charakterisierte im vertraulichen Gespräch
das Abkommen folgendermaßen: „Vom wirtschaftlichen Stand-
punkt aus gehört der Entwurf in tausend Fetzen gerissen;
vom politischen Standpunkt aus muß man die bittere Pille
schlucken!" Und der Mann hat recht. Damit wir in Algeciras
nicht ganz isoliert stehen und die Union nicht vor den Kopf
stoßen, müssen wir hier nachgeben; das ist die erste Rechnung
für das lumpige Marokko, und es zeigt sich immer deutlicher,
daß unsere Marokkopolitik uns nichts einbringt, wohl aber
sehr viel kostet. Amerika hat schon seinen Profit dafür, daß
es uns unter dem blauen Himmel von Algeciras huldvoll
anlächelt und schließlich doch gegen unsere Wünsche stimmt.
Aber was wollte der Reichstag machen? Er mußte die Pille
schlucken, weil wir aus politischen Gründen jetzt keinen Zoll-
krieg riskieren können. Nur die Konservativen spielten den
„wilden Mann" und lehnten ab, weil sie wußten, daß eine
Mehrheit für den Entwurf sicher war. Die beiden National-
liberalen Frhr. v. Heyl und Dr. Semler kämpften solange
miteinander, bis sie zur Erheiterung des Hauses all ihr
Pulver verschossen hatten. Solche Schauspiele machten den
Genuß der Pille angenehmer. Hoffentlich kommen wir bis
1908 zu einem regelrechten Handelsvertrag.

XXXVI.

Eine verspätete Festschrift.

Zum internationalen Historikerkongreß sollte als Festschrift eine zweibändige Monographie über die Monasteri di Subiaco erscheinen, die auf Veranlassung des vortragenden Rates im Unterrichtsministerium Commendatore Carlo Fiorilli auf Kosten des Ministeriums in einer Auflage von 1000 Exemplaren gedruckt werden sollte. Die historische Untersuchung über Santa Scholastica und den Sacro Speco in Subiaco lag in den Händen von P. Egidi, die bautechnische Würdigung der gewaltigen Bauten war G. Giovannoni anvertraut und P. Hermanin sollte eingehend über die verschiedenen Gemäldekreise berichten. Die umfangreichste Arbeit, nämlich die Beschreibung der Bibliotheken und Archive war Vincenzo Federici zugefallen. Ende Juli des Jahres 1905 sind die Verfasser nun mit ihrer Arbeit zu Ende gekommen und die beiden Bände ausgegeben worden.[1])

Zunächst verdient Anerkennung, daß das Unterrichtsministerium sich entschlossen hatte, den Historikerkongreß mit einer

1) I Monasteri di Subiaco. Band I: P. Egidi, Notizie Storiche. G. Giovannoni, L'architettura. F. Hermanin, Gli Affreschi. Band II: Vincenzo Federici, La Biblioteca e L'Archivio. Roma, A cura e spese del Ministero della Pubblica Istruzione. I 548 Seiten mit sechs Tafeln, 22 Vollbildern und 42 Zinkätzungen im Texte. II XXXIV und 468 Seiten mit drei Schrifttafeln, einer Siegeltafel, einem Vollbilde und 5 Zinkätzungen im Texte. Jeder Band kostet 15 Lire.

so überaus bezeichnenden Gabe zu überraschen. Denn nichts konnte einer so erlauchten Versammlung von Geschichtsforschern erwünschter sein, als eine genaue Beschreibung und Darstellung der Geschichte des Protocoenobiums des Benediktinerordens, dessen Verdienste um die historische Wissenschaft jedem vorurteilslosen Gelehrten völlig bekannt und von ihm in ehrendster Weise gewürdigt wird. Zufälligkeiten brachten es mit sich, daß die vier Verfasser mit ihrer Aufgabe nicht rechtzeitig fertig wurden, eine Verzögerung, die wir im Interesse der Gediegenheit der Arbeit nicht zu beklagen haben.

Ueber allen Ausführungen ruht ein wohltuender Hauch von Verehrung und Begeisterung, der das Studium der überaus stattlichen Bände zu einem sehr genußreichen macht. Wenn Kritik an klösterlichen oder allgemein kirchlichen Einrichtungen — selten genug — geübt werden muß, so geschieht es mit dem feinen Takte vornehm veranlagter Naturen; es wird beim Leser keine Gereiztheit ausgelöst, sondern einfach Zustimmung geheischt und gerne gegeben.

Man sollte nun eigentlich meinen, daß bei der Fülle der Veröffentlichungen über die Klöster von Subiaco eigentlich alle Schwierigkeiten in deren Geschichte schon so behoben wären, wie man es überhaupt bei dem vorhandenen Material zu tun vermöchte. Dem ist nun keineswegs so; ja nicht einmal die wirklich vorhandenen Materialien sind genügend erforscht und manche Urkundengruppe ist überhaupt noch nicht verwertet worden. Insbesondere gilt das von den für solche Zwecke schier unerschöpflichen Introitus et Exitus Camerae apostolicae und den Obligationsregistern der apostolischen Kammer und der Kammer des Kardinalskollegiums, die bekanntlich alle im Vatikanischen Archiv beruhen. Daß die schier endlose Reihe der Supplikenregister auch nicht mit einer Urkunde in dieser sonst so sorgfältigen Veröffentlichung vertreten sind, — soweit ich es wenigstens übersehe — kann nicht so sehr wundernehmen, weil das Aufsuchen der Stücke eine so lange Zeit erfordern würde, daß vielleicht das Ergebnis in keinem Verhältnisse zum Zeitaufwande stünde. Beinahe ähnlich würde es mit den Registerbänden des 14. und 15. Jahrhunderts, sowie einer Anzahl anderer wichtiger Serien des Geheimarchivs stehen. Inwieweit andere Archive

und Urkundensammlungen noch in Frage kommen könnten, vermag ich augenblicklich nicht zu sagen. Was aber unvermuteterweise an wertvollen Mitteilungen gefunden werden kann an Stellen, wo die allermeisten es nicht vermuten, zeigt die Arbeit Schmidlins, Ein Kampf ums Deutschtum im Klosterleben Italiens, worin zahlreiche Aufklärungen inbezug auf bisher dunkle Punkte im Leben der beiden Klöster gegeben werden konnten.

Aus diesen Gründen ist die im übrigen liebevoll eindringende Arbeit von Egidi noch keineswegs abschließend, obschon sie ein bis zum Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts reichendes, dramatisch gestaltetes Bild vermittelt. Die Liebe zum Gegenstande mag den Verfasser gelegentlich etwas zur Weitschweifigkeit verführt und ihn zu einzelnen Wiederholungen veranlaßt haben, die wir aber gerne mit in den Kauf nehmen.

Dies letztere mag besonders von dem ersten Exkurs Di alcuni falsi del Regesto Sublacense gelten, in dem die Verfälschungen oder Fälschungen einiger Papsturkunden in aller Ausführlichkeit noch einmal dargelegt werden. Die Reihe der Aebte, deren Gegenstand den zweiten Exkurs bildet, wird wohl dauernd die größte Crux der sublacensischen Historiker bleiben. Die Nachrichten sind viel zu dürftig, um, namentlich für die älteste Zeit, auch nur annähernd vollständige Angaben zu erzielen. Erst vom 10. Jahrhundert ab wird es besser, bis daß im 13. Jahrhundert die Liste fast völlig genau hergestellt werden kann. Von Klemens V. an hätten nun die Kameralakten herangezogen werden müssen, wodurch gewiß manche Ungenauigkeit richtiggestellt und manche Zweifel behoben worden wären. Der dritte Exkurs handelt von der Signoria di Tuscolo und der vierte erörtert die drei berühmten Inkunabeln, die im Kloster von Subiaco als *erste in ganz Italien* gedruckt worden sind. Die bis in die neueste Zeit, ja eigentlich bis gestern dauernden wissenschaftlichen Streitigkeiten über die ältesten mit *beweglichen* Buchstaben gedruckten Bücher der Halbinsel werden meines Erachtens sieghaft beendigt, indem der Verfasser nachweist, daß der Lactantius vom 29. Oktober 1465, Cicero de Oratore vermutlich von 1465 Mai—Juni und Augustinus, de Civitate Dei vom 12. Juni 1467 nur in der Abtei gedruckt worden sein können. Auch sind sie nicht, um den letzten Ein-

wand zu entkräften, mit geschnittenen Tafeln, sondern
weglichen Buchstaben von Schweinheim und Pannertz, de
mals so berühmten römischen, aus Deutschland geko
Druckern hergestellt worden. Die feinen Beobachtung
Verfassers verdienen unsere vollste Anerkennung und Zusti
Eine Ausführung über die Consuetudines Sublacenses
den Schluß dieses Teiles.

Die Untersuchungen Giovannonis über die Baul
der sublacensischen Klöster bauen sich auf breiter, fester Gr
auf. Durch liebevolle, fachmännische Einordnung aller ir
erreichbaren monumentalen oder geschriebenen Zeugnisse
der Verfasser ein anschauliches Bild von dem Werden de
Klöster. Seine Studien werden für den Leser wesentl
ständlicher gemacht durch die sorgfältigen Aufnahmen,
und Querrisse, durch die Wiedergabe photographischer A
und mehrere Wiederherstellungsversuche jetzt völlig verä
Bauteile. Bei der Eigenart der Lage des Sacro Sp
mittelbar am steilen Felsen ergaben sich naturgemäß auc
bemerkenswerte Lösungen einzelner Konstruktionsfragen,
der Verfasser im besonderen eingeht. Namentlich den Fa
und Kunsthistorikern sei diese Abhandlung, über deren
schaftlichen und technischen Wert mir kein Urteil zusteht, em

„Illud immane", beginnt Hermanin den dritten A
des Bandes, „sed devotum specus quod qui viderunt,
quodammodo paradisi limen credunt, scrisse Frances
trarca nel De Vita solitaria del Sacro Speco di S
raccogliendo nelle brevi parole quel vivo senso di
e d'ammirazione che coglie tutti quelli che vanno al sa
antichissimo, anche se non fu motivo di fede a con
Quando il visitatore, venuto su per la strada scosce
da Santa Scolastica sale al Sacro Speco fra i
s'affaccia nell'ombra dei misteriosi santuari, con
ancora rilucente dalle visioni di verde e di ciel
Valle Santa e con l'orecchio ancora risonante dall
voce dell'Aniene, egli è tutto preso dalla poesia de
e della leggenda e scende per le scale tortuose, att
le cappelle e le grotte, come attonito dal luogo stran
nella penombra gli appariscono qua e là immagini

Quando egli esce l'impressione generale è vivissima ed il ricordo dei particolari debole ed incerto. Cosi si spiega, che quasi tutti gli studiosi che visitarono lo Speco videro cosi poco e descrissero con tanta inesattezza; tutti erano spinti dalla fretta." Diese prächtige, lebenswahre Schilderung gibt wohl die Eindrücke der meisten wieder, die mit offenem Auge zur Heiligen Höhle gewandert sind. Die Schlußfolgerung im letzten Satze ist ebenfalls bis aufs Wort wahr und darum gab es bis heute noch keine wissenschaftlich erschöpfende, allgemeine Untersuchung der Fresken des Protocoenobiums. Diese Lücke füllt Hermanin mit der ihm eigenen Meisterschaft aus, indem er nicht nur alle technischen und ästhetischen Fragen gründlich erörtert, sondern auch besonderes Gewicht auf eine möglichst genaue chronologische Festlegung der einzelnen Malereien legt. Nach Möglichkeit sucht er den vielfach unbekannten Meistern etwas auf die Spur zu kommen und es mögen Fachgenossen Hermanins entscheiden, ob er da allerwegen richtige oder wahrscheinliche Ergebnisse gezeitigt hat. Meiner Ansicht nach sind seine Untersuchungen von seltener Gründlichkeit, deren Geschwisterkind zudem weise Vorsicht ist. Die Tafeln und Textbilder führen uns alle wichtigen Fresken oder Teile von solchen vor, so daß auch den mit den Originalen Unbekannten eine immerhin dienliche Unterlage zu einer gewissen selbständigen Beurteilung an die Hand gegeben ist. Es würde hier zu weit führen, wollte ich auf Einzelheiten der geistreich geschriebenen Abhandlung eingehen. Für Interessenten muß auf den Band selbst verwiesen werden.

Der zweite Band ist eine Geduldarbeit sehr achtungswerter Art, indem der Hauptinhalt — dem Umfange nach — aus kurzen Regesten von 4595 Urkunden zusammengesetzt ist, die alle im Klosterarchiv beruhen. Der Band selbst gliedert sich wie folgt: La Biblioteca Seite III—XXXV; L'Archivio S. XXXVII—LXXXI. Notizia dei manoscritti di Santa Scolastica e del Sacro Speco S. 1; Notizia degli Incunaboli di Santa Scolastica S. 19; Notizia dei documenti pubblici e privati dei monasteri Sublacensi S. 31; Aggiunte alla notizia dei manoscritti S. 358; Aggiunte alla notizia dei documenti S. 359; Appendice (Abdruck von 6 Urkunden, Re-

dazione Sublacense del Contemptus mundi, Il fram-
mento Sublacense dei Mirabilia urbis Romae und L
Epigrafi) S. 369 und endlich folgen 17 verschiedene Register
die von S. 411 bis 463 reichen. Die römisch gezählten Seiten
bilden die Allgemeine Einleitung, an die sich dann die außer-
ordentlich mühevolle Arbeit der Aufnahme der verschiedenen Be-
stände von Archiv und Bibliothek anreiht. Wenngleich manche
über dieselben bekannt war, so fehlte doch eine allgemeine und
erschöpfende Uebersicht, die auf Grund der eigenen Studien
des Verfassers und der vorhandenen handschriftlichen Katalog
der Klöster in denkbar genauester, wenn auch knappster Form
geboten wird.

Durch die noch nicht abgeschlossene musterhafte Kata-
logisierung der französischen Wiegendrucke, durch die Bildung
der Guttenberggesellschaft in Mainz, die erneute Durchsicht und
Untersuchung aller bisherigen Angaben über die verschiedene
Ausgaben der ältesten gedruckten Bücher hat dieses Gebiet de
Forschung einen ungeahnten neuen Aufschwung genommen und
schon wesentliche Ergebnisse gezeitigt, die weit über das bisherig
Maß unseres Wissens hinausgehen. Der Katalog der 172 Wiegen-
drucke von Santa Scolastica, den Federici bietet, hat sich de
Fortschritt in der Unterscheidung der Wiegendrucke dem Anschein
nach nicht allerwegen zunutze gemacht. Es genügt heute wol
kaum mehr, wenn man nur auf Hain und Coppinger zurück-
greift. Es wäre in der Tat merkwürdig, wenn sich unter de
dort angeführten lediglich die diesen beiden Gelehrten bekann
gewordenen Ausgaben und Auflagen fänden. Der Katalog umfaß
nur diejenigen Bücher, die vor dem 31. Dezember des Jahre
1500 fertig gedruckt vorlagen. So hätten für Nr. CLVI: Meta-
morphosen Ovids mit Kommentar von Raphael Regi, gewi
noch andere Quellen herangezogen werden können, die zu eine
Feststellung der Ausgabe geführt haben würden. Zu CLX
Gino di Mugello: Trattato sulle azioni; Bernardino de Tri-
dino di Monferrato, werden überhaupt keine Angaben gemacht
Das Buch stammt vom 12. Februar 1498. Es will mich be-
dünken, als ob dieser Teil der Arbeit von einem Spezialiste
noch einmal mit Erfolg gemacht werden könnte.

Was nun die 4595 Regesten der Urkunden angeht, so i

der Zweck des Verfassers vollständig erreicht worden. Er wollte geben und hat gegeben eine manuductio, einen Wegweiser, ohne den Inhalt der Urkunden mehr als in allgemeinster und kürzester Form anzugeben. Es ist ihm gelungen, ein Inventar zu veröffentlichen, das dem Forscher Mitteilung macht von dem Vorhandensein der Urkunden, ohne dieselben gebrauchsfertig in abgeschlossenem Regest vorzulegen. Das lag außerhalb des Planes des Werkes, hätte eine ungebührliche Zeit in Anspruch genommen und den Umfang des Bandes ins Ungemessene anschwellen lassen. Dabei wäre auch die Gefahr vorhanden gewesen, der großen Menge höchst unbedeutender, wenn nicht für die Forschung gar wertloser Urkunden eine Summe von Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen, die durchaus ungerechtfertigt gewesen wäre. Man kann mit der Edition in allen Punkten einverstanden sein.

Ich habe mir eine Anzahl Notizen gemacht, die sich auf Druckfehler, weniger scharfe Verbesserung der Texte, mangelhafte Wiedergabe deutscher Buchtitel und Eigennamen, Wiederholungen und ähnliches beziehen. Ich sehe davon ab, diese Dinge hier anzumerken, und bemerke im allgemeinen, daß die Drucklegung eine durchaus sorgfältige und gewissenhafte gewesen ist, so daß nach dieser Richtung wesentliche Aussetzungen nicht zu machen sind. Unter Wiederholung der schon oben ausgesprochenen Anerkennung schließe ich diese Anzeige mit dem Wunsche, daß die wichtigen Bände in Deutschland einen umfangreichen Leserkreis finden möchten.

Paul Maria Baumgarten.

XXXVII.

Religion und Kultur.

Zu den unerquicklichen Zeichen der Zeit zählt die Spannung zwischen Religion und Kultur, welche sich bis zur gegenseitigen Befeindung gesteigert hat, wie es bereits in einem früheren Artikel in diesen Blättern unter derselben Ueberschrift dargestellt worden ist [1]) Vorschläge aller Art wurden gemacht, um eine Versöhnung anzubahnen. Inzwischen ist es ruhiger und stiller geworden in beiden Lagern und die Rufer im Streit besinnen sich wohl, ob sie nicht zu weit gegangen. Tatsächlich tut eine ruhige Klärung auf beiden Seiten, bei den Verfechtern der Religion, wie der Kultur, bitter not, damit sie einander verstehen und ihre Positionen nicht durch Ueberrumpelung preisgeben und einbüßen. *Es ist alles daran zu setzen, daß die Religion im heutigen Kulturleben wieder die gebührende Achtung und Pflege, welche ihr verloren ging, gewinne.* Das geschieht nicht auf dem Wege des Kompromisses und der Konzessionen an die Verfechter der Kultur und der jetzigen Kulturzustände, wie manche ängstliche Religionshüter befürchten. Denn bei einem Kompromiß zwischen Religion und Kultur würde erstere sich selbst mehr oder weniger aufgeben und das Verlangen nach Konzessionen würde maßlos werden. Auch der andere Weg, welchen man eingeschlagen hat, führt nicht zum Ziele. Die Apologetik hat sich nämlich beflissen, die Religion als *kulturfreundlich*

1) Bd. 130⁵ (1902). S 375.

und höchst kulturfördernd darzustellen, um sie den modernen kulturbegeisterten Menschen unter diesem Gesichtspunkt wieder schmackhaft und angenehm zu machen.

„Die Kirche und die Kultur“ ist ein oft wiederholtes Thema in Büchern und Vorträgen Man wird nicht müde, die Segnungen der Kirche für die Kultur aufzuzählen und mit überschwenglichen Worten zu betonen in der Hoffnung, dadurch die kirchenfeindliche Anschauung der gebildeten und halbgebildeten Kulturschwärmer zu beseitigen. Das skeptische Geschlecht von heute, welches der Religion und Kirche vielfach entfremdet ist, will die Kulturpreisungen der Kirche und den reichen Schatz der Verdienste im Gang durch die Jahrhunderte nur mit dem Ohre des ungläubigen Thomas hören. Man gibt wohl zu: die ersten Glaubenszeugen Bonifatius und Kolumban haben als Kulturträger oder besser Kulturpioniere reiche Verdienste, welche man ihnen nicht verkürzen will, wie es ja heute noch bei den Missionären zutrifft, da sie Schulen und Kirchen bauen, Handwerke lehren und damit kulturell wirken.

Aber dies ist nicht der erste und hauptsächlichste Zweck der Mission und also auch nicht der Religion, des Christentums. Vielmehr soll Christus der Gekreuzigte und Auferstandene, in dessen Namen allein das Heil der Menschen liegt, gepredigt werden. Die Missionäre tragen also seinen Namen unter die Heiden, wobei sie allerdings kulturell wirken. Die kulturfördernde Tätigkeit der Religionsverkünder und -Verbreiter darf also nicht überschätzt werden, da die Religion auf ganz andere Ziele hinarbeitet als blos irdische und kulturelle. Die Religion weist über die Welt hinaus, die Kultur zieht mehr und mehr in die Welt hinein, um die irdischen und zeitlichen Verhältnisse und Zustände zu durchdringen und auf ein höheres Niveau zu treiben. Die Kultur wirkt nur im Diesseits und für das Diesseits, während die Religion einen scharf ausgeprägten Jenseitszug trägt. Der Planet, welchen die Sterblichen bewohnen, ist die Sphäre unablässiger und angestrengter Kulturarbeit, um durch Kulturgüter und Kulturgenüsse das Erdendasein zu erhöhen; die Religion weist auf eine Endkatastrophe alles Irdischen hin. Man denke nur an die Parusieerwartungen während der ersten christlichen Jahrhunderte und an das nahe geglaubte Weltende.

Weltflucht und Abkehr von der Kultur war ein hervorstechender Zug des Urchristentums, weswegen gerade Julian der Apostat demselben so abschätzend und feindselig entgegentrat.

Daraus ergibt sich die notwendige Folgerung: die christliche Religion will nicht als Kulturträgerin oder -förderin belobt und angepriesen werden. Sie muß sich dagegen verwahren, daß man sie als Sklavin an den Siegeswagen der Kultur spanne. Sagen wir es noch deutlicher, sie will nicht mit dem Maßstab der Kulturförderung oder Kultursegnung gemessen werden, wenn sie hierin auch unbestreitbare und reiche Verdienste aufzuweisen hat. Die Religion muß nach religiösen Werten und Zielen gemessen und beurteilt werden, die Kultur nach dem kulturellen Gradmesser. Sonst geschieht beiden unrecht. Christus wollte der alten Kulturwelt nicht größere äußere Kulturschätze und Kulturreichtümer übermitteln, um in der Weltgeschichte als der größte Kulturheros gefeiert zu werden. Die griechisch-römische Kulturwelt war mit Kulturschätzen und Kulturgenüssen bis zum Ekel übersättigt. Christus wollte höheres Leben mitteilen, welches im Sinnengenuß nicht aufgeht und weder im Ueberfluß der Kulturgüter übersättigt wird, noch beim Mangel derselben hungert. Daß die Kultur nicht der richtige Gradmesser für die Höhe und Eigenart der Religion ist, zeigt die Geschichte klar und unwidersprechlich. Die griechische Kultur zeichnete sich durch ihre Feinheit und Hoheit, durch ihre klassischen Leistungen in der Philosophie, Kunst, Sprache und Dichtung aus, aber nicht durch bewundernswerte Reinheit und Tiefe und Erhabenheit religiösen Denkens, Handelns und Empfindens. Der Gradmesser der Kultur läßt sich ohneweiters nicht auf die Religion übertragen und in Anwendung bringen.

Anders als im Bereiche der griechischen Kultur finden wir es beim Volke Israel. Seine Religion gilt als die höchste und reinste Form des Gottesglaubens unter den semitischen Völkern, besonders den Babyloniern gegenüber, wie es der Bibel-Babel-Streit wohl genugsam erwiesen hat. Der Monotheismus Israels bildet ein festes Bollwerk gegenüber den polytheistischen Anschauungen Babylons, welche weit hinter der Offenbarungsreligion Israels zurückbleiben. Als Kulturvolk betrachtet nimmt

Israel eine geringere Stelle ein, und wollte man es messen nach dem Gradmesser der Kultur, so würde man seiner Religion schweres Unrecht tun und sie zum Panbabylonismus zurückführen. Wie die Religion eines Volkes nicht nach seiner Kultur bemessen und beurteilt werden darf, sondern nach ihrer Eigenart und ihren eigenen Zielen, so auch beim einzelnen Menschen. Salomon hielt das Palladium der Kultur hoch, das der Religion nicht. Es gibt tiefreligiöse Menschen, welche für Kultur und Kulturbestrebungen wenig Verständnis und Teilnahme zeigen, während sie in der Religion eine reiche und gesegnete Tätigkeit entwickeln. Die beschaulichen Orden sind der Kultur abgewandt, desto konzentrierter der Religion zugekehrt. Die Religion hat den Zug nach innen, die Kultur zieht nach außen. Bereits zeigen sich diese Eigentümlichkeiten der gesteigerten Kultur in dem wenig günstigen Licht einer stark verbreiteten Oberflächlichkeit und hochmütigen Vielwisserei, in einer ungeheueren Veräußerlichung und Selbstverlierung. Die wohltuende Abgeschlossenheit und geistige Konzentration und damit die geistige Beherrschung und Herrschaft ist einem verworrenen und geistigen Vielgemengsel zum Opfer gefallen, welches den Blick trübt und verwirrt. Die starke Betonung der kulturfördernden Wirksamkeit der Religion ist also mehr eine Modesache, als im Wesen der Religion und in ihrem eigensten Interesse begründet. Es gibt Arten der Religion, welche geradezu kulturfeindlich sind, wie der Buddhismus und der Islam. Vom Christentum läßt sich dies nicht behaupten, wiewohl die moderne Zeit einen kulturfeindlichen Zug in ihm zu sehen glaubt. Die modernen Menschen werden vielmehr wieder lernen und erfahren müssen, daß es außer den Kulturwerten auch religiöse Werte gibt, welche nach inneren und eigenen Zwecken und Zielen hinweisen. Sie werden sich von der Veräußerlichung und Zersplitterung des vielgestaltigen Kulturlebens wieder auf innere Sammlung und geistige Einheit besinnen und zurückziehen müssen. Sie müssen wieder religiösen Sinn und Wertschätzung religiöser Faktoren erlangen. Wie eine Warnung im modernen Kulturwettrennen muß das Wort des Evangeliums

ertönen: „Was nützte es dem Menschen, wenn er die ga
Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte!"

Dagegen müssen auch die Verkünder und Verfechter D
Religion die Zeitverhältnisse, die stark fortgeschrittene Kultu
mehr als bisher berücksichtigen. Mit bloßen Abwehr- und Abkeh
maßregeln wird es nicht besser, auch nicht mit Klagen und An
klagen der ungläubigen modernen Menschen. Eine solch stark
Bewegung wie die moderne Kulturentwicklung mit Machtworten
aufhalten zu wollen, wäre unmöglich, aber sie in gesunde und
richtige Bahnen zu leiten ist dringend notwendig. Die modernen
Menschen ringen unbändig nach Freiheit, besonders Gewissens-
freiheit, und weisen argwöhnisch jede Bevormundung ab. Diesem
hervortretenden Zug wird man nicht mit stärkerer und polizei-
mäßiger Handhabung der Gewalt entgegentreten dürfen, sondern
mehr leitend, bahnweisend. Wenn die Kinder des Hauses ein
gewisse Reife erlangt haben, wächst der Freiheits- und Selb
ständigkeitsdrang. Wer will sie schelten, daß sie anders g
worden, selbst zu denken und zu handeln anfangen? Di
moderne Zeit will an Stelle der Heerdemenschen stark au
geprägte Individualität, d. h. der Einzelne soll seine Eigenar
sein besonderes Talent, seine Anlage eigentümlich entwickeln un
ausbilden zur größtmöglichen Selbständigkeit. Doch diesem In
dividualismus steht bereits ein vernichtender Gegner gegenübe
im Sozialismus, welcher nur Einerleiheit und Schablone kenn
und zum unberechenbaren Schaden unserer Zeit das geistige
Niveau immer tiefer herabdrückt, bis der Mann mit der ruß-
geschwärzten Hand den Mann mit der Feder niedergerungen
hat. Die Ausbildung der Individualität zu wahrer, freier,
religiöser Persönlichkeit bedarf besonderer Pflege und Aufmerk-
samkeit der Kirche.

Jerger-Schwennenbach.

XXXVIII.

Um Franz von Assisi.

Welch seltsam Ringen der Parteien um den kleinen unscheinbaren Mann von Assisi in unseren Tagen! Gläubige und Nichtgläubige, Katholiken und Protestanten, Dichter und Forscher drängen sich um die merkwürdige Gestalt des Mönches und blicken nach vielen Jahrhunderten noch bewundernd zu ihm hinauf. Für viele bedeutet er eine Entdeckung, eine Offenbarung; wir kannten ihn längst und wußten, was wir an ihm hatten. Freilich, für jene anderen alle ist er nicht der heilige Mann, den die römische Kirche auf ihren Altären verehrt; er ist ihnen etwas Anderes, aber immerhin etwas Hohes, Bewundernswertes.

Wie sich die Zeiten wandeln! „Kinder- und Narrenwerk" nannte im Jahre 1542 der Wittenberger Neuerer in der „Vorrede auf der Barfüßer Mönche Eulenspiegel" das, womit Franz die Welt beglückte, er schalt ihn, weil er „Christum und sein Werk verfinstert". Und später hieß Schröckh in seiner christlichen Kirchengeschichte den heiligen Mann einen schwärmerischen Kopf, „dessen Hauptabsicht war, die Welt mit frommscheinenden Bettlern anzufüllen".[1])

---

1) S. Beissel, Die kulturgeschichtliche Bedeutung des hl. Franz von Assisi. Laacher Stimmen 33, S. 5.

Die tiefer schürfende Forschung des verflossenen Ja[hr]hunderts ergab andere Urteile. Sie erblickte in Franz kein[en] Narren und Schwärmer mehr. Renan, der in so unzählig[en] Herzen alte, fruchttragende Wahrheiten zerstörte, nann[te] Franziskus den „Menschen, welcher nach Jesus die höch[ste] Gewissensreinheit, die vollendetste Einfalt und das lebendig[ste] Bewußtsein seines kindlichen Verhältnisses zum himmlisch[en] Vater besaß“. In Deutschland kam Hase mit einem Leben[s]bilde des hl. Franz, das keinen andern Zweck verfolgte, a[ls] den Mann, welchen Luther als einfältigen Narren betracht[et] hatte, als geistigen Ahnen des Protestantismus hinzustelle[n.] Hase fand Nachfolger. Vielleicht keinem einzigen Heilig[en] der katholischen Kirche gegenüber zeigte sich so sehr das kramp[f]hafte Bestreben, ihn als einen Vorläufer des religiösen Su[b]jektivismus hinzustellen, als offenen Protestler gegen d[en] Dogmatismus des unfehlbaren Papsttums und dessen hie[r]archische Gelüste.

Das ist's, was einesteils den Armen von Assisi [so] „modern“ macht. Thodes begeistert geschriebenes Buch „Fra[nz] von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance [in] Italien“ bewegt sich ganz in den angedeuteten Bahnen. Da[nn] kam des Protestanten Sabatier mit beispiellosem Erfolg au[f]genomme Franziskusbiographie. Thode blieb bis neueste[ns] auf seinem alten Standpunkte stehen, und seine Verehrun[g] Franzens ist eher gewachsen, denn geschwunden. So schri[eb] er kürzlich in einer überaus warm gehaltenen Einleitung [zu] einer neuen Uebersetzung der „Fioretti“ des hl. Franz:

„. . . St. Franziskus ist ein von aller Welt Verehrte[r] geworden, ein Heiliger der Protestanten so gut wie der Katho[]liken: versöhnend erhebt sich über dem Widerstreit der Ko[n]fessionen sein Bild als die strahlende Gewißheit einer christliche[n] Gemeinschaft, welche aller Verschiedenheit religiöser Leh[r]meinungen und Kultusformen zum Trotz besteht. An die Stel[le] der begrenzten kirchengeschichtlichen Auffassung, der er nur a[ls] ein Ordensbegründer unter vielen anderen, nur als einer unt[er]

vielen Wundertätern galt, ist die freudig begeisterte Würdigung seiner weltgeschichtlichen Bedeutung getreten: in dem Armen von Assisi preisen wir den Spender höchster Kulturgüter, in ihm, der sich zum Knechte aller seiner Menschenbrüder machte, deren geistigen Befreier, in dem Verkündiger alter geheiligter Lehre den Herold einer neuen jungen Welt".[1])

Thode machte Schule. Dem bestrickenden Reiz seiner Ausführungen ist auch Houston Stewart Chamberlain erlegen; fast in allem, was er über Franz von Assisi sagt in seinen vielgenannten „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" — und es ist nicht wenig —, bewegt er sich in Thodes Gedankengängen. Auch ihm ist der Arme von Assisi der energische, zielbewußte Vertreter eines ausgeprägten, religiösen Subjektivismus. Man höre:

„. . . noch ehe Thomas von Aquin an die Errichtung seines babylonischen Turmes gegangen war, hatten viele gemütstiefe Geister empfunden, daß diese von der römischen Kirche in die Praxis, von Anselm in die Theorie eingeführte Richtung zum Tode jeglicher wahrhaften Religion führe; der größte von diesen war Franz von Assisi gewesen. Gewiß gehört dieser wunderbare Mann zu der Gruppe der Mystiker, doch muß er auch hier genannt werden, denn die Ritter der echten christlichen Theologie erbten von ihm den Lebensimpuls. Auch das scheint paradox, denn kein Heiliger war weniger Theolog als Franz, doch ist es eine geschichtliche Tatsache, und das Paradoxe verschwindet, sobald man einsieht, daß hier der Hinweis auf das Evangelium und auf Jesus Christus die Verbindung bildet. Dieser Laie, der gewaltsam in die Kirche eindringt, das Sacerdotium bei Seite schiebt und allem Volke das Wort Christi verkündet, verkörpert eine heftige Reaktion der nach Religion sich sehnenden Menschen gegen den kalten, unbegreiflichen, auf

---

[1]) Blütenkranz des hl. Franziskus von Assisi. Aus dem Italienischen übersetzt von Otto Freiherr von Taube. Mit Einführung von Henry Thode. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1905. S. XVI.

dialektischen Stelzen einherschreitenden Dogmenglauben. Fran
der von Jugend auf unter waldensischem[1]) Einfluß gestande
hatte, kannte ohne Zweifel das Evangelium gut; daß er nic
als Ketzer verbrannt wurde, müßte als Wunder gelten, wen
es nicht offenbar ein Zufall wäre (!?); seine Religion läßt si
in den Worten Luthers zusammenfassen: ‚Das Gesetz Chris
ist nicht Lehre, sondern Leben, nicht Wort, sondern das Wese
nicht Zeichen, sondern die Fülle selbst'."[2])

Chamberlain hat auch aus dem berühmten Sonnenhymnu
des heiligen Troubadours die Tatsache konstatiert, daß si
durch dieses Lied Franz „als rassenechter Indogerman
im schroffen Gegensatze zu Rom" bewährt.

Nur mit stark gemischter Freude bucht man solch
zweifellos von ehrlicher Begeisterung für S. Franzisku
getragenen Aeußerungen. Die unverhüllte Absicht verstimm
Dieses gewaltsame Konstruieren von nicht beweisbaren Gege
sätzen in Franzens Seele, antikirchlichen und antihierarchische
Stimmungen und Tendenzen, stößt uns, die wir in Fran
einen treuen Sohn der Kirche erblicken und verehren, ab
Etwas erfreulicher, wenn auch von ähnlichen Gedanken, i
gemilderter Form, getragen, berührt das warme Lob, da
Kurt Breysig, wohl unser bester Vertreter moderner ent
wickelnder Kulturgeschichte, in einem stimmungsvollen Feuilleto
„Assisi" unserem Heiligen erteilt:

„Die Klügler unserer kleinen Zeit, die von keinem andere
Maß alles Menschlichen wissen, als von dem dünnen Gespinn
ihres dürren Verstandes, sie haben ihn einen kleinen, ärmliche
Mönch gescholten. Weil er, der Heilige, er, Franziskus, nu
eine kleine Gabe von den Wissenden lieh, sei er gering.
wähnen sie, die nie erkannten, daß der Bau der neuen See
— ein großer Dom war neben den dürftigen Bethäusern de
Gottesgelehrsamkeiten.

1) Zu dieser von Thode verfochtenen These vgl. Beissel a. a. O. S. 7 f

2) Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. München 1899. S. 87

Und noch die Heiden unter uns Heutigen, duldsamer zumeist als die Eiferer unter den Halbgläubigen, sollen ihm verstrickt bleiben in Schuld und Dankbarkeit. Denn wer fragt danach, ob dies Feuer auf einem Altare brannte, da es doch Feuer war, und der erste Funken, der in der dunklen Kammer des Herzens unserer jungen, thumben Völker Lichter der Leidenschaft entzündete, Flammen der Liebe entfachte." [1])

Dem Gottsucher Franz, der den in der Kirche verloren gegangenen Weg zu Gott durch sein unbegrenztes Vertrauen wiederfand, ist auch das anspruchslose, in seiner gemütvollen Einfachheit anheimelnde Büchlein gewidmet, das Hermann Hesse, den Verfasser des viel gelesenen Romans „Peter Camenzind", zum Urheber hat.

„Dieses tapfere Vertrauen (auf Gott) ist es, was ihn heiligte und zu einem Tröster und Erlöser für Unzählige gemacht hat, daß er aus seiner Not sich keinen anderen Führer als Gott selbst erwählte. So fand er, was kein Priester und kein Gelehrter jener Zeit gefunden, den verlorenen Weg zu Gott zurück, und darüber ging ihm die Erde nicht verloren, ward ihm vielmehr neu geschenkt, denn sein ungelehrtes Dichtergemüt fand die verlorene Einheit der Welt mit Entzücken wieder, indem es so Zeit wie Ewigkeit mit derselben reinen Liebe umschloß." [2])

Nur die katholische Forschung stand angesichts der modernen Begeisterung etwas abseits und gab sich verhältnismäßig wenig Mühe, die wahren Beweggründe der von der anderen Seite ausgehenden Franziskusbegeisterung und ihre bedenklichen Voraussetzungen bloßzulegen. Wer ist gegen Sabatiers glänzend geschriebenes, aber zum Teil unhistorisches Lebensbild des Heiligen [3]) mit tatkräftigem Ernst aufgetreten?

---

[1]) „Der Tag", 1904, Nr. 35, Feuilleton.

[2]) Franz von Assisi. Von Hermann Hesse. (Die Dichtung. Herausgegeben von Paul Remer. Bd. XIII.) Verlegt bei Schuster & Löffler, Berlin u. Leipzig (1904). S. 32.

[3]) Bereits in 31 Auflagen vorliegend, auch ins Deutsche übersetzt

Groß war deshalb die Freude aller Franziskusverehrer,
es hieß, Franz Xaver Kraus habe für Kirchheims „W
geschichte in Charakterbildern" das Porträt des Pover
von Assisi zu zeichnen unternommen. Aber der Tod riß i
die Feder aus der Hand, allzufrüh! Wie unter seiner Ha
Franzens Bild sich gestaltet hätte? Die Antwort ist lei
zu geben, wenn man der Liebe gedenkt, die der Freibur
Kirchenhistoriker dem Mönche von Assisi entgegenbrachte.
war ihm nicht vergönnt, durch ein meisterhaftes Denkm
dieser Liebe Ausdruck zu verleihen.

Was er vorhatte und nicht vollenden konnte,
ein Fachgenosse aus dem schweizerischen Freiburg, Gust
Schnürer, in Angriff genommen und glücklich vollende
Es wäre ein müßiges und aussichtsloses Beginnen, hier
der Deutsche tut das so gerne — Vergleiche anzustellen u
sich zu fragen, welcher von beiden, ob Kraus oder Schnür
der übernommenen Aufgabe am meisten gewachsen gewe
sei. Freuen wir uns vielmehr, daß nach langen Jah
endlich eine kritische, gerechte Würdigung aus der Feder ei
deutschen katholischen Gelehrten dem hl. Franz zuteil gewor
ist. Und begrüßen wir dankbar das schöne und treff
gearbeitete Buch des Freiburger Historikers. Er hat uns
Dank vollauf verdient.

Ihm war durch das für die „Charakterbilder" m
gebende Programm die Aufgabe gestellt, im Rahmen
Franziskusbiographie die Vertiefung des religiösen Leb
im Abendlande zur Zeit der Kreuzzüge darzustellen. D
mag an einem Programm, das mit dem Leben und Wi
welthistorischer Persönlichkeiten zugleich ein Spiegelbild
Zeit bieten will, gewisse Vorteile schätzen, namentlich, w
es sich darum handelt, den Kausalnexus zwischen gesch

1) Franz von Assisi. Von Gustav Schnürer. Mit 73
bildungen. München, Kirchheim 1905. 136 S. (Weltgesch
in Charakterbildern.)

lichen Vorgängen und der Tätigkeit einzelner Individuen klarzulegen. Als nicht zu unterschätzender Nachteil steht dem gegenüber, daß der Darsteller nur zu leicht in Versuchung gerät, die Gestalt seines Helden im Milieu verschwinden zu lassen und mehr diesem als jenem gerecht zu werden. Nicht als ob Schnürer mit seiner Franziskusbiographie an dieser Klippe gescheitert wäre! Wir haben eine wirkliche Biographie vor uns, deren Held uns greifbar und in scharfen Umrissen vor Augen tritt. Gleichwohl hat man das Gefühl, als ob die psychologische Vertiefung des Porträts noch manches zu wünschen übrig ließe; als ob die zahlreichen, unendlich zarten Fäden eines so komplizierten, nicht blos von natürlichen Faktoren abhängigen Seelenlebens in einem schärferen Lichte entwirrt vor uns liegen müßten. Allerdings! kritisieren ist leicht, es ist nicht schwer zu sagen, *was* man hätte machen, unendlich schwerer anzugeben, *wie* man es hätte machen sollen. Wird es überhaupt gelingen, ein so schwieriges Problem, wie es die Psyche Franzens darbietet, auf Grund des vorhandenen Materials, Thomas von Celano mit inbegriffen, restlos zu lösen?

Das große Verdienst der Schnürerschen Biographie besteht darin, an der Hand unantastbarer Quellen das Bild des Heiligen gezeichnet zu haben, der trotz alles tendenziösen Gegenredens ein treuer Sohn der römischen Kirche war, und wenn er auch, zumal in dem, was seine Brüder und deren innere Organisation betraf, seine eigenen, der Ansicht der kirchlichen Behörden zuwiderlaufenden Wege gehen wollte, niemals antidogmatischen und -hierarchischen Gedanken nachhing.

All den Modernen gegenüber hat Schnürer zweifellos recht, wenn er sagt: „Man beurteilt Franz sicher nicht richtig, wenn man in ihm einen Vorläufer des religiösen Subjektivismus sieht. Er sah sich von Gott berufen zur Gründung seines Ordens, für welchen sein Leben, sein gottgefälliges Verhalten als das von oben geleitete maßgebend sein sollte: nicht aber wollte er in den allgemeinen religiösen Lehren eine neue Richt-

schnur aufstellen. Die Glaubenssätze der katholischen Kir[che] waren für ihn ebenso unantastbar, wie die Autorität der kath[o]lischen Kirche" (S. 119). Und ferner: „Mit einem modern[en] Subjektivismus, der sich über Glaubenswahrheiten hinwegse[tzt] und in dem jeder seine eigene Religion sich zurecht legen wi[ll,] hat Franz gar nichts gemein. Er glaubte felsenfest an ein[en] persönlichen Gott, der sich geoffenbart hat, dessen Sohn Flei[sch] geworden, der durch den Heiland die heilige katholische Kir[che] gestiftet hat, und nahm alle Glaubenswahrheiten derselben a[n,] ohne nur die Spur eines Zweifels in sich zu empfinden. [Er] unterwarf sich der disziplinarischen Autorität der Kirche sel[bst] in solchen Fragen, in denen er meinte, sich auf eine persönli[che] Privatoffenbarung berufen zu können. Er ehrte die Priest[er] auch dann, wenn er sie als stolze Prälaten hoch zu Pfer[de] sah und in seinem Innern der Vergleich mit dem armen Heila[nd] und seinen Aposteln sicher die bittersten Gefühle darüber erreg[te,] daß die Verwalter der göttlichen Sakramente so wenig ihre[m] demütigen göttlichen Herrn und Stifter entsprachen" (S. 131[)].

Als wahrheitsliebender, objektiver Historiker wi[rd] Schnürer aber auch den — bereis gestreiften — Moment[en] gerecht, welche Franziskus in Konflikt mit der kirchlich[en] Autorität brachten, und aus denen Biographen, wie Sabati[er] die Tragik im Leben des himmelhochstrebenden Idealist[en] Franz konstruierten, dem die Kurie die Flügel lähmte. [Es] handelt sich um die Festsetzung der Regel. Was Franzen[s] Minister wollten, fand nicht seine Zustimmung; von wisse[n]schaftlichen Bestrebungen in seinem Orden, die man begünstig[en] wollte, mochte er nichts wissen. Er hatte sich seinen Ord[en] anders geträumt, als mit einer festen, geordneten Verfassun[g.] Franzens Freund, der Kardinal Hugolin, der nachmals a[ls] Gregor IX. den päpstlichen Thron bestieg, spielte die Rol[le] des Vermittlers.

„So ist die Kurie derjenige Faktor gewesen, der fo[rt]während im Interesse der Einigkeit, zur Vermeidung ein[es] Bruches mäßigend und ausgleichend wirkte, und dieses Verdie[nst] — denn es muß vernünftigerweise als ein solches bezeichn[et]

werden —, kommt im besondern Hugolin zu. Man darf seine Begeisterung für die Ideale Franzens nicht deshalb bezweifeln, weil sein Bestreben, mäßigend zu wirken, den Gegnern zugute kam, die Franz im Orden hatte. Hugolins Standpunkt war der des weisen Gesetzgebers der abendländischen Mönche, des hl. Benediktus, der nicht das höchste Maß, welches in der Askese erreicht werden konnte, den Seinigen vorschrieb, sondern eine Durchschnittsnorm aufstellte, bei der alle von dem gleichem Bestreben Beseelten nachfolgen konnten" (S. 104).

Es wird nicht verschwiegen, daß Franz schwer unter dem Konflikt zu leiden hatte, in den sein reiner Idealismus hineingedrängt wurde.

„Freilich leicht wurde ihm die Unterordung unter die kirchliche Autorität in diesen Fragen der Regelgestaltung nicht; was man von ihm verlangte, erschien ihm bisweilen wie eine Preisgabe der vom Himmel erhaltenen Aufträge; er litt schwer und tief darunter. Noch bis heute dringen die Klagen, welche ihm dieser Konflikt erpreßte, an unser Ohr. Der Historiker wird dieselben nicht deshalb überhören wollen, weil das lichte Bild des Heiligen dadurch an Glanz verlieren könnte. Er darf es nicht, weil ihm die Wahrheit das höchste Gesetz ist. Man wird jene Befürchtung, Franz könnte verkleinert werden, aber auch als eine unberechtigte bezeichnen dürfen. Der in schwerem Kampfe erprobte Held, der über eigene Schwächen triumphiert, erbaut uns Menschen mehr als der unbekämpfte Herrscher, der gleich einem Planetengestirn unentwegt die vorgezeichneten Bahnen dahinzieht, ohne uns Licht und Wärme zu spenden" (S. 1 04).

Auch die eminente Bedeutung von Franzens und seiner Genossen Auftreten für die Vertiefung des religiösen Lebens, ihr bewußtes Ankämpfen gegen die drohende Veräußerlichung von Christentum und Kirche jener wirren Epoche ist richtig erfaßt und dargestellt.

„Franzens Stiftung war eine Reaktion gegen die Veräußerlichung der Religion und der Kirche, eine Rückkehr zu der Einfachheit des Urchristentums, wobei neben den Worten des Evangeliums die natürlichen Empfindungen eines einfältigen Gemütes wegleitend waren. Wie die Ruhe auf dem Lande

und reine, frische Höhenluft heute denjenigen ein Bedürfnis ist, die genötigt sind, in dem geräuschvollen Treiben der Großstadt zu leben, gestoßen und gehetzt von dem rücksichtslosen Vorwärtsdrängen mannigfach sich kreuzender Interessen und Bestrebungen, so waren ähnlich damals diejenigen am meisten durch Franz angezogen, welche die Notwendigkeit einer Reaktion erkannten" (S. 84).

Ein ferneres Verdienst des G. Schnürer'schen Buches besteht darin, daß Franz, obwohl ein Kind seiner Zeit, von den zahlreichen eine religiöse Reform erstrebenden Genossenschaften jener Tage, von den häretischen, wie von den im Schoße der Kirche verharrenden, nicht direkt beeinflußt war.

„Fassen wir die persönliche Entwickelung Franzens ins Auge, so können wir seine Bekehrung und die seitdem eingeschlagene Lebensrichtung vollständig erklären, auf Grund seiner persönlichen Lebenserfahrung, als die Reaktion gegen die ehrgeizigen Ziele seiner Ritterträume. Franz hängt mit seiner Zeit gewiß zusammen, aber er ist ebenso sehr durch die ritterlichen Anschauungen seiner Zeit beeinflußt als durch deren religiöse Bestrebungen. Für eine direkte Einwirkung der religiösen Laiengenossenschaften jener Zeit auf Franz fehlt es durchaus an einem positiven Anhaltspunkt. Allerdings muß die Verwandtschaft der Ziele einen Grund haben, und dieser ist leicht zu finden in der Erkenntnis der Zeitübel, zu der religiös empfindsame Gemüter unabhängig von einander in verschiedenen Gegenden gelangen konnten, und für die man ebenso unabhängig von selbst auf die gleichen Heilmittel kommen konnte. Die Verwandtschaft zwischen Franz und den religiösen Reformbestrebungen seiner Zeit ist also nur als eine indirekte zu bezeichnen" (S. 46).

Ich habe nur einige leitende Gesichtspunkte der Schnürer'schen Franziskusbiographie herausgegriffen, ohne über ihre Anlage zu berichten. Ein einleitender Abschnitt entwirft in großen Zügen ein Bild der religiösen Entwickelung im Abendlande. Fünf große Abschnitte sind dann fast ausschließlich der Persönlichkeit Franzens und in unlösbarer Verbindung

damit natürlich seinem Orden und dessen Anfängen gewidmet. Sie behandeln Jugendleben und Jugendpläne, die Ordensgründung, die Ausbreitung des Ordens, die Festsetzung der Regel — ein kritisch bedeutsames Kapitel —, endlich die Leidensjahre Franzens und seinen Tod. Ein sehr bemerkenswerter Schlußabschnitt handelt zusammenfassend über Eigenart und Bedeutung des Heiligen, wobei auch auf die ältesten Bildnisse eingegangen wird. Treffend sind die Eigentümlichkeiten hervorgehoben, die Franz von den anderen großen Ordensstiftern unterscheiden. Die Eigenart seiner Religiosität scheint mir ausgezeichnet mit folgenden Sätzen umschrieben:

„Sein Gottesdienst ist höchste persönliche Anhänglichkeit. Er persönlich ist vom Herrn zum Dienste unmittelbar berufen. Er hängt mit allen Fasern seines Herzens an dem sichtbar gewordenen Gottessohn und wiederholt sich immer durch die überaus lebhafte Kraft seiner Phantasie, was der Heiland hier auf Erden einst getan hat. Wieder ist es die echt ritterliche Tugend der Großmut, die bei ihm ausgelöst wird, wenn er an die Tiefe der Erniedrigung seines göttlichen Heilandes denkt. Am liebsten verweilen seine Gedanken bei dem hilflosen Jesukinde in der armseligen Krippe, bei der unter leblosen Gestalten im allerheiligsten Altarssakramente verborgenen Majestät Gottes und vornehmlich bei dem am Kreuze qualvoll hängenden Erlöser. Es ist ihm unerträglich, als Knecht es besser haben zu wollen als sein Herr. Das allerärmste Leben ist ihm noch immer zu viel. Wie menschlicher Ruhm und Reichtum nichts ist im Vergleich zu der Ehre, Gottes Knecht zu sein, so muß auch jede Klage über menschliches Elend verstummen gegenüber dem Glück, Gottes Geschöpf zu sein. In seinen Leiden will er frohlockend preisen seinen Herrn, dessen Ruhm allein sein Ruhm ist, dessen Macht er nicht hoch genug erheben und preisen kann" (S. 128).

Mit Glück ist das ritterliche Element in Franzens Persönlichkeit durch das ganze Buch hindurch hervorgehoben, und der Armut und Demut im Leben des Heiligen die gebührende Bedeutung zuerkannt.

„Wie in der Armut und in der Besitzlosigkeit, so stellt
auch in der Demut Franz an seine Genossen die höchsten An
forderungen. Er war ein Idealist, der an sich das Ideal vol
verwirklichte. Und darin beruht der ganze Zauber seiner ge
schlossenen Persönlichkeit. Durch sein Beispiel wirkte er meh
als durch Lehren. Er überzeugte nicht durch verstandesmäßig
Ausführungen; er riß durch sein Beispiel die gläubige We
zur Bewunderung und zur Nachahmung fort. Zwischen Gefüh
Gemüt und Handlung bestand bei ihm die innigste Harmoni
und das gab seinem Charakter eine Originalität ohnegleichen
(S. 130).

Eine einseitige individualpsychologische Geschichtsau
fassung hat die Bedeutung Franzens nach verschieden
Richtungen hin überschätzt oder sie da gesucht, wo sie, seine
Wesen entsprechend, kaum zu erblicken ist. Namentlich Thod
Buch ist da zu weit gegangen und wurde der Anlaß, d
man den Wundermann von Assisi in die engste Beziehu
zu der italienischen Renaissance setzt. In seinem neuest
großangelegten Werke über Michelangelo ist Thode sein
Auffassung treu geblieben und er konstatiert mit Genugtuun
daß seine Ideen sich zu verbreiten beginnen.[1]) Solch
Auffassung gegenüber vertritt Schnürer den traditionell
Standpunkt und durchaus mit Recht. Er stellt die typisch
Vertreter des italienischen rinascimento der Idealgestalt d
Heiligen gegenüber, ihr innerstes Empfinden und Streb
dem reinsten Innenleben des Mannes von Assisi, und
sieht unüberbrückbare Gegensätze. Für die historische Wertun
des Verhältnisses Franzens zur Renaissance fällt besonder
ins Gewicht: „Franz tritt uns fortwährend mitten im Vol
entgegen, er liebt und spricht dessen Sprache. Die Renaissanc
trennte die geistigen Führer vom Volke und schuf eine Kluf
die wir heute noch nicht völlig ausgefüllt haben."

---

1) H. Thode, Michelangelo, II (Berlin 1903), S. 12. Vgl. auch meine
Aufsatz „Renaissancetheorien" in dieser Zeitschrift, 134, 209 ff

Daß zwischen Franz und der speziell künstlerischen Renaissance ein gewisser Zusammenhang besteht, gibt Schnürer zu. Aber kein unmittelbarer. „Er liegt in der Liebe für die Natur. Die Erfassung der Natur lehrte die Kunst die Wertschätzung der großartigen Wiedergabe der Natur in den Denkmälern des klassischen Altertums. Franzens Persönlichkeit hat ohne Zweifel mitgewirkt bei der großartigen Wiedergabe der Natur in den Denkmälern des klassischen Altertums. Franzens Persönlichkeit hat ohne Zweifel mitgewirkt bei der Erfassung seiner Zeit. Franz ist ebensosehr der Höhepunkt einer vorhergehenden Entwickelung, wie er der Ausgangspunkt einer nachfolgenden Entwickelung ist."

Noch mancher Gedanke würde zu längerem Verweilen anregen, wie z. B. die Ausführungen über das Stigmawunder oder den Portiunkulaablaß, den Schnürer, dem heutigen Stande der Forschung entsprechend, für echt hält, obwohl das letzte Wort in dieser Frage — ich stütze mich auf private Mitteilung eines sehr kompetenten und zuverlässigen Forschers — noch nicht gesprochen ist. Doch die Länge des Referates drängt zum Schluß, den der abschließende Satz des schönen Schnürerschen Buches bilden soll: „Mögen auch die Ansichten über Franzens Persönlichkeit noch so weit auseinandergehen, es dünkt mich kein schlechtes Zeichen für unsere Zeit, daß alle, die über Franz schreiben, einig sind, in ihm reines, religiöses Empfinden zu verehren."

Die Verlagshandlung hat durch einen fast durchweg gut ausgeführten, auch kunsthistorisch wertvollen Bilderschmuck dem Buche ein entsprechendes Gewand gegeben.

Straßburg i. E. Dr. Luzian Pfleger.

XXXIX.

Der Schulkampf in Oesterreich.

(Schlußartikel.)

6. Was nun?

Aus unseren bisherigen Darlegungen dürfte klar se
daß die Schulverhältnisse in dem zisleithanischen Oesterre
eine Entwickelung genommen haben, die für Staat und Kir
gleich verderblich ist. Eine *wesentliche* Aenderung z
Besseren ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Sel
wenn die Regierung geneigt wäre, die Konfessionalität
öffentlichen Schule wiederherzustellen und der Kirche den
von Gott und Rechts wegen gebührenden Einfluß auf diese
zurückzustellen: sie könnte es nicht; das Parlament, wie
jetzt ist, würde seine Mitwirkung versagen. Und ohne Pa
lament kann nun einmal die Gesetzgebungsmaschine in unser
modernen Staaten nicht arbeiten.

Große Hoffnung setzte man in christlichen Kreisen a
die neue Schul- und Unterrichtsordnung, die schon seit Jahr
im Unterrichtsministerium in Vorbereitung war. Man glaub
erwarten zu dürfen, daß sie die im Gesetze liegenden Härt
in etwas mildern und den Forderungen der christlichen Päd
gogik mehr Rechnung tragen werde, als es die alte von de
liberalen Minister *Stremayr* herrührende Schul- u
Unterrichtsordnung getan hat. Doch diese Erwartung e
füllte sich nicht. Minister *Hartel*, der die neue Schul- u
Unterrichtsordnung in der letzten Woche des September 190

kurz vor seinem Rücktritte veröffentlichte, hatte nach allem, was man hörte, nicht übel Lust, so weit als das Gesetz es nur irgendwie erlaubte, den Interessen der Kirche gerecht zu werden. Doch die in dem deutsch-österreichischen Lehrerbunde organisierte liberale deutsche Lehrerschaft, welche von den Absichten des Ministers Hartel Witterung bekam, unterließ es nicht, gegen den „reaktionären" Minister beizeiten mobil zu machen; sie präsentierte ihm ihre Forderungen und Minister Hartel wagte es nicht, dieselben zu ignorieren. So ist es gekommen, daß die neue Schul- und Unterrichtsordnung sich von der alten fast einzig durch die Menge der Paragraphen unterscheidet; während das Stremayr'sche Elaborat nur 83 Nummern aufweist, hat das Hartel'sche Opus deren nicht weniger als 223. Uebrigens wäre es auch wirklich ein großes Kunststück, innerhalb des Rahmens des jetzigen österreichischen Schulgesetzes eine mit den Ansprüchen der christlichen Pädagogik vollauf sich deckende Schul- und Unterrichtsordnung zu liefern. Das Gesetz ist einmal verfehlt und die auf diesem Gesetze aufgebaute Schul- und Unterrichtsordnung kann wiederum nur eine verfehlte sein. Das liegt in der Natur der Sache.

Von der Regierung also, die mit einem kranken leistungsunfähigen Parlamente zu rechnen hat, kann das katholische Volk für die Wahrung seiner Schulinteressen nicht viel erwarten. Durch die Leistungsunfähigkeit des Reichsrates ist auch die Regierung mehr oder weniger zur Leistungsunfähigkeit verurteilt. Daß aber auch der liberalen Lehrerschaft gegenüber die Regierung ihre Autorität nicht mehr zu behaupten weiß, ist eine für jeden patriotischen Oesterreicher höchst betrübende Erscheinung. Die Autoritätslosigkeit, die jetzt in den Reihen der liberalen Jugendbildner herrscht, übersteigt schon alles Maß. Mißliebige Anordnungen der Schulbehörden werden in den Lehrerblättern schonungslos heruntergerissen, und es ist gar nichts Seltenes, daß man sich sogar an Mitglieder

des kaiserlichen Hauses heranwagt und ihnen frech mit dem Zaunpfahl winkt, wenn sie sich erlauben, etwas Anderes zu sagen oder zu tun, als der liberalen Lehrerschaft angenehm ist. Diese Lehrerschaft ist durch ihre Vereinsorganisation geradezu zu einem Staat im Staate geworden und übt einen Terrorismus aus, dem selbst der Minister zu weichen für gut findet. Wo soll das hinführen?

Unter solchen Umständen bleibt dem katholischen Volke Oesterreichs nichts übrig, als sich selbst zu helfen, so gut es geht. Warten darf es nicht. Die Liebe zu Kirche und Vaterland, wie die Liebe zu sich selbst verbieten dies und legen ihm gebieterisch die Pflicht auf, dem verderblichen Einflusse einer betörten Lehrerschaft rücksichtslos entgegenzutreten. Oder soll es gar noch mit seinem eigenen Gelde die Bekämpfung seiner Interessen bezahlen? Eine solche Zumutung mag bei Sklaven am Platze sein; das österreichische katholische Volk ist denn doch für eine Sklavenrolle auf die Dauer nicht zu haben.

In den offiziellen Berichten der Landesschulräte werden die Leistungen der Schule fast durchgängig mit Anerkennung besprochen, oft mit Lobsprüchen überschüttet. Auch unterläßt man nicht, immer wieder zu betonen, daß das Verhältnis der Religionslehrer zu dem weltlichen Lehrpersonal ein zufriedenstellendes sei. Was solche Schönfärbereien bezwecken sollen, liegt ja auf der Hand. Oberflächlich Urteilende mögen sich damit zufrieden geben. Es ist wahr: es herrscht Frieden zwischen den geistlichen und weltlichen Lehrern. Aber warum? Weil der geistliche Lehrer jeder ernsten Differenz mit der weltlichen Lehrerschaft aus dem Wege geht. Er fühlt sich ohnehin nur als Fremdling in den interkonfessionellen Schulpalästen und weiß nur zu gut, daß er an den bestehenden Schuleinrichtungen nichts ändern kann. Er ist froh, wenn er in der Schule überhaupt noch geduldet wird. Er kennt keinen andern Ehrgeiz, als zu retten, was zu retten ist. Daß er bei diesem Rettungsgeschäfte vorsichtig zu Werke gehen und alles vermeiden

müsse, was ein gutes Einvernehmen mit der Lehrerschaft stören könnte, das weiß jeder österreichische Religionslehrer nur zu gut. Darnach handelt er. Aber verfehlt wäre es, aus dieser übergroßen Friedensliebe und Nachgiebigkeit der österreichischen Religionslehrer den Schluß zu ziehen, daß es mit den österreichischen Schulzuständen vortrefflich bestellt sei. Einen solchen Schluß kann nur die Logik einer Bureaukratenseele fertig bringen, die in ihrem Aktenstaub untergegangen ist und jeden freien Blick für das wirkliche Leben verloren hat. Wie es in Wirklichkeit steht, haben die Bischöfe wiederholt in offiziellen Kundgebungen klar genug gesagt; und solange an dem Worte der Schrift (Apostelg. 20, 28) festgehalten werden muß, daß einzig die Bischöfe vom Heil. Geiste bestellt sind, die Kirche zu leiten, und nicht etwa die Landesschulräte, solange muß auch die Behauptung ihre Geltung haben, daß die religiös-sittliche Erziehung unserer katholischen Kinder in der konfessionslosen Schule Oesterreichs nicht gesichert ist.

Die Sicherung der religiösen Erziehung seiner Kinder in der öffentlichen Schule muß das katholische Volk Oesterreichs selbst in die Hand nehmen, ohne Verzug und mit aller Energie, mag es kosten, was es wolle. Das Nächstliegende wäre freilich, das Volk würde sich einen anderen Reichsrat wählen, einen Reichsrat, der den Mut fände, mit dem widerwärtigen nationalen Gezänke einmal aufzuhören und an die Lösung von Fragen heranzutreten, die für das eigentliche Volkswohl von größerer Bedeutung sind als etwa die Frage, ob die Czechen oder die Deutschen von der Regierung begünstigt werden. Aber das ist das Verhängnis Oesterreichs, daß die nationale Frage alles beherrscht und alles vergiftet, und die Hoffnung auf eine friedliche Beilegung des nationalen Streites steht dermalen noch unter Null. Möglich ist, daß das in Aussicht stehende allgemeine Wahlrecht eine Besserung der parlamentarischen Verhältnisse einleitet. Möglicherweise kann es aber auch noch schlimmer

werden, als es jetzt ist. Die Vernachlässigung der religiös-
sittlichen Erziehung der Schuljugend muß notwendig dem
politischen Radikalismus zugute kommen. Sollte demnächst
auch eine der christlichen Konfessionsschule günstige Majorität i
das Wiener Abgeordnetenhaus einziehen, es würde nicht
nützen; die radikalen Elemente, deren Zahl sicherlich nic
klein sein wird, werden ganz gewiß jegliche Schulaktion d
konservativen Parteien mit der leidenschaftlichsten Obstrukti
beantworten. Rein auf parlamentarischem Wege ist nich
zu erhoffen.

Der einzige Weg, auf dem etwas zu erreichen ist,
der Weg der praktischen Schulpolitik, wie ihn d
Katholische Schulverein schon seit Jahren geht. Entstand
zu Wien vor gerade 20 Jahren, hat sich dieser Verei
unter der zielbewußten, energischen Leitung des Arztes D
Karl Schwarz, durch all die vielen Schwierigkeiten,
ihm von allen Seiten bereitet wurden, glücklich hindur
gerungen. Achtunggebietend steht er jetzt da zum Tro
des katholischen Volkes und zum unsagbaren Aerger d
ganzen Heerbannes der Feinde der Kirche und der hab
burgischen Dynastie. Seine Mitglieder, weit über 50,00
rekrutieren sich vornehmlich aus Niederösterreich, dem Lan
der Christlichsozialen. In Wien hat er vier Volks- un
Bürgerschulen ins Leben gerufen und unterhält sie a
eigene Kosten. Natürlich können diese vier Schulen in ein
Millionenstadt nicht sonderlich ins Gewicht fallen. Aber vo
ungleich größerer Bedeutung sind die zwei Lehrerbildungs-
anstalten, die der Verein gegründet hat. Die eine dies
Anstalten befindet sich in Wien und arbeitet schon seit ein
Reihe von Jahren im Dienste der christlichen Sache. S
ist zu einer wahren Segensquelle für Wien geworden un
ohne sie wäre es der im Wiener Rathause herrschende
christlichsozialen Partei nicht möglich gewesen, den verfahrene
Schulverhältnissen in der Reichshauptstadt in so kurzer Ze
eine Wendung zum Besseren zu geben. Eine zweite Lehre

anstalt eröffnete der Katholische Schulverein vorigen
n Linz, der Stadt des unvergeßlichen Rudigier, und
offnung, daß sie sich kräftig entwickeln und dem
reichischen Volke brave katholische Lehrer in großer
liefern werde. Die Erhaltung und Ausgestaltung
nstalten erfordern selbstverständlich alljährlich nicht
ende Summen; aber die im Katholischen Schulverein
de Rührigkeit dürfte über die Geldfrage unschwer
rden. Wohl zählt der Verein, wie bereits erwähnt,
50,000 Mitglieder, aber mit der wachsenden Ein-
ß derselbe von eminenter Bedeutung für die katho-
iche in Oesterreich ist, wird gewiß auch das werk-
tteresse für ihn wachsen und in immer weitere Kreise
n. Er muß in die Lage kommen, auch in anderen
dern katholische Lehrerbildungsanstalten ins Leben
. Wenigstens muß er hinreichende Mittel haben,
t, wo staatliche Lehrerbildungsanstalten, bestehen,
ins Leben zu rufen, in denen die jungen Lehr-
didaten einen sicheren Hort finden für die gläubige
ng, die sie aus dem Elternhause mitgebracht haben.
brigens sind neben den beiden vom Katholischen
eine unterhaltenen noch andere Privat-Lehranstalten
Arbeit, um dem Lehrerstande gläubige und charakter-
mente zuzuführen. So die zwei schon längere Zeit
en Anstalten der Lassaleschen Schulbrüder zu Stre-
bei Wien und zu Tisis im Vorarlbergischen, und
de der 90er Jahre zu Gries in Tirol von den
Benediktinern gegründete Lehrerseminar. Um die
dung weiblicher Lehrkräfte im Geiste der Kirche
sich mehrere von weiblichen Ordensgenossenschaften
tene Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Genannt seien
r die Anstalten der Ursulinen zu Wien, Innsbruck
chenberg, der Kreuzschwestern zu Eger, der Schwestern
men Kinde Jesu zu Wien.
n Glück ist, daß derartige Privat-Lehrerbildungs-

anstalten überhaupt möglich sind und daß sie unter gewiss
Bedingungen sogar **staatsgültige Zeugnisse** ausstel
können. Das österreichische Schulgesetz läßt hier einen zie
lichen Spielraum — zum großen Aerger der liberalen Lehr
schaft, die schon wiederholt gegen die Privat-Lehrerbildun
anstalten Sturm gelaufen ist, nicht aus Interesse für e
erhöhte wissenschaftliche Durchbildung der Lehrkräfte, sond
nur aus purer Angst, es könnte mit der Zeit die christl
gläubige Richtung in der österreichischen Lehrerschaft
Oberhand gewinnen. Aber dieses gerade ist der beste Bew
für die **Notwendigkeit** genannter Anstalten und es w
sehr zu wünschen, daß man an den maßgebenden Stel
dem Privat-Lehrerbildungssysteme eine noch regere A
merksamkeit schenkte.

Freilich darf nicht übersehen werden, daß es mit
zweckentsprechenden Ausbildung der katholischen Lehram
kandidaten allein noch nicht getan ist. Diese müssen a
die richtige Verwendung finden, sie müssen angestellt werd
Aber das hat seine Schwierigkeiten. Bei der definitiven A
stellung von Lehrpersonen sind die verschiedensten Fakto
beteiligt: die Gemeindevorstände, Orts-, Bezirks- und Land
schulräte. Wenn bei all diesen Instanzen stets nach Re
und Gerechtigkeit vorgegangen würde und einzig und all
das Interesse für die Sicherung der religiös-sittlichen E
ziehung der Schuljugend bei der Entscheidung den Ausschl
gäbe, dann wäre es ein Leichtes, die an den katholisch
Privatanstalten ausgebildeten Lehramtskandidaten un
zubringen. Leider aber stehen diese Instanzen vielfach
Banne einer materialistischen, unkirchlichen Weltanschau
und haben für gläubige katholische Lehrer nicht viel üb
Die deutschen Gemeinden Nordböhmens z. B. sehen fast
in einem katholisch denkenden Lehrer einen „Klerikalen“;
Klerikalismus aber ist ihnen der Inbegriff aller Uebel u
sie betrachten es darum für eine Art Ehrensache, jed
„klerikalen“ Lehrer die Schultüre zu versperren. An die

Verfemung katholischer Lehrer in gewissen Kronländern tragen übrigens die liberalen Lehrer nicht die wenigste Schuld. Intolerant, wie der kirchenfeindliche Liberalismus überhaupt ist, duldet die freisinnige Lehrerschaft in ihren Reihen niemanden, der nicht auf das Schulevangelium eines Diesterweg oder Dittes schwört; bewirbt sich ein kirchentreuer Lehrer um eine Stelle, eröffnen seine liberalen Kollegen sofort gegen ihn ein wahres Kesseltreiben und intriguieren solange, bis er mit seiner Bewerbung endgültig abgewiesen ist. So ist es wiederholt vorgekommen, daß ein charakterfester katholischer Lehrer in Böhmen trotz aller Mühen zu keiner definitiven Anstellung gelangen konnte; zuletzt blieb ihm nichts übrig, als sich nach Nieder- oder Oberösterreich oder in ein anderes der sogenannten Alpenländer zu wenden, wo er ohne Schwierigkeit fand, was er suchte. Auf die Dauer wird sich diese Intoleranz nicht behaupten können. In Niederösterreich, wo sie jahrelang in Blüte stand, wurde sie durch die Herrschaft der Christlichsozialen gebrochen. Und wie hier, so können auch in anderen Ländern bessere Verhältnisse herbeigeführt werden, wenn es gelingt, die in der katholischen Bevölkerung schlummernden Kräfte zu wecken, zu organisieren und zu gemeinsamer Arbeit mobil zu machen. Die von dem letzten Katholikentag in Wien ausgegangenen Anregungen lassen das Beste hoffen.

Eine sehr abfällige Besprechung der Hartelschen Schul- und Unterrichtsordnung in der „Deutsch-österreichischen Lehrerzeitung" schließt mit den bezeichnenden Worten: „Unsere Hoffnung, daß das Schulregiment sich samt seinen Verfügungen und zwar in absehbarer Zeit bessern werde, setzen wir auf den von allen wahren Freunden des Volkes und des Vaterlandes ersehnten Umschwung in den politischen Verhältnissen. Ein aus der klerikalen Umklammerung erlöstes Oesterreich wird die reformierende Hand vor allem an die bestehenden Schulgesetze legen. Zieht erst wieder ein freier Geist in diese Gesetze ein, so wird auch die vorliegende

Schul- und Unterrichtsordnung mit allen ihren Fehlern und Gebrechen verschwinden und einer vollkommeneren Arbeit Platz machen. *Die Stunde, da sich diese Wandlung vollziehen wird, kann nicht mehr allzu fern sein. Selbst Rußland pocht heute schon mahnend an die Tore Oesterreichs.*" Gewiß, Rußland pocht mahnend an die Tore Oesterreichs. Aber nicht mahnt es etwa, die schulpflichtige Jugend einer religionsscheuen, kirchenfeindlichen, stets unzufriedenen Lehrerschaft preiszugeben, als vielmehr, mit starker Hand letztere auf den Weg der Pflicht zurückzuführen, und mit allen Mitteln zu verhindern, *daß die heranwachsende Bevölkerung der Herrschaft Christi entzogen werde.*

Prag. D. P.

XL.

Zur Lage im Reichslande.

Straßburg, Anfang März 1906.

Wer seit einigen Jahren die Vorgänge in den Reichslanden einigermaßen aufmerksam verfolgt hat, muß zur Einsicht gelangen, daß sich in der letzten Zeit tiefgreifende Aenderungen in der allgemeinen Lage des Landes vollzogen haben.

Vor allem kommt hier in Betracht der Wechsel, der sich an der höchsten leitenden Regierungsstelle durch den Weggang des eben verstorbenen Herrn von Puttkamer und die Ankunft des Herrn von Köller vollzogen hat. Es war nicht ein bloßer Personenwechsel, es war, im Prinzip wenigstens (diese Einschränkung wird gleich erklärt werden) ein Systemwechsel. In den Reichslanden herrschte durchweg die Ueberzeugung,

daß unter dem Regiment von Herrn von Puttkamer die Beamtenherrschaft nahezu schrankenlos war und daß in der Beamtenwelt eine Anschauung vorwaltete, die man durchaus treffend den „Diktaturgeist" genannt hat. Man kann deshalb auch mit vollem Rechte sagen, daß die breiten Kreise der Bevölkerung der Regierung nur in geringem Maße Vertrauen entgegenbrachten und in größerem oder geringerem Grade von dem Gedanken gedrückt blieben, daß unter Herrn von Puttkamer gegen die Uebergriffe und die Härten, die sich eventuell Beamte gestatten konnten, eben nicht aufzukommen sei. Daß unter solchen Umständen die allmählige Aussöhnung der Bevölkerung mit den 1870 ins Leben getretenen Umgestaltungen nicht voranschritt, bedarf keiner weiteren Erklärung.

Nun kam aber die Stunde des Scheidens für Herrn von Puttkamer, und wir wollen auch nicht näher auf die sehr verschiedenartigen Gründe eingehen, auf welche sein Weggang zurückzuführen ist. Man war es in den Reichslanden so gewöhnt, bei dem Wechsel in den ausschlaggebenden Beamten- und Regierungstellen in puncto Behandlung vom Regen in die Traufe zu kommen, daß man sich sehr wenig von der Aenderung versprach und sich inbezug auf die Qualifikation von Herrn von Puttkamers Nachfolger an die hier landläufigen Worte hielt: Es kommt selten etwas Besseres nach. Und als bekannt wurde, daß Herr v. Köller zum leitenden Staatsmanne in den Reichslanden ausersehen sei, kam erst recht ein etwas pessimistischer Farbenton in die allgemeine Stimmung. Herr v. Köller hatte nach seiner ersten Periode, die er als Unterstaatssekretär in den Reichslanden zubrachte, kein sympathisches Andenken hinterlassen. Er galt als eine Persönlichkeit, bei der eventuelle Rücksichtnahme, diplomatisch variiertes und den Umständen angepaßtes Eingreifen nicht in allzureichlicher Menge vorhanden waren. Und die Tätigkeit, die er in Schleswig-Holstein entfaltet hatte, war auch nicht dazu angetan, die über ihn herrschende

Stimmung in den Reichslanden aufzuhellen. Aber nu
wie eine Art coup de théâtre statt: der Herr v Köll
kam, war ein ganz anderer, als der Herr v. Köller,
gangen war, und mit Befriedigung konstatierte man,
in der Zwischenzeit manches gelernt hatte. Er wa
mehr der Herr, der vor allem darauf bedacht schie
„Schneid" hervorzukehren. Aus den Reden, die
Landesausschuß hielt, klang ein Ton, der vom La
aufrichtig wohlmeinend empfunden wurde und d
durchaus vorteilhaft unterschied von dem Tone, der
Reden der ersten Periode zu hören war. Mit bes
Genugtuung wurden im Lande die Erklärungen b
die er bei verschiedenen Gelegenheiten gab, daß e
Beamtenwillkür dulden und daß er Uebergriffe und ev
Ungehörigkeiten von seiten der Beamten nach Krä
ahnden suchen würde. Zugleich wurde auch etwa
Rücksicht genommen auf die berechtigten Forderung
Katholiken, die ja schließlich vier Fünftel der Bevö
bilden. Dazu kam dann noch der Fall des sogen. D
gesetzes, was ebenfalls Herrn v. Köller gut geschrieben
Dies alles führte nach und nach in der Bevölker
einem Wechsel in der Stimmung, den man wohl am tref
charakterisieren wird, wenn man sagt, daß die Bevö
endlich anfing sich im großen und ganzen etwas
fremd im eigenen Lande zu fühlen.

Wir hoffen, daß Herr von Köller sich in d
geschlagenen Richtung fortbewegen möge, trotz der
dungen, die sich mehr oder weniger verhüllt aus Beamte
und von liberaler Seite aus gegen ihn richten. D
der Beamten, die die Neigung besaßen, sich in den
als die Herrscher zu betrachten, denen nicht wider
werden durfte, konnte es Herrn v. Köller nicht ve
daß er so offen seine Bereitwilligkeit angekündigt
gegebenenfalls gegen Beamtenübergriffe einschreiten zu
Die liberalen Elemente aller Schattierungen tragen e

seits Herrn v. Köller nach, daß die Katholiken sich nicht mehr in gleichem Maße gedrückt zu fühlen scheinen, wie unter den früheren Systemen. Daraus erklären sich die Nörgeleien und die mehr oder weniger versteckten Angriffe, die sich gegen Herrn v. Köller richten, der sich aber anderseits bei der großen Masse der ruhigen Bevölkerung bedeutende Sympathien erworben hat.

Daß wir uns über dieses Wenige schon so zufrieden aussprechen, beweist, wie außerordentlich genügsam man in den Reichslanden ist. Denn wenn auch vielfach die „Form“ durch Hrn. v. Köller etwas geschickter geworden ist, der „Kern“ ist entschieden auf der ganzen Linie annähernd derselbe geblieben. Es ist gut, daß dies ganz deutlich gesagt wird, damit Herr v. Köller nicht etwa zur Ansicht kommt, daß uns gar nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. So weit sind wir leider noch nicht! So hat zunächst einmal im Lande durchaus noch nicht die Auffassung Platz gegriffen, daß der alte „Diktaturgeist“ aus der Beamtenwelt gewichen sei. Bei Gelegenheit einer diesbezüglichen Besprechung in der diesjährigen Generaldebatte des Landesausschusses sagte Herr v. Köller unter anderem, er könne die Scheu der Elsaß-Lothringer nicht verstehen, gegen einen Beamten den Klageweg zu beschreiten. Damit hat Herr v. Köller eine der beklagenswertesten Erscheinungen in unserem Volksleben berührt. Der eingeborene Elsaß-Lothringer verhält sich zu einem Vorgehen gegen einen Beamten etwa so wie ein Gemeiner im Heere zum Betreten des Beschwerdeweges gegen einen militärischen Vorgesetzten. Dieser Zustand ist gewissermaßen der psychologische Niederschlag, zu dem sich seit 35 Jahren die Auffassung verdichtet hat, daß es doch nichts nützt, gegen einen Beamten Klage zu führen, da er von allen Seiten zu viel gedeckt und unterstützt werde. Diese Auffassung endlich einmal aus der Volksseele in Elsaß-Lothringen, in die sie einen so wenig erfreulichen Charakterzug gegraben hat, zu verbannen, wäre eine ruhmvolle Aufgabe für Herrn v. Köller. Er

müßte aber dafür in mehr Fällen, als es bisher geschehen ist, unserer Bevölkerung die Möglichkeit vordemonstrieren, daß man auch gegen einen Beamten etwas erreichen kann, wenn er im Unrecht ist. Wenn allerdings die Sache wirksam angefaßt werden sollte, müßte mit dem jetzigen System aufgeräumt werden, daß der Beamte nur von seinen Vorgesetzten abgeurteilt wird, die sich die einschlägigen Informationen wieder nur bei anderen Beamten einholen. Es müßte für alle Fälle, in denen Ueberschreitungen der Befugnisse vonseiten von Beamten zur Aburteilung kommen sollen, eine Art Verwaltungsgericht geschaffen werden, an dem auch das Laienelement, wie bei den Schöffengerichten, beteiligt wäre. Aber eine solche Schöpfung wird wohl noch lange auf sich warten lassen.

Noch schlimmer steht es bei uns mit einem anderen Punkt: das geradezu schreiende Mißverhältnis in der Besetzung der Beamtenstellen des Landes in Bezug auf die Konfessionen. In Elsaß-Lothringen sind rund drei Viertel der Bevölkerung katholisch. Nun waren aber im Jahre 1901 — und seither wird sich die Lage nicht wesentlich geändert haben — 1629 Beamte katholisch und 2505 protestantisch. Dieses Imparitätsverhältnis wird aber noch greller, wenn man nur die höheren Beamtenstellen in Betracht zieht. Denn es tritt geradezu gesetzmäßig die Erscheinung auf, daß, je mehr man nach unten steigt, desto dichter die Besetzung mit Katholiken wahrzunehmen ist, eine Tatsache, die das Volk in den etwas derb klingenden Satz eingekleidet hat: „Wir Katholiken werden höchstens verwendet als Straßenwärter und Schubkarrenschieber!“ Umgekehrt spitzt sich die Zahl der Katholiken immer feiner aus, je höher die Stellen sind. In den oberen Beamtenstellen bilden die Katholiken höchstens ein Viertel der höheren Beamten, die Protestanten drei Viertel, also das umgekehrte Verhältnis zu der Konfessionszahl. Sobald man dieses Mißverhältnis in der Presse bespricht, werden sofort von der gegnerischen Seite spaltenlange Artikel ver-

öffentlicht, um recht unschuldig darzutun, daß bei der Besetzung von Beamtenstellen immer nur die Tüchtigkeit und die Tüchtigkeit allein entscheidet und daß kein Katholik seiner Konfession wegen zurückgesetzt wird. Aber auch hier ist unser Volk entschieden skeptisch, und es erblickt in diesem Zustande eine tatsächlich bestehende Bevorzugung der Protestanten, zu deren Erklärung der bloße Zufall nicht ausreicht. Anderseits nimmt niemand an, daß geeignete katholische Beamten in dem Maße fehlten, um welches die Katholiken bei der Besetzung zu kurz kommen. Hier muß also noch scharf gekämpft werden.

Zu dem Wechsel in der höchsten Regierungsstelle kommt eine Aenderung, die sich im Parteileben unseres Landes vollzogen hat. Bis vor wenigen Jahren hatten wir keine Nachbildung der Parteigruppierungen, wie sie in anderen Ländern üblich sind, in denen sich die Elemente von rechts und links in besonderen Organisationen zusammenfinden. Nun sind aber auch bei uns diese Formationen in unserem öffentlichen Leben aufgetreten. Zuerst erschienen die Sozialdemokraten als geschlossene Partei auf dem Plane: sie brauchten die Organisation, über die sie in Altdeutschland verfügten, nur herüber zu verpflanzen und sie den Landesgesetzen entsprechend abzuändern. Ihre Ziele sind bekannt und ebenso ihre Agitationsweise. Wie in allen übrigen Ländern zeichnen sich die „Genossen" auch bei uns aus durch die Roheit ihres Tones in der Presse, durch die hochgradige Feindseligkeit gegen alle Religion, durch die Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel gegen ihre Feinde, durch die geradezu bemitleidenswerte Unvorsichtigkeit, mit der sie bei ihren Gegnern aufs schärfste tadeln, was sie bei ihren Parteigenossen als durchaus selbstverständlich und erlaubt betrachten.

Neben den Sozialdemokraten erblicken wir, von links nach rechts, die liberalen Elemente mit zwei Hauptgruppen: die Demokraten und die eigentlichen Liberalen. Im großen und ganzen ist deren Programm dem Programm der gleich-

namigen Richtungen in Altdeutschland ähnlich. Das Organ der Demokraten ist die „Volkspartei“ zu Colmar und etwa noch die „Bürgerzeitung“ zu Straßburg, ein Parteiblatt freisinniger Richtung; der Führer ist der Rechtsanwalt Dr. Blumenthal, zur Zeit Bürgermeister von Colmar. Als Organ der eigentlichen Liberalen kann man die „Straßburger Post“ bezeichnen, die jedoch in vielen Punkten geschickter und vorsichtiger ist als ihre Schützlinge und namentlich als Herr Notar Götz, den man als den Führer der Liberalen bezeichnen kann. Dieser Herr Götz, der zur Zeit Notar zu Weissenburg ist, ist ein Mann, der einen großen Vorrat an successiven Anschauungen besitzt, die sich gegenseitig widersprechen. So hat er zu verschiedenen Malen sich gegen das allgemeine Wahlrecht ausgesprochen, und jetzt, da er einsieht, daß eine Partei, die diese Forderung nicht auf ihrem Programm hätte, schlecht fahren würde bei den immer näher rückenden Reichstagswahlen, beginnt für diese Reform zu schwärmen. Er markiert gewissermaßen in der Partei das Element mit staatsmännischen Allüren, und als er in diesjähriger Generaldebatte des Landesausschusses auch die unterdessen durch Instruktionen von Rom aus an Bischof Benzler geregelte Kirchhofsaffäre von Fameck erwähnte, glaubte er sagen zu müssen, daß diese Angelegenheit leider nur mit der Hülfe einer fremden Macht zu einer befriedigenden Lösung kommen konnte. Neben ihm befindet sich ein gewisser Herr Wolf, der früher evangelischer Geistlicher war und jetzt Chefredakteur der „Straßburger Zeitung“ ist, eines Blattes, das die Hetze gegen den Katholizismus geradezu als Sport betreibt. Herr Wolf vertritt in der Partei die Strömung, der es nicht damit gedient ist, mit Glacéhandschuhen zu operieren, sondern die schon deutlicher reden will. Wie in allen Parteien, so wird wohl auch bei unseren Liberalen die scharfmachende, aber konsequente Minorität den ausschlaggebenden Teil bilden, und Herr Götz wird ihnen nachgeben müssen, nach dem Ausspruch des französischen Lustspieles: Je suis leur chef,

Il faut bien que je les suive. Vielleicht wird es ihm aber nicht einmal so ganz leid sein, ihnen folgen zu müssen, wenn es gegen die Katholiken geht.

Denn das steht fest: die sämtlichen links stehenden Parteien haben einen gemeinsamen Punkt auf ihrem Programm, und dieser ist die antiklerikale Politik, d. h. der Kampf gegen den Katholizismus. Das ist sonnenklar, daß, wenn die Liberalen vom Kampfe gegen den Klerikalismus sprechen, damit nur der Kampf gegen die katholische Kirche gemeint sein kann. Mit dem Gebrauch dieses Wortes täuschen sie keinen Menschen mehr und es ist ein Verdienst der letzten Jahre, allmählich den katholischen Kreisen zum Bewußtsein gebracht zu haben, daß die antiklerikale Politik im Grunde gegen das Wesen des Katholizismus gerichtet ist. Je nach den Anlagen, dem Temperament oder dem Bildungsgrad der wirkenden Faktoren dieser Politik kann sie feiner, gröber oder schärfer an den Tag treten, aber unter allen Nuancen ist der Kern stets derselbe: der Haß gegen die katholische Kirche. Darüber können keine noch so von Friedensliebe triefenden Redensarten hinwegtäuschen. Die Vergangenheit des Liberalismus beweist, daß er die Rechte der Kirche nur solange unangetastet läßt, als er nicht die Macht besitzt, die Kirche zu knechten.

Wenn wir noch einen Beweis dafür brauchten, so hätten wir ihn an dem Verhalten, das die Liberalen in den Reichslanden gerade jetzt an den Tag legen bei der Beurteilung der Vorgänge in Frankreich. Es ist zweifellos, daß seit dem Jahre 1901 der katholischen Kirche Frankreichs außergewöhnlich harte Bedrängnisse und nach Hunderten von Millionen zählender materieller Schaden zugefügt worden ist. Ebenso steht fest, daß das Trennungsgesetz aus Haß gegen die Kirche und mit der Absicht, ihr den größtmöglichen Schaden zuzufügen, zustande gebracht wurde. Demgegenüber ist es nun vom höchsten Interesse, die Stellungnahme der Liberalen in dieser Frage zu präzisieren. Wenn sonstwo der

tausendste Teil von Maßregeln gegen irgend einen Bevölkerung
teil in irgend einem Kulturstaate zur Anwendung komm
wissen unsere liberalen Organe ganze Spalten mit entrüstet
Redensarten anzufüllen über Verletzung der Gewissensfreih
über Knechtung der Gewissen usw. Und bei diesen fo
gesetzten Vergewaltigungen der Gewissensfreiheit und d
schnödesten Rechtsverletzungen, die sich Tag für Tag
Frankreich ablösten und sich jetzt noch vollziehen, ist k
Wort bei unseren Liberalen zu finden, aus dem man schlie
könnte, daß sie diese geradezu ungeheuerliche Bedrängu
der Katholiken wenigstens nicht in Bausch und Bogen g
heißen: die Quelle ihrer Entrüstung, die sonst so reichlich
fließen versteht, scheint gänzlich versiegt zu sein. Nicht n
ist kein Wort des Tadels oder der Lossagung von derartig
Tyrannisierungen bei ihnen zu entdecken, sie ergehen s
geradezu in Lobeserhebungen über dieses Vorgehen gegen
Katholiken und preisen es als eine hochbedeutsame Kulturt
Diese Haltung der Liberalen ist äußerst lehrreich: sie ze
uns, wohin ihr Herz neigt, und diese Lehre soll nicht v
loren sein für uns. Wir ersehen daraus, welchen Wert w
den Redensarten der Liberalen beimessen können von d
Gewissensfreiheit, von der Achtung vor den religiösen Ueb
zeugungen, von den Beteuerungen, mit denen sie jetzt
Baden so freigebig um sich werfen, daß sie nicht dar
denken, in Deutschland eine Trennung zwischen Kirche u
Staat anzustreben. Das alles wird genau nur solan
Geltung haben, als der Liberalismus die Macht nicht besi
das Gegenteil durchzuführen.

Einstweilen ist die Partei nach Kräften bestrebt, in d
Besitz der Macht zu gelangen. Sonst haben die Libera
immer den nationalen Gedanken und die Sorge für nation
Selbständigkeit auf allen Gebieten in Erbpacht. Hier a
scheuen sie sich nicht, dem Auslande und sogar dem E
feinde, dem Beispiel Frankreichs, nachzuhinken. Was
Frankreich geschieht, das ist ihnen jetzt vorbildlich. Wie s

dort der „Block“ gebildet hat aus allen linksstehenden Elementen, so soll es auch bei uns geschehen. Der Anfang wurde in Baden gemacht und seither können unsere Liberalen nicht in Ruhe kommen. Sie wollen um jeden Preis die Verbrüderung mit den Sozialdemokraten zustande bringen. Von hohem Interesse war in dieser Hinsicht eine Versammlung der Liberalen, die am 11. Februar zu Metz stattgefunden hat. Sie war besucht von Richtern, Staatsanwälten, Lehrern, Rechtsanwälten und zahlreichen Beamten, und man wird wohl die Bedeutung der Zusammensetzung der Zuhörerschaft nicht unterschätzen. Als erster Redner trat der bereits genannte Herr Redakteur Wolf auf. Im Verlauf seiner Rede über den gegenwärtigen Stand des Liberalismus meinte er nun, „wenn man nicht hoffen dürfte, daß die Sozialdemokratie für die großen Ideen des Liberalismus noch zu haben sei, dann müßte man überhaupt an der Zukunft des Liberalismus zweifeln. Die schwarze Fläche sei in Elsaß-Lothringen so groß, daß man unbedingt die rote Fläche zu Hilfe nehmen muß, um den Schwarzen das Terrain abzujagen“. Noch interessanter waren die Aeußerungen des zweiten Redners, des Metzer Staatsanwaltschaftsrates Nürk. Nachdem er zuerst den lothringischen Abgeordneten gehörig den Text gelesen und ihnen die imperative Weisung ausgesprochen hatte, daß sie unbedingt zum Liberalismus zu kommen hätten, führte er aus, daß der Liberalismus in dem bevorstehenden Kampfe sich auch nicht scheuen würde, die Parteien, welche noch weiter links stehen, zu seinen Bundesgenossen zu wählen. „Die Bekämpfung der Reaktion“, meinte Herr Nürk zum Schluß, ist nur möglich, wenn die Sozialdemokratie zu uns kommt und mit uns kommt.“ Diese Auslassungen lassen an Deutlichkeit nichts vermissen. Wir wissen deshalb, wohin der Liberalismus in den Reichslanden steuert. Das Ziel ist die Bekämpfung des Katholizismus; das Mittel, die Verbrüderung mit der Partei, die auf den staatlichen und gesellschaftlichen Umsturz eingeschworen ist, mit der man aus

Haß gegen die Katholiken Hand in Hand gehen will. Das wird ja eine echt patriotische und staatserhaltende Aktion abgeben!

Demgegenüber ist den Katholiken des Reichslandes der Weg klar vorgezeichnet: sie müssen sich um jeden Preis organisieren, um im Ernstfalle alle Mann an Bord zu haben. In dieser Hinsicht ist die Einführung des Volksvereins unstreitig von ganz hervorragender Bedeutung für die Reichslande gewesen. Obschon die Tätigkeit des Volksvereins sich nicht auf dem politischen Gebiete im eigentlichen Sinne dieses Wortes bewegt, leistet sie doch indirekt der notwendigen katholischen Aktion eminent wichtige Dienste. In den Versammlungen des Volksvereins ist die Möglichkeit gegeben, die Aufmerksamkeit unserer Bevölkerung auf alle Punkte zu lenken, die im großen Kampf, der auszufechten ist, von Bedeutung sein können, und ihr fort und fort die Pflichten im öffentlichen Leben in die Erinnerung zu rufen. Diese Versammlungen sind eine ununterbrochene Trainierung unseres katholischen Volkes, und deshalb können wir den Volksverein nicht hoch genug anschlagen. Es erfüllt mit Genugtuung, zu sehen, mit welchem Eifer gerade nach dieser Richtung hin seit einigen Jahren in unserem Lande gearbeitet wird. Jede Woche bringen unsere Tagesblätter Nachrichten über den Volksverein. Entweder lesen wir, daß der Volksverein wieder da oder dort neu eingeführt wurde, oder es wird berichtet von Versammlungen, die an Ortschaften gehalten wurden, in denen er bereits bestand. Kurz, es herrscht eine ganz rege Tätigkeit, die alle Anerkennung verdient. Nur will es scheinen, als ob man noch etwas zu sehr die ganze Tätigkeit in der Abhaltung der großen Versammlungen und der Reden aufgehen läßt. Der Wert dieser Seite der Tätigkeit soll gewiß nicht herabgesetzt werden, und wir blicken in diesen Veranstaltungen ein fortgesetztes, kräftiges Rütteln an unserem Volke, um es stets wach zu halten für den richtigen Augenblick. Allein es wäre möglich, die ganze

Arbeit noch bedeutend wirksamer zu gestalten. Wenn z. B. die Vertrauensmänner eines bestimmten, möglichst kleinen Kreises sich von Zeit zu Zeit zusammenfänden, um ihre Eindrücke auszutauschen, um praktische Winke mit nach Hause zu nehmen zur Verwertung in bezug auf die einzelnen Mitglieder, könnte die Wirksamkeit der Tätigkeit ganz bedeutend intensiver werden. Natürlich müßten solche Versammlungen mit einer gewissen Regelmäßigkeit stattfinden und programmmäßig, systematisch und zielbewußt geleitet werden. Ueber diesen engeren Zusammenkünften würden dann wieder ausgedehntere stehen, in denen die gesammelten Erfahrungen gesichtet und die nötigen Weisungen für die weitere Entwicklung gegeben würden. Auf diese Weise hätte man stetig zirkulierendes Leben im Volksverein und man könnte so eingreifend als möglich auf unser Volk einwirken. Es ist freilich auch nicht zu verkennen, daß einer solchen Tätigkeit große Schwierigkeiten anhaften und daß sie bei den Beteiligten ausgeprägtes politisches Taktgefühl voraussetzt.

Das politische Parteigebilde auf katholischer Seite ist immer noch nicht zu einem festen Abschluß gekommen. Es kommen in dieser Hinsicht zwei Strömungen in Betracht, die sich bis zu einem gewissen Grade gegenüberstehen und den definitiven einigenden Abschluß verhindern: einerseits die elsaß-lothringische Landespartei und die Strömung für den Anschluß an das Zentrum. Die Landespartei war der Ansicht, daß die elsaß-lothringischen Abgeordneten noch nicht als Mitglieder des Zentrums auftreten sollten und daß das Parteileben auf katholischer Seite nicht formell in der Zentrumsorganisation aufgehen sollte. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß bei der Landespartei irgend eine Feindseligkeit gegen das Zentrum oder dessen Politik bestände. Ganz im Gegenteil. Die überwiegende Mehrheit hält das Zentrum hoch in Ehren und erblickt in ihm geradezu das Bollwerk für die Freiheit des Katholizismus in Deutschland. Wenn die Landespartei mit dem formellen Anschluß an das

Zentrum zögerte, so war erstens dabei Voraussetzung, d
unsere Abgeordneten in allen prinzipiellen Fragen selb
verständlich mit dem Zentrum gehen würden, und zweite
ging die Landespartei bei ihrer Haltung von Gründen a
die jedenfalls der Beachtung wert sind. Die Hauptsache
offenbar, daß bei den Wahlen Abgeordnete gewählt werd
die neben der Fähigkeit, alle sozialen und gesellschaftlich
Interessen zu fördern, auch die Bürgschaft bieten, daß
für die religiösen Interessen des Landes und die Freiheit d
katholischen Kirche eintreten werden. Dazu ist aber absol
notwendig, daß man sich die erforderte Anzahl von Wähle
sichert und daß man alles vermeidet, wodurch man Wa
berechtigte von sich abstoßen könnte. Nun gibt es aber
den Reichslanden eine ganze Reihe von Elementen, die zw
katholisch sind, die aber doch nicht genug katholisch fühl
und denken, um sich offen zu einer Partei zu bekennen, d
so rückhaltlos katholische Interessen vertritt wie das Zentru
obschon es nach seinem Programm keine konfessionelle Par
ist. Anderseits sind hier auch noch Leute zu finden, d
zwar ganz ruhige Bürger sind, ihre Steuern zahlen u
um keinen Preis Hochverrat treiben möchten, denen es ab
noch mehr oder weniger gegen den Strich geht, so voll u
ganz mit Altdeutschen zu verkehren, und bei denen dur
einen förmlichen Anschluß an das Zentrum möglicherwei
„Unstimmigkeiten" erzeugt würden, die unter Umstände
unerfreuliche Folgen zeitigen könnten. Denn in gewiss
Wahlkreisen — das ist die Ansicht der Landespartei — bild
diese beiden Kategorien von Wählern gewissermaßen d
ausschlaggebenden Teil, von welchem Sieg oder Niederla
in der Wahlschlacht abhängt. Es erscheint daher als e
Gebot der elementarsten Klugheit, gerade diesen Elemente
gegenüber mit der größten Vorsicht vorzugehen: quiet
non movere. Denn es ist besser, ohne förmlichen Anschlu
an das Zentrum einen Abgeordneten durchzubringen, der i
allen Prinzipienfragen mit dem Zentrum geht, als mi

diesem Anschluß unseren Kandidaten durchfallen zu sehen. Tatsächlich haben bei den letzten Reichstagswahlen nahezu alle elsaß-lothringischen Abgeordneten, auf die man für eine ernste, von christlichem Geiste getragene Tätigkeit zählen kann, sich auf das Programm der Landespartei vereinigt. Ebenso haben sich eine große Anzahl von Mitgliedern des Bezirkstages für das Unterelsaß auf das Programm der Landespartei wählen lassen, die nahe daran ist, in dieser Versammlung die Mehrheit zu erringen. Anderseits wird aber dann gesagt, daß mit dem Anschluß an das Zentrum überhaupt mehr Klarheit in die Lage käme, und daß gerade hierzulande eine Organisation, die sich so bewährt habe wie die des Zentrums, nottue. Die Werbekraft dieser Organisation und das Prestige des Zentrums sei derart, daß dadurch die Mehrheit der Bevölkerung mitgerissen würde, und man so auf jene zweifelhaften Elemente zu verzichten in der Lage wäre. Auf beiden Seiten sind ernste Gründe und die edelsten Absichten. Nur mögen sich diejenigen, die in dieser Frage mitzureden haben, vergegenwärtigen, wie enorm viel für die Katholiken der Reichslande auf dem Spiele ist bei den nächsten Reichstagswahlen, die ja vor der Tür stehen, da sie 1908 stattfinden. Es ist deshalb ein Gebot absoluter Notwendigkeit, daß diese Frage bis dorthin gelöst werde und zwar so, daß weder berechtigte Gefühle verletzt werden, noch Mißtrauen zurückbleibt, damit wir bis auf den letzten Rest unserer Kräfte geschlossen und einig die Wahlschlacht schlagen und dem linken Block den rechten Block entgegensetzen können.

Diese Organisierung unserer Kräfte ist um so notwendiger, als die Stunde immer näher heranrückt, in der die Reichslande als selbständiges Glied in die Zahl der Bundesstaaten eingereiht werden. Es liegt auf der Hand, daß der jetzige Zustand nicht fortdauern kann. Die Bevölkerung der Reichslande wird zu allen Pflichten und Lasten der deutschen Reichsbürger herangezogen, kein Milligramm wird ihr hierin

nachgelassen. — Und anderseits steht das Land in einer A[illegible]
staatsrechtlichen Bevormundungsverhältnisses, durch das
tatsächlich zu einem Staatsgebilde zweiter Klasse herabgedrü[illegible]
ist. Hier liegt ein Widerspruch, der in die Augen sprin[illegible]
und der vor allem von der einheimischen Bevölkerung [illegible]
empfunden wird. Daher seit einer Reihe von Jahren [illegible]
Versuche, eine Verfassungsveränderung für die Reichslan[illegible]
herbeizuführen. Diese Versuche haben nun in der letz[illegible]
Zeit greifbare Gestalt erhalten in dem Antrag auf V[illegible]
fassungsveränderung, der von einem Teil der Abgeordne[illegible]
der Elsaß-Lothringischen Landespartei beim Reichstage e[illegible]
gebracht wurde. Der Antrag bezweckt, den Reichslanden [illegible]
solches Maß von Selbständigkeit im Rahmen der deutsch[illegible]
Reichsverfassung zu geben, daß sie auf gleiche Stufe mit [illegible]
übrigen Bundesstaaten gestellt würden, und es bestand e[illegible]
Zeit lang Hoffnung, daß die maßgebenden Faktoren [illegible]
diese Anregung eingehen würden. Plötzlich vollzog sich a[illegible]
ein Schachzug der liberalen Partei, der eventuell diese ganze [illegible]
Elsaß-Lothringen so bedeutsame Sache wieder in Frage stel[illegible]
könnte. Staatssekretär v. Köller hatte sich nämlich entschie[illegible]
gegen die Aufnahme des allgemeinen, gleichen und direk[illegible]
Wahlrechts in die neue Verfassung der Reichslande a[illegible]
gesprochen. Die Abgeordneten, die den Antrag gestellt hatt[illegible]
ließen sich aber dadurch nicht abschrecken und von dem Ge[illegible]
danken ausgehend, daß die Politik die Kunst des Möglich[illegible]
ist, beschlossen sie, vorläufig zu nehmen, was erreich[illegible]
wäre und wenigstens einmal die Hauptfrage zu lösen, näml[illegible]
Elsaß-Lothringen die gleiche staatliche Selbständigkeit [illegible]
sichern, die den übrigen Bundesstaaten zukommt. Vom Stan[illegible]
punkt einer vernünftigen Auffassung der Dinge ist ge[illegible]
nichts an dieser Handlungsweise unserer Abgeordneten au[illegible]
zusetzen. Aber sie hatten ihre Rechnung ohne die Liberal[illegible]
gemacht. Der Antrag auf Gewährung der staatlichen Sel[illegible]
ständigkeit war schon lange gestellt, als plötzlich die Liberal[illegible]
vor kurzem ebenfalls mit einem Antrag auftauchten,

welchem sie die Ansicht aussprachen, daß die Gleichstellung der Reichslande mit den übrigen Bundesstaaten keinen Wert habe, wenn nicht zugleich das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht an die Bevölkerung Elsaß-Lothringens erteilt würde. Aller Voraussicht nach wird die Lösung der Frage durch diesen Streich der Liberalen ad calendas graecas verschoben werden. Denn es liegt auf der Hand, daß dieses Vorgehen der Liberalen nur zu sehr geeignet ist, den Eindruck hervorzurufen, daß man in Elsaß-Lothringen selbst noch nicht einig darüber ist, was man eigentlich will. Und bei der schon so wie so vorhandenen Neigung, heikle Sachen, zu denen die in Frage stehende Aenderung der Reichsverfassung zweifellos gehört, so weit als möglich auf die lange Bank abzuschieben, werden die maßgebenden Faktoren in Berlin eine derartige Einladung zur dilatorischen Behandlung dieser Frage gewiß nicht unbeachtet vorübergehen lassen. Es hieße die Naivität zu weit treiben, wenn man annehmen wollte, die Liberalen hätten diesen Erfolg ihres Vorgehens nicht vorausgesehen. Man wird ihnen darum auch kein Unrecht antun, wenn man behauptet, daß sie ihren Verschlechterungsantrag nur deshalb gestellt haben, weil der Antrag auf Einführung der staatlichen Selbständigkeit von den Klerikalen kam, die um keinen Preis den Ruhm haben sollten, eine derartige Errungenschaft für das Land herbeigeführt zu haben. Und dabei ist der Antrag der Klerikalen in erster Linie unterzeichnet vom Abgeordneten Preiß, der Protestant ist, sich aber im großen und ganzen zur Elsaß-Lothringischen Landespartei bekennt! Dieser Vorfall wirft ein eigentümliches Licht auf eine Partei, die sich sonst so gern mit der Vornehmheit ihrer Gesinnung brüstet.

Aber über all diesen Fragen schwebte in der letzten Zeit die große Sensation des Tages: die Stephanybroschüre und die Stephanyaffäre. Dieser Stephany ist in Trier geboren, war in den Reichslanden in die Polizeilaufbahn eingetreten und hatte es bis zum Kriminalpolizeikommissär beim Kaiser-

lichen Polizeipräsidium in Straßburg gebracht. In die
Stellung erfreute er sich nicht der Gunst seiner Vorgesetz
und, wie es scheint, mit Recht. Es kam schließlich so w
daß er aus dem Dienst entlassen wurde. Nun rumorte
eine Zeit lang in der hiesigen „Bürgerzeitung", gab ein
Fälle von „Gesinnungsschnüffelei" zum Besten, in denen
zur Verwendung gekommen war und ließ mehr oder weniger
hüllt die Drohung durchblicken, daß er wohl noch mehr sa
könnte, wenn er nicht wieder angestellt würde. Als a
nichts fruchtete, legte er eines schönen Tages die Gre
hinter sich, und nicht lange nachher erschien von der Schw
aus seine Broschüre: „Germanisation, Willkürregierung u
Polizeiwirtschaft". Sie hat 162 Seiten gr. 8° und
dartun, wie die Germanisation der Reichslande nicht gelin
konnte, erstens weil hier die krasseste Willkürregierung herrs
und weil die gesamte höhere Beamtenschaft sittlich du
und durch korrumpiert ist. Die Broschüre wurde gericht
beschlagnahmt und fand nun selbstverständlich reißenden Abs
bis zum 20. Februar war bereits die sechste Auflage v
griffen. Gegen Stephany selbst wurde ein Verfahren anhän
gemacht wegen Unterschlagung eines amtlichen Schriftstück
die bereits im Mai 1905 konstatiert war, also mehr
Monate vor seinem Abgang in die Schweiz. Endlich wu
auf Grund dieses Vergehens ein Antrag auf Auslieferu
an die Schweiz gestellt und Stephany infolgedessen zu Zür
verhaftet. Ob er ausgeliefert wird, ist freilich eine große Fra
Das ganze Gebahren des Verfassers der Broschüre ist we
geeignet, ihm die Achtung des Publikums zu sichern, u
aufrichtige Freunde der Ordnung können sich über das E
scheinen dieses Machwerkes nicht freuen. Es schadet a
jeden Fall der Achtung vor der Autorität, die schon so r
so nicht in allzuhohem Grade vorhanden ist. Denn darü
darf man sich keiner Täuschung hingeben, im großen u
ganzen wird vom Publikum geglaubt, was in der Broschü
steht. Dies gilt besonders für jene Fälle, in welchen präg

Daten, Namen und Aktennummern angegeben werden. Der ganze Teil der Broschüre mit den Vorkommnissen, in denen trotz genau konstatierter Gesetzesübertretungen keinerlei gerichtliches Verfahren stattgefunden haben soll, weil die betreffenden Delinquenten über hohe Protektionen verfügten, paßt genau in die Stimmung unserer Bevölkerung, bei der immer noch, wenn auch seit einiger Zeit etwas weniger, die Auffassung festsitzt, daß, wer als nicht genügend deutsch- oder regierungsfreundlich angeschrieben ist, nur schwer zu seinem Rechte kommt und bei allen Gelegenheiten zurückgesetzt wird. Dazu kommen aber dann noch die Enthüllungen der Broschüre über die sogenannten „schwarzen Listen", das heißt ein Verzeichnis, das bei der Regierung bis auf den heutigen Tag geführt wird und auf welchem die Namen von Persönlichkeiten stehen, von denen man annimmt, daß sie im Falle eines Krieges der deutschen Sache schaden könnten: sofort nach der Kriegserklärung würden die so Verzeichneten verhaftet und in sicheren Gewahrsam gebracht werden.

Dieser Punkt hat in Elsaß-Lothringen zweifellos auf das peinlichste berührt und man braucht durchaus nicht sentimental angelegt zu sein, um Verständnis für die Gefühle zu haben, die dadurch hervorgerufen wurden. Das tatsächliche Bestehen dieser Listen wurde zugegeben im Landesausschuß von Herrn Mandel, dem neuen Unterstaatssekretär für das Innere in Elsaß-Lothringen und im Reichstag von dem elsaß-lothringischen Bevollmächtigten Herrn Halley. Wenn man nun bedenkt, daß diese Listen nur von Unterbeamten aufgestellt wurden, und mit welcher Leichtigkeit hier ganz subjektive Auffassungen die schwersten Folgen für die Freiheit, das Leben, das Glück von ganzen Familien haben konnten, dann kann man sich eines bitteren Urteils über die verantwortlichen Faktoren einer solchen Politik nicht enthalten, und unwillkürlich wird man an die Worte erinnert: Preußen kann Länder erobern, aber die Herzen weiß es nicht zu

gewinnen. Entweder stehen wenig Namen auf diesen Li
oder viele. Wenn es nur wenige sind, dann ist das G
eine ungeschickte Maßregel, weil sie unnütz ist, da gar r
anzunehmen ist, daß das ganze deutsche Kriegswesen d
ein paar Einwohner so gefährdet werden kann, daß
diese von vornherein verhaften und aus dem Lande scha
muß. Und wenn die Liste viele Namen enthält, dann s
dies die schärfste Verurteilung dar für das Geschick,
dem wir seit 35 Jahren regiert worden sind. Auf jeden
ist durch das Bekanntwerden dieser Listen in den Gemü
wieder bedeutend viel von dem verdorben worden,
seit einigen Jahren sich zum Bessern zu wenden sch
Es wäre lebhaft zu wünschen, daß man einmal an m
gebender Stelle aus der Tatsache, daß Elsaß-Lothrin
mit einer Leichtigkeit regiert wird, wie kaum ein and
Land des Deutschen Reiches, die richtigen Konsequen
zieht, das heißt, daß man sich vorläufig mit der gegebe
Beobachtung der Gesetze begnügt und sich befleißt, den
wünschten Wandel in den Gefühlen durch eine entsprech
Behandlung zu erreichen.

XLI.

Religiöse Erziehung im Protestantismus.

(Fortsetzung.)

Zwingli hat eine gedruckte Konfession hierher geschickt, schrieb Melanchthon am 14. Juli 1530 von Augsburg aus an Luther, man sollte meinen, er sei verrückt.[1]) In demselben Jahre sagte Melanchthon dem Landgrafen Philipp: „So Gott Gnade gäbe, daß unsere gewisse und nötige Lehre wie bisher vom Kaiser geduldet würde: so halten wir, daß wir solche alsdann nicht hindern sollten mit Verteidigung Zwinglischer Lehre, wenn man dieselbe nicht dulden wollte. Verfolgen doch die Zwinglischen auch die Papisten und Wiedertäufer: warum denn soll es anderen unrecht sein, die ungegründete Lehre der Zwinglischen zu verbieten?“[2])

„Es ist heiter am Tage und leider unleugbar, daß niemand je wüster, gröber und unziemlicher wider christliche Zucht und Bescheidenheit in Händen des Glaubens und großen und ernsthaften Sachen geschrieben hat denn Luther,“ erklärt Bullinger. Ueber eine Schrift desselben fällte er das gerade nicht anerkennende Urteil: „Luthers schweinisches, kotiges Schamhamphorasch, welches, so es geschrieben wäre von einem Schweinehirten, nicht von einem Seelhirten, etwas, doch auch wenig Entschuldigung hätte.“[3])

---

[1]) Kirche oder Protestantismus? S. 213.

[2]) Vgl. Studien über Katholizismus, Protestantismus rc. S. 77 f. 83.

[3]) Kirche od. Protestantismus? S. 232. 223; H. Brück, a. a. O. S. 594.

„Ich glaube, schrieb Leo Judä, daß seit der Ap
niemand gelebt hat, der von den heiligsten Dingen so sch
so possenhaft, so pietätslos gesprochen hat, wie Lu

Oekolampad nennt Luther in seinem Schreiben an
vom 20. April 1528 „Meister im Verleumden un
der Sophisten". Die Straßburger Prediger Butzer un
klagten bezüglich einer Schrift Luthers vom Abendm
sei noch niemals etwas Sophistischeres und Verleum
ans Licht gekommen". Thomas Münzer gibt dem
Luther wiederholt den Titel „Doktor Lügner"; einn
er aus, derselbe lüge „spießtief in seinen Hals".
Georg macht die Aeußerung: „Wir haben bisher nicht
daß Christus einen also öffentlichen und vorsätzlichen
zu seinem Apostelamt gebraucht und durch ihn das Eva
hätte verkünden lassen.[2])

Bullinger, Judä, Capito und Butzer waren „Vä
Lehrer der reformierten Kirche."

Selbst Melanchthon äußerte sich in Briefen an Car
und Christoph von Carlowitz nicht besonders lobe
Luther.[3]) In dem letzteren Briefe stellt übrigens M
thon sich selbst nicht das beste Zeugnis aus.

Während Melanchthon von den lutherischen Th
calvinistischer Anschauungen beschuldigt wurde, bekla
Calvin über seine „verhaßte und beschwerliche Nachgi
auf dem Religionsgespräch zu Worms (1557); „er i
er, noch weiter gegangen, als ich es argwohnte." [4])

Bählers Aufsatz über „Petrus Caroli und J
Calvin" . . ., lesen wir,[5]) zeigt vor allen Dingen, daß

---

1) Vgl. Th. Kolde, Analecta Lutherana. Augsburger P
vom 18. Januar 1905.

2) H. Grisar in der Zeitschrift für kathol. Theologie. 1905.

3) Vgl. Kirche oder Protestantismus? S. 204 f.; Fr. A. von
Christoph von Carlowitz. Leipzig 1854. S. 163.

4) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. 13. Aufl. 4.

5) Historische Zeitschrift. 1905. 58, 363.

berühmte Streitschrift gegen Caroli von 1545, die Densio Galassia, die den Adressaten vernichtet zu haben scheint, „empörende Unbilligkeiten und offenkundige Unwahrheiten", mithin nichts weniger als ein objektives Bild Calvins enthält. Bählers Arbeit ist somit auch für die Persönlichkeit Calvins von nicht geringem Interesse, indem sie den rücksichtslosen Kämpen in Calvin drastisch schildert.

Ebenso empörend ist die Art und Weise, wie Occhino, Castellio, Bolsec, Andreä von Calvin behandelt wurden.[1]) Wie er gegen Michael Servet vorging, ist bekannt.[2])

Da Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin einander so wenig liebten, erscheint es fast als selbstverständlich, daß sie die katholische Kirche, von der sie sich losgesagt hatten, glühend haßten.[3]) Calvin, der Sohn katholischer Eltern, schrieb nach England: alle Katholiken, die von ihrem Aberglauben nicht lassen wollen, verdienen, daß man mit dem Schwerte gegen sie einschreite — merentur gladio ultore coerceri, cum non in Regem tantum insurgunt, sed in Deum ipsum.[4])

In der Protestationskirche zu Speyer, wie in der neuen Domkirche zu Berlin sind seit den Jahren 1904 und 1905 die Bildnisse von Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin zu sehen. Wem bekannt ist, welche Gesinnung sie gegeneinander hegten und betätigten, der erinnert sich vielleicht der Worte des Herrn: „Dies ist mein Gebot, daß ihr euch einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Daran werden

---

1) Vgl. Kahnis, Die lutherische Dogmatik. Leipzig 1864. 2, 513 f., 511; Hortig-Döllinger, a. a. O. 2, 517 f.; Kirche oder Protestantismus? S. 110 f.; Kampschulte, Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat. Leipzig 1869. S. 424 ff.

2) Vgl. Möller-Kawerau, a. a. O. 3, 429, 167; Holtzmann und Zöpffel, a. a. O. S. 112.

3) Vgl. N. Paulus, Luther und die Gewissensfreiheit. München 1905.

4) Möller-Kawerau, a. a. O. 3, 171 f.; Döllinger, Kirche und Kirchen. S. 69.

alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr eu
habet unter einander."[1])

Die Leidenschaft trieb „den frommen Zeuge
Wahrheit," sich gegen die Wahrheit schwer zu versün

Die Unwahrheiten, die Luther gegen Tetzel bringt, s
H. Grisar,[2]) sind unerträglich. Er läßt ihn nicht
„künftige Sünden verkaufen" um Ablaß,[3]) sondern auc
artige öffentliche Frevel begangen haben, daß er deshal
Tode verurteilt wurde.[4]) Es ist aus einer Reihe gesch
beglaubigter Tatsachen bewiesen, daß Luther, um
gruppen von gewohnten Behauptungen zu nennen, d
dem wahren Tatbestande in Zwiespalt stehen, der katho
Kirche fortwährend in unwahrer Weise die lächerlichste
abenteuerlichsten Lehren unterschiebt, Lehren, deren
vorhandensein er von seiner eigenen katholischen Ze
recht gut kennen mußte, ja zum Teil laut seiner e
früheren Schriften ganz klar einsah;[5]) daß er ferner P
Bischöfen und katholischen Gelehrten nicht blos Irr
sondern auch Laster und Verbrechen andichtet, für
keine Spur von Beweis in Händen hatte;[6]) daß er
jeder Schrift empörende Verleumdungen gegen den M
stand als solchen vorbringt, die er selbst als Mönc

---

1) Joh. 15, 12. 13, 35.

2) Zeitschrift für katholische Theologie. 1905. S. 424. 42

3) Daran, „daß Tetzel für alle Vergehen, Sünden und Ver
ob sie schon begangen waren oder erst begangen werden
eine bis ins einzelnste ausgeführte Taxe bei sich führte,"
kein „rechtgläubiger" Prediger. Vgl. A. Baur, Martin
Tübingen 1878. S. 91.

4) Die Lüge Luthers, Kaiser Maximilian I. habe den T
Innsbruck ersäufen lassen, weil derselbe eine Frau zum E
verführt hätte, wird gläubig wiederholt. Vgl. Herzog, Al
Kirchengeschichte. 3, 6.

5) Vgl. Hortig-Döllinger, a. a. O. 2, 674 f.

6) Vgl. Denifle, Luther in rationalistischer und christlich
leuchtung. S. 28.

eigenster Kenntnis mit Abscheu als ungerecht abgewiesen haben würde; daß er seine eigene Lehre mit der Autorität alter kirchlicher Schriftsteller umkleidet oder umkleiden läßt, von denen er wissen mußte, daß sie gegen ihn ständen;[1]) daß er den bedeutendsten Männern der christlichen Vorzeit, wie Bernardus, Thomas von Aquin, Gregor I., Gregor VII., Alexander III. unhistorische und beleidigende Aeußerungen oder Taten unterschiebt, um in ihnen das Papsttum vor seinen Zeitgenossen gehässig zu machen;[2]) daß er endlich bei Betreibung seiner Sache, sei es zur Hintanhaltung des Einschreitens der kirchlichen Oberen, sei es zur Gewinnung und Beruhigung seiner Anhänger, sei es zur Abwehr des Eintretens der katholischen Reichsmacht gegen sein Werk oder auch zur Aufwiegelung der ihm ergebenen Elemente wider die Einigungsversuche seitens der Kirche und der Fürsten die bedenklichsten und der Wahrheit widersprechendsten Aussagen in seinen Briefen, Schriften und Maßnahmen nicht scheute.[3])

Luther, schreibt Denifle,[4]) fälschte die katholische Lehre von Christus, von der Erlösung, von der Taufe, vom Glauben, von der Rechtfertigung, vom Heilswege, von der Sünde, von den guten Werken, vom Verdienste, von den Gelübden, vom Ordensstande, von der Ehe und überhaupt von den Sakramenten, von der Genugtuung, von der Abtötung, vom Ablaß,[5]) von der Verehrung und Fürbitte der Heiligen, vom Gebet, vom Kult und Gottesdienst, vom Papste und Papsttum.

---

1) Vgl. Studien über Katholizismus, Protestantismus ꝛc. S. 82; Hortig-Döllinger, a. a. O. 2, 676 ff.

2) Es ist eine gemeine, schädliche Plage, daß jedermann lieber Böses denn Gutes von dem Nächsten hört sagen." Das wußte Luther und richtete darnach sein Verfahren ein. Vgl. J. T. Müller, a. a. O. S. 434.

3) Mausbach, Die katholische Moral ꝛc. 2. Aufl. Köln 1902. S. 65 f.

4) Denifle, a. a. O. S. 28.

5) Vgl. Zeitschrift für katholische Theologie 1905. S. 424.

Zunächst steht fest, bemerkt N. Paulus,[1]) daß Luth
vom Jahre 1524 an sowohl in seinen Predigten als in sein
akademischen Vorlesungen wiederholt und offen erklärt h
man dürfe um eines guten Zweckes willen die Unwahrh
sagen oder lügen.

Im J. 1521 spricht er das Wort: „Wer nur einm
lügt, der ist gewiß nicht aus Gott, und verdächtig in all
Dingen". „Lügen und trügen", lehrt er im Großen Kat
chismus,[2]) „ist an ihm selbst große Sünde."

Seine rechten Jünger ahmen sein Beispiel nach u
lassen es sich ernstlich angelegen sein, die Lehre der katholisch
Kirche zu entstellen.[3])

Die Behauptung, daß „die auserwählten Werkzeug
mit Weisheit, Mut und Kraft ausgerüstet gewes
seien, findet in unseren Tagen keinen allseitigen Glaub
Die theologische Fakultät zu Leipzig erklärte allerdings
Jahre 1904:[4]) „Hier, wo der Reformator zehn Jahre v
Speyer mit beispiellosem Mute seinen Protest einlegte wid
des Papstes und der Konzilien Tyrannei, wissen wir u
eins mit den Männern, die das Speyerer Gedächtnisw
gefördert haben." Auf der Disputation zu Leipzig 15
hat Luther sich indessen nach seinem eigenen Geständnis
keine glänzenden Lorbeeren geholt — male disputatum est.

---

1) Wissenschaftl. Beilage zur Germania v. 11. August 1904. S. 2
2) J. T. Müller, a. a. O. S. 396.
3) Vgl. Fr. Laun, Ausführliche katholische Antworten rc. Rotten
burg a. N. 1905. S. IV ff.
4) Vgl. Der Reichsbote vom 21. August 1904.
5) Vgl. Alzog, a. a. O. 2, 140 f. Was Luther am 3. März 151
dem Papste geschrieben hat, scheint den Professoren der Theolog
vielleicht nicht bekannt zu sein. In diesem Schreiben sagt e
„So bezeuge ich, o heiligster Vater, vor Gott und aller Wel
daß ich die Gewalt der römischen Kirche und deiner Heiligke
auf keinerlei Weise weder antasten oder auch durch List zerstör
weder wollte noch will. Ich bekenne auf das vollständigste, da

Wenn wir uns nicht irren, so verpflichten sich die Mitglieder auf die Augustana, sie verwerfen nun allerdings die „Tyrannei der Konzilien", deren Beschlüsse von vielen gefaßt würden, sie unterwerfen sich aber unter die Tyrannei eines Einzigen, nämlich dessen, welcher die Augustana verfaßt hat. Dieser, Melanchthon ist sein Name, rief einem Freunde zu:[1] „O könnte ich doch, könnte ich doch nicht zwar die Herrschaft der Bischöfe bestätigen, aber doch ihr Ansehen wieder herstellen! Denn ich sehe, was für eine Kirche wir haben werden nach dieser Auflösung der bisherigen kirchlichen Verfassung. Ich sehe, daß die Tyrannei viel unerträglicher werden wird, als sie jemals vorher gewesen ist."

Ohne Zweifel, gesteht W. Walther,[2] zeigt sich nicht selten bei Luther Aengstlichkeit, Verlegenheit, Zurückscheuen vor Gefahren, wirkliche Furcht.[3])

Mutig war Luther, wo und wann er sich geschützt wußte.[4])

Der „mutigste" unter allen „Reformatoren" war wohl ohne Zweifel John Knox. Dieser, schreibt Herzog,[5]) hat der schottischen Reformation den calvinisch-puritanischen Charakter gegeben, der sie noch heute auszeichnet. Den Katholizismus betrachtete er ganz einfach als Götzendienst, den Papst erklärte er für den Antichristen. In anderen Punkten ging er über Calvin hinaus, ja über alles, was bis dahin auf reformierter Seite geltend gemacht worden war. Vermöge seiner kirchlich-

---

diese Kirche Gewalt habe über alles, und daß ihr weder im Himmel noch auf Erden irgend etwas vorzuziehen sei, außer allein Jesus Christus, der Herr aller Dinge". Vgl. Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. 1, 52 f., 177 f.

1) Studien über Katholizismus, Protestantismus 2c. S. 58.

2) Theologisches Literaturblatt. 1904, S. 232.

3) Vgl. Studien u. Skizzen zur Gesch. der Reformation. 1, 172 ff.

4) Vgl. Möller-Kawerau, a. a. O. 3, 14. 26. 30. Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. 1, 179 f.

5) Herzog, a. a. O. 3, 233 f.

revolutionären Grundsätze billigte er die Ermordung de Kardinals Beaton, sowie er überhaupt die Ansicht hatt daß schlechte Regenten, besonders solche, welche das Wor Gottes aufhielten und verfolgten, abgesetzt und auch hin gerichtet werden sollten.[1]) „Als Maria Tudor den eng lischen Thron bestieg, konnte ohnehin von seinem Verbleibe im Lande nicht mehr die Rede sein.“ Solange er sic sicher wußte, forderte er die Ermordung der Katholiken;[2] sobald er merkte, daß ihm Gefahr drohe, entzog er sic derselben durch die Flucht.[3])

An der Ausrüstung der „Werkzeuge“ müssen wir zweifeln da sie Lehren verkündigten, welche der gesunden Vernunf widersprechen. Luther gab sogar das sonderbare Gebot, di Vernunft, des Teufels Hure, zu erwürgen.[4])

Es ist mindestens eine sehr einseitige und abstrakt Betrachtung Luthers, die in ihm den Mann der neue Zeit, den Helden eines herauffsteigenden Zeitalters oder de Schöpfer des modernen Geistes feiert, bemerkt Harnack.[5] Will man solche Helden erblicken, sagt er, so muß man z

---

1) Vgl. Hortig-Döllinger a. a. O. 2, 511. 686 f.; Wetzer und Wel Kirchenlexikon. 2. Auflage. 12, 156 ff.; Janssen, Geschichte d deutschen Volkes. Freiburg 1886. 5, 536 ff.

2) John Knox approved of the murders of Cardinal Beaton and Rizzio. But then he openly taught that, by the Word of G any Protestant might, and should take any Catholic's life. I move were the lives of the Queen and her mother, as a minable idolatresses, for feit not only to public vengea but to the dagger or pistol. Deliberately and directly appealed to the private assasin. The Church Times. S tember 29, 1905. p. 354.

3) The Church Times. October 6, 1905. p. 397.

4) Vgl. N. Müller, a. a. O. S. 341; Hase, Kirchengesch. S. Vgl. W. Kolb, Die Glaubensspaltung und ihre Folgen im Gegenwart. Münster i. W. 1903. S. 157.

5) Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 3, 727.

Erasmus und Genossen oder zu Männern wie Denk, Franck, Serveda und Bruno gehen.[1])

Doch wollen wir endlich die Behauptung der „Reinigung von falscher Lehre" einer flüchtigen Prüfung unterziehen.

„Die Lehrfeststellungen der reformatorischen Theologen, erklärt Seeberg,[2]) wurden dadurch zur Kirchenlehre, daß die weltliche Obrigkeit sie namens der christlichen Gemeinde rezipierte." Der beschränkte Untertanenverstand wird gegen diese Rezeption durch die weltliche Obrigkeit nichts einwenden. Wer die Geschichte einigermaßen kennt, weiß, daß „die christliche Gemeinde" nicht gefragt wurde und daß nicht von einer christlichen Gemeinde, sondern von vielen christlichen Gemeinden gesprochen werden muß.

An Luthers Abendmahlslehre, bemerkt Seeberg,[3]) wurde Melanchthon durch die altkirchlichen Zeugnisse irre.[4]) Calvins Abendmahlslehre, versichert er, hat die Zwinglis verdrängt.[5]) „Das Bedenklichste dabei (an der Abendmahlslehre Luthers) war, erklärt Harnack,[6]) daß nach Luther zwar nur für den Genuß Leib und Blut Christi im Abendmahl vorhanden war, daß aber auch der Ungläubige sie erhalten sollte. Damit war die katholische Sakramentslehre mit ihrer Unterscheidung der ‚objektiven' Bedeutung des Sakraments und der Heilswirkung im Sakrament wieder aufgerichtet. Zugleich aber war durch diese Zertrennung faktisch der Glaube an

---

1) Vgl. Hase, a. a. O. S. 447, 450 f., 462; J. H. Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 4. Aufl. Leipzig 1860. S. 508 ff.

2) R. Seeberg, Grundriß der Dogmengeschichte. S. 114.

3) R. Seeberg a. a. O. S. 119. 128.

4) Zwingli nannte Luthers realistische Abendmahlsauffassung eine opinio non solum rustica sed etiam impia et frivola. O. Zöckler, Handbuch der theolog. Wissenschaften. 2. Aufl. 1885. 3, 24.

5) Zwinglis Abendmahlslehre hieß Calvin eine „profane Lehre". E. Kalb, Kirchen und Sekten der Gegenwart. S. 112.

6) A. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 3, 806.

die Wirksamkeit des Sakraments ex opere operat
hergestellt."[1]) „Da Luther, erklärt ebenderselbe,[2]) d
von Gottheit und Menschheit in Christus so streng
kein Theologe vor ihm, mußte er im Rahmen d
naturenlehre auf jene entsetzlichen Spekulationen
Ubiquität des Leibes Christi geraten, die sich
höchsten Höhen scholastischen Widersinns bewegen."
sieht vieles an unserem evangelischen Kirchentum
tholisch aus!" sagt Kattenbusch.[4]) „Bei aller Ueb
von der Unvergänglichkeit evangelischer Wahrhei
Schmidt,[5]) wissen sich ja die Reformationskirchen
als erst werdende, die im Kampf mit Sekte un
erst hinankommen müssen zur Vollerkenntnis Jesu

Diese Aeußerungen scheinen andeuten zu wolle
den „Reformationskirchen" die Reinigung von falsc
noch nicht, wenigstens noch nicht vollständig erfolgt

Man wird uns da vielleicht aufmerksam mac
wir unsere Prüfung mit den Prinzipien beginnen
Wir folgen dem Winke.

„Die Lehre der protestantischen Kirche, versichert
gründete sich einerseits auf das Formalprin
Alleinverbindlichkeit der Heiligen Schrift als R
Glaubens, anderseits auf das Materialprinzip
Rechtfertigung des Menschen allein durch den G
Wir sind nun der Ansicht, daß etwas, was man
testantische Kirche" nennen dürfte, bisher noch nicht d
ist und auch nicht so bald da sein wird, daß es nu
kirchen oder Freikirchen gibt, die sich protestantis

---

1) Vgl. Hase, Handbuch der protestantischen Polemik.
S. 357; Harnack, a. a. O. 3, 794 f.
2) Harnack, a. a. O. 3, 788.
3) Vgl. Hortig-Döllinger, a. a. O. 2, 249.
4) F. Kattenbusch a. a. O. 1, 34.
5) H. Schmidt, a. a. O. S. 428.
6) R. Sohm, Kirchengeschichte im Grundriß. 14. Aufl. 190

gelisch, lutherisch, reformiert, evangelisch-protestantisch, evangelisch-lutherisch, evangelisch-reformiert, uniert nennen. Nach unserer Meinung dürften die lutherischen Kirchen insgesamt an der Lehre Luthers von der Berechtigung der Kindertaufe und vom Abendmahl festhalten, die er mit Berufung auf die Tradition, auf das Zeugnis der Kirche verteidigte.[1])

Die Sitte, von einem Formal- und Materialprinzip zu reden, die im 19. Jahrhundert aufgekommen und sehr beliebt geworden ist, findet keineswegs allgemeine Billigung.[2]) A. Ritschl fordert, „daß man sich des apokryphen Schema des materialen und des formalen Prinzipes, sei es des Protestantismus, sei es der reformatorischen Theologie, entschlage".[3]) Diejenige Antwort, die auf den Protestantismus ohne Vergleich sich beziehend das größte Ansehen, ja zeitweilig fast den Charakter einer rezipierten Doktrin über das Prinzip des Protestantismus gewonnen hatte, schreibt Kattenbusch,[4]) „ist jene, wonach zwischen einem Formal- und einem Materialprinzip unterschieden, jenes als die Heilige Schrift, dieses als die Lehre von der Rechtfertigung bezeichnet wird. Durch Ritschls scharfe Kritik ist dieser Schematismus zurzeit einigermaßen zurückgedrängt. Beseitigt ist die Formel noch nicht. Dafür ist sie zu handlich, hat auch zuviel guten Schein für eine oberflächliche Geschichtsbetrachtung an sich.[5])

Sehen wir zu, wie es mit dieser „Formel" steht.

Es wird gesagt, daß „der fromme Zeuge der Wahrheit das klare Verständnis der Heiligen Schrift unserem deutschen Volke in seiner Muttersprache eröffnet hat".

---

1) Vgl. Studien über Katholizismus, Protestantismus rc. S. 67 ff.; F. W. Schulze, a. a. O. S. 285 ff.

2) Vgl. P. de Lagarde, a. a. O. S. 15; Luthardt, a. a. O. S. 21 f.

3) Vgl. Maurenbrecher, a. a. O. S. 220.

4) F. Kattenbusch, a. a. O. 1, 59.

5) Vgl. K. Müller, a. a. O. S. 74 ff.

Bis zum Jahre 1518 waren wenigstens 15 vollständi
Bibelübersetzungen in hochdeutscher und 5 in niederdeutsch
Mundart verbreitet.[1])

„Ich kann weder griechisch noch hebräisch", gesta
Luther kurz und bündig.[2]) Trotzdem wagte er sich an d
das Werk der Bibelübersetzung. Seiner Lehre von der z
gerechneten Gerechtigkeit zu gefallen hat Luther nach Dö
linger[3]) die Heilige Schrift in mehreren Stellen besonde
der paulinischen Briefe mit berechneter Untreue übersetzt;
einigen Büchern hat er eine ziemlich „freie Stellung" ei
genommen.[4]) Luther, sagt Harnack,[5]) opponierte in d
selben Zeit, in der er den Kampf gegen die Autorität d
Konzilien so tapfer führte, auch gegen die Unfehlbarkeit d
Schrift, und wie konnte er anders?"[6])

Kein gewissenhafter Mann, der die griechische, i
hebräische, die lateinische Sprache kennt, wird die Luth
Bibel in Kirche und Schule gebrauchen.[7])

„Für viele protestantische Theologen der Gegenwart
die Heilige Schrift nur mehr sehr wenig verbindlich";
ist ihnen „nicht oder nur in beschränktem Sinne inspiriert
die Schrift, sagen sie, sei nicht Gottes Wort, Gottes W

1) Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. 1, 43 ff.; 603
J. Langer, Grundriß d. Einleitung in das Neue Testament. 2. Au
1873. S. 202 ff.; F. Kropatscheck, Das Schriftprinzip der lut
rischen Kirche. 1. Bd. Leipzig 1904; Fr. Falk, Die Bibel a
Ausgange des Mittelsalters. Köln, 1905.

2) Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 108.

3) Döllinger, Kirche und Kirchen. S. 434. 469 f. 428 f.

4) Vgl. Alzog, a. a. O. 2, 149; Langenn a. a O. S. 175; Studie
über Katholizismus, Protestantismus rc. S. 63 f.

5) Harnack, a. a. O. 3, 771.

6) Vgl. Hase, Kirchengeschichte. S. 407.

7) Vgl. P. de Lagarde, Die revidierte Lutherbibel. Göttingen 188
S. 7. 25. 39 f.; Janssen, An meine Kritiker. Freiburg, 188
S. 62 f.; P. de Lagarde, Ueber einige Berliner Theologe
Göttingen, 1890. S. 112. 105.

sei in der Schrift enthalten, ohne die Teile derselben anzugeben, in welchen dieses der Fall sei.[1])

Mit der Lehre von der Rechtfertigung und jenen, die mit ihr zusammenhängen, sieht es, wie wir teilweise schon angedeutet haben, nicht besser aus.

Die Reformatoren, schreibt Luthardt,[2]) lehrten zunächst alle prädestinatorisch, gingen aber dann in dieser Lehre auseinander.[3])

Gott wirkt nach Zwingli alles. Von Freiheit und Verdienst kann daher nicht geredet werden. Das Heil des Menschen hängt allein an der ewigen Wahl, Gott realisiert sie unmittelbar, nur Werkzeug ist die Predigt.[4])

Alles, sagt P. Zeller,[5]) hängt (nach Zwingli) von Gott ab; ihm gegenüber verschwindet die Kreatur wie der Mensch. Zwinglis letztes dogmatisches Hauptwerk (De providentia Dei) geht in der Betonung dieses alleinigen Wirkens Gottes bis an die Grenze des Pantheismus. Auch hinsichtlich der Sünde zeigt sich dieses allein- und übermächtige Wirken Gottes; auch sie wird auf die göttliche Urheberschaft zurückgeführt, wird aber eben damit zum bloßen Gebrechen.

Aus der unbedingten Machtvollkommenheit Gottes und der unbedingten Abhängigkeit des Menschen, sagt Hase,[6])

---

1) Auf reformiertem Gebiete war bedeutsam, daß Calvin bereits selber die strengste Inspirationslehre entwickelt hatte. Der Zweifel an der Echtheit eines biblischen Buches ist unmoralisch; Kritiker sind nebulones, impii homines, nasuti censores, canes. Möller-Kawerau, a. a. O. 3, 389.

2) Luthardt, a. a. O. S. 110.

3) Vgl. Möhler, Symbolik. 5. Auflage. Mainz 1838. S. 43 ff.; K. Müller a. a. O. S. 297 ff., 479 ff.; Rösgen, a. a. O. S. 245 ff., 250 ff.

4) Seeberg, Grundriß der Dogmengeschichte. 2. Auflage. S. 112. Hortig-Döllinger, a. a. O. 2, 511.

5) Zöckler, a. a. O. 2, 657.

6) Hase, Kirchengeschichte. S. 413. Vgl. Kahnis, a. a. O., 2, 511 f.

wird von Calvin gefolgert, daß Gott nach ewigem Ratschluß die einen geschaffen habe zum Heil, die anderen bei gleicher Schuld zum Untergange. „Nicht, erklärt Calvin,[1] weist die Schöpfung allen die gleiche Daseinsbedingung zu; sondern den einen ist das ewige Leben, den anderen die ewige Verdammnis vorherbestimmt. Gott erwählt nach verborgenem Rat die einen in freier Weise, unter Verwerfung der andern. Wir sagen, daß durch ewigen und unveränderlichen Ratschluß Gott einmal festgesetzt habe, wen er dereinst in die Seligkeit aufnehme, wen er hinwiederum dem Verderben weihen wolle."

„Die Wahrheit des Calvinismus zu bezweifeln, hieße an der Sonne am Himmel zweifeln".[2]) Der Niederländer Cuyper bezeichnete den „Calvinismus als Grundlage und Bürgschaft unserer Freiheiten".[3])

Von nicht wenigen protestantischen Theologen wird die Prädestinationslehre Zwinglis und Calvins preisgegeben.[4])

Die reformierte Kirche, bemerkt Gezelius von Scheele, huldigt tatsächlich einer abstrakteren, unpersönlicheren Vorstellung vom Wesen Gottes als die lutherische, mag dies auch nirgends in ausdrücklichen theologischen Lehrsätzen zum Ausdruck gelangen. Es tritt das insbesondere hervor bei der harten Lehre der Calvinisten von der unbedingten Gnadenwahl, wodurch „mitten in das milde und liebeatmende Christentum ein finsterer, feindseliger Fatalismus eingeführt wird. Der Fatalismus aber in der einen oder anderen Gestalt, das heißt die erbarmungslose Oberherrschaft eines blinden Gesetzes, einer kalten Regel, einer Laune, ist das Resultat, zu welchem eine jede abstrakt begrifflich an-

1) Vgl. Kalb, a. a. O. S. 111.

2) To doubt the truth of Calvinism was to doubt the sun in heaven. The Church Times. August 25, 1905. p. 218.

3) Vgl. Fr. Nippold, a. a. O. 3, 612.

4) Vgl. Kurtz, a. a. O. S. 428. 472; Herzog, a. a. O. 3, 532; Möller-Kawerau, a. a. O. 3, 312; Döllinger, Kirche u. Kirchen. S. 3[illegible]

gelegte Gotteslehre notwendig, wenn sie anders konsequent ist, schließlich hingelangt. Denn nur beim persönlichen, lebendigen Gotte ist Liebe, ist Barmherzigkeit denkbar".[1])

Die Zentrallehre des Calvinismus, die Prädestinationslehre, ist gefallen: sagt Kahnis.[2])

Daß sie widerchristlich, sittenverderblich, daß sie geradezu gottlos ist, ist kaum zu verkennen.[3])

Wenn Gott alles wirkt, wie Zwingli und Calvin erklärten, weshalb haßten sie dann die katholische Kirche, weshalb verfolgten sie dann ihre Mitmenschen, welche einer anderen Lehre zugetan waren? Vielleicht deshalb, weil sie nicht imstande waren, die einfachsten Folgerungen zu ziehen, die sich aus ihren Aufstellungen ergeben, weil sie nicht logisch zu denken vermochten?

Wenn wir uns nunmehr den deutschen „Reformatoren" zuwenden, so wird die Sache etwas schwieriger. „Man darf sich erlauben, klagt Seeberg,[4]) Luthers Ideen wie eine wächserne Nase hin- und herzudrehen, weil es keine Richter im Lande gibt, die dem wehren." Er meint, daß von ihm Luther recht verstanden wird; andere werden vielleicht seine Meinung nicht als richtig anerkennen.

Um dem Vorwurfe zu entgehen, daß wir die Ideen Luthers hin- und herzudrehen suchen, wollen wir dieselben durch andere darlegen lassen.

Die ältesten ethischen Disputationen Luthers, lesen wir,[5]) zeigen, wie sich derselbe im Kern seiner Gnadenlehre schon vor dem Ablaßstreite von der kirchlichen Lehre getrennt hatte.[6])

---

1) Zöckler, a. a. O. 2, 784. 658. 660.
2) Kahnis, a. a. O. 2, 538 f., 545.
3) Vgl. Hortig-Döllinger, a. a. O. 2, 518 ff; Pohle a. a. O. 3, 65.
4) R. Seeberg, Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrh. S. 350. 236.
5) Theologisches Literaturblatt. 1904. S. 78.
6) Dem todkranken Tetzel schrieb Luther: „Er solle sich unbekümmert lassen, die Sache sei um seinetwillen nicht angefangen, sondern das Kind habe einen andern Vater". Wetzer u. Welte's Kirchenlexikon. 2. Auflage. 11, 1439.

Im Jahre 1517 stellte er den Satz auf: „Es is
daß der freie Wille sich nach beiden Seiten hin ent
kann, vielmehr ist er kein freier, sondern ein ges
Wille.“ [1])

Im Jahre 1520 schrieb er: „Gott bewirkt a
schlechten Werke in den Gottlosen.“ [2])

Gegen die klaren Sprüche der Schrift vom
Gottes, der allen das Heil vergönnt, bemerkt Hase,
sich Luther (in seiner Schrift De servo arbitrio 152
Erasmus) nur auf einen geheimen, nicht geoffenbarten
willen berufen, der anders gesinnt sei, und in al
mahnungen Christi und der Apostel, welche die freie
kraft zu ihrer sittlichen Erfüllung voraussetzen, sieht
ein Spotten, das uns von unserer Hilflosigkeit übe
soll: „tut das, wenn ihr's könnt! aber freilich kön
nicht.“ Da spielt auch sein Teufelsglaube hinein: der
erscheint ihm wie ein Reittier, „wenn Gott draufsi
er und läuft er, wohin Gott will; reitet ihn der
so will und läuft er, wohin der Teufel will, und
nicht in seiner Macht, zu dem einen oder andern R
laufen, sondern die Reiter selbst streiten miteinand
ihn besitzen soll.“

Luther, erklärt Kahnis, [4]) hat die Prädestinatio
seiner Schrift De servo arbitrio nie förmlich zurückgen
„Erklärt Luther in einem Brief an Capito vom
1537, er erkenne keins seiner Bücher als sein rechte
an, als etwas, das vom geknechteten Willen und den
chismus, so beweist das die Wichtigkeit des Satzes
Allwirksamkeit [5]) Gottes für sein theologisches

1) Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. 2, 76.
2) Vgl. Denifle, Luther u. Luthertum. 2. Aufl. Mainz 1904.
3) Hase, Gnosis. 2, 173.
4) Kahnis, a. a. O. 2, 504 f.
5) Von uns unterstrichen.

Luther hat diese Gotteslehre in streng deterministischer Form vorgetragen und er hat auch den skotistischen Gedanken von der absoluten Willkür in Gottes Willen Raum verstattet": sagt Feine.[1])

In den Jahren 1521 und 1522 lehrte Melanchthon: „Es ist eine frostige Ansicht, zu meinen, Gott lasse das Böse nur zu. In Wahrheit wirkt Gott alles in allem, sowohl den Verrat des Judas, als die Berufung des Paulus." Ein tieferes und unbefangeneres Schriftstudium überzeugte ihn von der Unhaltbarkeit seines deterministischen Prädestinationismus. Im Jahre 1552, als er die bedenklichen Folgen dieser Lehre hinreichend erkannt haben mochte, sagt er: man muß die Menschen belehren, daß der freie Wille etwas tut. Die Bekehrung geht bei David nicht so vor sich, als wenn ein Stein in einen Feigenbaum verwandelt würde, sondern der freie Wille tut etwas bei ihm. Im Jahre 1559 (am 19. April 1560 starb er) schrieb er: „Ich habe bei Leben Lutheri und hernach diese stoische und manichäische Deliria verworfen, daß Luther und andere geschrieben haben: alle Werke, gute und böse, in allen Menschen, guten und bösen, müßten also geschehen. Nun ist öffentlich, daß diese Rede wider Gottes Wort ist, und ist schädlich wider alle Zucht, und lästerlich wider Gott."[2])

---

1) P. Feine, Die Erneuerung des paulinischen Christentums durch Luther. Leipzig 1903. S. 18. Vgl. Möller-Kawerau, a. a. O. 3, 54 ff.; Th. Kolde, Martin Luther. Gotha 1889. 2, 132 ff.; Herzog, a. a. O. 3, 47; Alzog, a. a. O. 2, 162 f.; Kirche oder Protestantismus? S. 194; Denifle, Luther und Luthertum. 1. Aufl. 1, 600 ff.; Studien über Katholizismus, Protestantismus rc. S. 25 ff., 61 ff.

2) Vgl. Kahnis, a. a. O. 2, 505 ff.; Luthardt, a. a. O. S. 111 f.; Zöckler, a. a. O. S. 652 f; Möller-Kawerau, a. a. O. 3, 256. 260; Studien über Katholizismus, Protestantismus rc. S. 84 f; Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. 13. Aufl. 4, 37.

Die Konkordienformel, sagt Kahnis,[1]) verwi Prädestinationslehre, welche Luther in der stärksten einst vertreten hatte. Diese Behauptung ist richtig. Konkordienformel heißt es: wir verwerfen und verd den Schwarm der Philosophen, so man Stoikos g hat, wie auch die Manichäer, die gelehrt haben, daß was geschehe, müsse also geschehen und könne nicht geschehen.[2]) Diese Behauptung ist aber zugleich un die Bekenntnisschrift stellt unter Zustimmung der Luthers De servo arbitrio Sätze auf, welche zu destinationslehre führen.[3])

Daß durch diese die Sittlichkeit gefördert wer zum mindesten fraglich.[4])

Der schon von Melanchthon gelehrte Synerg nach welchem bei der Bekehrung des Menschen dr sachen zusammenwirken, Gott, das Wort und der des Menschen, bemerkt Schulze,[5]) hätte nicht so schl verworfen werden sollen, wie es in der Konkordie geschieht.

(Schluß folgt.)

---

1) Kahnis, a. a. O. 2, 543. 545.

2) Vgl. Seeberg, Grundriß der Dogmengeschichte. S. 119.

3) Vgl. J. T. Müller, a. a. O. S. 524. 598 f., 602; Stud Katholizismus, Protestantismus 2c. S. 203 f., 148 f.; Has buch der protestantischen Polemik. 4. Aufl. S. 264.

4) Vgl. Mausbach, a. a. O. S. 97 f.; Döllinger, Kirche u. S. 268 f.

5) F. W. Schulze, a. a. O. S. 168.

XLII.

Das neue Parlament und die Forderungen der englischen Nation.

Der seit 1832 beispiellose Wahlsieg, damals gingen aus der Wahlurne 486 Radikale und Liberale und nur 172 Konservative hervor, während jetzt 400 Liberale, 29 Arbeiter und 83 irische Nationalisten und nur 158 Unionisten oder Konservative gewählt sind, legt der liberalen Partei große Verpflichtungen auf. Wird sie den hochgespannten Erwartungen entsprechen? Wird sie sofort die heiß ersehnten Reformen in der Agrargesetzgebung, in der Lösung der Arbeiter-, Schul- und Temperenzfrage in die Hand nehmen? Werden die irischen Nationalisten und die Arbeiterkandidaten den liberalen Ministern freie Hand lassen oder ihnen allerlei Schwierigkeiten in den Weg legen, oder gar durch Anschluß an die Unionisten das Ministerium zu stürzen suchen? Soweit wir die Sachlage überschauen können, befindet sich das liberale Ministerium in einer weit günstigeren Lage, als sie je seit 1832 bestanden hat. Die zwei Parteien der Arbeiter und der irischen Nationalisten verfolgen zwar ihre Sonderinteressen, finden aber ihren Vorteil in einem engeren Bündnis mit den Liberalen, denen bis zu einem gewissen Grade dieselben Ziele vorschweben. Diese beiden Parteien sind überzeugt, daß mit den Konservativen kein Bund zu flechten ist. Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben sie belehrt,

daß die zeitweiligen Vorteile, die sie aus dem Bunde mit den Tories gezogen, zu teuer erkauft waren, weil sie zur Verwirrung der Gemüter geführt hatten. Da die Tory-Demokraten verschwunden sind, so sind keine Anknüpfungspunkte mehr vorhanden. Die in Freihändler und Schutzzöllner gespaltenen Unionisten werden sich voraussichtlich für Jahre bekämpfen und noch weniger Einfluß üben als die unter den Ministerien Salisbury und Balfour sich bekämpfenden Liberalen.[1])

Die Minister haben in ihrem Wahlprogramm ausdrücklich erklärt, daß sie keine Home-Rule-Bill für Irland einbringen würden, wohl aber durch Ausdehnung der in England bestehenden Institutionen auf Irland dem Volke das Recht der Selbstverwaltung gewähren würden. Die irischen Parlamentarier haben in weiser Selbstbeschränkung sich hiermit zufrieden erklärt. Die Liberalen haben nicht nötig, eine neue Politik einzuführen, sondern setzen einfach das von dem konservativen Oberstaatssekretär Wyndham in Irland begonnene Werk fort; der Unterstaatssekretär Sir Antony Mac Donnell, der bereits so Großes vollbracht hat, und auf die wirksame Unterstützung des Vizekönigs, des Grafen Aberdeen, und des Obersekretärs Bryce rechnen kann, wird auch jetzt sein außerordentliches Organisationstalent bewähren. Das irische Volk läßt sich in seiner Politik weit mehr als das englische von seinen Gefühlen bestimmen; darum ist die Ernennung des Grafen Aberdeen eine überaus glückliche. Er und seine edle Gattin sind der Gegenstand der allgemeinen Verehrung. Die liberale Partei wird den Iren nach und nach alles außer dem Namen Home-Rule gewähren und das englische Publikum belehren, daß diese Zugeständnisse die Machtvollkommenheit des „Imperium Britannicum“ keines-

---

1) Balfour hat in letzter Stunde sich gegen den Freihandel und für einen mäßigen Schutzzoll auf die Fabrikate und das Getreide des Auslandes entschieden.

wegs beschränken. Wenn die englische Gesetzgebung mit der irischen gleichen Schritt hält, wenn die Rechte des Grafschaftsrates erweitert, die Lasten gleichmäßig verteilt, wenn letzterem durch Besteuerung der Bauplätze und des in der Städte liegenden Landes neue Hülfsquellen eröffnet werden, wenn die Regierung durch Zwangsverkauf sich große Länderkomplexe erwirbt und unter die Landarbeiter verteilt, dann werden die Klagen über Bevorzugung der Iren von selbst aufhören. Für Irland ist sehr viel gewonnen, weil die englische Landbevölkerung an ihrem eigenen Fleische empfindet, wie der Landlordismus früher fruchtbare Länderstrecken in Wildgehege und Einöden umwandelt und dem armen Arbeiter nicht erlaubt, dieselben zu bebauen, um sein Dasein zu fristen. Früher war die Bevölkerung nicht so groß, früher gab es Arbeit in Hülle und Fülle; aber jetzt, nachdem die Eisenbahnen gebaut, nachdem die Maschinen die menschliche Arbeit überflüssig gemacht haben, liegt die Sache ganz anders. Die englischen Arbeiter können die Lage der irischen Landbevölkerung würdigen; sie sehen, was den Iren von der Regierung gewährt wird, soll auch ihnen späterhin zuteil werden.

Sind unsere Ausführungen richtig, so dürfen wir hoffen, daß die Home-Rule für Irland weder den Weg für englische Reformen versperren, noch die Klippe sein wird, an der das von den Liberalen geleitete Staatsschiff zerschellen wird. Das Ministerium kann auf dem Verwaltungsweg ohne neue Gesetze alle in Irland nötigen Maßnahmen durchführen. Was nun England und Schottland betrifft, so braucht es jetzt in den meisten agrarischen Fragen den Widerstand des Oberhauses nicht zu fürchten, denn dasselbe kann nie und nimmer wagen, seine eigenen Interessen über die Wohlfahrt des Landes zu stellen und die allerschlimmsten Auswüchse des Feudalsystems, die von den übrigen Kulturvölkern längst beseitigt sind, aufrecht zu halten. Zu diesen Auswüchsen rechnen wir, daß einige Wenige die Besitzer von Grund und

Boden von ganz London, Liverpool und Manchester sind, ausgedehnte Länderkomplexe in den verschiedenen Grafschaften Englands, Irlands und Schottlands besitzen, die Pächter vertreiben, Acker- und Wiesenland in Einöden verwandeln, die Wälder niederhauen und mit dem Lande tun dürfen, was ihnen beliebt; ferner daß sie sich allen lokalen Lasten und Taxen entziehen können, wenn sie ihre Schlösser nicht bewohnen, obgleich es doch recht und billig wäre, daß sie wegen ihres Abwesendseins besonders besteuert würden. An allen diesen Punkten wird die liberale Regierung einsetzen und durch Auferlegung außerordentlicher Steuern und Abschaffung der Gesetze betreffs der Erbfolge und Fideikommisse die Zerschlagung der großen Länderkomplexe herbeiführen. Die Regelung des Verhältnisses der Pächter zu den Landlords, der Landarbeiter d. h. der Afterpächter zu den Großpächtern wird gleichfalls zur Sprache kommen. Die Zeiten, in denen der Squire und der anglikanische Parson alle Gemeindeangelegenheiten gemeinsam regelten, in denen Kirche und Staat Hand in Hand gingen, in denen Katholiken und Dissidenten sich alles gefallen lassen mußten, sind glücklicherweise vorüber; aber die Friedensrichter und andere Lokalbeamte werden noch immer aus bestimmten Familien genommen. Diese Ehrenämter, welche nur den Würdigsten verliehen werden sollten, sind gleichsam erblich geworden und haben den Tories einen ungebührlichen Einfluß verschafft. Gerade hier gilt es zu säubern und Mißbräuche abzustellen. Die Arbeiterpartei wird sehr früh eine Erweiterung der Arbeitergesetzgebung erwarten und darauf hinweisen, wie weit England in dieser Hinsicht hinter anderen Ländern zurücksteht. Hier werden Konflikte nicht ausbleiben, da die zahlreichen liberalen Arbeitgeber weiteren Zugeständnissen abgeneigt sind; hoffentlich wird es zu einem Kompromiß kommen. In der Temperenzfrage werden die Liberalen aller Schattierungen übereinstimmen, denn die Brauer, Destillatoren und Wirte (der „Liquor Trade") waren die wärmsten Anhänger der

Konservativen, die ihnen die größten Vergünstigungen nachwarfen. Die hierüber ergrimmten Temperenzler und Nonkonformisten setzten Himmel und Erde in Bewegung, um die Konservativen aus dem Sattel zu heben, und verlangen jetzt ihren Lohn. Dieser aber wird wohl in einer Abänderung des unter den Tories erlassenen Gesetzes, d. h. einer Erhöhung des für die Schankkonzession zu zahlenden Preises und einer Herabsetzung und Verminderung der Wirtshäuser und einer gleichmäßigeren Besteuerung der Wirte und Bierbrauer bestehen. Bei manchen dieser Reformen können die Liberalen auf die Mitwirkung der Unionisten rechnen, und dies um so so mehr, da die eigentlichen Unionisten und ihr Führer Chamberlain in Fühlung mit den Massen bleiben wollen, und eine Beschränkung der Privilegien der Aristokratie nicht ungern sehen. Die Unionisten sehen recht wohl ein, daß die Armenfrage gelöst werden müß, daß sie allen Kredit beim Volke verlieren würden, wenn sie die Liberalen nicht unterstützten und keinen Unterschied zwischen den ohne ihre Schuld Verarmten und den Landstreichern und Taugenichtsen machten. Die neue Gesetzgebung wird sich ganz besonders der Schulkinder annehmen und den Forderungen der philantropischen Vereine Rechnung tragen. Wir haben allen Grund, eine Aufhebung der sogenannten Armenschulen zu erwarten, d. h. von Schulen, die nur von den Kindern der Armen besucht werden, weil sie in den besseren Schulen keine Aufnahme fanden. Die Behörden werden Sorge tragen, daß die von ihren Eltern verwahrlosten, zu allerlei Dienstleistungen verwendeten und schlecht genährten und gekleideten Kinder von ihren Eltern weggenommen und instand gesetzt werden, mit den Kindern der Reichen zu konkurrieren.

Man wird einwenden: die Durchführung derartiger Reformen setze eine friedliche Politik voraus, die durch die politische Sachlage ausgeschlossen sei. Darauf erwidern wir, daß England dank dem Bündnis mit Japan und der Schwäche Rußlands keinen Rivalen in Asien zu fürchten

braucht, daß eine deutsche Invasion ein Ding der U
lichkeit ist, wie ein Blick auf die englische, deutsch
französische Flotte zeigt. Die deutsche und die fran
Flotte sind sich ungefähr gleich; die englische übertrifft
Flotten an Zahl und Tonnengehalt der Schiffe. E
zählt gegenwärtig 56 große Kriegsschiffe und 24 a
Kreuzer, d. h. 80 Schiffe; Frankreich 21 Kriegsschi
15 armierte Kreuzer, also 36 Schiffe; Deutschland 20
schiffe und 6 armierte Kreuzer, zusammen also 26
Nach 12 Jahren wird England 136, Frankreich 60, D
land 58 große Kriegsschiffe und armierte Kreuzer
Unmöglich kann Deutschland ohne Bundesgenossen de
gegen England führen, seine Handelsflotte beschützen
Blockierung seiner Häfen durch die Engländer verh
Offenbar will Deutschland gegen Frankreich gewaffn
Die Kosten der 4 Schiffe, die in England jedes Jahr
werden sollen, belaufen sich auf 6'400,000 Pfd. Ste
sind um 3—4 Millionen geringer als die Ausgab
letzten Jahre. Die Einkünfte Englands sind so bed
daß es an Wiederaufnahme des „sinking fund“ denke

Der Imperialismus hat so vollkommen abgewirtschaf
seinen Kredit beim großen Publikum vollständig ein
Dasselbe hat eingesehen, daß er England der Rei
mit fast allen Großmächten verfeindet und den en
Namen verhaßt gemacht hat. Sowenig wie die Anw
der Sozialdemokraten im deutschen Reichstag ein Hem
für die Staatsmaschine gewesen ist, so wird es a
Arbeiterpartei im englischen Parlamente sein. „Die A
partei — so schrieb schon 1892 Lord Randolph C
an Arnold White (Life II, 458-59) — hat sich in
Grade von dem Mechanismus des politischen Parteig
emanzipiert; sie wird inne, daß sie einen politischen
besitzt, der sie von den zwei großen politischen P
unabhängig macht. Der Kampf, den sie führt, dre
weit weniger um die Löhne oder um die gerechte Ve

des Gewinnes und ist weit weniger gegen das Kapital gerichtet als auf die praktische Ausnützung der erworbenen Macht im eigenen Interesse. Das Arbeiterinteresse will für seine Sphäre das erreichen, was die Landpartei, Kapitalisten und Fabrikanten, durch ihren Einfluß aufs Parlament für sich erobert haben. Unsere Bodengesetze und unsere auswärtige Politik wurden im Interesse der Landpartei erlassen. Ich sehe hierin keinen Grund, mich zu alarmieren."

Einen wichtigen Faktor, mit dem das Ministerium zu rechnen hat, haben wir bis jetzt außer acht gelassen — das Oberhaus. Letzteres hat, wie wir in diesen Blättern gezeigt haben, in den letzten Jahrzehnten an Ansehen gewonnen, während das Unterhaus unter Gladstone, Salisbury und namentlich unter Balfour stetig in der öffentlichen Meinung gesunken und von dem Kabinett und Premier überschattet worden ist. Der jetzige Premier Sir Henry Campbell-Bannerman besitzt weder das überlegene Talent noch das stürmische, alle mit sich fortreißende Temperament Gladstones, noch den kaustischen Witz und die Gewalttätigkeit eines Salisbury, noch die Apathie und Nonchalance eines Balfour: ihm fehlt die den drei früheren Führern eigene Kraft und Gewandtheit, die widerstrebenden Elemente niederzuhalten. Er wird demnach sich auf seine Kollegen und die ganze liberale Partei stützen, an ihr einen Rückhalt suchen. Die Lords werden sich wohl hüten, die gegen Gladstone geübten Methoden in Anwendung zu bringen, denn den wenigsten der gegenwärtigen Minister eignen die konservativen Instinkte eines Gladstone und sie wären, wenn ihre Pläne durchkreuzt würden, bereit, den Kreuzzug gegen das House of Lords zu eröffnen. Gladstone beging durch seine wiederholten Pairsschube einen großen Fehler, denn anstatt, wie er gehofft hatte, die liberale Partei im Oberhaus zu verstärken, machte er aus guten Liberalen begeisterte Konservative, die infolge ihrer Geschäftskenntnis und ihrer Talente dem Oberhaus ein Ansehen verliehen, das es früher nicht gehabt hatte. Die

Demokratisierung hat sich trotz der demokratischen Institutio
in England viel langsamer vollzogen als in den Vereinig
Staaten, aber die letzte Flutwelle des Demokratismus i
eine so gewaltige, daß an ein Wiedererstehen des al
Toryismus nicht gedacht werden kann. Sonderbar ist
jedenfalls, daß die Damen der Primrose League bei
Wahlen eine so untergeordnete Rolle gespielt haben.

Der Sieg der Liberalen in England wird auf
Vereinigten Staaten und auf die übrigen Länder Euro
zurückwirken und zur Verschiebung des politischen Sch
punktes, d. h. zum Verlangen der Stände und Klassen füh
eigene Vertreter in die Parlamente zu schicken und an
Gesetzgebung mitzuwirken. Diese Tendenz brauchte in
verschiedenen Ländern so lange Zeit um sich geltend
machen, daß die Aristokraten alle Besorgnis, das Heft
entwunden zu sehen, als unbegründet weit von sich wi
und sich zu der Wahlreform des Jahres 1884 Glück wünsch
weil sie die Tories in England stärkte. Wie in Deutschl
so stellt man auch in England höhere Forderungen an
Parlamentsmitglieder und sieht ein, daß die Zahlung
Diäten die Abwicklung der Geschäfte beschleunigen und
Wahl von sachkundigen Mitgliedern zur Folge haben wü
Die irischen Abgeordneten haben den Engländern geze
wie man die Interessen der Wähler wahrt, wie viel m
durch ernste Arbeit im Parlament erreicht. Mit den ari
kratischen Dilettanten, denen die Annehmlichkeiten der Londo
Gesellschaft die Hauptsache, die Parlamentssitzungen Neb
sache sind, ist den Wählern nicht gedient. Diese Her
die so oft mit ihrer Uneigennützigkeit geprahlt, haben
ihrer Stellung im Parlament nur zu große Vorteile gezo
und die Wohlfahrt ihrer Wähler vernachlässigt. Die Sch
zölle haben dem großen Publikum die Augen geöffnet. S
Chamberlain wird die demokratische Bewegung nicht
zuhalten vermögen.

XLIII.

Reichstagsbrief. VI.

Berlin, 11. März 1906.

In den letzten 14 Tagen hat der Reichstag nur zwei Etats erledigt, die sonst wenige Tage in Anspruch nahmen. Reichsjustizamt und Reichspostamt füllten den Zeitraum aus.

Das Kapitel *Reichsjustizamt* wird nachgerade zu einem der gefährlichsten in allen Etatsberatungen. Wollte man sich beschränken auf das, was wirklich hieher gehört, ginge es gut und rasch; aber hier wird die gesamte Rechtsprechung in allen Bundesstaaten der Kritik unterworfen, und der Staatssekretär des Reichsjustizamtes kann in allen diesen Fragen nichts tun, da nicht wegen eines jeden Falles die Gesetzgebung geändert werden kann. Noch gefährlicher aber ist die Unsitte, die heuer eingerissen ist: jeder Abgeordnete, der im letzten Jahr einen Prozeß hatte, erzählte diesen in aller Breitspurigkeit dem Reichstage und ließ natürlich an den Richtern und Instanzen, die ihn verurteilten, kein gutes Haar. So kam der Sozialdemokrat *Kunert*, eben aus dem Gefängnis entlassen, mit seinem „Hunnenbriefprozeß", und der Antisemit *Krösell*, der den Sommer über eifrig vom Staatsanwalt gesucht worden ist, mit der Geschichte seines Falles und der Auflösung einer von ihm geleiteten Genossenschaft. Freilich konnte auch in beiden Fällen viel kritisiert werden; was insbesondere der Abg. Krösell über die Maßnahmen der Bürgermeister, des Amtsanwalts und des Polizeichefs in Pyritz in Hinter-

pommern erzählte, klingt fast wie ein Roman. Die Antworten der Konservativen waren sehr schwach; zweifelsohne war der beste Satz der, daß die gesamte Geschichte den Reichstag nichts angehe. Aber man tat hiebei doch einen interessanten Blick in die unverfälschten, ostpreußischen Konservativenkreise. Krösell ist Gegner der Konservativen und deshalb soll er mit allen Mitteln klein gemacht werden; man raubt ihm seine Ehre, sucht seine Existenz zu vernichten und schikaniert ihn auf alle nur denkbare Weise. Wir haben seine schweren Anklagen im stenographischen Bericht nachgelesen und müssen uns bis heute noch wundern, daß der preußische Justizminister nicht im Reichstage erschienen ist und antwortete. Die Sachsen waren „heller“; sie befürchteten auch Angriffe auf ihre Rechtspflege und hatten deshalb einen Kommissar zu den Beratungen gesendet, der auch tüchtig in die Debatte eingriff und die sozialdemokratischen Reden stark zerpflückte. Warum schwieg Preußen? So bleibt der Eindruck bestehen, daß es in Hinterpommern heißt: „Macht geht vor Recht“, daß es daselbst eine politische Justiz gibt, die man nicht mehr für möglich gehalten hätte.

Bemerkenswert war ferner, daß alle Klagen über die Mängel unserer Rechtspflege aus Norddeutschland stammten; nicht ein einziger Fall aus dem Süden wurde herangezogen. Auffallend! Gewiß ist auch im Süden nicht alles tadellos; man denke nur an die Freisprechung des Simplizissimus. Aber die Heimat der politischen Prozesse ist Preußen; hier scheint der junge Richterstand jene Objektivität nicht mehr zu besitzen, die zum eisernen Bestand einer guten Rechtspflege gehört. Der „Assessorismus“ mit seinem feudalen Beigeschmack scheint schon in weite Kreise des Juristenstandes gedrungen zu sein. Wenigstens habe ich aus den vielen Debatten den Eindruck erhalten, daß manches „faul ist im Staate Dänemark“.

Solche Zustände sind der beste Resonanzboden für sozialdemokratische Redner; dieselben verallgemeinern dann

und sprechen sich tatsächlich in der unerhörtesten Weise über unsere Rechtspflege aus. Am tollsten hat es der Abgeordnete Heine getrieben, der selbst Rechtsanwalt ist; er entstammt einer angesehenen bürgerlichen Familie; sein Vater war Vorsteher der Ritterakademie in Brandenburg. Heine ist ein echter Berliner, „schnodderig", wie ein Spreeathener es nur sein kann. Er versteht es meisterhaft, seine Worte so zu wählen, daß man ihn im Reichstage kaum fassen kann; aber in den Volksmassen erzielt er damit den erhofften Eindruck. Unschuldig wie ein Lamm stellt er sich im Reichstage; aber die ausgeworfene Drachensaat geht auf. Wer ein Muster einer eleganten, aber demagogischen Rede nehmen will, kann zu Heine gehen. Er scheint hier den Spuren Lassalles zu folgen. An der Rechtspflege ließ er kein gutes Haar; Klassenjustiz sagte er nicht, aber er umschrieb diesen Ausdruck, daß der einfache Genosse hienach greift. Wohl sind ihm Redner aus allen bürgerlichen Parteien entgegengetreten und haben sein Aufbauschen bedauerlicher Einzelfälle zerzaust; aber Heine war zufrieden; er hatte sein Ziel erreicht. Der frühere Rechtsanwalt Stadthagen beglückte uns dreimal mit derselben Rede, so daß dem Staatssekretär Nieberding endlich die Geduld riß und er einfach die einzig mögliche Antwort dahin gab, daß er Stadthagen nicht mehr antworten werde.

Viel Positives hat die langatmige Debatte nicht gebracht, immerhin aber einige erfreuliche Erscheinungen. Der Abg. Gröber gab in einer Resolution die Anregung das Wechselprotestverfahren zu vereinfachen und zu verbilligen. Dabei warf er die Frage auf, ob nicht die Organe der Post in den Dienst dieser Sache gestellt werden könnten. Er erhielt sofort die Zusage, daß eine Reform des Wechselprotestes in allernächster Zeit erfolgen werde und daß hiebei eine wesentliche Verbilligung der Kosten vorgesehen sei.

Wenn auch keinen gesetzgeberischen, so doch einen vollen moralischen Erfolg erzielte der Abg. Rören, der den Staat zum Kampfe gegen die unsittlichen Bilder und Schriften

aufrief. Er hatte hiebei ein recht drastisches Mittel gewäh
das durchschlagend wirkte; auf den Tisch des Hauses le
er eine Serie von Bildern und Photographien, welche
Gymnasisten und „höheren Töchtern“ gefunden word
waren. Alsbald war der Tisch umstellt und die Pho
graphien gingen von Hand zu Hand. Ekel und Entrüstu
erfaßte alle, Schreck und Entsetzen jene, denen an dem W
der Jugend liegt. Da verstummten die Spötter; sie mußt
selbst im Privatgespräch zugeben, daß es ihnen ganz u
glaublich erschienen sei, daß solch gemeiner Schmutz sich br
machen könne. In dieser Stimmung betrat dann der A
Stöcker die Tribüne und hielt eine wahrhaft erschütter
Rede über den Kampf gegen die unsittlichen Bilder. Mit Re
sagte er, daß der Staat die Sache nicht allein führen kön
es müsse vielmehr das Volk selbst sich erheben und gegen d
Schmutz, der seine Jugend zu ersticken drohe, vorgehen. N
wollen wir sehen, welche Erfolge kommen! Wir hoffen ni
auf allzuviel. Die Furcht vor der öffentlichen Meinung, d
Angst, als Kunstbanause bezeichnet zu werden, ist leider no
zu groß, als daß sich genügend Männer finden, die m
„goldener Rücksichtslosigkeit“ vorgehen. Muß es denn no
schlimmer kommen? Muß Deutschland im Schmutze erstick
ehe es sich wehrt? Leider will der Bundesrat gar nich
tun. Gut, dann nützt er den Sozialdemokraten, die d
Erscheinen des Simplizissimus als eine „nationale Tat“ a
sehen und begrüßen. Fürwahr, ein trauriges Kapitel!

Ein angenehmeres Bild bot sich beim Reichspostam
die Reichspost mit ihren 250,000 Beamten ist ein Must
betrieb nach der technischen Seite hin, minder nach d
sozialen Seite. Der Abg. Gröber beleuchtete in großzügig
Weise die letztere und hob die großen Fortschritte hervor, d
in der Verkürzung der Arbeitszeit gemacht worden si
Sein Ziel ist: 48 Stunden Wochendienst für die Beamt
54 Stunden für die Unterbeamten. Rühmend konnte er fe
stellen, daß seit Mitte Februar 1906 ein ungemein groß

Fortschritt in der Sonntagsruhe gemacht worden sei; der Bestelldienst im Paketverkehr ruht an allen Sonntagen, die gelben Postwagen verschwinden am Sonntag von der Straße. Wie hat man sich früher gegen eine solche Maßnahme gestemmt und jetzt geht es glatt, weil man nur will. Staatssekretär Krätke hat das Verdienst, hier bahnbrechend vorgegangen zu sein und die kleinlichen Bedenken einfach in die Ecke gestellt zu haben. Jetzt kommen schon die Blumenhändler und fühlen sich bedrückt; aber Krätke bleibt hart: die Sache wird schon gehen. In einem halben Jahre ist alles so sehr an diese Sonntagsruhe gewöhnt, daß sie niemand mehr vermissen möchte. Weiter wurde von seiten des Zentrums eine weitgehende Verbilligung der Gebühren für Telephoneinrichtung und Telephonbenützung auf dem Lande gewünscht; hier sind die Kosten relativ viel höher als in der Stadt, wo der Fernsprecher viel häufiger benützt wird. Einen wahren Wettlauf mit Anträgen auf Gehaltsaufbesserung haben die Freisinnigen veranstaltet, indem sie gleich 6 solcher Anträge stellten, deren Durchführung allein 32 Millionen Mark kostet. Dann geht dieselbe Volkspartei auch auf Verringerung der Postportos aus, so daß die Reineinnahmen sich vermindern, und all dies noch in der sehr traurigen Finanzlage. Der Abg. Erzberger hat diese Gedanken sehr deutlich ausgesprochen und damit allgemein Beifall gefunden.

Nun stehen noch die großen Etats aus; man wird also vor Ostern höchstens mit der zweiten Lesung fertig, und dann sollen zuerst die Steuergesetze an die Reihe kommen, ehe die dritte Lesung des Etats stattfindet.

XLIV.

Italiens auswärtige Politik.

Der Anschluß Italiens an Deutschland und Oesterreich hatte schon gleich anfangs das Mißfallen mancher Patrioten erregt, welche darauf aufmerksam machten, daß das Land durch seine geographische Lage, seine Bewohner und durch die Pflicht der Dankbarkeit auf England und Frankreich, die beiden das mittelländische Meer beherrschenden Mächte, angewiesen sei, welche sich um das Zustandekommen der italienischen Einheit die größten Verdienste erworben hätten. Sie drangen mit ihren Ansichten nicht durch, denn die regierenden Kreise waren gegen Frankreich sehr ungehalten, weil es aus Rücksicht auf die mächtige katholische Partei die Annektierung des Kirchenstaates so lange verhindert und den Wünschen Italiens, Kolonien zu gründen, nicht nur keinen Vorschub geleistet, sondern sogar das für die Kolonisation geeignetste Land Tunis vorweggenommen und sich angeeignet hatte. Die Weigerung, die alten Handelsverträge zu erneuern, und andere Konflikte, welche man hätte vermeiden können, führten zu Gegenbeschuldigungen aller Art und verzögerten die gegenseitige Annäherung. Die Beschwerden gegen England waren ähnlicher Natur. Italien hatte größere Rücksicht und Teilnahme erwartet und war nicht wenig erbittert über die scharfe Kritik, welche manche Engländer an den italienischen Verwaltungsbeamten übten, denn je berechtigter der Tadel war, desto bitterer wurde er empfunden. Seitdem mit dem Aufschwung der Industrie in Norditalien, der Zunahme des des allgemeinen Wohlstandes, der Verbesserung der Finanzen der Erzielung bedeutender Ueberschüsse die Sachlage sich verändert hat, ist das Ansehen Italiens in England und

Frankreich stetig gestiegen, das Benehmen der französischen und englischen Regierung ein ganz anderes geworden als früher. Italien ist sich bewußt, daß es nicht länger das Aschenbrödel unter den Nationen ist, vielmehr durch sein bedeutendes Landheer und seine Flotte die Partei, zu der es sich schlägt, mächtig fördern kann.

Die Trippelallianz hat Italien nicht unbedeutende Vorteile gebracht und vor allem den beständigen Intriguen und Agitationen, welche der Krebsschaden des Landes waren, weil sie den Geist der Revolution großgezogen und den intellektuellen und materiellen Fortschritt verhinderten, ein Ende gemacht. Die italienische Nation hat nachgerade eingesehen, daß ohne Selbstbeherrschung und harte Arbeit nichts erreicht wird, daß Bestechung und Unterschleif der Ruin eines Gemeinwesens sind. Seit man, wenn auch spät, angefangen hat, die Axt an die Wurzel zu legen, haben sich die Verhältnisse gebessert, sind die italienischen Diplomaten in den Stand gesetzt worden, mit größerer Autorität aufzutreten und sich von Deutschland und Oesterreich zu emanzipieren. Die Hauptbeschwerde Italiens gegen Deutschland ist nicht sowohl die Selbstsucht und der Eigennutz der deutschen Politik, die vielfach übertrieben wurden, als die Miene der Ueberlegenheit und der schulmeisterliche Ton, in dem die deutschen Diplomaten sich gefielen. Man scheint in Berlin den großen Unterschied zwischen deutschen Bundesstaaten und einer unabhängigen alliierten Macht nicht genügend beachtet zu haben. Die Bemerkungen der deutschen Presse über die Verhandlungen Italiens mit Frankreich und England waren zu derb und hämisch und wurden übel vermerkt. Noch verstimmter wurden die Gemüter durch die von Kaiser Wilhelm II. offen zur Schau getragene Freundschaft mit dem Sultan, durch die dem deutschen Handel und der Industrie besondere Privilegien und Vorteile zugewendet wurden. Die große Mehrheit des deutschen Volkes hat keine Vorstellung von der Verschlagenheit und Verworfenheit des Sultans, von der

Unverbesserlichkeit des türkischen Systemes, von der Ver pflichtung, die christlichen Untertanen der Pforte gegen di Willkür und die Gewalttaten der Mohammedaner zu be schützen. Die Sache liegt ganz anders in Italien, Frankreic und England, wo die Greuel der türkischen Herrschaft auf schärfste verurteilt werden. Wir konstatieren nur die Tatsach daß die Befreundung des Sultans den Rivalen Deutschland den erwünschten Anlaß zu den gehäßigsten Anklagen un Verdächtigungen gegeben hat. Der lebendige Verkehr de Italiener mit den christlichen Bewohnern der Balkanhalbins hat die gegenseitige Sympathie erhöht. Wenn auch manc Diplomaten die Trippelallianz hochhalten, so neigen d Massen doch zu Frankreich und England hin.

Die österreichischen Staatsmänner haben sich die Ve söhnung Italiens besonders angelegen sein lassen und d Regierung viele Beweise ihrer zarten Rücksicht und ihr Wohlwollens gegeben. Der Erfolg hat ihren Anstrengung nicht immer entsprochen, zudem sind von beiden Seit Fehler begangen worden, weil man den nationalen Eige tümlichkeiten des Rivalen nicht immer Rechnung trug. D Anlässe zu Zwietracht und Hader können nicht ganz entfer werden, weil der Kaiserstaat die Grenzgebiete, in dene Deutsche, Italiener und Slaven neben einander wohnen, nic aufgeben, sich von der adriatischen Küste nicht verdräng lassen kann und zu den Häfen in Dalmatien noch den vo Salonichi hinzufügen will. Die beiden Konkurrenten stehen si gegenseitig im Weg; eine Abgrenzung der Machtsphäre beid Nationen ist noch nicht gefunden. Italien hat erst in d letzten Zeit ernstliche Versuche gemacht, Oesterreich, das eine großen Vorsprung hat, den Handel auf der Balkanhalbins streitig zu machen. Während es früher die Blicke auf Nor afrika gewendet hatte und daselbst Kolonien zu gründe gedachte, sucht es jetzt eine Verbindung mit der Balka halbinsel anzuknüpfen und für die Produkte der Dona länder neue Verkehrswege ausfindig zu machen. Man hoff

die deutschen und österreichischen Produkte von den Märkten Bulgariens und Serbiens durch italienische, französische und englische verdrängen und die Rohprodukte dieser Länder nach Frankreich und England ausführen zu können. Die beiden Staaten des Westens sind geneigt, dem italienischen Projekt Vorschub zu leisten, einmal wegen der materiellen, dann wegen der politischen Vorteile, die sie sich davon versprechen. Die Deutschen und Oesterreicher haben, wie wir in diesen Blättern gezeigt haben, viel von ihrem Prestige bei den christlichen Völkern der Balkanhalbinsel eingebüßt; die schlimmen Folgen werden sich auf die Dauer mehr und mehr fühlbar machen und den italienischen Kaufleuten zugute kommen. Nationen wie Individuen lassen sich durch zeitliche Vorteile bestimmen und neigen dem zu, der die größten Anerbietungen macht. Franzosen und Engländer können durch Begünstigung des oben erwähnten Projektes nur gewinnen; umgekehrt können Deutsche und Oesterreicher nur verlieren, haben also wenig Aussicht, die alte Allianz zu befestigen.

Die Vorwegnahme von Tunis durch Frankreich hatte mehr als irgend eine andere Maßnahme die Italiener verstimmt, denn der Besitz von Kolonien ist für sie eine Lebensfrage, einmal wegen der gewaltigen Zunahme der Bevölkerung, dann wegen des Absatzes seiner Fabrikate; nun sind die beiden Westmächte darin übereingekommen, Tripolis anzubieten und in ihren am Nordrand Afrikas gelegenen Kolonien den Einwanderern aus Italien besondere Vergünstigungen zu gewähren, natürlich unter der Voraussetzung einer gegenseitigen Freundschaft.

Wenn nicht alle politischen Symptome trügen, deutet alles auf ein entscheidendes Ringen Englands und auf zwei große Koalitionen hin. Stellte sich Italien auf die Seite seiner gegenwärtigen Verbündeten, so liefe es Gefahr, sofort seine Flotte zu verlieren und seine Küstenstädte bombardiert zu sehen, bevor seine Bundesgenossen Hilfe schicken könnten. Weder das Landheer noch die Flotte könnte gemeinsam mit

denen der Bundesgenossen operieren oder dem Feinde großen Schaden zufügen. Eine weit glänzendere Rolle würde es als Verbündeter Frankreichs und Englands spielen; mit einem Teil der Flotte und des Landheeres könnte es Oesterreich in Schach halten, während das Gros zum Hauptheer der Franzosen stieße. Land- und Seeoffiziere würden schon deshalb ein Bündnis mit Frankreich und England vorziehen, weil es mehr Ehre und Ruhm verspricht. Der Wert der italienischen Freundschaft ist für Deutschland sehr bedingt, denn es bedarf eines Landheeres nicht, für England dagegen sehr wichtig. Das haben die gegenwärtigen Minister, der Premier Sonnino und der Minister des Auswärtigen Guicciardini, richtig erkannt. Beide haben aus ihrer Hinneigung zu Frankreich und England auf der Konferenz in Algeciras kein Hehl gemacht.

Einen Krieg wünscht Italien vorläufig ebensowenig als Frankreich und England, derselbe wird aller Wahrscheinlichkeit nach vermieden werden; aber man trifft alle Vorbereitungen zum Krieg.

XLV.

Herders Konversationslexikon.

Schon im Herbste vergangenen Jahres konnte der fünfte Band genannten Werkes seine Reise in die Welt antreten. Da noch mehrere Lieferungen des vierten wie des gegenwärtig im Erscheinen begriffenen sechsten Bandes demselben Jahre angehören, so stehen wir vor der gewiß nicht unerfreulichen Tatsache, daß innerhalb eines Jahres fast zwei volle Bände ihre Durcharbeitung gefunden haben. Diese Leistung der Herderschen Offizin, auf welche Redaktion sowohl als Verlag mit berechtigtem Stolze blicken können, verdient gewiß alle Anerkennung. Wir konstatieren dieses mit um so größerer Befriedigung, als damit von neuem der Beweis geliefert ist, daß

das sehr schwierige und kostspielige, aber für das katholische Deutschland hochbedeutsame und notwendige Unternehmen in guten Händen ruht und vielleicht nächstes Jahr schon seine Vollendung sehen wird.

Das im fünften Bande verarbeitete lexikalische Material reicht von „Kombination" bis „Mira". Beigegeben ist wieder eine respektable Anzahl von mehr oder weniger umfangreichen Textbeilagen, von Tafeln und Karten. Sie alle legen Zeugnis ab von einer seltenen Umsicht in der Auswahl und von dem festen Willen, keine Opfer zu scheuen, um ein Werk zu erstellen, das ganz auf der Höhe der neuzeitlichen Wissenschaft steht und den verwöhntesten Ansprüchen gerecht zu werden imstande ist. Die Textbeilage „Literaturgeschichte" z. B. ist eine hochinteressante Arbeit, einzig in ihrer Gruppierung und Durcharbeitung; und was zur Erläuterung der Artikel „Krankenhaus", „Kreuz", „Kriegsschiff", „Kunstgewerbe der Gegenwart", „Leuchtgas", „Liturgische Kleidung", „Lokomotive", „Luftschiffahrt", „Lunge", „Malerei", „Meteoriten" u. a. in Text und Bild geboten wird, ist mehr als genug, um zu einer sicheren Orientierung über diese in unserer Zeit so wichtigen Dinge zu verhelfen. Nichts Wichtiges ist übersehen. Selbst die Lex Heinze fand ihre Charakterisierung; bei Lorch am Rhein hören wir von einer chemischen Fabrik, in der 120 Arbeiter beschäftigt sind; die elektrische Stadtbahn in dem südafrikanischen Lourenço Marques ist nicht vergessen; von Loccum im Hannoverschen erfahren wir, daß dortselbst ein protestantischer Abt residiert, der bei gewissen Anlässen mit Mitra und Stab auftrete. All dieses beweist zur Genüge schon, daß ein gewaltiges Wissensmaterial in dem Herderschen Werke zusammengetragen ist.

Es ist nicht unsere Absicht, auf Einzelnes näher einzugehen, so angenehm es auch wäre. Nur auf zwei Artikel glauben wir besonders hier aufmerksam machen zu müssen, weil sie für die deutschen Katholiken von sehr aktuellem Interesse sind. Es sind dies die Artikel „Kulturkampf" und „Los von Rom-Bewegung".

Bei dem deutschen Kulturkampf wird als Zweck angegeben: „Erniedrigung der katholischen Kirche zu einer vom Papst tatsächlich losgelösten, dem Staat bedingungslos untergeordneten

Nationalkirche." Uns dünkt, daß diese Zweckbestimmung unvollständig ist. Gewiß, der **nächste** Zweck der ganzen Kulturkampfgesetzgebung war die Vernichtung der päpstlichen Gewalt im Deutschen Reiche und die Aufrichtung einer vom Staat ganz und gar abhängigen Nationalkirche. Aber wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir behaupten, daß hinter diesem nächsten Zweck noch etwas anderes zu suchen ist, das nicht sofort in die Augen springt, in dem politischen Kalkül des Fürsten Bismarck jedoch unzweifelhaft eine wichtige, wenn nicht ausschlaggebende Rolle spielte. Bismarck hat Oesterreich aus Deutschland hinausgedrängt, hat das alte Habsburgische Kaiserhaus politisch in Deutschland depossediert und ein neues Deutsches Reich gegründet mit Hohenzollerischer Spitze. Diesem seinem Lebenswerk wollte der besorgte Reichskanzler neben der politischen und militärischen auch eine feste moralische Sicherung geben. Er wußte, daß in der katholischen Bevölkerung Deutschlands die Sympathien für die Habsburgische Dynastie, der vielhundertjährigen Trägerin der deutschen Kaiserkrone, durchaus nicht erloschen waren, und er fürchtete, es könnten früher oder später diese Sympathien seinem Lebenswerke gefährlich werden. Dem wollte er zuvorkommen. Das ganze brutale Attentat auf den Bestand der katholischen Kirche in Deutschland, wie es von der Staatsgewalt mit Hilfe der Gesetzgebung und der Polizei durchgeführt wurde, war für den Fürsten Bismarck nur der Versuch, die Depossedierung des alten Kaiserhauses in Deutschland nicht blos auf dem Gebiete der äußeren Herrschaft, sondern auch in dem Herzen des deutschen Volkes vollständig durchzuführen. Bismarck fiel über die Kirche her; nicht aus Liebe zum „reinen Evangelium", dafür war er ein viel zu eingefleischter Realpolitiker, sondern weil er in der Kirche eine Stütze für das Habsburgertum witterte, und weil er hoffte, durch die Loslösung der Katholiken Deutschlands von der Einheit der Kirche auch alle moralischen Fäden zu zerschneiden, welche zwischen Angehörigen des neuen Deutschen Reiches und dem alten Kaiserhause noch bestanden.

Wenn es am Schlusse der Besprechung des deutschen Kulturkampfes im Herderschen Lexikon heißt: „Unvergleichbar tiefer und folgenschwerer war der Schaden, welcher aus diesem Kampf

für den Staat erwuchs", so glauben wir, daß davon niemand
fester überzeugt war als Fürst Bismarck selbst. Mit Gewalt
wollte er dem katholischen Volksteile alle Sympathien für die
Habsburger austreiben und mit Gewalt wollte er in allen Herzen
ie Herrschaft der Hohenzollern aufrichten; als er aber merkte,
aß auf dem Wege der Gewalt nicht nur nichts, sondern das
egenteil erreicht werde, da zögerte er keinen Augenblick, ein=
ulenken. Nicht achtend das Jammergeheul der professions=
äßigen Kulturkämpfer und den Grimm der unverbesserlichen
omhasser ging er entschlossen nach — Canossa. Er zerschlug
lbst den Kulturkampfsapparat, und wäre er im Amte ge=
ieben, auch das Jesuitengesetz existierte heute nicht mehr:
les natürlich im Interesse der Sicherung seines Lebenswerkes!

Der österreichischen Los von Rom=Bewegung liegt derselbe
edanke zu Grunde, wie dem deutschen Kulturkampfe: Depossе=
ierung der Habsburgischen Dynastie in den Herzen
ller Deutschen. In dem Herderschen Lexikon wird genannte
ewegung charakterisiert als der „planmäßige Versuch, Katho=
ken zum Abfall von ihrer Kirche und womöglich zum Anschlusse
n den Protestantismus zu bewegen". Daß hinter diesem Ver=
che etwas mehr steckt als die Ausbreitung des Protestantismus,
t in den Historisch=politischen Blättern wiederholt zum Ausdruck
kommen. Die ganze Bewegung wurde von der alldeutschen
artei angezettelt. Was diese Partei im Schilde führt, beweist
r Hochruf, den ihr Führer, der Reichsratsabgeordnete Georg
chönerer, vor nicht gar langer Zeit im offenen Parlamente
uf das Hohenzollerische Herrscherhaus auszubringen für gut fand.
er Evangelische Bund und der Gustav Adolf=Verein geben sich
atürlich alle erdenkliche Mühe, die Welt glauben zu machen,
re Arbeit in Oesterreich gelte einzig und allein der Ausbreitung
es „reinen Evangeliums" und der Stärkung des protestan=
ischen Kirchenwesens; in Wirklichkeit aber stehen sie ganz im
Dienste der Partei Schönerers, die nichts anderes erstrebt, als
die Deutschen Oesterreichs der Habsburgischen
Dynastie innerlich zu entfremden und sie für die
Herrschaft der Hohenzollern zu präparieren. Das alles sind
notorische Tatsachen. Wie angesichts dessen die österreichische
Regierung der Wühlarbeit der Alldeutschen und deren Par=

tisanen aus dem Deutschen Reiche ruhig zusehen kann, bl
ein Rätsel.

Auffallend ist, daß in dem „Los von Rom-Bewegung
Artikel bei der Erwähnung der Abwehraktion der Tätigkeit
Bonifatius-Vereines mit keiner Silbe gedacht ist. Genann
Verein besteht schon seit mehr denn 40 Jahren in der Erzdiö
Prag. Er beschränkte sich auf Herbeischaffung von Geldmit
zu gunsten einiger Missionsstationen in protestantischen Gebi
Deutschlands. Mit der Uebernahme der Präsidentschaft du
den Benediktinerpater Alban Schachleiter aber kam ne
Leben in den Verein; er erhielt eine neue Organisation;
Verbreitungsgebiet wurde über alle Diözesen Böhmens a
gedehnt; zwei Organe: „St. Bonifatius" für die deutschen
„Svate Vojtech" für die czechischen Pfarreien wurden gegrün
die allmonatlich einmal in zusammen etwa 280,000 Exempla
unter die katholische Bevölkerung Böhmens wandern, um a
zuklären über das, was die katholische Kirche ist und was
lehrt, und zu warnen vor den Verführern. Schon über z
Jahre ist der Bonifatiusverein an der Arbeit, den Wühlere
der Alldeutschen und ihrer Helfershelfer ein Paroli zu biete
auch war er in der Lage, namhafte Summen zu spenden
man spricht von 160,000 Kronen — für den Bau neuer Kirch
Denn die Kirchennot ist an manchen Orten Böhmens, besonde
in den Industriegegenden, eine geradezu erschreckliche und n
eine Ursache der religiösen Verwahrlosung weiter Volkskrei
An der Beseitigung dieser Kirchennot hilft der Bonifatiusvere
wacker mit. Seine Verdienste um Thron und Altar in Oester
reich sind also jetzt schon ganz hervorragende und gewiß all
Anerkennung wert. J.

XLVI.

Moderne Welt und Religion.

I.

Derjenigen Welt, die man emphatisch als die „moderne" bezeichnet, fehlt nach der Ansicht Vieler das Verständnis für die Religion. Wir möchten in den folgenden Zeilen den Versuch wagen, zu zeigen, erstens, daß man das Wesen der Religion verstehen muß, um wieder wahrhaft religiös zu werden; zweitens, daß die Religion, richtig verstanden, das öffentliche und das private Leben idealisiert; und drittens, daß nur das von der Religion getragene und idealisierte Leben im Vollsinne des Wortes „Leben" genannt werden kann. Vielleicht trägt der eine oder andere der hier zusammengestellten Gedanken dazu bei, auf befreundeter und geistesverwandter Seite eine berufenere und geschicktere Feder für die eingehendere Behandlung unseres Gegenstandes zu gewinnen und auf gegnerischer Seite wenigstens bei vorurteilsfreien Geistern ein Verständnis für das anzubahnen, was wir im sogen. Kampf um die religiösen Interessen eigentlich bezwecken.

Worin besteht denn das Wesen der Religion? Vornehmlich in der richtigen — theoretischen wie praktischen — Stellungnahme zum Zwecke unseres Daseins. Unser Dasein ist eine Tatsache, die wir unmöglich ableugnen können.

Unsere Freuden und Leiden, unsere Hoffnungen und
täuschungen, unser Selbstbewußtsein und die Kunde, die
– so mangelhaft sie auch sein mag – von uns haben,
das bestätigt uns, daß wir sind. Selbst wenn wir j
absonderlichen Philosophen Recht geben könnten, die
wähnen, die ganze Welt außer uns sei nur Schein,
stellung, Schöpfung unseres Willens oder unseres Gedank
so müßten wir doch immer zugeben, daß all diese Illusi
die Illusionen eines wirklich existierenden Subjektes,
unseres Ichs sind. In der Tat haben verschiedene De
denn auch versucht, auf der Tatsache der Existenz des
und dem Bewußtsein von dieser Tatsache ein ganzes ph
sophisches System und damit eine Welterklärung aufzuba
mit welchem Rechte und welchem Erfolge, das gehört
hieher. Dem unbefangenen, nicht exaltierten gesunden Mensc
verstande ist es aber auch ohne weiteres klar, daß n
dem eigenen Ich noch etwas anderes existiert. Wir erken
denken und wollen nicht blos uns selber, sondern auch D
außer uns. Dies alles geschieht sogar in einer unbestreitb
Abhängigkeit von diesen Dingen. Unser Erkenntnisvermö
wird von Dingen außer uns bestimmt und beeinflußt, u
Begehren richtet sich auf diese uns „fremden" Dinge. E
Teil derselben erkennen wir als uns notwendig, nützlich
angenehm, einen andern als uns gleichgültig, schädlich, wi
wärtig. In jeder Lebenslage — seien wir nun geschulte De
oder gewöhnliche Menschen des praktischen Berufes — ma
wir die Erfahrung, daß die Welt außer uns uns dienen
und teilweise dienen muß zur Befriedigung geistiger
körperlicher Bedürfnisse, zu irgend einem „Gut", sei es
dieses „Gut" für unsere Existenz nun ein wirkliches oder
bloß eingebildetes Gut ist. Die Welt außer uns mit all i
Erscheinungen hat also für uns irgend einen „Zweck",
dient uns zu etwas, fördert oder schädigt uns, zieht
an oder stößt uns ab, mit anderen Worten: Wir haben
der Welt irgend ein geistiges oder materielles Interesse.

Vernünftiger Weise müssen wir nun aber schließen, daß die Welt auch für andere ein Interesse, einen Zweck habe, ja daß wir selber für andere außer uns existierende Wesen von Interesse und Bedeutung seien. Eine ruhige, vernünftige Weltbetrachtung wird uns niemals zu der Annahme bringen können, daß die Welt einzig und allein für unser Ich da sei. Wohl müssen wir unserer Natur nach erkennen und wollen, daß sie auch für uns da sei. Aber sie existiert nicht nur für uns; sie existiert ebensogut für die anderen Wesen.

Es ist nun fernerhin eine Tatsache, daß unter den Wesen, welche existieren, einerseits Harmonie in Bezug auf ihr Interesse an den Dingen der Welt herrscht, andererseits aber auch unter ihnen ein Kampf, ja sogar ein Vernichtungskrieg um die Dinge der Welt geführt wird. Mit anderen Worten: Es gibt gemeinsame Interessen und Zwecke, und es gibt Interessen und Zwecke, in Bezug auf welche Uneinigkeit herrscht. Die sogenannten blinden Naturkräfte heben, fördern, unterstützen und bedingen sich einerseits, aber andererseits bekämpfen sie sich, vernichten einander und heben einander auf. Der Physiker, der Chemiker, der Pflanzen- und Tierphysiologe, der Mineraloge, der Pharmazeut, der Arzt, der Astronom, der Bautechniker studieren und verwerten die Kräfte der anorganischen wie der organischen Wesen in doppeltem Sinne, nämlich ebensowohl rücksichtlich der synthetischen wie der antithetischen Kräftewirkungen aller Naturkörper. Das Studium dieser Kräftewirkungen führt zur Erkenntnis ihrer Gesetzmäßigkeit, zur Wissenschaft von ihnen; und die Wissenschaft von den Naturdingen befähigt uns hinwieder, deren Eigenschaften und Kräfte zu höheren praktischen Zwecken auszunutzen, indem wir uns nicht nur harmonische Wirkungen in der Natur dienstbar machen, sondern sogar die scheinbar feindlich wirkenden Elemente und die sich bekämpfenden Kräfte miteinander aussöhnen, gegen einander abwägen, ins Gleichgewicht setzen, sie sich gegenseitig bannen, aufheben, in höherer Einheit versöhnen lassen. Die Wissenschaft hat unentwegt das Bestreben,

die Eigentümlichkeiten und Zwecke aller Naturwesen zu ergründen und die erworbenen Kenntnisse für weitere, meist hoch über den „Dingen an sich" liegende Zwecke zu verwerten. Sie will nicht die Natur aller erkennbaren Dinge begreifen, sondern sie auch zweckmäßig verwenden und sich dienstbar machen.

Was die Naturwissenschaften und die Technik auf den Gebieten der organischen und anorganischen Wesen leisten möchten, das versucht die Gesellschaftslehre, die Nationalökonomie, die Politik auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens. Auch hier sollen Zwecke erkannt, Kräfte benutzt und beschränkt, Organisationen geschützt, verwertet, zu höherer Einheit verbunden werden. Zweck und Interesse beherrschen alle politischen Studien, Probleme, Einrichtungen. Wie die Naturwissenschaft, so hat auch die Sozialwissenschaft nur dann einen Sinn, wenn man erkennt und zugibt, daß die Welt mitsamt all ihren Erscheinungsformen einen Sinn hat, d. h. daß es Gesetzmäßigkeit, Lebensbedingungen, Daseinsziele, Zweckmäßigkeit, Zielstrebigkeit, Absichten und Aufgaben, Brauchbares und Unbrauchbares, taugliche und untaugliche Mittel zu einem Ziele, Nützliches und Schädliches, Gutes und Böses in der Welt gibt. Jede wissenschaftliche Bemühung, jede zielbewußte Arbeit, alles methodische und systematische Streben gründet sich auf die allgemein menschliche Ueberzeugung, daß jedes Ding seinen Grund, seinen Sinn und seinen Zweck habe.

Die Religion ist nun nichts anderes als die Erkenntnis vom Grunde, Sinn und Zweck der Welt — unsere Religion ist unsere theoretische und praktische Stellungnahme zum Weltproblem — aufrichtige Religion die ehrliche Verteidigung und Befolgung der aus solcher Stellungnahme erkannten Grundsätze.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Grundlehren der christlichen, katholischen Religion zu beweisen und auszuführen. Das ist das Amt des Theologen, besonders des Apologeten.

Wir reden an dieser Stelle einzig in der Absicht und Hoffnung, die historisch-politische Seite der Religion auf einige Augenblicke heller zu beleuchten. Zu dem Zwecke müssen wir aber zur Aufklärung etwaiger Mißverständnisse oder Voreingenommenheiten kurz vorausschicken, was die Religion uns Katholiken über den Grund, Sinn und Zweck der Welt und damit auch über den Zweck unseres Daseins lehrt.

Sie sagt sehr klar und einfach folgendes: Alles, was außer Gott existiert, ist von Gott geschaffen. Gott allein existiert von Ewigkeit, ist das vollkommenste Sein, der Grund und Urheber alles geschöpflichen Seins. Letzteres ist eine frei gewollte, nicht notwendige Manifestation der göttlichen Güte, Wahrheit und Schönheit. Die Welt hat ihr letztes Ziel in Gott. Sie verherrlicht Gott durch die Erfüllung ihrer Bestimmung, die ihr Schöpfer ihr zugewiesen hat, durch die Beobachtung der Gesetze, welche die urewige Weisheit ihr vorgeschrieben. Die mit Vernunft und Wahlfreiheit begabten Geschöpfe zeichnen sich vor den übrigen dadurch aus, daß diese ihre doppelte Begabung zur Verherrlichung Gottes verwerten und dadurch ihr ewiges Glück wirken. Für sie hat Gott sich in der Natur und in der Offenbarung zu erkennen gegeben. Natur und Offenbarung helfen ihnen zur Erreichung ihres letzten Zieles, zu einer ewigen Vereinigung mit Gott, die aus besonderer Gnade Gottes aber noch etwas von der natürlichen Seligkeit wesentlich Verschiedenes, weit über sie Erhabenes, eine Kindschaft Gottes, eine Teilnahme an der göttlichen Natur ist, ein Glückszustand, zu dem der Mensch nicht aus eigener Kraft, aber auch nicht ohne eigene Mitwirkung gelangen kann. Aus Natur und Offenbarung vermag der Mensch Gott und seinen Willen zu erkennen. Er kann Gott wählen oder verwerfen. Die Zeit der Wahlentscheidung ist sein irdisches Leben. Die Trennung von Leib und Seele, der Tod, entscheidet endgültig des Menschen Los, d. h. ob er sein eigenes Glück als Lohn der Treue empfange oder die sittliche Weltordnung Gottes durch

seine im letzten Grund selbst gewollte Verwerfung verherrlich
Für den Menschen hat die außer ihm und um ihn existierend
geschöpfliche Welt, haben die beiden Reiche der Natur un
der Gnade, die hohe und wunderbare Bedeutung, daß s
ihm Gottes Existenz kundtun, Gottes Willen erkennen lasse
und ihm zur Erreichung seines letzten Zieles, seiner Beseligun
durch Gott und in Gott dienstbar sein sollen. In allen
was da ist, soll der Mensch Gott suchen und anbeten, vo
nehmlich aber in Jesus Christus, der menschgewordene
Weisheit, dem Erlöser, Messias und Lehrer, der als Proph
König und Hoherpriester durch seine Weissagungen un
Wunder, seine Lehre, sein Leben und seinen Opfertod all
der Weg, die Wahrheit und das Leben geworden ist. W
ihn der Vater gesandt hat, so sandte er seine Apostel un
Jünger, damit durch diese und ihre Nachfolger, d. h. dur
die Kirche, alle Völker bis ans Ende der Zeiten darüb
belehrt werden sollten, was Er, der Sohn Gottes und d
Sohn der Jungfrau, gelehrt und erworben hatte zum Hei
der Menschen, die in einem neuen Bunde unter Leitung de
Hl. Geistes, durch die der Kirche anvertrauten Gnadenmitt
erleuchtet und gestärkt, zum Vater zurückkehren werden, wen
sie guten Willens sind.

Die Religion, wie wir Katholiken sie bekennen, erklär
uns den Grund, Sinn und Zweck der Welt und unsere
eigenen Daseins. Alle andere „Religiosität", die uns übe
diese Dinge nicht aufklärt, ist entweder leere Heuchelei ode
unnütze Phantasterei oder unvollkommene Spekulation. Da
Wesen der Religion liegt jedenfalls darin, daß sie uns zu
Gottheit in klare, deutliche, sichere Beziehung setzt, uns nac
dem größten Gute verlangen läßt, uns höchste Wahrhei
vermittelt und uns durch die Anschauung reinster, unvergäng
licher Schönheit beseligt. Nur die katholische Religion lehr
uns Gott in allem finden, ohne dabei die begrenzte un
unvollkommene Welt in pantheistischer Weise zu vergöttliche
Kein denkender Geist kann im Ernste mit der Welt die ewig

allseitige, unwandelbare Vollkommenheit, d. h. Gott, identifizieren wollen. Aber Geist und Herz verlangen trotzdem darnach, die Gottheit überall zu erkennen und ihr überall nahe zu sein. Wie der Pantheismus das Absolute, Vollkommene unlogischerweise mit dem Relativen, Zufälligen, Unvollkommenen verquickt, so rückt der kalte, indifferente Deismus Gott so weit aus der Welt heraus, daß der Mensch mit all seinem Sehnen und Hoffen einsam und isoliert in einer Welt voll Rätsel zurückbleibt. Nur der Theismus in der Form der geoffenbarten christkatholischen Religion hält das göttliche und das geschöpfliche Sein einerseits streng auseinander, so daß der ewige Gott, Herr, Schöpfer, Gesetzgeber und Richter in anbetungswürdiger Majestät all seine unveräußerlichen Kronrechte wahrt, und betont andererseits positiv und klar die innigste Vereinigung des Unendlichheiligen mit der armen Kreatur, wie sie sich z. B. in der heiligen Gemeinschaft des Leibes Christi, in der Gotteskindschaft, im Stande der heiligmachenden Gnade und besonders in der Visio beatifica vollzieht. Eine wirkliche Mystik, die sich nicht in phantastische, fabelhafte und exzentrische Träumereien verliert, kann es deshalb nur im katholischen Christentum geben. Hinwieder macht die katholische Religion jede rationalistische Welterklärung unmöglich. Das Uebernatürliche, Uebervernünftige behauptet sein Recht gegen die Plattheiten und Nüchternheiten des seichten Rationalismus, wie das Natürliche, Vernünftige alle theosophischen Hirngespinnste unbarmherzig ausschließt. Unsere katholische Religion ist die psychologisch und logisch befriedigendste Weltanschauung; nicht ausschließlich (aber auch nicht zum wenigsten) deshalb, weil Natur und Gnade in ihr sich so harmonisch durchdringen. Die anderen Religionen pendeln zwischen blos-vernünftigen und direkt unvernünftigen Extremen hin und her; der katholische Christ dagegen ruht in der festen, harmonischen, Vernunft und Uebervernunft, Naturwalten und Mysterium gleichzeitig betonenden Lehre, die für ihn etwas von oben Gegebenes,

von außen an ihn Herantretendes, über ihm Stehendes und Ehrfurcht Heischendes, aber kein Produkt seiner subjektiven Einbildungen und nicht das Resultat persönlicher Vernünftelei ist. Eine historisch-politische Betrachtung wird daher nie zu richtiger Würdigung der katholischen Religion gelangen, nie deren innerstes Wesen begreifen, wenn sie einerseits die Ob-jektivität, andererseits den geheimnisvollen Charakter diese Religion übersieht. Daß der „modernen“ Welt diese Religio bald als Torheit erscheint, bald zum Aergernis gereicht, erklär sich zum großen Teile aus der modernen Begriffsfassung vo „Religion“. Die heutige Welt ist subjektiv gestimmt, lä entweder nur rationalistische oder blos materialistische od endlich auf reinen Gefühlen und Stimmungen beruhen „Anschauungen“ gelten. Sie wehrt sich gegen Autorit strenge Logik, Objektivität und historisch gegebene Religio vielleicht, weil sie bewußt oder unbewußt fürchtet, aus d Anerkennung einer tatsächlichen, auf Vernunftschlüsse u Offenbarungstatsachen basierten Weltanschauung die Folgeru ziehen zu müssen, daß es sich nicht um bloße Zustimmu zu einigen Lehrmeinungen, sondern vielmehr um praktisc Folgerungen handle, um Folgerungen nämlich für das pe sönliche Verhalten des Einzelnen, um Pflichten, die eventue Opfer und Selbstverleugnung vorschreiben könnten.

Kirchenpolitiker, Staatsmänner, Schriftsteller, Künstle Kritiker haben die Religion, wie wir Katholiken sie auffasse gar oft in diesem wichtigen Punkte mißverstanden und z Zeiten mißhandelt. Sie begreifen nicht, daß gerade de objektive und allseitige Charakter unserer Religion uns zwing unsere Religion in alle privaten und öffentlichen Verhältniss hineinzutragen. Wir haben keine bloße Sonntagsreligion keine Religion, die einzig bei Familienfesten oder gar nu innerhalb der vier Wände unseres Hauses betont werde sollte. Wir müssen als Bürger und Beamte, als Soldate Künstler, Gelehrte, in der Schule, im Gerichtshofe, im Parla mente stets theoretisch und praktisch zum Zwecke unsere

Daseins Stellung nehmen. Es gibt einfachhin keine Lebenslage, es läßt sich nicht einmal eine solche ausdenken, in welcher wir Gottes Herrschaft über uns auch nur für einen Moment suspendieren, seinen Willen, sein Gesetz und seine Weltordnung bei einer Entscheidung außer Acht lassen könnten. Jeder Pakt mit den Mächten, die versuchen, uns in der praktischen Ausübung der Religion zu stören, ist ein religiöser Hochverrat, ein crimen laesae majestatis divinae. Hier liegt der innerste Grund, warum wir Vielen unbequem und unsympathisch sind, warum die Reformer, welche es mit den Prinzipien leichter nehmen, beliebter sind und oft in der „Welt" bessere Karriere machen. Aber bereits Christus der Herr war weder dem jüdischen Sanhedrin noch dem römischen Regierungspräsidenten „bequem". Sein Reich war eben „nicht von dieser Welt". Aber es war in dieser Welt, und man meinte, es zerstören zu können, indem man ihn ans Kreuz schlug. Das Resultat dieses Kulturkampfes liegt nun bald zweitausend Jahre lang aller Welt offen vor Augen. Das Wesen des Christentums ist knapp, klar und charakteristisch in der Bergpredigt ausgesprochen. Man schlage aber einmal den Evangelisten Matthäus vom fünften Kapitel an auf und überlege sich bei aufmerksamer Lesung die Frage, ob die Welt, wie wir sie kennen und erleben, für die dort niedergelegten Grundsätze Verständnis besitzt oder nicht. Müssen wir diese Frage verneinen, so folgt daraus, daß die Welt das Wesen der Religion nicht versteht. Sollen wir deshalb unsere Religion zum alten Eisen werfen? Nein, der einzig richtige Weg für uns ist, unserer Religion zur Anerkennung bezw. wieder zur Anerkennung zu verhelfen, freilich mit Klugheit und Milde und ohne Fanatismus, aber doch mit aller Entschiedenheit. Wer das nicht einsieht — sei er Freund oder Feind — der ist nicht wahrhaft religiös. Es ist zumal in heutiger Zeit nicht überflüssig, dergleichen Dinge offen und ehrlich auszusprechen, denn die Zahl derer ist nicht klein, die da wähnen, man könne das echte Gold der

Wahrheit getrost mit geringerem Metall legieren, — es bleibe dennoch Gold. Auf ein paar Karätchen mehr oder weniger Gold soll es nicht ankommen. Man frage aber nur ja nicht, wo dann die Talmi-Wahrheit beginne und aufhöre!

Wollen wir also den Konfessionalismus betonen oder der Polemik das Wort reden? Keineswegs. Wir sollen uns zwar mit Mut, Ernst und Würde verteidigen, wenn wir in unseren religiösen Gefühlen, Idealen und Rechten angegriffen werden — aber der Angriff braucht nicht von uns auszugehen und sollte es auch nicht. Lasset uns vielmehr — noch mehr als wir es bis jetzt getan — das Positive pflegen und ausbauen, das Idealistische, das Historische, das wahrhaft Künstlerische und Aesthetische, das moralisch Gute, Lautere und Erhebende, das wirklich Katholische! Damit werden wir Religion und religiöse Grundsätze verbreiten helfen. Den wahren Geist, den tiefen Gehalt und die reiche Fülle religiöser Erkenntnis klarzulegen, das sollte unsere Aufgabe sein, einerlei, auf welchem speziellen Gebiete der Wissenschaft wir arbeiten. Wer eine christliche Feder führt und es als höchste Pflicht und höchste Ehre ansieht, von der Wahrheit Zeugnis abzulegen, der soll nicht ohne Not polemisieren. Mancher von uns hat vielleicht in jungen Jahren zuerst Lehrgeld zahlen müssen und sich erst allmählich zu der Ueberzeugung durchgearbeitet, daß wir mit positiver Arbeit Besseres erreichen. Enthusiasmus allein genügt nicht. Wir müssen Kenntnisse und Erfahrungen sammeln. Im Grunde sollten wir nur das Geschäftskirchentum und den hochmütigen, scheinheiligen Pharisäismus direkt angreifen. Alle übrigen Schäden werden besser dadurch bekämpft, daß wir einfach die religiöse Erkenntnis und die religiösen Grundsätze klarstellen und auszubreiten suchen. In der modernen Welt, d. h. jener Welt, welche auf allen Gebieten gern der gerade herrschenden Mode huldigt, müssen wir Apostel des Bleibenden, Unwandelbaren, Absoluten, Notwendigen werden. In der modernen Welt ist die Religion entweder so gut wie unbekannt oder sie wird

mißkannt oder sie wird unbewußt geübt. Im ersten Falle muß man die Welt belehren, im zweiten ihre Auffassungen berichtigen und im dritten zeigen, daß die unbewußten Verehrer von solchen Grundsätzen, Idealen und Einrichtungen, welche wir bewußter und religiöser Weise hochhalten, sich sehr leicht mit uns verständigen könnten, wenn sie — guten Willens sind.

Es gibt wahrlich hüben und drüben der Anknüpfungspunkte genug. Schon die Kirchenväter betonten die Tatsache, daß die Dichter und Denker der Griechen und Aegypter viele natürliche Wahrheiten erkannt und gelehrt, ja auch eine gewisse Art von Offenbarungserkenntnissen besessen hätten. Mit dem von der Stoa adoptierten Ausdruck *λόγος σπερματικός* bezeichnete man den auch über die Heidenwelt ausgestreuten Weisheitssamen. Freilich vergaß man nie, daß die Fülle der Weisheit im Fleisch gewordenen Logos, in Jesus Christus, erschienen war. Die zivilisierten Heidenvölker besaßen eine durch und durch religiöse Kultur. Homer und Hesiod, Sophokles, Euripides und Aeschylos, ja sogar Cicero und Seneca haben Ideen ausgesprochen, die ihnen heute von gewissen Leuten den Vorwurf des Klerikalismus zuziehen würden. Eigentlich waren höchstens die Lyriker und die Satiriker von Hellas und Rom zu Zeiten gottlos. Epos und Drama sind nicht nur inhaltlich, sondern auch ihrer historischen Entstehung nach unzertrennlich mit der Religion verbunden. Die beste Architektur und Bildhauerkunst des klassischen Altertums dient der Religion. Das Staats- und Gemeindeleben der Griechen und Römer war von der Religion bestimmt, geweiht und getragen. Wir wissen jetzt so viel von der alten Geschichte der Aegypter, Assyrer, Babylonier, Inder und Mexikaner, daß wir auch von diesen Völkern mit Bestimmtheit behaupten dürfen: sie wiesen der Religion nicht nur die erste Stelle an, sondern sie taten das mit Bewußtsein und Absicht. Das germanische Altertum handelte nicht anders. Die Israeliten daheim und in der Diaspora betrachteten Pflege

und Ausbreitung der Religion als ihre vornehmste Lebensaufgabe. Das christliche Altertum baute reformierend, ausscheidend und ergänzend auf der religiösen Grundlage weiter, die es überall vorfand. Das Mittelalter war in vieler Beziehung eine Blütezeit religiöser Erhebung und religiöser Praxis; seine Gegner tadeln diesen Charakter an ihm mit einer gewissen Gereiztheit, in der Annahme nämlich, daß die mittelalterliche Kultur die hellenisch-römische zerstört habe. Dabei vergessen diese Gegner aber, daß gerade die Vertreter mittelalterlicher Religiösität und mittelalterlicher Kultur uns Neueren die antike Geisteswelt erhalten, gerettet und überliefert haben. Daran ändert sogar die Tatsache, daß ein Teil der griechischen Literatur zuerst wieder durch die Araber und Mauren dem christlichen Abendlande zugänglich wurde, gar nichts. Als nach dem Fall von Konstantinopel der Kontakt zwischen Orient und Occident zum erstenmal seit dem Aufhören der Kreuzzüge wieder ein direkter wurde und die Periode der sog. Renaissance und des Humanismus begann, selbst da gab es für die religiöse Kultur Europas nicht bloß Gefahren, nicht lauter Versuchungen. Die religiösen Wissenschaften und Künste empfingen durch das Studium der Antike und die damals auftauchenden „neuen" Ideen die reichste Anregung, sowohl formell als inhaltlich. Wir brauchen nur an das Cinque Cento der italienischen Kunst und an die Tatsache zu erinnern, daß auch das Konzil von Trient unter dem Zeichen der damals „modernen" Zeit tagte. Und als die Zeit noch „moderner" wurde, da wurden neue, geistesgewaltige Orden in der Kirche zu Trägern und Aposteln der alten, absoluten Religionswahrheiten und verbreiteten dieselben sogar in bisher noch unbekannten Ländergebieten.

Die neueste, modernste Zeit — so sagen viele — hat kein Interesse an Religion. Wir glauben, daß sie es doch hat; nur müssen wir uns darüber aussprechen, in welchem Sinne wir das meinen. Es ist freilich sehr modern, höchst modisch, über alles Religiöse absprechend zu urteilen, aber

man besitzt im 19. und 20. Jahrhundert mehr Interesse an der Religion, als man selber zugibt. Man spottet nicht mehr, wie zur Zeit Voltaires, es sei denn, daß man den „Simplizissimus“ als Orakel anerkenne oder den Jugendstil und andere Kinderkrankheiten noch nicht überwunden habe. Nun, man versucht mit ernster Miene die Religion hinwegzudisputieren und aus der Welt hinauszudozieren, eventuell ie auf belletristischem Wege zu eskamotieren. Oder man gitiert gegen die Religion und ihre Vertreter aus Voraus- etzungslosigkeit, aus politischen Motiven, aus freimaurerischer leberzeugung, aus sittlicher Entrüstung, im Namen der Freiheit, der Humanität, der Staatsraison usw. Man be- kämpft die Religion. Das beweist, daß man sie als eine Macht ansieht. Man bekämpft sie mit allen Mitteln der Gewalt, der List, der Verzweiflung. Das beweist, daß man e als nicht zu unterschätzende Macht fürchtet oder haßt. Man gibt ihr allerlei Namen, man nennt sie Ultramontanismus,)bskurantismus, Klerikalismus u. s. f. Das beweist entweder, aß man sie mißversteht oder daß man sie entstellen und erzerren muß, um für den Kampf gegen sie Propaganda machen zu können.

Jedenfalls hat man Interesse an der Religion, sei es uch ein unfreundliches. Die Religion ist da, sie lebt. Sie egt und rührt sich. Sonst würden sich keine Gegner rühren. Es gibt sogar Gegner, die behaupten, die Religion werde wieder zu mächtig. Diese gegnerische Konzession sollten sich ie Freunde der Religion in ihrem Tagebuch notieren — enn das kann sie unter Umständen vor pessimistischen An- wandlungen bewahren.

Wir gehen aber noch weiter. Unsere großen Klassiker, Goethe und Schiller an der Spitze, haben manches ge- schrieben, was wie eine Apologie religiöser Weltanschauung ussieht. Die Romantiker haben noch besseres über die Religion gesagt. Die neuesten der modernen Schriftsteller Deutschland, Frankreich, Rußland, selbst in Skandinavien

sind sogar zu Mystikern geworden und behandeln religiöse Probleme, Hoffnungen und Bestrebungen. Aus den prinzipiell aller positiven und geoffenbarten Religion feindlichen Werken der Literatur könnte man eine Blütenlese von Gedanken zusammenstellen, welche zwei Dinge beweisen würde: erstens, daß wenigstens den künstlerisch veranlagten und den für soziale Probleme zugänglichen Geistern das Verständnis nicht nur für die Religion, sondern auch für viele ihrer Mysterien niemals gänzlich verloren gegangen ist; zweitens, daß der denkende Mensch bewußt oder unbewußt immer nach der Religion sucht, die er vorgibt überwunden zu haben. Wer nur einigermaßen die Literatur unserer Tage kennt, wird verstehen, was wir meinen. Um nicht zu ausführlich zu werden, wollen wir nur an die Namen einiger ganz Modernen wie Bourget, Tolstoi, Huysmans, Maeterlinck erinnern. Nicht alle machen vollständig Ernst wie ein Coppée, ein Brunetière, ein Jörgensen, eine Selma Lagerlöf. Viele, wie Tolstoi, Fogazzaro, Rosegger richten Verwirrung an, andere bleiben auf halbem Wege stehen, wieder andere erklären von vornherein der positiven Religion den Krieg, aber nur um sie unversöhnlich bekämpfen zu können, nachdem sie sie mißverstanden; wie etwa Ibsen und Björnson.

Wir können aber überhaupt dort anknüpfen, wo die anderen das religiöse Problem hervorgeholt haben. Selbst „Jörn Uhl" und „Hilligenlei" interessieren das Publikum nicht zum wenigsten wegen ihrer religiösen Diskussion, wenn wir auch tausendmal betonen müssen, daß wir über die Religion und ihren Inhalt ganz anderer Ansicht sind als der Verfasser jener Bücher. Ein Teil der Menschheit mag des trockenen Tones satt sein, in welchem von gläubiger Seite manchmal über die Religion gesprochen wurde. Das beweist aber nicht, daß dieser Teil der Menschheit überhaupt den Sinn für Religion verloren hätte. Man tut nur so, als ob man keine Religion wolle, das ist à la mode. Je mehr man aber so etwas versichert, desto deutlicher beweist man

sein Interesse an der Religion. Von jeher, im Altertum, im Mittelalter und in der Neuzeit, bei allen Völkern, den Orientalen, den Aegyptern, den Hellenen, den Römern, Arabern, Romanen und Germanen ist der Inhalt der Religion durch zwei verschiedene Erkenntnismethoden, in zweifacher Form der Darstellung den einzelnen Geistern vermittelt worden: entweder schulgerecht, scholastisch, verstandesmäßig, oder als mystische, unmittelbare Anschauung. Scholastik und Mystik kontrollieren und ergänzen sich zwar gegenseitig, sind aber gewöhnlich nicht gleichzeitig „modern". Die religiöse Erbweisheit wird daher leichter der Welt zugänglich gemacht, wenn ihre Verkündiger ein feines Gefühl dafür besitzen, ob sie ein scholastisch oder ein mystisch gestimmtes Publikum vor sich haben. In dieser Stimmung, wenn sie richtig erkannt wird, finden wir den wichtigsten Anknüpfungspunkt, um die Menschheit in den Sinn der Religion einzuführen.

Fernere Anknüpfungspunkte bieten die modernen Entdeckungen. Es ist garnicht einzusehen, warum der Chemiker, Physiker, Botaniker, Zoologe, Meteorologe, Astronom, Anthropologe, Arzt und Techniker in ihren Spezialstudien durch richtige Begriffe von Gott, Geist, Seele, Ursprung, Zweck und Ziel des Menschen gehemmt und gehindert werden sollten. Es hat auf allen Gebieten der exakten Wissenschaft Männer genug gegeben, die ihren religiösen Sinn nicht nur bewahrt, sondern auch vertieft haben. Wer freilich eine kindische Auffassung von der Religion hat, wer den wahren Sinn des Dogmas, die wirkliche Bedeutung religiöser Zeremonien, die authentische Erklärung der Mysterien des Glaubens nie vernommen, der wird Religion und Wissenschaft nur zu leicht als heterogene Gebiete, als unversöhnliche Gegensätze betrachten. Es ist auch gar nicht besonders schwierig, im einzelnen den Nachweis zu führen, daß Männer, die in ihrem Spezialfache anerkannte Autoritäten sind, nur wenig oder gar keinen Fleiß auf die Ergründung religiöser Fakta und Data verwenden. Begreiflicher Weise genügt dem Manne der Wissenschaft der

Katechismus nicht, welcher für populäre Belehrung ausreicht. Aber auch die Religion hat ihre strengwissenschaftliche Literatur, und deren Vertreter sind bereit, dem Gelehrten über alles, was sie lehren, Rede und Antwort zu stehen. Im allgemeinen kann man die Behauptung wagen, daß die religionsfeindlichen Gelehrten, die doch sonst immer auf die Bedeutung des Quellenstudiums und der Methode hinweisen, von den Quellen und der Methode der Religionswissenschaft selten eine mehr als oberflächliche Kenntnis besitzen. Wer es aber vernachlässigt oder gar ablehnt, Philosophie und Theologie mit wissenschaftlichem Ernst zu erfassen, der darf sich zum mindesten nicht die Freiheit nehmen, aus den Ergebnissen seiner Fachwissenschaft philosophische oder theologische Schlüsse zu ziehen. Eine solche Freiheit verkennt das Wesen der Religion, die zwar auf jeder Bildungsstufe geübt, aber nicht mit jeder beliebigen Geistesverfassung wissenschaftlich begründet werden kann. Der Hauptanknüpfungspunkt zwischen der Wissenschaft von der Religion und den übrigen Wissenschaften liegt daher in der allgemein wissenschaftlichen Forderung von Quellenkunde und Methode. In anderem Sinne läßt sich freilich eine Reihe weiterer Anknüpfungspunkte aufstellen. Das Kausalitätsgesetz, das teleologische Prinzip, die im ganzen Gebiete der Natur sich darstellenden Gesetzmäßigkeiten und manch andere Data, welche in jeder Wissenschaft eine mehr oder minder große Rolle spielen, führen von den Resultaten exakter Forschung wie von selbst zur Spekulation und zu religiöser Erkenntnis.

Es wäre nun noch ein Wort über die Kunst und ein anderes über die Sozialpolitik mit Bezug auf unser Thema zu sagen. Was haben diese beiden Gebiete für Berührungspunkte mit der Religion?

Die Kunst ist zu allen Zeiten von der Religion beeinflußt worden, hat religiösen Ideen Gestalt und Ausdruck verliehen und ist nach der Ansicht einiger sogar geeignet, die Religion zu ersetzen. Der Berührungspunkte zwischen Religion und

) also offenbar viele. Wir möchten davon drei
n, die uns als besonders bedeutsam erscheinen.
ligion wie Kunst, sehen ihr Ideal in der Schönheit;
ecken, den Menschen über das Alltägliche, Gemeine,
he emporzuheben; beide suchen Uebersinnliches in
Form zum Ausdruck zu bringen. Sollte es also
ich sein, dem kunstliebenden, kunstverständigen und
begabten Teile der Menschheit das Wesen und
t der Religion durch die Kunst zu vermitteln?
eifel ist das möglich, denn es ist zu allen Zeiten
allen Völkern tatsächlich geschehen. Wir brauchen
blos an eine eigentlich hieratische Kunst zu denken,
ie altägyptische und großenteils die byzantinische
wie sie vielleicht, wenn wir uns nicht täuschen,
euroner Schule neuerdings wieder angestrebt wird.
h die durchaus realistisch gesinnte Kunst nimmt
Motive auf. Sie behandelt diese freilich in ihrem
vie wir es z. B. an Rembrandt oder — um einen
n" zu nennen — an Fritz von Uhde sehen. Ver-
nicht, daß auch so tief religiös gesinnte Künstler
Angelico da Fiesole, Michelangelo und unser Zeit-
J. Tissot in mehr als einem Sinne große Realisten
t blos die eigentliche Tempelkunst dient der Religion,
auf der anderen Seite das Profane sich auch ins
s eingeschlichen hat. Jedenfalls hat der religiös
ünstler zu allen Zeiten die Möglichkeit, seine Ideen
ult der Schönheit hineinzutragen. Je objektiver
ieht, desto wirksamer wird es sein. Die Kunst
cht zu polemisieren, sie darf es sogar nicht einmal.
dem Einfluß der franziskanischen Bewegung von
und Giotto neubelebte religiöse Kunst hat auch
mißiert und doch einst eine ganze Welt erneuert
chtet. Der von religiösem Geist erfüllte Künstler
der Mitwelt immer Seelen finden, die er dazu
nn, mit Augustinus auszurufen: „Sero te amavi,

pulchritudo tam antiqua et tam nova, sero te amavi! (Conf. XI. 27). Du alte und ewig neue Schönheit, spät habe ich mich zu Deiner Liebe gewandt! Du warst in mir, aber ich außer mir und da draußen suchte ich Dich und, selbst mißgestaltet, stürzte ich mich auf die geschaffene Schönheit. Du warst mit mir, aber ich war nicht bei Dir. Die Dinge, die nur durch Dich Sein und Schönheit besitzen, hielten mich fern von Dir. Du riefest, riefest laut und durchbrachst meine taube Verschlossenheit. Du blitztest auf und strahltest mir und verscheuchtest meine Blindheit. Du duftetest und ich atmete Dich ein, voll verlangender Sehnsucht. Ich verkostete Dich und nun hungert und dürstet mich. Du rührtest mich an und das Feuer flammt in mir, bis Du Frieden gewährst." Die Reinigung, die Erleuchtung durch die ewige Schönheit und deren Anschauung — das sind die drei mystischen Stufen aller religiösen Erkenntnis. Auch der Künstler kann und soll Mystagoge sein, als Augenzeuge der Herrlichkeit Gottes, wie einst die Apostel. In einem gewissen Sinne soll er mit Petrus sprechen: „Wir haben die Stimme vom Himmel gehört, als wir mit ihm auf dem heiligen Berge waren." In jene reinere Atmosphäre, die auf dem heiligen Berge weht, sehnt sich auch die moderne Menschheit, heraus aus der Sumpfluft irdischer Sündhaftigkeit, heraus aus dem Rauch und Qualm des alltäglichen Geschäftslebens, heraus aus dem Nebel der Begriffsverwirrung, dem Lärm und der Unruhe der Tagesmeinungen. Wer ahnte nicht die hohe Bedeutung der Kunst für die Religion! Wem könnte es verborgen bleiben, wie viele Anknüpfungspunkte die Kunst auch heutzutage bietet, um die Menschheit zu Gott zu führen! Die Kunst stellt die geschichtlichen Ereignisse aus dem Leben des menschgewordenen Logos dar, sie wagt sich in ihrer Typik, ihrem Symbolismus und ihrer allegorischen Kraft an das Unaussprechliche der göttlichen Geheimnisse heran und enthüllt sogar einer ungläubigen Welt die Schönheit

welche der überall ausgestreute Weisheitssame dem Acker der Menschheit entsprießen läßt.

Die Religion vollendet schließlich alle Rechtsbildung und alles sittliche Leben. Der Sozialpolitiker kann sie vergessen, aber er kann ihrer nicht entraten. Er kann ihre Bilder und Symbole aus seinem Hause entfernen, ihren Dienern den Eintritt in dasselbe verwehren, aber ihren Geist vermag er nicht zu bannen. Dieser Geist wird ihm zum Schreckgespenst und zum bösen Genius, wenn er seine guten Engeldienste nicht annehmen will. Selbst der aufgeklärte Politiker, der für seine Person der Religion nicht zu bedürfen vermeint, hat beruflich und amtlich mit der Religion zu rechnen. Diese Tatsache bildet denn auch den Anknüpfungspunkt für die Vertreter der „Civitas Dei“ und der „Welt“ in hundert Fällen, selbst dann, wenn die völlige Trennung beider Interessengruppen theoretisch ausgesprochen wäre. Praktisch ist eine solche Trennung niemals ganz durchzuführen, aus dem einfachen Grunde, weil es auf beiden Seiten trotz gegenteiliger Versicherungen von seiten der „Welt“ eben eine ganze Reihe gemeinsamer Interessen gibt. Ein religionsloses Staatswesen hat es niemals in der Geschichte gegeben; ein solches existiert nur in der Theorie gewisser aprioristischer Denker. So oft man die Religion verbannt zu haben glaubte, hat man ein künstliches Surrogat an ihre Stelle zu setzen versucht. Die katholische Religion hat z. B. dem „Kultus der Vernunft“ weichen sollen. Der Kultus der „Vernunft“ führte — vernünftigerweise, in einem Sinne, der von den Geschichtsmachern nicht beabsichtigt war — zur Verehrung eines höchsten Wesens. Die Logik der Tatsachen, die Notwendigkeit führte dann wieder zur historisch gegebenen Religion zurück. Die Logik Gottes ist eben eine andere als die Logik derjenigen, die das Wesen der Religion verkennen. An der Logik Gottes scheitert zuletzt jeder Kulturkampf, einerlei ob ein Julian, ein Danton, ein Robespierre, ein Napoleon, ein Bismarck oder ein Combes diese Logik be-

kämpfen. Die Gesetzmäßigkeit und Kontingenz der geschöpflichen Welt, das Gewissen und die Tatsache der Offenbarun — das sind die drei Klippen, welche kein liberaler Kur umschiffen kann und die jeder Pilot kennen muß, wenn e das Staatsschiff vor dem Untergange bewahren will. Di Richtigkeit dieser Behauptung zu beweisen, ist nicht nur Sache des Apologeten, sondern überhaupt Aufgabe jeder historisch-politischen Weltbetrachtung. Ohne irgendwelche Autorität hat noch niemals ein Politiker regieren wollen. Jegliche Autorität aber beruht im letzten Grunde auf Gott. „Selig das Volk, dessen Herr sein Gott ist“, sagt darum die Schrift. Und die Weltgeschichte zeigt, wie unselig, wie heillos die Zustände in einer Gesellschaft sind, welche die Religion nicht kultiviert. Die gewaltigsten technischen Fortschritte ersetzen einer solchen Gesellschaft nicht das verlorene Glück. Dafür liefern die Moralstatistik, die finanzielle und politische Unsicherheit, die Umwertung aller sittlichen Begriffe, der zunehmende Pessimismus und Skeptizismus, die Schäden des Familienlebens und tausend andere Symptome unserer Zeit den schlagendsten Beweis. Solange die Humanität, die sozialistischen Ideen, Nobelpreise, Friedenskonferenzen und Diplomatenkongresse, Reformen des Strafgesetzbuches, Handelsverträge und moderne Kunstideale der Welt kein größeres Glück schaffen, als sie heuer genießt, solange haben wir gar keinen Grund, unsere religiösen Ueberzeugungen zu revidieren. Wir sehen am Gesellschaftskörper verschiedene Geschwüre aufbrechen, ihren faulenden Inhalt entleeren; aber nach dem Arzt, der die verdorbenen Säfte des sozialen Organismus wirklich reinigen und verbessern könnte, schauen wir vergebens aus. Wo die soziale Gesetzgebung wirklich etwas zu leisten scheint, wie auf den Gebieten der Alters- und Krankenversorgung, der Unfallverhütung und der Rückkehr zu genossenschaftlichen Wirtschaftsprogrammen, welche vielfach eine Neuauflage mittelalterlicher Innungsprinzipien sind, D freuen auch wir uns, daß die Nächstenliebe in ihre Rech

eintritt, selbst wenn keine bewußte Religion dabei geübt wird. Wir verkennen ebensowenig die Wohltaten charitativer Stiftungen, die nicht auf dem Grunde übernatürlicher Gottes- und Nächstenliebe aufgebaut sind. Das Natürlich-Gute behält seinen Wert und seine Bedeutung, wenn auch in anderem und niedrigerem Sinne als wo es in den Kreis des Uebernatürlichen einbezogen wird. Der gläubige und intelligente Christ bekämpft niemals die Natur aus Liebe zu mißverstandenen übernatürlichen Prinzipien, aber er arbeitet an der Veredelung der Natur und ist davon überzeugt, daß der Mensch nur den kleinsten Teil seiner sittlichen Energie aufwendet, wenn einzig natürliche Beweggründe sein Tun und Lassen bestimmen.

Die Religion trägt in das menschliche Begehren einen höheren, einen dauernden und einen zielbewußten Enthusiasmus hinein, verleiht dem Willen wundersame Spannkraft und öffnet dem Geiste ungeahnte Perspektiven in die reichen Welten des Seins und der Erkenntnis. Auch gewährt einzig und allein die Religion die Möglichkeit, das Universum als wirkliche Einheit, den Kosmos als harmonische Ordnung zu begreifen. In seiner einheitlichen, harmonischen Weltanschauung findet der denkende Mensch nicht nur hohen Genuß, sondern entdeckt dort auch eine vorzügliche Quelle sittlicher Kraft. Eine Gesellschaft, welcher die Welt ein Tohu-wa-bohu ist, in das höchstens der Zufall, der große unbekannte Götze aller Denkfaulen, mit tastender Hand hineinfährt, wird im großen und ganzen anarchistischen Tendenzen zugänglich sein, zum mindesten auf dem Gebiete der Moral. Es ist wieder Augustinus, der die Hinordnung des weltlichen Staates auf den Gottesstaat, das Abbild des himmlischen Jerusalem betont. Darin liegt keine unfruchtbare, phantastische Mystik. Auch die Religion wird das Paradies auf Erden nicht verwirklichen; sie hat es nie getan. Aber sie verlangt die stete Hinordnung auf das Ideal. Sie nennt Sünde, was Sünde ist und beschönigt kein Unrecht. Darum mußte ein Nietzsche

das Christentum hassen; er vertauschte eben den Wert und den Unwert der Dinge miteinander. Die „ars bene recteque vivendi", wie Augustinus die Tugend nennt, geht der religionslosen Gesellschaft verloren. Auf dieser schönen und notwendigen Kunst beruht aber aller Friede und jeglicher wahre Kulturfortschritt. Somit werden friedliche und unfriedliche Lebensäußerungen der einzelnen Interessengruppen im Staatsganzen, sowie die verschiedenartigen Kulturbewegungen ebensoviele Anknüpfungspunkte für die Theorie und Praxis der Religion. Trotz der großen gesetzgeberischen Fruchtbarkeit der modernen Staaten sind die jeglicher Gesetzgebung zugrundeliegenden Prinzipien — zumal in den romanischen Ländern, wo eine geheime, maurerische, religionsfeindliche Regierung den Einfluß christlicher Ideen paralysiert — in einen Zustand der Verwilderung geraten, welcher allmählich selbst antiklerikale Beobachter nachdenklich stimmt. Auf gegnerischer Seite ist es nun allerdings gebräuchlich, der Religion herrschsüchtige Tendenzen vorzuwerfen. Bei tieferer Einsicht in das Wesen der Religion würde man indes dahinter kommen, weshalb die Religion Kronrechte besitzt und herrschen wollen muß, weshalb sie sich gewissen Geistesströmungen gegenüber ablehnend verhält und andere wiederum zu fördern sucht. Es liegt eben in ihrem Wesen, das Absolute und Notwendige zu betonen und unentwegt für die höchste Wahrheit, Schönheit und Güte Propaganda zu machen. Die Verarmung religiösen Denkens dagegen meint in jeder relativen und vergänglichen „Mode" das Heil zu finden, ist deshalb beständigen Täuschungen unterworfen und hat trotz alles Experimentierens mit „rein menschlichen" Programmen fast nur Mißerfolge zu verzeichnen. Freilich ändern sich die Zeiten und wir und unsere Bedürfnisse sind gleichfalls wandelbar. Dennoch gibt es ewige Wahrheiten und ewige Gesetze — Normen, nach welchen aller Wandel reguliert werden muß. Sache eines erleuchteten religiösen Konservativismus ist es daher, die Zeitereignisse und Zeitforderungen genügend zu berücksichtigen und sie

zu verwerten, daß der große göttliche Grundplan in der Welt freiwillig befolgt wird. Wo das nicht freiwillig geschieht, da rächt sich die ewige Gerechtigkeit, zermalmt den Empörer, verjagt der Gesellschaft den Frieden und läßt die Menschheit ihrer selbst und ihrer Bestrebungen nicht froh werden.

Damit wenden wir uns zu dem zweiten Teile unserer Betrachtung, nämlich zur Idealisierung alles Lebens durch die Religion.

XLVII.

Nochmals: Wir müssen aus dem Turm heraus!

Von Dr. Jul. Bachem.

Die politische Betrachtung, welche unter obigem Titel im letzten Hefte der „Histor.-polit. Blätter" veröffentlicht wurde, hat in der deutschen Presse eine ganz ungewöhnlich große Beachtung gefunden. Der Inhalt der fraglichen Darlegung kann wohl allein diese Erscheinung nicht erklären. Vielleicht kommt dieselbe ein wenig auf Rechnung der Ueberschrift, welche für manchen etwas zu versprechen scheinen mochte, was der Inhalt nicht halten konnte und nicht halten wollte.

Wenn die Blätter sich (wie die „Norddeutsche allgemeine Zeitung" und die „Freie deutsche Presse") darauf beschränkt hätten, die Hauptstelle aus dem Artikel der „Histor.-polit. Blätter" wiederzugeben und für sich wirken zu lassen, so wäre darüber einfach dankend zu quittieren. Fast alle knüpfen aber an die Wiedergabe einiger Stellen mehr oder minder eingehende Erörterungen, welche keineswegs immer dem leitenden Gedanken des Aufsatzes gerecht werden, so daß sich mir geradezu die Notwendigkeit aufdrängt, denselben gegen

Mißverständnisse oder Mißdeutungen nach Möglichkeit zu
sichern.

Zunächst ist festzustellen, daß eine ganze Reihe von
Blättern verschiedener Parteirichtung den an die Spitze des
Artikels gestellten Satz, daß das Zentrum eine politische und
keine konfessionelle Partei sei, nicht gelten lassen. S
schreibt die „National-Zeitung“: das Zentrum sei doch kon
fessionell. Nur durch die katholisch konfessionellen Eise
klammern habe der Turm, in dem westfälische Bergarbeiter un
oberschlesische Kohlenmagnaten, rheinische Industriearbeiter u
bayerische Gerstenbauern mehr oder weniger friedlich beisamm
wohnten, bis heute zusammengehalten werden können. D
„Kölnische Zeitung“ erklärt: „das Zentrum muß eine k
fessionelle Partei sein, selbstverständlich, denn aus dem K
fessionalismus zieht es ja seine ganze Kraft“. Die „Berli
Neuesten Nachrichten“ versichern: „Es ist unwahr, daß D
Zentrum keine konfessionelle Partei sei. Die Interkonfess
nalität ist Sand in die Augen!“ Die Münchener „Allgeme
Zeitung“ insinuiert, es solle durch den Artikel, um d
Zentrum seine und auch die anderen rechtsstehenden Kre
zu sichern, „eine Maske aufgesetzt“ werden, durch die s
freilich kaum jemand täuschen lassen werde, der sich ni
täuschen lassen wolle. Es treffe sich da schlecht, daß gera
in diesem Augenblicke der Straßburger Bischof seine Diözesan
auf das Zentrum als die Organisation der deutschen Kath
liken hingewiesen habe und so werde der Verfasser wo
darauf verzichten müssen, irgend einen nennenswerten Erfo
mit seinem „Kniff“ zu erzielen. Die „Vossische Zeitun
meint: der Verfasser des Artikels werde nicht im Er
behaupten, es sei nur eine haltlose politische Legende, d
das Zentrum eine konfessionelle Fraktion sei. Und d
„Reichsbote“ ruft aus: „Möchte man uns doch endlich m
der Behauptung, daß das Zentrum keine konfessionelle Par
sei, verschonen!“ Alle die genannten Blätter haben d
miteinander gemeinsam, daß sie die in dem Artikel der „Histo

polit. Blätter" für den nichtkonfessionellen, politischen Charakter des Zentrums angeführten Beweise vollständig ignorieren. Das ist jedenfalls sehr unsachlich und macht eine fruchtbringende Erörterung fast unmöglich.

Mehr wie ein Blatt zerbricht sich dabei den Kopf der Zentrumspartei. So meint die schon erwähnte „Nationalzeitung", daß in dem Artikel „lebensgefährliche Lehren für den Fortbestand der ‚herrschenden Partei' in äußerlich einleuchtender Weise und in geschickter Form gepredigt" würden. „Wenn der Artikel sage: wir müssen aus dem Turm heraus, so erwidere sie (die Nationalztg.): wenn ihr das tut, so seid ihr als Partei verloren". Die ebenfalls schon genannte „Kölnische Zeitung" bemerkt: „sobald das Zentrum seinen konfessionellen Boden verläßt, verliert es den Grund seiner Existenz; es wird konfessionell sein, oder es wird nicht sein". Die „Leipziger Volkszeitung" ist der Ansicht: „Wird die Bachemsche Parole befolgt, so untergräbt das Zentrum selbst die Wurzeln seiner Macht". Und die „Vossische Zeitung" meint gar: die Parole „Heraus aus dem Turm" bedeute „Los von Rom" und fügt besorgt hinzu, der Verfasser möge zusehen, daß er nicht exkommuniziert werde!

Während aber so die genannten Blätter die Ausführungen des Artikels der „Histor.-polit. Blätter" als höchst bedenklich für die Zentrumspartei hinzustellen belieben, wittern andere Preßorgane in demselben Artikel ein ganz gefährliches Strategem zu Nutz und Frommen der Zentrumspartei. Unter anderen erblickt die „Weserzeitung" darin ein „interessantes Dokument der politischen Entwickelungstendenzen" des Zentrums. Die „Frankfurter Zeitung" äußert: das Zentrum sehe einerseits die Bestrebungen auf Einigung der Linken, andererseits die unversöhnliche Gegnerschaft des freier gesinnten Protestantismus. Da könne schon „einem klugen Manne der Gedanke kommen, daß es vielleicht an der Zeit sei, engere Verbindung mit dem orthodoxen Protestantismus zu suchen". Der Linken aber sollte dies wieder eine ernste

Mahnung sein. Die „Rhein- und Ruhrzeitung“ vermutet: „Bachem will dem Zentrum eine evangelische Leibgarde schaffen, die dem taktischen Bedürfnis des Zentrums nach neuen Mandaten abhelfen und das politische Herrschaftsgebiet des Zentrums erweitern soll.“ Die „Rheinische Zeitung“ endlich hält dafür: der Artikel beispiele zwar nur auf die Christlichsozialen, aber der Wink gehe wohl weit über diese hinaus. Bei den nächsten Reichstagswahlen stehe eine Aufteilung des Industriebezirkes zwischen Zentrum und Nationalliberalen bevor. Das Zentrum trete aus seinem Turm heraus, um Hilfskräfte um sich zu sammeln. Die Sozialdemokratie müsse dafür sorgen, dem gedoppelten Feinde gewachsen zu sein.

Wie man sieht, heben die Deutungen des Artikels der historisch-politischen Blätter in den dem Zentrum gegnerischen Preßorganen sich untereinander auf. Die einen halten dafür, das Zentrum werde bei Befolgung dieser Vorschläge zugrunde gehen, die anderen, die Verwirklichung der Vorschläge würde dem Zentrum neue Kraft zuführen. Es wird daher kaum nötig sein, länger bei diesen so verschiedenartigen Urteilen zu verweilen. Dagegen erfordern die Auslassungen in der Zentrumspresse eine eingehendere Würdigung. An die Zentrumspartei richtet sich ja an erster Stelle die Aufforderung des Artikels, mehr aus dem Turm herauszutreten; nach dieser Seite muß daher der Artikel vor allem gegen unrichtige Auffassungen gesichert werden.

Ausnahmslos bekennt sich, soweit ersichtlich, auch bei dieser Erörterung die Zentrumspresse zum Zentrum als einer nichtkonfessionellen, politischen Partei und erhebt sie Einspruch gegen die krampfhaften Bemühungen gegnerischer Blätter, entscheidenden Tatsachen zum Trotz die Zentrumspartei auch ferner als eine konfessionell-katholische Partei hinzustellen. Diese Haltung wird auch von solchen Zentrumsblättern eingenommen, in denen auf anderen Gebieten konfessionelle Absonderung über Gebühr hervortritt.

Was im Einzelnen die Stellungnahme der Zentrums-

presse zu der Darlegung in den „Histor.-polit. Blättern“ anlangt, so äußern sich manche Blätter schlechthin zustimmend; andere geben dieselbe mit dem allgemeinen Vorbehalt wieder, daß sie nicht mit allem einverstanden seien; wieder andere üben Kritik an einzelnen bestimmten Sätzen. Mit der letzteren Kategorie habe ich es hier allein zu tun, und zwar greife ich hier dasjenige Blatt heraus, welches seinen Widerspruch zuerst am schärfsten zum Ausdruck gebracht hat und von anderen Blättern am häufigsten zustimmend zitiert worden ist: die Berliner „Germania“. Auch sie tritt dabei nachdrücklich für den nichtkonfessionellen, politischen Charakter der Zentrumspartei ein und bemerkt in dieser Beziehung zutreffend: „Weder sein Programm, noch seine Taten bieten den mindesten Anlaß, das Zentrum vom konfessionellen Standpunkte aus zu bekämpfen; denn sein Programm enthält nichts Konfessionelles, nichts, was nicht jeder Protestant unterschreiben könnte, und niemals hat es auch nur das Geringste getan oder versucht, was die Rechte und Freiheiten der Protestanten verletzen könnte. Wenn es fast ausschließlich aus Katholiken besteht und bestanden hat, so ist das sehr wider Wunsch und Willen seiner Gründer, insbesondere auch Windthorsts geschehen. Ihm wäre es viel lieber gewesen, wenn sich ihm möglichst viele Protestanten angeschlossen hätten, wie sie es auf Grund des Programms konnten. Daß es nicht geschah, ist lediglich Schuld der Gegner, die es geflissentlich als konfessionell-katholische und als ‚ultramontane‘ Partei hinstellten. Daß man sich infolgedessen auch auf katholischer Seite verschiedentlich gewöhnte, das Zentrum als eine katholische Partei zu betrachten, ist nicht zu verwundern. Aber dem Sinn und der Absicht des Zentrums entspricht das nicht, und immer wieder hat es Gewicht darauf gelegt, daß es eine politische Partei sei. Nur als politische Partei hat es sich auch so lange lebenskräftig zu erhalten und seine politische Stellung zu behaupten vermocht.“

Dann aber wendet sich die „Germania“ gegen den Kernsatz

des Artikels: es müsse mit vermehrter Umsicht auf die Wahl von solchen Abgeordneten nichtkatholischen Bekenntnisses hingewirkt werden, welche gute Fühlung mit dem Zentrum zu nehmen und zu unterhalten willens und geeignet seien, und zwar werde es gute Politik sein, solche Abgeordnete nicht nur in Wahlkreisen mit überwiegend protestantischer Bevölkerung zu unterstützen, sondern auch in einer Anzahl von Wahlkreisen, wo das Zentrum allein vielleicht die Mehrheit erlangen könne. Dazu meint die „Germania“: Eine so eigenartige Zumutung, wie hier, sei wohl noch niemals von einer Partei (?) ihren Anhängern gemacht worden: „Die Zentrumswähler sollen dort, wo sie einen Zentrumsmann haben können, jemand wählen, der nur mit dem einen Fuße auf dem Boden ihres Programms, mit dem anderen aber in einem anderen Lager steht. Das würde verwirrend auf die Wähler und zersetzend auf die Partei wirken.“

Der Verfasser dieser Polemik hat wohl den Satz, gegen den er sich wendet, nicht genau gelesen. Es ist darin gar nicht gesagt, daß die Zentrumspartei irgend ein sicheres Mandat aufgeben solle, um geeigneten protestantischen Kandidaten zur Wahl zu verhelfen, obwohl auch das m. E. unter Umständen gute Politik wäre. Es sind sehr wohl Fälle denkbar, in denen es rätlich sein würde, ein katholisches Zentrumsmitglied durch einen dem Zentrum nahestehenden Protestanten zu ersetzen. Der lutherische Abg. Dr. Bruel wog unter den damaligen Verhältnissen mehr als e i n katholisches Zentrumsmitglied auf. Wer ihn an der Arbeit gesehen hat, weiß das. Auch die kulturkämpferischen Regierungskreise wußten das. Darum machten sie ganz ungewöhnliche Anstrengungen, um Dr. Bruel zu beseitigen, und stellten insbesondere — es ist mir das noch vor wenigen Tagen in Osnabrück von Wissenden bestätigt worden — das Eintreten für einen katholischen Zentrumskandidaten in Aussicht, wenn man nur den Lutheraner Bruel fallen lassen wolle. Aber Windthorst, der am besten wußte, was der ebenso scharf-

sinnige und kenntnisreiche wie tiefreligiöse lutherische Hospitant für das Zentrum wert war, erklärte rundweg, daß er denselben nicht entbehren könne, und damit war für das Wahlkomitee der Zentrumspartei in Melle-Iburg die Sache abgetan.

Mein Vorschlag hat aber zunächst nur solche Wahlkreise im Auge, wo das Zentrum „vielleicht" allein die Mehrheit erlangen kann, d. h. also Wahlkreise, in welchen die Zentrumspartei an die Mehrheit heranreicht, dieselbe aber bisher nicht oder nur vorübergehend unter ausnahmsweise günstigen Umständen erlangt hat. Solcher Wahlkreise gibt es eine ganze Reihe. Dabei bedarf es keiner weiteren Ausführung, daß nicht überall auch nur ein Versuch in der angedeuteten Richtung gemacht werden kann. Hier heißt es: Regionum ratione habita. Schon der Versuch setzt eine besonders gut geschulte Wählerschaft mit einsichtiger und kraftvoller Führung voraus. Es liegt nahe, vorab an Rheinland und Westfalen, an Baden und die Rheinpfalz zu denken. Warum sollte man es beispielsweise nicht im Wahlkreise Duisburg-Mühlheim a. d. Ruhr-Oberhausen-Ruhrort, oder in Bochum-Gelsenkirchen-Hattingen, oder in Dortmund mit einer Kandidatur, wie sie mir vorschwebt, versuchen? In Dortmund hat man es schon einmal mit Erfolg gemacht.

Mehr Beachtung als das bisher behandelte Bedenken verdient der von zahlreichen Zentrumsblättern erhobene Einwand, es würden sich keine Protestanten finden, welche bereit wären, in der Hauptsache auf den Boden des Zentrumsprogramms sich zu stellen und durch die Zentrumspartei sich wählen zu lassen. Insbesondere wird darauf hingewiesen, daß der frühere Handelsminister Freiherr von Berlepsch, der sozialpolitisch dem Zentrum nicht ferne steht, es abgelehnt habe, sich von der Zentrumspartei in einem Saarkreise als Kandidat aufstellen zu lassen. Gewiß, es wird auch hier viel protestantisches Vorurteil zu überwinden sein, aber deswegen soll man auf den Versuch nicht verzichten. Diejenigen, welche ihn als gänzlich aussichtslos hinstellen, huldigen doch wohl

einem zu weit gehenden Pessimismus, während sie mir Optimismus vorwerfen. Selbst in den erregtesten Zeiten des kirchenpolitischen Konfliktes hat es im preußischen Landtage Männer gegeben, die in keinen näheren Beziehungen zum Zentrum standen, mit denen man aber in manchen Fragen ein gut Stück Weges zusammengehen konnte. Das waren in den siebenziger und achtziger Jahren nicht nur das kleine Häuflein der Altkonservativen, welche sich der kulturkämpferischen Strömung entgegenstemmten, sondern selbst unter den Nationalliberalen Männer wie Jakobi (Liegnitz) und in späteren Jahren auch Miquel, in der ehemaligen Fortschrittspartei Männer wie Wissmann (Ober-Westerwaldkreis) und Dirichlet und in gewissem Sinne auch Eugen Richter und Dr. Stern (Frankfurt a. Main).

Sollte es da vermessen sein, zu hoffen, daß heute, nach den ernsten Erfahrungen des kirchenpolitischen Konfliktes der 70er Jahre, sich Nichtkatholiken finden werden, welche vom Boden des Zentrumsprogramms aus und in Fühlung mit dem Zentrum — die äußere Form dieser Beziehungen ist dabei nicht entscheidend — einer für Reich und Land verhängnisvollen Entwickelung entgegenzutreten bereit wä[illegible]en, wenn ihnen durch die Zentrumspartei die parlamentar[illegible]sch[illegible] Möglichkeit dazu geboten würde?

In dieser Auffassung kann mich auch nicht irre mac[illegible]en, daß unter Bezugnahme auf den Artikel in den „Histor[illegible]sch[illegible] politischen Blättern" die christlich-soziale Zeitung „Das Re[illegible]ch[illegible] erklärt: Die Christlichsozialen vermöchten durch keine Konzes[illegible]ion[illegible] und durch keine Bindung die Wahlhilfe der Zentrumspa[illegible]tei zu erkaufen. Es sei vollends unmöglich, daß sich Christl[illegible]ch-soziale dem Zentrum als Hospitanten anschlössen. D[illegible]ese Erklärung hat nichts Verwunderliches. Die kleine christl[illegible]ch-soziale Partei steht z. B. wie alle Parteien mit ausschließ[illegible]ich oder fast ausschließlich protestantischen Mitgliedern un[illegible]er starkem kirchenpolitischem Druck. Für meine Betrachtun[illegible]s-weise kommen auch weniger die Parteien, sondern [illegible]

kommt vor allem die Einzelpersönlichkeit in Frage, auf die es überhaupt auch im politischen Leben ankommt.

Wenn aber selbst der Versuch scheitern sollte, nichtkatholische Persönlichkeiten, welche in der Hauptsache auf dem Boden des Zentrums stehen — auch die katholischen Mitglieder des Zentrums sind niemals immer in allen Fragen eines Sinnes gewesen und sind es auch heute nicht — durch Ermöglichung ihrer Wahl in nähere Beziehungen zu dem Zentrum zu bringen, so wäre das kein Grund, den Versuch zu verwerfen. Der Versuch an sich wäre Gewinn, weil er wesentlich dazu beitragen müßte, das protestantische Vorurteil gegenüber der Zentrumspartei zu zerstören oder wenigstens zu vermindern; es könnte aus dem Versuch nur Gutes, nichts Bedenkliches entstehen.

Man hat gegenüber dem Artikel der historisch-politischen Blätter auch wohl gesagt, das Zentrum möge nur ruhig seinen Weg weiter gehen, die einsichtigeren Protestanten würden schon im Laufe nicht ferner Zeit von selbst sich ihm zuwenden. Mag sein, wenn auch in dieser Auffassung ein Optimismus sich verrät, an welchen der mir vorgeworfene nicht heranreicht. Jedenfalls sollte man den Protestanten diese Annäherung erleichtern und alles sorgsam vermeiden, was sie erschweren könnte. Unter der Einwirkung der gründlich verfehlten preußischen Kirchenpolitik der 70er Jahre sind die Katholiken die besser Organisierten und insoweit im öffentlichen Leben Stärkeren; daher steht ihnen ein weitsichtiges Entgegenkommen wohl an. Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, so mag auch hier Mohammed zum Berge kommen.

Ganz unverständlich ist, beiläufig gesagt, die Erscheinung, daß ein polnisches Blatt, und zwar ein angeblich gemäßigt polnisches Blatt, der „Dziennik Slaski" den Artikel der „Histor.-polit. Blätter" zu einer Polemik gegen das Zentrum benutzen möchte, von dem es im Tone des Vorwurfs sagt, es sei niemals eine rein katholische Partei gewesen und wolle sich

nun den Protestanten in noch höherem Maße wie bisher nähern. Das liest sich sehr eigentümlich gerade in den Spalten eines polnischen Blattes. Der „Dziennik Slaski" ist wohl noch zu jung in der polnischen Bewegung, als daß er die Geschichte der polnischen Fraktion ausreichend hätte studieren können. War oder ist denn die polnische Fraktion etwa eine katholische Fraktion? Keineswegs. Die polnische Fraktion war immer eine wesentlich nationale Gruppe, unter schärferer oder weniger scharfer Betonung des Nationalismus, je nach den Zeitverhältnissen und der den Polen gegenüber verfolgten Politik. Sie hat, obwohl die Polen in Posen und Westpreußen fast ausschließlich katholischen Bekenntnisses sind, auch protestantische Mitglieder in ihrer Mitte gehabt. Zugleich mit dem damaligen Propste von Wreschen, dem heutigen Erzbischof von Posen-Gnesen, gehörte der polnischen Fraktion der protestantische Kreisgerichtsrat Pilaski als vollberechtigtes Mitglied an. Dabei sei ganz davon abgesehen, daß gerade die polnische Fraktion neben streng gläubigen Katholiken stets auch Mitglieder gezählt hat, welche religiös indifferent oder sogar ausgesprochen freigeistig waren.

Doch zurück zur Zentrumspresse. Die „Engen und Aengstlichen im eigenen Lager", von denen im ersten Artikel der „Histor.-polit. Blätter" die Rede war, sollten sich sagen, daß auch bei dem erwünschten Hinzutritt von mehr protestantischen Mitgliedern zum Zentrum die Gemeinsamkeit der religiösen Ueberzeugung, aus der die Uebereinstimmung der Welt- und Lebensanschauung in den Grundfragen hervorgeht, doch für die katholischen Mitglieder wirksam, auch politisch wirksam bleiben würde. Ausgeschlossen bliebe allerdings darin erst recht eine Betätigung dieser Ueberzeugung im öffentlichen Leben, welche mit dem paritätischen Charakter des deutschen Staatswesens in Widerspruch geraten würde. Kardinalpunkt des Zentrumsprogramms ist heute mehr denn je, daß die Fraktion einzutreten hat für das moralische und materielle Wohl aller Volksklassen. Durch die umsichtige und energische Geltend-

g dieses Grundsatzes der sozialen Gerechtigkeit hat die
n im deutschen Reichstage wie im deutschen Volksleben
ntrale Stellung erlangt; mit ihm steht und fällt die
n. Und gerade in diesem Kardinalpunkte des Zen-
rogramms ist nichts, was einen nichtkatholischen Poli-
s solchen zurückstoßen könnte.

nd so bleibe ich dabei: ein Heraustreten aus dem
msturme in dem von mir entwickelten Sinne und in
n mir gezogenen Grenzen wäre etwas politisch zu
endes, ja politisch Notwendiges. Es kommt vor allem
an, daß das Zentrum immer und überall das sei,
ist und sein muß. Alles, was in dieser Richtung
und unterlassen wird, wird dem Zentrum selbst zugute
; es wird seinen politischen Einfluß verstärken, nicht
er katholischen, sondern als einer interkonfessionellen,
hen Partei, bei welcher aber die Wahrung der kirch-
Freiheit, an der die Katholiken sich genügen lassen
zugleich am besten aufgehoben bleibt. Mehr noch aber
n Zentrum selbst würde der Versuch, das Zentrum
e breitere Basis zu stellen, dem deutschen Volks-
n zugute kommen, das bei weiterer Verschärfung der
onellen Gegensätze je länger desto mehr schweren,
erbringlichen Schaden nehmen muß.

m Uebrigen bin ich mir klar darüber, daß Anregungen
Art nicht von heute auf morgen sich durchsetzen. Es
mir einstweilen, sie zur Erörterung gestellt zu haben.

XLVIII.

Friedrich Halm.

Einer der wenigen österreichischen Dichter des V
die, ohne an den geistigen Regungen von 1848
gewesen zu sein oder auch nachher irgend einer Mode
Konzessionen gemacht zu haben, nichtsdestoweniger a
der Revolutionszeit in Ehren und Ansehen blie
Friedrich Halm (Eligius Freiherr v. Münch-Belling
Eine Reihe seiner Stücke, wie ‚Griseldis', ‚König und
‚Der Fechter von Ravenna' und ‚Wildfeuer' sind b
heutigen Tage beliebte Repertoirestücke des Wiener
theaters und anderer vornehmen Bühnen geblieben,
die romantische Stimmung derselben eigentlich sc
Geschichte, der sogenannten guten alten Zeit, angeh
nicht das Mindeste von dem zeigt, was man he
einer dramatischen Handlung will, Naturalismus o
Aktualität. Er hat eben als der letzte Romantiker Oe
in der Bühnenkunst die Reize phantastischer Erfindu
Zauber des Ungewöhnlichen in so charakteristischer Vol
über seine Figuren ergossen, daß sie uns wie Typ
romantischen Kunstauffassung erscheinen, die uns noc
ebenso wertvoll ist wie ein Märchen- oder Sagenbu
man wie zur Erholung oder Erbauung gern wieder
aufschlägt, wenn man auch dessen Inhalt längst kennt
eben dieses Sichversenken in eine Welt jenseits der

des starken Lebens ein Herzensbedürfnis auch desjenigen, bei dem sonst die grübelnde Vernunft die entscheidende Führung hat. Man könnte nicht einmal sagen, es habe Halm so etwa wie Ferdinand Raimund volkstümlich geschaffen; weder für den Inhalt, noch für die Form gilt dies. Für den Inhalt nicht, denn all seine Stoffe sind fernen Gebieten entnommen, zum Teil sprießen sie aus ganz verborgenen Wurzeln, für die Form nicht, denn mit Ausnahme der Tragödie ‚Sampiero‘ sind sie sämtlich in dem Jambus des deklamatorischen Dramas abgefaßt. Auch hat Halm, schon vermöge seiner Lebensumstände als Beamter, der die Stufenleiter bureaukratischer Ehren bis zur ‚Exzellenz‘ und zum ‚Geheimen Rat‘ hinanstieg und auch nach seiner Persönlichkeit von Jugend auf eine exklusive Natur war, seine Dramen eigentlich nur für die bessere Gesellschaft, im besonderen in Wien für das Burgtheaterpublikum geschrieben, und nicht ist irgendetwas so populär geworden wie das Raimundsche Hobellied oder andere Raimundsche Improvisationen; ja die Worte, mit denen im ‚Sohn der Wildnis‘ das Wesen der Liebe erklärt wird (‚Zwei Seelen und Ein Gedanke, Zwei Herzen und Ein Schlag!‘) sind mehr als geflügeltes Wort komischen Ernstes, denn als echte Lebensweisheit bekannt. Wie wenig Halm bei der großen Masse seiner Zeitgenossen beliebt war, beweist die Nergelei einer unvernünftigen Kritik. Als Michael Enk von der Burg, sein alter Lehrer und späterer Berater bei seiner dichterischen Arbeit, freiwillig den Tod in der Donau suchte (11. Juni 1843), wurde allenthalben in der Oeffentlichkeit die Märe verbreitet, er und nicht Halm sei der Verfasser der ‚Griseldis‘, und als der bayerische Schulmeister Bacherl die tolle Behauptung aufstellte, er sei der Verfasser des ‚Fechter von Ravenna‘, da gab es eine große Gemeinde, in München zumal, welche die plumpe Lüge für bare Münze nahm. Ja, Dingelstedt, der 15. April 1856 das Stück zum erstenmal unter Halms Namen in München auf die Bühne brachte, provozierte dadurch einen Theaterskandal, der ihm

in der Folge seinen Posten als Intendant kostete. Haln aristokratische Haltung veranlaßte den boshaften Verfasser d ‚Oesterreichischen Parnaß‘ (um 1840) zu der wenig schmeich haften Aeußerung (S. 32): „Groß, stupides Aeußere, wei Haare, kränklich, still, innere Flamme, Aristokrat, lebt se zurückgezogen in sehr angenehmen häuslichen Verhältnisse macht sehr korrekte Verse, hat aber bereits den Brunn seiner Originalität erschöpft. . . .“ Wie sehr hat der Kritik sich damals in letzterem Stücke getäuscht, da doch erst nachh die fruchtbarste Arbeit des Dichters erfolgt. Selbst der v Natur aus so wohlwollende H. Rollett schildert in sein Begegnungen (Wien, C. W. Stern, 1903) den nichts wenig als schmeichelhaften Eindruck, den der Dichter auf ihn mac (S. 184): „ . . . Geradezu betroffen war ich aber, als — noch in den 30er Jahren — Münch-Halm einmal pe sönlich sah. Ich konnte und wollte es nicht glauben, d diese Persönlichkeit der Dichter dieser dramatischen Schöpfung sei. Ich hätte ihn eher für einen aussichtsvoll-ehrgeizig adeligen Streber in einem Fiskal-Bureau als für ein Dichter gehalten. Hochgewachsene Gestalt mit breiten Schulter eigentümliches, plattes, beinahe jedoch zugleich einem ve knüpften Knoten gleichendes Angesicht, dabei aber mit eine fast unangenehm scharfen Ausdruck der gewöhnlich erns strengen Miene und des klugen, festen Blickes, der imm sinnend auf einen Punkt gerichtet schien; kurzgeschnittene glattgekämmtes, dunkelblondes Haar, durchaus — bis auf ein Backenbartstreifen — rasierter Bart, und in allem nahe militärische Gemessenheit und knapper Schnitt.“ Freilich fü er dann hinzu, daß nach näherer Bekanntschaft „angeneh überraschend ein entschiedenes, wenn auch nicht zutrauliche doch verbindlich-freundliches Wesen“ hervortrat.

Friedrich Halm wurde am 2. April 1806 als Soh des damaligen Landrates Kajetan Frhrn. v. Münch-Bellin hausen zu Krakau geboren; seine Mutter starb früh, wa wohl der Grund sein mochte, daß ihn sein Vater, der si

zum zweitenmal vermählte, zuerst in ein Erziehungsinstitut in Wien, später zu den Englischen Fräulein nach Krems und hierauf ins Stift Melk gab, wo er den ersten Gymnasialunterricht erhielt. Damals befand sich Michael Enk von der Burg unter seinen Lehrern, der in der Erstlingszeit seines Dichtens ihm nachmals so entscheidende Winke gab, speziell ihn auf die Dramen des Cervantes und Lope de Vega als unerschöpfliche Fundgruben wies.

1816 kam der junge Student wieder ins väterliche Haus zurück, und zwar nach Wien, wohin sein Vater als Hofrat an die oberste Justizstelle berufen worden war. Sie wohnten damals im Heiligkreuzerhof und Friedrich studierte am Schottengymnasium, worauf er (1819) seine philosophischen Studien an der Wiener Universität begann. Es regte sich damals in Oesterreich allüberall ein hohes Maß geistigen Schaffens; die Romantik warf ihre Wellenschläge mächtig nach Wien, Grillparzers ‚Ahnfrau‘ war am 17. Januar 1817 mit zündendem Erfolge im Theater an der Wien gegeben worden. Sophie Schröder, Max Korn, Heurteur und andere Bühnengrößen wirkten am k. k. Hofburgtheater. In späteren Tagen, anläßlich des 50. Geburtstages des Dichters der ‚Ahnfrau‘, schilderte Halm in einem Festgedichte ‚An Grillparzer‘ (1841) in dankbarer Erinnerung den gewaltigen Eindruck, den die Tragödie auf ihn damals gemacht hatte:

„Ich war's, den du entzündet
Mit deines Lebens Strahl,
Ich war's, dem deine Größe
Den Schlaf der Nächte stahl.“

Gar manche strebsame Talente, eine förmliche zukünftige Dichtergeneration, saßen mit Halm auf der Schulbank. Einer derjenigen, der gerade damals auch in den philosophischen Studien sich befand, Joh. Gabr. Seidl, schildert in der Einleitung der Ausgabe der Werke seines früh verstorbenen Freundes Ludwig Halirsch anschaulich, welches Streben den

ganzen Kreis junger Leute ergriff, unter denen sich Nikolaus Lenau, Bauernfeld, Herloßsohn und andere nachmals viel genannte Männer befanden. Sie erkühnten sich sogar, eine Zeitschrift ‚Die Cikade‘ herauszugeben (1819–1820), in der sie ihre, freilich manchmal linkischen Dichtungen veröffentlichten. 1822 begann Halm seine juristischen Studien und trat nach Absolvierung derselben in den Staatsdienst (1826). Am 28. September desselben Jahres vermählte er sich, etwas über 20 Jahre alt, dem Zuge seines Herzens folgend, mit der reizenden Baronesse Sophie v. Schloißnigg, in deren Familie er auf Schloß Ebergassing Stunden reiner Freude verlebt und die ersten mächtigen Anregungen zu seinem lyrischen Schaffen erhalten hatte. Eine Reihe von bisnun teilweise ungedruckten Gedichten entstammt dieser Zeit seiner jungen Liebe; Halm, der nachmals in erster Linie sich der Bühnendichtung zuwendete, legte auf seine teilweise graziöse Lyrik so wenig Wert, daß er erst 1850 ein Bändchen ‚Gedichte‘ (Stuttgart, Cotta) erscheinen ließ.

Während er als Dramatiker die schmeichelhaftesten Erfolge hatte, klomm er auf der Stufenleiter seiner Beamtenlaufbahn anfangs langsam empor; ja es schien die erstere Tätigkeit nach der bureaukratischen Auffassung des Vormärz nicht im Einklange mit dem zu stehen, was man unter einem österreichischen Beamten comme il faut verstand. Es wird da ein bezeichnender Ausspruch eines hohen Staatswürdenträgers nach der Aufführung der ‚Griseldis‘ (1835) zitiert: ‚Wie kann ein so feiner Kopf aus so guter Familie auf die Idee kommen, ein Theaterstück zu schreiben! Solche Beamte können wir nicht brauchen!‘ Erst 1840 wurde Halm zum niederösterreichischen Regierungsrate ernannt, 1844 zum ersten Kustos an der k. k. Hofbibliothek und damit zum Hofrat. So war der Dichter nun plötzlich in den Bereich der kostbarsten literarischen Schätze Oesterreichs versetzt und in regem Verkehr mit dem geistigen Wien seiner Zeit, so mit dem gelehrten Romanisten Ferd. Wolf, mit Theod. v. Karajan u. a. —

aber auch in Wechselwirkung mit allen sonstigen ‚Literatoren‘, deren Sammelpunkt damals Neuners ‚Silbernes Kaffeehaus‘ war, insbesondere auch in seiner Einwirkung auf das Burgtheater, die Stätte seiner Triumphe, die von 1849—67 unter der Direktion des ihn hochschätzenden und ihm damals eng verbundenen Laube stand, hatte er hier geraume Zeit eine führende Stellung inmitten der strebsamen Schar von Dichtern, die in ihren Ideen seit dem Jahre 1848 allerdings sich voneinander weit entfernten. Einen Ruhepunkt in dieser stets wechselnden Atmosphäre bot ihm die wahrhaft ideale Freundschaft mit der gefeierten Schauspielerin des Burgtheaters Julie Rettich, der ersten Darstellerin seiner weiblichen Hauptfiguren; seine Dichtung hat aus der Wiedergabe durch die große Künstlerin immer neue Wurzeln der Kraft gewonnen; die zahlreichen Gelegenheitsgedichte, die er ihr widmete, sind erhebende Beweise dafür, daß Dichter und darstellende Künstlerin sich durch eine seltene Harmonie gegenseitig förderten. In ihrem Heim zu Hütteldorf fühlte er sich so recht zu Hause; ja, dort war die Hauptstätte seines Schaffens in seiner fruchtbarsten und erfolgreichsten Zeit. 1861 wurde er zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt, 1867 zum k. k. Hofbibliothekspräfekten und Generalintendanten der beiden Hoftheater befördert und Laube mußte weichen, da die Interessensphären beider sich nicht vertrugen; in seiner hohen Stellung hatte er die Mittel in der Hand, das Burgtheater in seinem Sinne zu leiten, welcher gegen das Ende seines Regimentes nicht mehr mit den Forderungen des Zeitgeistes harmonierte. Nach der Meinung seiner Gegner von altväterischer Pedanterie befangen, allzu vorsichtig in der Auswahl der Stücke, hatte er für eine moderne künstlerische Entwicklung der vornehmsten Bühne des Reiches nur wenig Verständnis und wohl in Einsicht dessen erbat und erhielt er i. J. 1870 seine Enthebung von dem verantwortungsvollen Posten. Nur kurze Zeit war ihm die Muße des Ruhestandes vergönnt. Er starb am

22. Mai 1871 und wurde über seinen ausdrücklichen Wun
in Hütteldorf, wo er die schönste Zeit seines Lebens v
bracht hatte, begraben.

Friedrich Halm war der letzte Ausläufer der Roman
in Oesterreich, der ihr Panier noch zu einer Zeit hochhi
da hier bereits eine schärfere Luft wehte und die Kun
anschauungen in neue Bahnen geleitet waren. Durch sein
geistvollen Lehrer Michael Enk von der Burg, der selbst e
gehende Studien über ‚Lope de Vega' (Wien, 1839) v
öffentlicht hat, von Anbeginn seines Schaffens an auf romanis
Vorbilder hingewiesen, hat er die aus ihnen geschöpften Sto
mit reicher Phantastik ausgestattet. Seine ‚Griseldis', der
Urbild er bei Boccacio und Petrarca vorfand, zeigt berei
mit welcher Feinheit dichterischer Umwandlungsgabe er ein
einmal erfaßten Vorwurf behandelte. Er versetzt die Fa
in den Kreis des ritterlichen Königs Artus und seiner Ta
runde. Das reizende Drama wurde zu einem wahren
eignis für die Weltliteratur; es wurde ins Französis
Italienische, Polnische, Kroatische und Ungarische übers
und zog eine umfangreiche Literatur über den Stoff
Sage und im besonderen über die Halmsche Auffassung n
sich. Es folgte das Trauerspiel ‚Der Adept' und das dramati
Gedicht in einem Aufzuge ‚Camoens'. In der ‚Zueignu
an König Ludwig von Bayern faßt er den Grundgedan
der letzteren tiefsinnigen Dichtung in die Worte zusamm

„Wer treu im Herzen heil'ge Kunst getragen,
Der hat gelebt, der lebt für alle Zeiten!"

Eine an Shakespeares ‚Romeo und Julie' gemahne
Geschichte der blutigen Feindschaft zweier Häuser, auf itali
schem Boden spielend, behandelte er in ‚Imelda Lambertaz
es folgt sodann ‚König Wamba' (1839), Bruchstück ei
freien Bearbeitung eines Stückes von Lope de Vega,
1840 das Trauerspiel ‚Ein mildes Urteil'. Einen dur
schlagenden Erfolg bedeutete für den Dichter die Ersta
führung seiner freien Umdichtung eines romantischen Origin

von Lope de Vega, des Lustspiels ‚König und Bauer‘ am Burgtheater am 4. März 1841, worin die einfache Idee zum Ausdruck kommt, daß der Bauer in seinem Bereiche König ist und bleiben will trotz königlicher Gunst, die ihm Vorteil und Ehren verspricht. Den Gipfelpunkt des Schaffens Halms als Romantiker, indem er sich, von Mustern unabhängig, auf selbsteigenem Boden bewegt, bezeichnet ‚Der Sohn der Wildnis‘. In dem Stücke wird der abgebraucht scheinende Gedanke Rousseaus, daß die Liebe auch das Herz des Naturmenschen veredelt, erörtert. Die Handlung ist in das geschichtliche Helldunkel des Zusammentreffens griechischer Kultur mit den unzivilisierten Galliern, und zwar nach der Handelsstadt Massilia, verlegt; der bestechende, einfache Aufbau des wohlgeschlossenen und abgerundeten Inhalts und die liebliche Naivetät der vorgeführten Charaktere erwarben dem Schauspiel, das selbst ein Minister Frankreichs, Graf Walewski, in die französische Sprache übertrug, zahllose Bewunderer im In- und Auslande. Es war das letztemal, daß Michael Enk von der Burg die Ausarbeitung eines Dramas seines mit liebevoller Fürsorge begleitete. Bescheidenere Erfolge hatten in nächster Zeit Halms ‚Kinder Cymbelins‘, eine Bearbeitung des Shakespeareschen Stückes, und ‚Sampiero‘ (beide 1844), ferner ‚Maria de Molina‘ (1847). Auf venetianischem Boden bewegt sich das feine Lustspiel ‚Verbot und Befehl‘ (1848), in dem die launigen Verwicklungen durch die Verwechslung der Aufträge der Inquisitoren von Seite des weinfrohen Sekretärs Antonio Tentori herbeigeführt wurden. Die Komödie hielt sich jedoch nicht im Spielplane des Burgtheaters; neue, kraftvolle Ideen auf dem Gebiete der Politik veranlaßten das Publikum damals, lieber den Spaziergängen eines Wiener Poeten zu folgen. Halm verhielt sich ablehnend zu diesen die Zeit mächtig bewegenden Triebfedern, wie er denn in einigen von Schlossar mitgeteilten ungedruckten Gedichten (Halms Werke, Leipzig, M. Hesse, 1906, S. 48) sich gegen die Gewalttätigkeit der freiheitlichen Bestrebungen wendet.

r wäre sicher wie J. G. Seidl und andere konservative Geister in dem Strome des neuen Zeitgeistes verschwunden, hätte er nicht seine Romantik durch das Kolorit eines Ideals erfrischt, das sich in Oesterreich damals gewaltig neben dem der Freiheit aufpflanzte, durch die nationale Begeisterung, die in seiner Tragödie, ‚Der Fechter von Ravenna‘ zu herrlicher Verklärung gelangte. Indem Thusnelda ihren eigenen Sohn Thumelicus und dann sich selbst tötet, um ihr Haus vor entehrender Schmach zu bewahren, hat Halm eine erschütternde Tragödie von echt nationaler Empfindung und einem Hochschwunge des Opfermutes für die Eigenart des Germanenstammes geschaffen, welche aktuellen Deutungen der von ähnlichen Stimmungen bewegten Zeitgenossen freien Raum bot. Die treffliche Charakteristik der Haupt- und Nebenfiguren, eine der Wucht des Stoffes angemessene pathetische Sprache und der durchsichtige Aufbau der tragischen Verwicklung machen den künstlerischen Wert des Stückes aus, dessen Zauber selbst heute noch völlig wirksam ist. Noch einmal riß er mit seinem Schauspiel ‚Wildfeuer‘ (1860) sein Burgtheaterpublikum zu rauschendem Beifall hin. Zarte Empfindung und sinnliche Momente brachte er hierin in wundersame Wechselwirkung, indem er in anmutiger Weise entwickelte, wie bei einem als Knabe erzogenen Mädchen die Liebe durchbricht, die es seinem eigentlichen Berufe zurückgibt. Die virtuose Technik der Dichtung und der intime Reiz des Stoffes ließen die berechtigten Zweifel an der Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit der geschilderten Vorgänge nicht aufkommen.

Weniger bedeutsam war des Dichters ‚Iphigenie in Delphi‘ (1856), worin Orests und Iphigeniens Schicksale nach der Rückkunft in Griechenland geschildert werden und das Trauerspiel ‚Begum Somru‘, das nach einem mißglückten ähnlichen Stücke von Halms Freunde, Faust Pachler, abgefaßt ist. Der Stoff ist der jüngeren Geschichte Vorderindiens entnommen; die eingeborene Fürstin Begum Som

schenkt ihre Liebe einem Unwürdigen, dem Präsidenten der ostindischen Kompagnie, Dyen, und gibt sich selbst enttäuscht den Tod. Es war der letzte Ritt des Dichters ins romantische Land; es fehlte demselben bereits das Feuer der Jugend, jener zarte lyrische Einschlag, der eigentlich das Geheimnis des Erfolges bei seinen früheren Leistungen gewesen war. Seine Veranlagung für die Lyrik, die sich im Drama so glücklich mit seinem Hange für romantische Fernen verband, tritt sogar in seinen Lebensverhältnissen mächtig an die Oberfläche, in der innigen, reinen Neigung zu Frau Rettich. Der Dichter fühlt selbst, wie viel er der edlen Frau, verdankte, wenn er in der Zueignung des ‚Fechter von Ravenna' an sie die Worte richtete:

‚Ich gab das Wort; du liehst ihm Fleisch und Blut,
Der Anmut Zauber und der Wahrheit Glut,
Und leg' dies Lied ich huld'gend vor dir nieder,
Ist mir zu Mut fast, große Künstlerin,
Als reicht' ich nicht ein Weihgeschenk dir hin,
Als gäb' ich deine Gabe nur dir wieder.'

Der Briefwechsel zwischen ihr und dem Dichter, welcher in der Wiener Hofbibliothek erliegt (ein Teil erst seit einigen Monaten als Geschenk des Antiquars Plaschka) erweist am überzeugendsten, welches hohe Maß von Anregung dieser aus dem freundschaftlichen Verkehr mit ihr gewann. Von den Großmeistern der Poesie eiferte er insbesondere Shakespeare nach, dessen Gedenken er das 1864 am Burgtheater geweihte Festspiel ‚Ein Abend in Tischfield' weihte, Schiller, zu dessen hundertjähriger Geburtstagsfeier er das Festspiel ‚Vor hundert Jahren' dichtete und Goethe, mit dessen edler Sprache er in seinem fünffüßigen Jambus wetteifert.

Halm ist nicht in die klassischen Höhen seines zeitgenössischen Landsmannes Grillparzer vorgedrungen; er ist ein ‚Epigone', allerdings im besseren Sinne des Wortes. Allenthalben hat er Vorbildern nachgestrebt, nur ganz selten steht er mit seiner dichterischen Erfindung ganz auf selbst-

eigenen Füßen; sogar seine kleineren Dichtungen, so die besten seiner Balladen (‚Die Glocke von Innesfare‘, ‚Leogair‘) erinnern in Geist und Diktion an Uhlandsche Muster und seine wohlgerundeten Novellen (‚Die Marzipanlise‘, ‚Das Haus an der Veronabrücke‘, ‚Die Freundinnen‘) sind Ausgestaltungen fremder Ideen, die ihm Faust Pachler geboten hat. Aber die sorgfältig ausgefeilte künstlerische Form und die zarte romantische Grundstimmung, mit der er in jedem einzelnen Falle seine Personen zu verklären weiß, lassen die Begeisterung seiner Zeitgenossen für dieselben vollauf erklärlich erscheinen. Nicht zum wenigsten hat den Zeitgenossen und einer späteren Generation die Reinheit und Keuschheit seiner Muse wertvoll geschienen; es sind Gestalten aus einer Welt voll Licht, die er vor's Auge führt. In diesem Sinne sind die Worte auf seinem Grabsteine in Hütteldorf charakteristisch: ‚Gleich groß und edel als Mensch und als Dichter‘. Immer ist es die sittliche Weltordnung, die aus den von ihm geschilderten Konflikten als Siegerin hervorgeht. Hat doch selbst Heinr. Laube, der als Direktor des Burgtheaters in Wien (1849—67) ein berufener Beurteiler war und wegen der Schärfe seiner Kritik kurzweg die ‚Kratzbürste‘ hieß, zu seinen eifrigsten Verehrern gezählt! Pachler und Kuh haben nach dem Ableben Halms dessen „Sämtliche Werke“, von denen er selbst neun Bände redigiert hat, durch drei Bände aus seinem Nachlasse ergänzt (Wien, Karl Gerold), und nunmehr zur Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag sind die bekanntesten seiner Dichtungen in sorgfältig gearbeiteten Ausgaben erschienen. Dr. Karl Fuchs.

XLIX.

Religiöse Erziehung im Protestantismus.

(Schluß.)

Wohl alle Agenden und Gesangbücher der protestantischen Landeskirchen Deutschlands stehen auf synergistischem Standpunkte. Ob dieser von einem oder mehreren protestantischen Theologen der Gegenwart in Deutschland als Irrlehre betrachtet wird, wissen wir nicht.[1])

Als der Professor Walther in Amerika die Prädestinationslehre der lutherischen Kirche erneuerte, klagt A. Zahn,[2]) fand er mit Recht, daß alle Lutheraner Deutschlands Synergisten und von Luther in der entscheidenden Sache abgefallen wären.

Den Uebergang von der Prädestinationslehre zur Lehre von der Rechtfertigung herzustellen, ist für die „orthodoxen" Theologen ziemlich schwer.

In einem der oben angeführten Gebete heißt es, „Gott habe unsern Vätern wiederum die seligmachende Wahrheit verkündigen lassen, daß der Mensch gerecht werde durch den Glauben und nicht durch Gesetzes Werke." Das Wörtchen „wiederum" legt die Frage nahe: wann und von wem ist

1) Vgl. Luthardt, a. a. O. S. 162 f.
2) A. Zahn, a. a. O. S. 38.

so gelehrt worden, wie das Gebet nahelegt?[1]) Dann fällt uns auf, daß ein Wörtchen fehlt. Wir nun halten dafür, „... daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben". Warum ist das so wichtige „allein" ausgelassen?[2]) Diese Auslassung dürfte sich von einer Verleugnung der Hauptlehre Luthers wenig unterscheiden.[3]) Dieselbe ist tatsächlich von hervorragenden protestantischen Theologen aufgegeben worden. Hier, bemerkt Harnack,[4]) wäre es in der Tat gefordert gewesen, die Christen darüber zu belehren, daß nur die fides caritate formata[5]) vor Gott einen wirklichen Wert hat.[6]) Man kann sich daher nicht wundern — es war vielmehr unter diesen Voraussetzungen wohlgetan —, daß Melanchthon später die Sola fides-Lehre[7]) verlassen und einem feinen Synergismus das Wort geredet hat.[8])

Den Rat: „Sündige kräftig, aber sei kräftiger im Glauben und freue dich in Christus, welcher der Besieger der Sünde ist", den Luther dem Melanchthon gab — vielleicht etwas unüberlegt, wird in unseren Tagen wohl kein protestantischer Prediger zu erteilen wagen.[9])

---

1) Vgl. B. Weinhart, Das Neue Testament. 2. Aufl. Freiburg 1899 S. 312 (zu Röm. 3, 28).

2) Vgl. Nösgen, a. a. O. S. 225 f.

3) Vgl. Luthardt, a. a. O. S. 19.

4) Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 3, 798.

5) Der durch die Liebe gestaltete, durch die Liebe lebendige Glaube.

6) In Christus Jesus vermag (gilt) weder die Beschneidung etwas, noch die Vorhaut, sondern der Glaube, welcher durch die Liebe wirksam ist. Gal. 5, 6. Vergl. Weinhart a. a. O. S. 41[illegible] f.; F. Reithmayr, Kommentar zum Briefe an die Galater. München 1865. S. 403 ff.

7) Vgl. Studien u. Skizzen zur Geschichte der Reformation. 1, [illegible] ff. F. W. Schulze, a. a. O. S. 160.

8) Vgl. Hase, Handbuch der protestantischen Polemik. 4. Auflage. S. 264 f.

9) Vgl. Denifle, Luther u. Luthertum. 2. Aufl. 1, 19; Mausbach, a. a. S. 96; Möhler, a. a. O. S. 163 ff.; Möhler, Neue Unter-

Die aus dem mitgeteilten Gebet herausklingende Unterstellung, als lehre die katholische Kirche, der Mensch werde durch Gesetzes Werke gerecht, enthält eine Verletzung der Wahrheit.[1])

Wenn jemand sagt, lehrt das Tridentinum, der Mensch könne durch seine Werke, die entweder durch die Kräfte der menschlichen Natur oder durch die Lehre des Gesetzes getan werden, ohne die göttliche Gnade durch Jesus Christus vor Gott gerechtfertigt werden, der sei im Banne.[2])

Die Worte: „der Mensch werde gerecht durch den Glauben" stehen im Widerspruch mit der Lehre Luthers. Nach dieser wird bei der Rechtfertigung die Sünde nicht wahrhaft getilgt, sondern durch Anrechnung der Gerechtigkeit Christi nur zugedeckt, und der Mensch von Gott als gerecht nur angesehen, während er innerlich ein Sünder ist und bleibt, besteht somit die ganze Rechtfertigung nur in der Anrechnung der Gerechtigkeit Christi ohne innere Heiligung und Erneuerung der Gnade und Liebe.[3])

Die Lehre von der zugerechneten, forensischen Gerechtigkeit dürfte nur mehr von wenigen protestantischen Theologen festgehalten werden.[4]) Es ist übrigens fraglich, ob Luther selbst von der Richtigkeit derselben immer überzeugt war.[5])

---

suchungen der Lehrgegensätze. 2. Aufl. Mainz 1835. S. 225 f.; J. Pohle, Lehrbuch der Dogmatik. Paderborn 1903. 2, 491; Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. 1, 40.

1) Vgl. F. W. Schulze, a. a. O. S. 162.

2) Vgl. F. Dieringer, Lehrbuch der katholischen Dogmatik. 4. Aufl. Mainz 1858. S. 527 ff.

3) Vgl. Lehrbuch der katholischen Religion für die oberen Klassen der Gymnasien. 9. Aufl. München (das Jahr ist leider nicht angegeben; die 8. Aufl. 1898); S. 271; Pohle, a. a. O. 2, 495 ff.; Hase, Gnosis. 2, 195 f.; Lipsius, Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik. 2. Auflage. Braunschweig 1879. S. 663 ff.

4) Vgl. F. W. Schulze, a. a. O. S. 162 ff.

5) Vgl. Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. 1, 73.

Nach Luther sind gute Werke unnötig zu Seligkeit.[1]) Kurfürst Joachim schrieb an seinen Propst: „Wer diese Proposition lehrt, gute Werke sind nötig, blasphemiert und verleugnet die Lehre vom Sohne Gott Paulum, Lutherum, und ist ein eingefleischter Teufel, Luzi und Verführer der armen Seelen, und muß mit Judas der Hölle ewig sein. Kirieleis!“ [2]) [3])

Arnsdorf, „der zweite Luther“, meinte, es sei e rechte christliche Proposition, durch die heiligen Paulum u Lutherum gepredigt: gute Werke sind zur Seligkeit schädli

Die Rede: gute Werke sind nötig, ist wahr und re und mag von keinem Teufel vertilgt werden: erklärte M landchthon im Jahre 1559.[4])

Der Glaube, der nicht Werke hat, ist tot und keinen Wert, wenn er auch bekenntnismäßig noch so kor ist; der christliche Glaube will sittliches Leben schaffe diese Aeußerung stammt aus der jüngsten Zeit.[5])

Die lutherische Kirche, bemerkt Harnack,[6]) hat doch Abwendung von der „Werkgerechtigkeit“, dem „Opfer“, „Satisfaktionen“ teuer bezahlen müssen. Indem sie e schlossen zur Religion und nur zu ihr zurückkehren wol hat sie die sittliche Aufgabe, das „Ihr sollt heilig s denn ich bin heilig“, viel zu sehr vernachlässigt.

Indem die katholische Kirche lehrt, daß der Gere durch seine guten Werke den Himmel sich zu verdien vermag und ihn verdienen soll, schmälert sie in keiner W

---

1) Vgl. Hase, Kirchengeschichte. S. 418; Janssen, Ein Wort meine Kritiker. Freiburg 1882. S. 84; F. W. Schulze, a. a. S. 158.

2) Hase, Gnosis. 2, 195. 194.

3) Wenn wir uns nicht irren, befindet sich das Bildnis dieses K fürsten im neuen Dom in Berlin.

4) Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. 4, 37.

5) Der Reichsbote vom 24. August 1905.

6) Harnack, a. a. O. 3, 807.

das Verdienst Christi, vielmehr gibt sie uns von diesem Verdienste eine erhabenere, lichtvollere und beseligendere Auffassung als irgend eine andere Lehre. Denn nach katholischer Lehre ist der Himmel nicht etwa blos ein Lohn, sondern in erster Linie ein Gnadengeschenk Gottes.[1])

In der Apologie heißt es: Weiter sagen wir, daß die guten Werke wahrlich verdienstlich und meritoria sein.[2])

Die Lieder, die wir in protestantischen Gesangbüchern finden, sind von Widersprüchen durchaus nicht frei. Zum Beweise dieser unserer Behauptung hier ein paar Verse:

Es ist doch unser Tun umsonst
Auch in dem besten Leben . . .
Der Glaube macht allein gerecht
Durch Christum, der's erworben;
Kein Werk erwirbt das Himmelreich,
Weil alls an uns verdorben;
Doch ist ohn Lieb der Glaube tot.
Drum willst du meiden ew'ge Not,
Tu Buße, glaub und liebe. . .
Vater, hilf von deinem Thron,
Daß ich glaub an deinen Sohn
Und durch deines Geistes Stärke
Mich befleiße rechter Werke. . . .
Wer nicht will streiten,
Trägt die Kron des ew'gen Lebens nicht davon.[3])

Ein Mißverständnis wird endlich durch die Worte „der einige Mittler“ nahegelegt. Die katholische Kirche kennt das Schriftwort sehr wohl:[4]) „In keinem Andern ist das Heil; denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel

1) Janssen, Ein Wort an meine Kritiker. S. 87 f.; Pohle, a. a. O. 2, 551 ff.
2) J. T. Müller, a. a. O. S. 148; F. W. Schulze a. a. O. 181 f.
3) Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Kirche in Bayern. Nürnberg 1881. S. 131. 273. 305. 291.
4) Apg. 4, 12.

den Menschen gegeben, durch den wir das Heil erlangen müssen." Die Kirche hofft daher alles von Gott, und zwar durch die Verdienste Jesu Christi, d. h. kraft derselben. Darum richtet sie kein einziges Gebet im Missale oder Brevier zu irgend einem Heiligen, selbst nicht zur Mutter Gottes, was Luther noch im Jahre 1518 anerkennt; die Kirche hofft alles kraft der Verdienste Jesu Christi zu erhalten: darum schließt sie ihre Gebete: „durch Jesus Christus unseren Herrn", was Luther schon aus seinem Ordensstatut wissen konnte. Niemals werden von der Kirche die Mutter Gottes oder di Heiligen an die Stelle Gottes, welcher gibt, oder an d Stelle Christi, durch den und dessen Verdienste man erh gesetzt, sondern an unsern Platz, an unsere Seite, damit unser Gebet unterstützen, es wirksamer machen vor Got

Zu Gott beten wir, damit er uns helfe durch se Allmacht; zu den Heiligen aber, damit sie uns helfen du ihre Fürbitte: so liest das Kind in seinem Katechismus.

Aber wird nicht die Mutter des Herrn[3]) auch M lerin genannt? Gewiß! Wie Christus der unschuldige, befleckte Mittler der Menschheit ist,[4]) so Maria makell Mittlerin mit Christus und durch Christus.[5])

Wenn der Völkerapostel sagt:[6]) „So betrachte m uns als Diener Christi und Verwalter der Geheimn Gottes", so will er doch als Mittler erachtet werden.

---

1) Denifle, Luther und Luthertum. 1. Auflage. 1, 425 f.; ver Morawski, a. a. O. S. 196 ff.; Bossuet, Exposition de doctrine de l'Église catholique. Paris 1869. p. 172 ss.

2) Betet für einander, damit ihr das Heil erlanget. Jak. 5, 16.

3) Luk. 1, 43. 4) Hebr. 7, 26.

5) [M. Meschler in] Stimmen aus Maria-Laach. 1904. 67, 13. — Let us be honest, admit that the Church of England since the Reformation has been often unfaithfully timid in not giving the Blessed Virgin Mary that place of honour she must always hold in the ranks of the saints. The Church Times Oktober 6, 1905. p. 401.

6) Kor. 4, 1.

In einem der von uns angeführten Gebete heißt es, der eingeborene Sohn des Vaters habe anfangs selbst und hernach durch das heilige Predigtamt, also durch Vermittlung desselben, uns alles verkündigt, was er in seinem Sohne gehört hat. „Es ist ein groß treffliches Ding, sagt Luther,[1]) daß eines jeglichen rechtschaffenen Pfarrherrn und Predigers Mund Christi Mund ist, und sein Wort und Vergebung Christi Wort und Vergebung ist." [2]) Der Prediger spendet Taufe und Abendmahl, er bestimmt die Lieder, die beim Gottesdienste gesungen werden. Mit ihm verläßt das Volk die Kirche. Der Katholik betet in der Kirche, die nicht blos zur Zeit des gemeinsamen, des öffentlichen Gottesdienstes geöffnet ist, auch wenn kein Priester zugegen ist.

Es ist ihm der unmittelbare Zugang zu Gott nicht verwehrt oder erschwert. Die ersten Gebete, welche das katholische Kind lernt, sind Vaterunser, Morgen- und Abendgebet. Am Morgen betet es: O Gott, du hast in dieser Nacht so väterlich für mich gewacht . . .; am Abend: Bevor ich mich zur Ruh' begeb', zu dir ich, Gott, mein Herz erheb'. Es wendet sich da doch unmittelbar an Gott.

Der Protestantismus sträubt sich vielleicht gegen die Verehrung und Anrufung der Heiligen, weil er keine Heiligen hat.[3])

Es ist demnach, wie erwähnt, mit dem Materialprinzip des Protestantismus nicht besser bestellt als mit seinem Formalprinzip.[4])

Dieser Bemerkung gestatten wir zwei Fragen anzufügen. Wenn Luther in unseren Tagen aufträte, würde er in Deutschland irgendwo eine Professur oder eine Kanzel er-

---

1) Vgl. Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 95.
2) Vgl. Studien über Katholizismus, Protestantismus ꝛc. S. 427.
3) Vgl. Hettinger, Apologie d. Christentums. 4. Aufl. II. 3, 198 ff.
4) Vgl. Pohle a. a. O. 2, 490 f.

halten? Ist nicht in Württemberg „Lutheraner“ ein Sekten- und Schimpfname geworden?[1])

Um die Beantwortung der ersten Frage etwas zu erleichtern, wollen wir noch ein paar weitere Momente aus dem Leben Luthers hervorheben.

In seiner Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern“ (1525) forderte er die Fürsten auf, die Bauern wie tolle Hunde totzuschlagen. Sein Benehmen suchte er mit den gotteslästerlichen Worten zu rechtfertigen: „Ich Martin Luther habe im Aufruhr alle Bauern erschlagen, denn ich habe sie heißen totschlagen. All ihr Blut ist auf meinem Halse; aber ich weise es auf unsern Herrgott, der hat mir das zu reden befohlen.“[2])

Das Begehren, von der Leibeigenschaft befreit zu sein, schrieb Melanchthon zu derselben Zeit,[3]) hat keinen Schein; ja es wäre von Nöten, daß ein solch wild, ungezogen Volk, als die Deutschen sind, noch weniger Freiheit hätte, denn es hat; es ist ein solch mutwillig, blutgierig Volk, die Deutschen, daß man's billig viel härter halten soll.“

Wenn die arbeitende Bevölkerung in der Stadt und auf dem Lande einmal von diesen Aeußerungen Kenntnis erhält, dürfte sie die Geneigtheit, Luther und Melanchthon für Reformatoren zu halten, gründlich und für immer verlieren.

Vielleicht möchte ebendasselbe den höchsten Kreisen begegnen.

In dem gleichen Jahre 1525 schrieb Luther:[4]) „Und sollt wissen, daß von Anbeginn der Welt ein gar seltsamer

---

1) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen. S. 414. Kirche oder Protestantismus? S. 8 f.

2) Vgl. Bumüllers Weltgeschichte. 7. Aufl. Freiburg 1897. 3, 28; Alzog, a. a. O. 2, 159.

3) Wetzer und Weltes Kirchenlexikon. 2. Aufl. 8, 1201 f.

4) Vgl. M. Rade, a. a. O. 2, 665 f.

Vogel ist ein kluger Fürst, noch viel seltsamer ein frommer Fürst. Sie sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden, darum man sich allezeit bei ihnen des Aergsten versehen und wenig Gutes von ihnen erwarten muß, sonderlich in göttlichen Sachen."

Wenn die Hofprediger ihren Zöglingen im Konfirmationsunterricht von diesem Ausspruch Mitteilung machen, wird ein Prinz schwerlich mehr die Enthüllung eines Lutherdenkmals mit seiner Gegenwart verherrlichen.

Im nämlichen Jahre 1525 ging er während des schauerlichen Blutvergießens im Bauernkriege seine Verbindung mit der ehemaligen Nonne Katharina von Bora ein.[1]) Diese Verbindung war nach dem damals geltenden Rechte eine wilde Ehe. König Heinrich VIII. von England warf dem Augustinermönch vor, daß er nur darum den Glauben zur Grundlage seiner Lehre gemacht habe, damit er der Werke entbehren und desto freier sündigen könne. Habe er doch eine dem Herrn geweihte Jungfrau mit fleischlicher Lust umfangen und durch ein schändliches Ehebündnis zur unreinen Hure gemacht.[2])

Diesem englischen Könige wären Luther und Melanchthon im Jahre 1531 bereit gewesen, zu gestatten, neben der einen Königin noch eine zweite zu freien.[3]) Heinrich war nicht in der Lage, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen.

Im Jahre 1540 ging Landgraf Philipp von Hessen, „der Fürst und Führer des Protestantismus", [4]) mit Zustimmung Luthers, Melanchthons, Butzers mit der siebzehnjährigen Margarethe von der Saale eine Nebenehe ein. Die Trauung wurde vorgenommen durch den Hofprediger des

---

1) Vgl. Th. Kolde, a. a. O. 2, 202 f.

2) Vgl. G. Weber, Allgemeine Weltgeschichte. Leipzig 1873. 10, 433; Kirche oder Protestantismus? S. 208.

3) Vgl. Th. Kolde, a. a. O. 2, 396. 485.

4) Theologisches Literaturblatt. 1905. S. 29.

Landgrafen, Dionysius Melander, einen ehemaligen
der selbst drei lebende Weiber genommen, die zw
aber, weil sie ihm nicht mehr gefielen, entlasse
Infolge dieser Geschichte „wurde Melanchthon lebens
krank und durch Luthers Gebet, wie dieser fest mei
Tode errettet“.[1]) „Schon lag Melanchthon in de
Zügen, als Luther herbeieilte und ihn durch die
christlichen Gebetes aus den Armen des Todes riß“
Kurtz.[2])

Viel christlicher als die lutherischen Wortführer
in dieser Angelegenheit König Christian III. von D
Derselbe riet dem Landgrafen, er solle „sich von
genommenen Person absondern“, sie mit einem „g
sellen“ verheiraten und seine sinnliche Natur „mi
Beten und andern christlichen Uebungen“ abtöten.
Landgrafen Wilhelm IV., Philipps Sohn, ist Lu
„Schelm“; denn er hätte seinen Herrn Vater ü
daß er zwei Weiber nehmen solle.[4])

Daß Philipp die Pflichten des Vorbildes ver
er als Landesherr seinem Volke schuldig war, da
seinem konfusen Schriftverständnis das Rechtsbewußt
wirrte und die protestantische Sache diskreditirte
Friedrich Wiegand —,[5]) das alles sind Dinge, die
entschuldigen lassen und die überdies durch den p
Niedergang der hessischen Dynastie, wie durch die
des Landes bitter genug gestraft wurden. Aber

1) Vgl. A. Hausrath, Luthers Leben. Berlin 1904.
Fr. v. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation. B
S. 736; Th. Kolde, a. a. O. 2, 489; Herzog a. a.
Kirche oder Protestantismus? S. 12 ff.; Archiv für
Kirchenrecht. 1905. S. 85, 398.

2) Kurtz, a. a. O. S. 450 f.; vgl. Th. Kolde, a. a. O. 2

3) Literar. Beilage der Köln. Volksztg. v. 1. Juni 1905.

4) Historische Zeitschrift. 1905. 94, 391.

5) Theologisches Literaturblatt. 1905. S. 29.

durchweg mit der religiösen Seite der Sache wenig oder nichts zu schaffen.[1]) Philipps Doppelehe ist wohl der wunde Punkt und die herbe Krisis in der hessischen Geschichte, aber nicht der größte Flecken in der Geschichte der Reformation.[2])

Soviel steht fest, spricht G. Egelhaaf,[3]) daß Luther die Einzelehe nicht als unbedingte göttliche Ordnung ansah, da doch Abraham und David in mehrfacher Ehe gelebt hatten; was er fürchtete, war eher menschliche Entrüstung als Gottes Zorn.

Am 10. Dezember 1539 gaben Luther und Melanchthon die Erklärung ab: es gebe und dürfe kein Gesetz in der Christenheit geben, welches Bigamie zulasse; darum sei auch öffentliche Verteidigung derselben unmöglich; denn Schöpfungsordnung und von Christus bestätigt sei allein die Monogamie, die Polygamie eine „Einführung wider die erste Regel".[4])

Das Bildnis Philipps befindet sich unseres Wissens gleichfalls im neuen Dom in Berlin, wie die Bildnisse Luthers und Melanchthons!

Nicht einmal die Ehe, die Grundlage der menschlichen Gesellschaft, war den „Reformatoren" heilig. Nach Luther ist „die Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäft".[5]) Anständige Frauen und Jungfrauen werden mit Abscheu von

---

1) Von uns unterstrichen.

2) In der Doppelehe des Landgrafen von Hessen gab man sich die verhängnisvollste Blöße. Es ist nur ein Stück des inneren göttlichen Gerichtes, das die Geschichte durchwaltet, wenn gerade sie zu dem Punkte wurde, an dem die Gegenreformation in Deutschland einsetzte. H. v. Schubert, a. a. O. S. 223.

3) Deutsche Rundschau. März-Heft 1905. S. 470.

4) Möller-Kawerau, a. a. O. 3, 131 f.; vergl. Pohle, Lehrbuch der Dogmatik. 1905. 3, 606 f.

5) J. T. Müller, a. a. O. S. 763.

Luther sich abwenden, wenn ihnen sein Eherecht bekannt wird.[1])

Er hatte indessen den Mut, zu behaupten:[2]) „Die Papisten haben den Ehestand als von Gott verdammt verboten", „und ich selbst, da ich noch Mönch war, hatte dieselbe Ansicht, daß der Ehestand ein verdammter Lebensstand sei", „ein beschissen Sakrament".

Bei unseren Vorfahren, gesteht dagegen Mathesius, hat man Ehestiftung gar hehr und heilig, wie ein Sakrament gehalten, wie auch christliche Bräute und Bräutigame noch heutigen Tages miteinander zur Beichte und zum Sakramente gehen.[3])

Die Juristen möchten für Luther auch kaum besonders schwärmen, wenn sie inne werden oder sich erinnern, daß er sie wenige Tage vor seinem Tode als „Sykophanten, Sophisten und eine Pest des menschlichen Geschlechtes" verwünschte. Sie hatten seinen Zorn auf sich geladen, weil sie die gesetzliche Gültigkeit der Priesterehe und die Erbfähigkeit der aus einer solchen Ehe hervorgegangenen Kinder bestritten und nach der bestehenden Rechtsanschauung bestreiten mußten, sodann, weil er sah, „daß seine Kirche der weltlichen Macht, dem Regimente der Juristen in die Hände gefallen war".[4])

Es werden überhaupt nur wenige die Ueberzeugung gewinnen, daß die Schriften, welche Luther in den letzten Jahren seines Lebens verfaßte, christlichen Geist bekunden.[5])

Die unerquicklichen Zustände des neuen Kirchentums, in welchem weltliche Willkür, Eigennutz und Hader das

1) Vgl. Studien u. Skizzen zur Geschichte der Reformation. 1, 83.

2) Zeitschrift für katholische Theologie. 1905. S. 438.

3) Kölnische Volkszeitung vom 29. Juli 1904. Wissenschaftliche Beilage zur Germania. 1904. S. 77 f., 94 f.; Mausbach. a. a. O. S. 118 ff.; Denifle, Luther in rationalistischer und christlicher Beleuchtung. S. 72 f.

4) Vgl. Kirche oder Protestantismus? S. 219 f., 224; Studien über Katholizismus, Protestantismus rc. S. 111 f.

5) Vgl. Studien über Katholizismus, Protestantismus rc. S. 108

Regiment führten, schreibt Widmann,[1]) erfüllten ihn mit gar berechtigter Sorge vor der Zukunft. Mit bitterem Gefühle beobachtete er, wie in seiner Schöpfung sich vielfach der Geist der Gleichgültigkeit, der Unwissenheit, der Zwietracht und Zuchtlosigkeit geltend machte. Von Wittenberg, dem „Sodoma und Babylon", wollte er fortziehen; Leipzig erschien ihm „noch ärger als jedes Sodoma". „Wer wollte angefangen haben zu predigen" — rief er mißmutig aus —, „wenn wir zuvor gewußt hätten, daß so viel Unglück, Rotterei, Aergernis, Lästerung, Undank und Bosheit darauf folgen sollte?" Mit Schmerz bekannte er: „Dieses Wesen richtest du alles an." Gegen dergleichen Beängstigungen und Bedenken stand zwar sein Herz „als ein steinern Ufer wider die Wellen und verlachte ihr Dräuen und Stürmen"; doch machte sich der in seinem Innern tobende Sturm zuweilen Luft in maßlosen Zornausbrüchen, die Feind und Freund mit Entsetzen erfüllten.[2]) Was Hieronymus Emser, leidenschaftlich wie sein Gegner, ihm vorgeworfen: „Dein hochtrabender Geist kann nit erleiden, daß jemand etwas wider ihn rede oder schreibe, will niemand hören, niemand ichtzit (etwas) sein oder wissen lassen, denn ihn selber", das empfanden oft genug auch seine Anhänger. Mit dem zunehmenden Alter und körperlichen Leiden steigerten sich seine Reizbarkeit und Heftigkeit.

Von solchen Dingen ist in den meisten Büchern, welche für das protestantische Volk bestimmt sind, so gut wie nichts zu lesen.[3])

Luther, schreibt Dittmar,[4]) erlebte den Ausbruch des (schmalkaldischen) Krieges nicht mehr. Auch in seinen letzten

---

1) S. P. Widmann, Geschichte des deutschen Volkes. 2. Auflage. Paderborn 1905. S. 375.

2) Vgl. Studien u. Skizzen zur Geschichte der Reformation. 1, 74 ff.

3) Vgl. z. B. Fr. Baum, Kirchengeschichte für Haus und Schule. Nördlingen 1881. S. 171 f.

4) G. Dittmar, a. a. O. 2, 349 f.

Lebensjahren war seine Tätigkeit eine ungeheure gewes
Nach allen Richtungen hin suchte er seine Prinzipien dur
zuführen. Nachdem er im Jahre 1525 in den Stand
Ehe getreten war, wurde er als Gatte und Vater a
„Reformator des häuslichen Lebens der Nation". Ueber a
Verhältnisse des häuslichen und bürgerlichen Lebens — d
Verhältnis des Vaters zum Kinde, des Untertans zur Obrigke
des Ratsherrn zur Bürgerschaft — zwang er seine „lieb
Deutschen" nachzudenken. In zahllosen Schriften und Brie
wirkte er auf die fernsten Kreise: er wurde andern e
unermüdlicher Tröster, Berater, Helfer, Versöhner. Durch i
wurde das Leben der Nation mit neuem Gehalt erfüll
nach allen Richtungen hatte sich ihr Leben entfaltet u
vertieft. Aber ihm bangte jetzt um den Bestand des E
rungenen; er sah am Ende seines Lebens die Feinde d
Christenheit und des Evangeliums geschäftiger als je, se
Werk zu zerstören. Er sah Greuliches kommen; es dün
ihm oft, als sei das Ende der Welt nahe. In solch
Stimmungen starb er am 18. Februar 1546, und zwar
der Stätte seiner Geburt zu Eisleben, wo er einen zwisch
den Grafen von Mansfeld und seinen eigenen Verwandt
ausgebrochenen Streit über Silber- und Erzgruben beileg
wollte.

Als Dittmar dieses niederschrieb, dachte er nicht
das Wort: „Ein guter Baum kann nicht schlechte Früch
bringen." [1]) Luther war mit der Ernte seiner Saat nic
zufrieden. „Seine Klagen über die zunehmende Verwilderu
wurden lauter von Jahr zu Jahr. Er verkündete oft u
oft, daß die Welt so nicht mehr bestehen könne: der jüng
Tag nahe heran mit schnellen Schritten." [2])

Vor kurzem wurde behauptet: die größte und heilsam
geschichtliche Begebenheit der letzten vier Jahrhunderte

1) Matth. 7, 15.

2) Studien über Katholizismus, Protestantismus &c. S. 111, 92 ff
Wird Deutschland wieder katholisch werden? S. 30 ff.

die Gründung des Protestantismus.[1]) Dieser Behauptung werden sofort alle jene Zöglinge der protestantischen Schule beipflichten, die sich die Fragen: was ist der Protestantismus? was und wo ist der wahre und rechte Protestantismus? auch nicht einmal vorgelegt haben.

Sie werden ihren Predigern nicht den Schmerz zufügen, die Werke eines Denifle, Döllinger, Janssen zu lesen. Diese sind zwar von den protestantischen Schriftstellern nicht widerlegt, aber gehörig beschimpft und verlästert worden.[2]) Das genügt; weshalb sollte man auch die Bücher lesen, die von „Pamphletisten" verfaßt sind?[3])

Aber gebildete Protestanten, die nicht den Vorwurf der Einseitigkeit sich zuziehen wollen, werden sich nicht damit zufrieden geben, daß sie nur solche Bücher lesen, die von Predigern verfaßt und empfohlen sind. Es gibt ja auch andere.[4])

Der Anglikaner, der das wesentliche der englischen Reformation in der Abstreifung des Papsttums sieht, im übrigen sich aber darin gefällt, die anglikanische Kirche mit Emphase als einen Zweig der sichtbaren katholischen Kirche zu bezeichnen, bemerkt Th. Kolde,[5]) ist offenbar der Gefahr der

---

1) Die Grenzboten. 1905. 3, 445.

2) Vgl. L. Pastor, Johannes Janssen. Freiburg 1892. S. 99 ff.

3) „In München starb am 10. Juni 1905 der Unterarchivar des päpstlichen Stuhles Heinrich S. Denifle, der um die Erforschung der mittelalterlichen Kultur- und Kirchengeschichte die größten Verdienste sich erworben, leider aber seinen Ruf als unbefangener Forscher durch das vor zwei Jahren erschienene Lutherpamphlet eingebüßt hat." Historische Zeitschrift. 1905. 95, 384. Vergl. W. Köhler, Katholizismus und Reformation. Gießen 1905. S. 40. 30.

4) Der Historiker ist immer in seiner Arbeit abhängig von seiner Weltanschauung. R. Seeberg, Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert. S. 176. Voraussetzungslose Wissenschaft, sagt K. Frick, ist ein Widerspruch, ein Unsinn. Stimmen aus Maria-Laach. 1905, 68, 425.

5) Beilage zur Allgem. Zeitung vom 19. Mai 1905. S. 314.

Voreingenommenheit weniger ausgesetzt, als ein im Prot
stantismus oder Romanismus stehender Historiker.[1])

Wenn dieser Rat von einer größeren Anzahl einflu
reicher Protestanten befolgt wird, so werden höchst wah
scheinlich die Bücher, in welchen die von uns mitgeteilt
Gebete und Strophen enthalten sind, in absehbarer Zeit i
Feuer wandern.

Die Wissenschaft dürfte übrigens nicht bloß für di
Gebete und Strophen, sondern für den Protestantismus selb
gefährlich werden.

In der Vorrede zu seiner Histoire des variatio
schreibt Bossuet:[2]) Si les Protestants savaient à fo
comment s'est formée leur religion; avec combien
variations et avec quelle inconstance leurs confessions d
foi ont été dressées; comment ils se sont séparés premièr
ment de nous, puis entre eux; par combien de subtilité
de détours et d'équivoques ils ont tâché de réparer leu
divisions et de rassembler les membres épars de le
Réforme désunie: cette Réforme, dont ils se vantent, n
les contenterait guère; et, pour dire franchement ce qu
je pense, elle ne leur inspirerait que du mépris.

„O, laß mich hinflüchten zu der Kirche, welche die ers
war und die allgemeine, in der Christus war von Anfan
und bei der er bleiben wird bis an der Welt Ende. . .
In dieser Kirche nur verblieb die Weihe, die geheimnisvoll
um in den Sakramenten zu gewähren die geheimnisvolle
Gnaden. . . . Das ist mir ganz klar und ganz gewiß, da
nur in der einen Kirche, die man die katholische nennt, fü
mich Frieden zu finden ist." So sprach Frau Soph
v. Schardt.[3])

---

1) Vgl. G. Weber, Zur Geschichte des Reformationszeitalters. Leipz
1874. S. 213 ff.

2) Cfr. Le Protestantisme vu de Genève en 1886. p. 282.

3) Kölnische Volkszeitung vom 10. Okt. 1904.

So wie sie sprachen nicht wenige durch Wissen und Tugend hervorragende Männer und Frauen und kehrten zu der katholischen Kirche zurück, von der ihre Vorfahren losgerissen wurden. Die Erwägung dieser Tatsache allein dürfte allen Protestanten, die zum Gebrauche ihrer Vernunft gelangt sind, den Gedanken förmlich aufzwingen: die katholische Kirche ist nicht und lehrt nicht, was sie nach der Aussage Luthers und seiner Jünger sein und lehren soll.

Passau. Röhm, Dompropst.

L.

Eugen Richter und der Liberalismus.

Von den parlamentarischen Größen, die in der Anfangszeit des Deutschen Reiches schon der Nation voranleuchteten, ist keine mehr am Leben. Mit Eugen Richter, der am 10. März 1906 das Zeitliche segnete, ist der letzte der Parlamentarier heimgegangen, die Dezennien lang an der Spitze der Volksbewegung gestanden und geschichtliche Größen geworden sind.

In Eugen Richter verliert das preußische und das deutsche Parlament den Mann, der in seiner Eigenart einen Gleichen nicht hatte. Alle die großen Parteiführer hatten mit den Umständen und Personen ihrer Fraktionen und Landesparteien zu rechnen. Der verstorbene nationalliberale Führer Dr. v. Bennigsen soll einmal den Ausspruch getan haben: „Ich bin ihr Führer, also folge ich ihnen." In diesem Worte liegt realpolitische Weisheit. Der Führer einer Partei

hat die Aufgabe, durch seinen Geist die Mitstreiter zu b-
fruchten und ihnen durch den Erfolg zu beweisen, daß sei
Politik und Taktik, die nicht minder wichtig ist wie d
politischen Grundsätze, den Weg zum Ziel führen. Wem de
Beweis stets aufs neue gelingt, der kann auf treue, unentweg
Gefolgschaft rechnen, die seine Autorität anerkennt. Aber e
gehört doch noch eine andere wichtige Fähigkeit zur sichere
Führung: die richtige Erfassung des persönlichen Moment
Der überragende Parteiführer muß es verstehen, die Summ
zu ziehen aus den vielfältigen Auffassungen von Partei un
Fraktion und sie als Agens in der Politik zu verwende
sodaß der denkende Parteipolitiker das Empfinden hat, selb
an seinem Teil auf die Führung einzuwirken, sie zu belebe
und seine Erfahrung und sein Wissen in den politische
Zügen der Führung wieder zu finden. Das Genie Windt
horsts erkannte nicht nur die Notwendigkeiten und Mög
lichkeiten im Lande, in den Parteien und in der Staats
gewalt, und wußte daraus das realpolitische Fazit zu nehme
sondern er besaß in höchstem Maße diese Versatilität de
Führers, welche soeben gezeichnet wurde. Eugen Richte
hatte sie nicht.

Richter war als Charakter lauter wie Gold un
unbeugsam. Er war der hervorragendste Redner im Reichstag
Was die Form der Rede anlangt, die Diktion, die An
ordnung und logische Durchbildung des Stoffes, die Ge
wandtheit, Lebhaftigkeit und Schlagfertigkeit, so gab es bi
jetzt niemand, der darin Richter gleichgekommen wäre. Di
Reden Richters bei allen wichtigen Fragen elektrisierten de
Zuhörer, fesselten das Interesse für Redner und Stoff
Dem Fürsten Bismarck gingen Richters Reden auf di
Nerven, er fand sich durch ihn leidenschaftlich aufgestachelt
so ging es allen, die Richter zuhörten, mochten sie ih
politisch zustimmen oder seinen Auffassungen widerstreben
Ebenso war das Sachwissen Richters auf verschiedenen Ge
bieten, nicht blos auf dem des Finanzwesens, stupend; sein

eminenten Geistesgaben, sein rastloser, eiserner Fleiß und seine hochentwickelte Praxis in der Anlegung von Materialien vom Augenblick an, da die Frage noch erst schattenhaft zu sehen war, machten die Person Richters gewissermaßen zu einer Enzyklopädie der aktuellen Politik.

Und dennoch ist Richters Wirken erfolglos geblieben. Seine Einwirkung auf seine Partei war nicht von den psychologischen Rücksichten geleitet: er war Autokrat. Sein Urteil war allein maßgebend, ein anderes daneben kam nicht zur Geltung. Eugen Richter zog nicht an, sondern stieß ab. Die Unbeugsamkeit seines Charakters übertrug er auf die Führung, sie blieb unbeweglich und von andern unbeeinflußt; soviel hat Richter über das Hausmeiertum Bismarcks gespottet, der das Hohenzollernhaus zum Schattenkönigtum herabgedrückt habe, und er selbst war doch gerade der Hausmeier des Liberalismus, der die Intelligenz der Liberalen außer Wirksamkeit setzte und sie nötigte, ihm sich willenlos unterzuordnen.

Der Mißerfolg dieser glänzenden Persönlichkeit liegt vor allem auf dem Gebiete der Parteipsychologie. Die größten Eigenschaften Eugen Richters sind — es klingt paradox — sein größter Fehler gewesen. Er zerstreute, statt zu sammeln. Seiner Wesenheit fehlte das Amalgam der Politik.

Seine Natur übertrug sich ebenso auf die sachliche Behandlung der Politik. Die Zeitverhältnisse haben den alten Liberalismus überholt, der mit dem Konstitutionalismus, der Ordnung der Dinge nach den Gesichtspunkten einer freieren Staatsgewalt und der Freiheit des Einzelnen, das Volk lenken zu können glaubte, im übrigen das Volk der Ausbeutung durch die Individualwirtschaft überließ und die religiöse Betätigung staatlich reglementierte. So ist der Liberalismus durch die Konservativen ersetzt worden, sind Zentrum und Sozialdemokratie als die festesten Parteigebilde neben ihm entstanden und haben sich fortentwickelt. Einige

Jahre ging es dem Liberalismus auch im neuen Reiche vortrefflich. Dann ging es mit ihm rapid abwärts. Am Niederreißen des Alten und Ebnen der Wege für die politische Freiheit hat der Liberalismus dem Volke die wichtigsten Dienste geleistet, im positiven Schaffen und Aufbau hat er gänzlich versagt. Die Aenderung der Zeiten bemerkte der Liberalismus lange überhaupt nicht, und als er sie inne ward, da ging er nicht etwa auf sie ein, sondern suchte ihr entgegenzuwirken, weil er ihre Tragweite nicht erkannte. Einer von denen, die dazu am nachhaltigsten mitgewirkt, war Eugen Richter.

Die Anfänge des Kulturkampfes hat Richter mitgemacht, später hielt er sich davon frei. Das ist das einzige Terrain, auf welchem er noch rechtzeitig umkehrte. Aber auf allen übrigen Staatsgebieten hat er sich durch den Wandel der Zeiten nicht anfechten lassen.

In den letzten Jahren, da Windthorst lebte, schien es, als ob auch Richters Wesen wandlungsfähig würde. Richter fand sich durch Windthorst angezogen, die beiden Männer widmeten manche stille Stunde gemeinsamen Besprechungen.

Im Jahre 1887, bei dem Septennatskampf, ist die Einwirkung Windthorsts auf Richter für alle, die den Dingen näher standen, unverkennbar gewesen. Richter hatte damals den „Gegenkriegsminister" gespielt und mit enormer Sachkenntnis die Armeevermehrung bekämpft. Windthorst fand Gelegenheit, die Umkehr Richters noch rechtzeitig herbeizuführen und ihn der Windthorst'schen Parole „jeden Mann und jeden Groschen" geneigt zu machen.

In staatspolitischen Fragen ist Eugen Richter auch nach Windthorsts Tod zugänglicher geworden, wozu auch seine scharfe Gegnerschaft gegen die Sozialdemakratie ihren Teil beigetragen haben mag. Jedoch in der Wirtschafts- und Sozialpolitik wie in der Finanzpolitik ist Richter der Alte geblieben, betrieb er das Amt des kritischen Zensors in unausgesetzter Verneinung.

Persönlich und sachlich ist das Wirken dieses einzigartigen Mannes ein Hauptelement des Niederganges des Liberalismus, der aus der Spaltung erfolgte, und der in Richters Persönlichkeit gegebenen Unmöglichkeit der Wiedervereinigung zu positivem Schaffen auf den Grundlagen der neuzeitlichen Bedürfnisse. Der Liberalismus hätte mit ganz anderem Inhalt erfüllt werden müssen. Statt dessen haben die getrennten Teile sich erst recht festgefahren und in der modernen parteipolitischen Entwicklung sich eine förmliche Geschichte negativer Betätigung geschaffen. Das Volk hat parteipolitisch inzwischen eine ganz andere Prägung erfahren und findet sich bestärkt durch die Lehren aus der Geschichte des Liberalismus im neuen Deutschen Reich von Anbeginn bis zur Stunde. Die getrennten liberalen Gruppen werden sich nach Richters Tod nähern, vielleicht sogar vereinigen; die Möglichkeit ist gegeben. Aber solange Zentrum und Sozialdemokratie bestehen, ist eine Wiederaufrichtung des Liberalismus nicht möglich, auch wenn er sich wenden läßt wie ein Handschuh und seinen Inhalt umgestaltet: Die Welt ist fortgegeben.

LI.

Reichstagsbrief. VII.

Berlin, 25. März 1906.

Die Beratung der Initiativ=Anträge schreitet heuer rasch vorwärts; jetzt sind bereits alle Fraktionen einmal an der Reihe gewesen und das Zentrum steht vor der Wahl, welchen Antrag es am kommenden Mittwoch wünscht. Aller Voraussicht nach wird die zweite Lesung des Toleranzantrages beginnen, falls man es nicht vorzieht, die zwei Schwerinstage vor Ostern ausfallen zu lassen und mit diesem Gesetzentwurfe erst nach Ostern zu beginnen. Man sieht aber, daß es doch gut ist, wenn der Reichstag auf seinem Rechte beharrt und seinen eigenen Wünschen auch Geltung zu verschaffen vermag.

In den letzten 14 Tagen hatten zuerst die Freisinnigen ihren Tag und sie sprachen sich für die Beseitigung der landesgesetzlichen Beschränkungen des Vereinsrechts für Frauen aus. In zuckersüßer Rede begründete Dr. Pachnic diesen Antrag, und der Frauenrechtler Dr. Mülle Meiningen folgte seinen Spuren. Der Antrag ist eigentl eine Selbstverständlichkeit; weshalb sollten Frauen nicht a politischen Versammlungen beiwohnen können? In der höch politischen Versammlung, dem Reichstage, macht sich auf Tribünen stets die holde Weiblichkeit breit; noch nie hat jemand hinausgewiesen. Warum sollen sie nicht auch sonstigen politischen Versammlungen teilnehmen dürf Die landesgesetzlichen Beschränkungen sind um so bedenklic als die Polizei geneigt ist, den Begriff Politik sehr a zudehnen. Im Zirkus Busch haben zwar heuer die Da

ils der Versammlung des Bundes der Landwirte bei=
n dürfen; nur wurden sie durch ein Seil von den
n Versammlungsbesuchern getrennt. Man lasse doch
l solche veraltete Bestimmungen fallen! Der dahin-
de Antrag der Freisinnigen fand eine sehr große
heit, da auch das Zentrum für denselben stimmte.
Acht Tage später kam ein Antrag in entgegengesetzter
ung; die Antisemiten waren an der Reihe und forderten
rem Antrage Schutz der Versammlungsfreiheit.
nette Parole, nur läuft sie auf eine Verstärkung der
eibefugnisse hinaus. Liebermann von Sonnenberg be=
ete den Antrag in erster Linie mit dem Verhalten der
ssen, die sich aus dem Sprengen von Versammlungen
s einen Sport gemacht haben; man hörte deutlich
s, daß der Antrag eigentlich auf die Krawalle der
ncher Wahl zurückzuführen ist Deshalb entspann sich
ein sehr heftiger Wortwechsel zwischen Antisemiten und
ldemokraten und man erfuhr hiebei, wie namentlich in
en diese beiden Parteien scharf gegen einander vorgehen.
uhiger und sachlicher Weise betonte der Abg. Giesberts,
r und seine Freunde erst ein Reichsvereinsgesetz wollten,
ie es aber ebenso entschieden ablehnten, jetzt der Polizei
mehr Machtbefugnisse in die Hand zu geben; da auch
lationalliberalen den Antrag verwarfen, fand er nur
Stimmen der schwach besetzten Rechten.
Einen großen Erfolg hingegen hat die polnische
ktion errungen; sie brachte als ihren ersten Initiativ=
g den § 130 des Strafgesetzbuches („Aufreizung zu
lttätigkeiten") vor. Anfangs fand ihr Redner, ein
ner Rechtsanwalt mit dem fast unaussprechlichen Namen
anowski, sehr wenig Beachtung; doch bald änderte sich
Bild; er gab Anschauungsunterricht und bewies, wie
die verfehlte Polenpolitik schon in die Rechtsprechung
drungen ist und der § 130 als ein rein politischer
el gegen die harmlosesten Dinge der Welt Anwendung

findet. Der Redner gab dem Hause eine ganze Reihe von Ansichtspostkarten, die in der Ostmark unter diesen Artikel fallen; was aber sah man? Polnische Turner in Landestracht; patriotische Gemälde, wie Segnung der Waffen, Einfuhr von Kanonen in Krakau usw. Ganz harmlose Dinge. Der Abg. Dr. Bachem geißelte deshalb auch mit vollem Recht diese Art der Rechtsprechung; die Justiz müsse über der Politik stehen. Die Hakatisten besahen sich auch diese Bilder, sie liefen — wohl beschämt — stillschweigend weg. Der Antrag der Polen fand eine sehr große Mehrheit.

Schon seit 14 Tagen stehen wir mitten in der Kolonialdebatte; es wird aber niemand behaupten wollen, daß diese Debatte eine sehr erfreuliche ist. Unser gesamtes System ist zusammengebrochen und was hier von Stöcker, Puttkamer, Horn, Brauchitsch, Brandeis usw. erörtert worden ist, entwickelt einen solchen unangenehmen Geruch, daß reinliche Leute sich die Nase zuhalten müssen. So bitter rächt sich das seit Jahren betriebene Vertuschungssystem. Mag man sich im Besonderen stellen wie man will: das eine muß doch jeder zugeben, daß es ein Zentrumsabgeordneter ist, der diesen Kampf gegen das verfehlte System aufgenommen hat und auch erfolgreich durchführt. Mag man mit einzelnen Aeußerungen des Abg. Erzberger auch nicht einverstanden sein, seine Sachkenntnis und sein Bestreben, zu bessern, erkennen selbst objektive Gegner an. Er hat keinen leichten Standpunkt, da er sich anfangs ganz allein sah; die gesamte offiziöse und nationalliberale Presse arbeitet gegen ihn und mit welchen Mitteln? Sah sich doch selbst der Führer der nationalliberalen Fraktion veranlaßt, einen allzustarken Artikel der liberalen Presse abzuschütteln und dem Abg. Erzberger zu erklären, daß seine Fraktion ihn mißbillige. In manchen Reichsämtern ist man dem genannten Abgeordneten dankbar, daß er gegen dieses Kolonialsystem so scharf vorgeht; allerdings jene schreien, die von seiner Kritik betroffen werden. Unter diesen finden sich sehr mächtige und potente Leute.

Ein gewisses Aufsehen hat es nun erregt, daß Abg. Spahn in öffentlicher Reichstagssitzung dem Abg. Erz=er entgegengetreten ist und nach einer bestimmten Richtung eine andere Auffassung bekundete. Der Zwischenfall de jedoch bereits im Reichstage durch die Erwiderung Angegriffenen erledigt. Es liegt daher gar keine Ver=ssung vor, auf denselben hier noch weiter einzugehen.

Was den Inhalt der Debatten betrifft, so wird nicht al ein erstklassiger Kolonialschwärmer behaupten wollen, diese ein erfreuliches Bild gegeben hätten. Wir wollen uns aber versagen, diese höchst traurigen Dinge hier näher besprechen. Mögen diejenigen, welche es angeht und che die Verantwortung zu tragen haben, daraus die Lehre en, daß es so nicht weitergehen kann. Auch aus den onien erblüht uns kein Segen, wenn die berufenen Organe r sind jeglichen Gefühls für Moral und Christentum.

LII.

Der Kampf zwischen Armeniern und Tataren in Transkaukasien.

Rußland ist der hohen Aufgabe, die seinen Herrschern einigen Jahrhunderten mit Erfolg vorgeschwebt hat, in letzten Jahren nicht treugeblieben und hat den christlichen immen in Europa und Asien, die auf dasselbe ihr Ver=en setzten, sich „als schwankendes Rohr erwiesen, das n, die darauf sich stützten, in die Hand fährt". Unter durch die russische Politik gewaltig enttäuschten christlichen tionen nehmen die Armenier eine hervorragende Stellung . Nach den wichtigen Diensten, welche sie den Russen in n Krieg gegen die Türken (1877) geleistet, hatten sie allen

Grund den Schutz und die freundliche Behandlung seitens des Zaren zu erwarten, aber nach dem Vertrag von San Stefano und infolge der für den russischen Stolz so demütigenden Bedingungen des Berliner Friedens 1878 trat ein unerwarteter Umschlag ein: die Armenier wurden nicht länger als Bundesgenossen, sondern als ein unruhiges, den Frieden und die allgemeine Ruhe gefährdendes Element betrachtet. Denn die russische Politik war eine türkenfreundliche geworden und entschlossen, jede Erhebung der Christen gegen die Türken zu verhindern und letztere in ihren ungerechten Maßnahmen zu unterstützen. Die Agitation der armenischen Komités wurde von den Russen ungern gesehen; man gab vor, man besorge die Aufrichtung eines armenischen Reiches, und verweigerte es, den Türken nach dem furchtbaren Blutbad von 1895–96 Vorstellungen zu machen. Dem russischen Staatsmann Graf Lobanow-Rostowski wurde der zynische Ausspruch in den Mund gelegt: „Rußland brauche wohl Armenien, aber ohne die Armenier". Der Generalgouverneur Transkaukasiens, Fürst Golitsyn, handelte nach diesem Grundsatze und tat, was in seinen Kräften stand, um die Armenier zum Aufstande zu reizen. Er schloß ihre Schulen und Bibliotheken, ihre Wohltätigkeitsanstalten, hielt sie von allen öffentlichen Aemtern fern und konfiszierte im Juni 1903 ihr Kirchenvermögen. Es kam zum offenen Aufruhr und zu Zusamenstößen zwischen bewaffneten Armeniern und russischen Truppen. Das auf Golitsyn gemachte, mißlungene Attentat versetzte diesen in eine solche Wut, daß er geäußert haben soll, er werde nur so viele Armenier am Leben lassen, daß sie als Merkwürdigkeiten in lokalen Museen dienen könnten. Nicht Golitsyn, sondern dem General von Wahl gebührt die traurige Ehre den Vorschlag gemacht zu haben, die mohammedanischen Tataren gegen die christlichen Armenier aufzuhetzen. Der Gouverneur von Baku, General Odintsow, wies diese Waffe, womit man die Armenier vernichten wollte, mit Abscheu zurück; sein Nachfolger, Fürst Nakaschidze, teilte

diese Skrupel nicht und organisierte das Blutbad von 1905. Es war, wie er und seine Gesinnungsgenossen sich ausdrückten, höchste Zeit, an den feurigen Armeniern einen kleinen Aderlaß vorzunehmen. Gegen Ende des Jahres 1904 reiste Nakaschidze nach Petersburg, um die nötigen Maßnahmen mit den Autoritäten zu vereinbaren. Golitsyn war wahrscheinlich in das Komplott eingeweiht. Die Rolle, welche der Gouverneur zu spielen hatte, verlangte nichts weiter als eine meisterhafte Untätigkeit. Da die niederen Beamten und die Polizei in der Regel aus Tataren, die von Jugend auf an den Gebrauch der Waffen gewöhnt sind, bestanden und eine treffliche Organisation besaßen, die Armenier aber keinen Angriff erwarteten, erlitten letztere in Baku und Nakitschevan große Verluste, später aber wendete sich das Blatt. Die Tataren hatten, trotzdem sie die Angreifer und besser bewaffnet waren weit größere Verluste als die Armenier.

Die Einzelheiten sind kurz folgende. Am 19. Februar 1905 griffen die Tataren die nichts ahnenden Armenier in Baku an, töteten drei Tage lang alle Gegner, deren sie habhaft wurden und zerstörten ihre Häuser und ihr Eigentum. Die Regierung tat nichts, um dem Morden Einhalt zu tun. Hatte sie ja selbst die Tataren aufgefordert und sie mit Waffen versehen. Am vierten Tage hatten sich die Armenier von ihrem Schrecken erholt, die zum Empfang der Feinde notwendigen Maßregeln getroffen und letztere mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Jetzt erst schritten die Truppen ein. Im März brachen Unruhen in der Provinz Erivan aus, die jedoch schnell unterdrückt wurden. Manche der Khans, welche großen Eifer für die Erhaltung des Friedens an den Tag legten, bereiteten sich im geheimen auf einen Hauptschlag vor, den sie in Nakitschevan gegen die Armenier zu führen gedachten. Die Tataren griffen die Armenier nicht nur in der Stadt, sondern auch in den umliegenden Ortschaften an; von 52 Dörfern wurden 19 vollständig zerstört, 10 wurden teilweise ausgeplündert, aber von den Bewohnern

nicht verlassen; 18 schlugen die Angriffe ab. Von den weit zahlreicheren tatarischen Dörfern wurde nur eines angegriffen, während unter den armenischen nur 5 verschont blieben. Da die Kämpfe mehrere Tage lang dauerten, hätten die Gouverneure den Mordtaten und der Verwüstung leicht ein Ende machen können. Eigentum im Werte von Millionen Rubel ging dabei zu Grunde. So wurden beispielsweise in Suscha 300 Personen von den Kämpfenden getötet und Häuser und Waren im Wert von 4–5 Millionen Rubel zerstört. In dem zweiten Aufstand von Baku (5.–6. September) wurden die Oelquellen und Oelbehälter von Balakhani und Bibi-Eibat angezündet. Die Truppen hätten die Tat verhindern und den Brand löschen können, benahmen sich aber so ungeschickt, daß sie die Verwirrung nur noch erhöhten. Der Gesamtschaden belief sich auf 40 Millionen Rubel. Gordon Browne, ein Zeuge dieser Greuel, berechnet die Zahl der während der Unruhen von Februar bis Oktober Getöteten auf mindestens 2000, den materiellen Verlust auf 100 Millionen Mark. Tausende sind brot- und obdachlos geworden und werden sich zeitlebens an diese Schreckensszenen erinnern.

Was hat die russische Bureaukratie veranlaßt, einen Vernichtungskrieg gegen ein Volk wie die Armenier zu führen? Offenbar deren geistige Ueberlegenheit über die von Natur trägen, stumpfsinnigen Russen, die im Wettbewerb mit den Armenier den kürzeren ziehen. Rußland für die Russen lautet die Parole. Deutsche, Finnen, Polen, Armenier, kurz alle Stämme, die auf einer höheren Kulturstufe stehen, haben keinen Platz in Rußland, wenn sie sich nicht russifizieren lassen. Infolge der Durchführung dieses Grundsatzes sinkt Rußland auf ein Niveau, das noch weit unter dem türkischen steht, ja sogar unter dem der Beduinen, welche Bewohner der fruchtbaren Landstriche ihre Felder bebauen lassen und sich mit Plünderung begnügen. Der Russe ist zwar kein Barbar, aber der Ackerbau, den er treibt, ist so primitiv und so verderblich, daß auch das beste Land erschöpft

wird. Nur im Verkehr mit geistig geweckteren, an Zucht und stetige Arbeit gewöhnten Rassen kann der Russe seine Trägheit und sein träumerisches Wesen ablegen und ein taugliches Glied eines geregelten Gemeinwesens werden. Er ist mehr oder minder mit dem Tataren geistesverwandt und verträgt sich mit letzterem weit besser als mit dem Armenier, der arbeitsam, sparsam, lernbegierig ist und dem Fortschritt huldigt. Offenbar kann der Verkehr mit den mohammedanischen Tataren den russischen Bauer nur noch tiefer herabdrücken. Das Bestreben einer weisen Regierung müßte darauf gerichtet sein, Ansiedelungen der Armenier, Polen &c. auch in den rein russischen Provinzen zu befördern, um die Russen aus ihrer dumpfen Apathie herauszureißen, sie zum rationellen Ackerbau anzuleiten. Nationen lassen sich nicht so leicht ausrotten, wie die Geschichte Irlands und Polens zeigt; Gewalttaten können wohl eine Zerstreuung derselben bewirken und eine raschere Entwicklung verhindern, aber kein Aussterben herbeiführen. Wie vorteilhaft wäre es für die russische Regierung gewesen, wenn die armenischen Untertanen weise und rücksichtsvoll behandelt worden wären. Rußland hätte seiner traditionellen Politik treu bleiben und fortfahren müssen, der Schutz und Hort der von den Türken unterdrückten Nationen zu sein. Statt dieselben zu annektieren, hätte es die Bildung von selbständigen Staaten allenfalls unter russischer Oberhoheit begünstigen müssen. In diesem Falle hätten wir heute ein selbständiges Armenien, Georgien mit Selbstverwaltung und ohne den alles korrumpierenden russischen Bureaukratismus. Hoffen wir, daß man in Rußland nach deutschem oder amerikanischem Muster den einzelnen Provinzen ihre Eigentümlichkeiten und Rechte beläßt und neben den Reichstagen auch Landtage einführt.

A. Z.

LIII.

Zur Genesis des Krieges 1866.

Drei Artikel in der von der Leogesellschaft herausgegebe[nen] Zeitschrift „Die Kultur“ beschäftigen sich mit dem am 2. De- zember 1902 verstorbenen ehemaligen Staatsminister Rich[ard] Belcredi. Im ersten gibt der Herausgeber eine Biographie des Staatsmannes, im zweiten und dritten bietet er „Fragmente aus dem Nachlasse“,[1] die in den ersten Jahren nach dem Rückt[r]itte von der Ministerpräsidentschaft niedergeschrieben sind. In [d]em zuerst veröffentlichten Fragmente befaßt sich Graf Belcredi [v]or- nehmlich mit der von ihm ins Werk gesetzten „Sistierung“ der österreichischen Februarverfassung und gibt ausführlich die Grü[nde] an, die ihm jene viel angefeindete Maßregel als notwe[ndig] erscheinen ließen; im zweiten Fragment bespricht er eingeh[end] die Vorgeschichte des Krieges vom Jahre 1866. Obwohl ü[ber] die denkwürdigen Ereignisse die mannigfaltigsten Berichte [u]nd Bearbeitungen vorliegen, verdient Graf Richard Belcredi, [illegible] wir auch hier als einen gründlich gebildeten und patriotisch[en] Staatsmann kennen lernen, schon deswegen über den Krieg geh[ört] zu werden, weil er in der kritischen Zeit an der Spitze [des] österreichischen Ministeriums stand.

Vor allem wendet sich der Verfasser gegen diejenig[en] Stimmen, welche nach dem unglücklichen Ausgang des Krieg[es] den damaligen Minister des Auswärtigen, Grafen Mensdor[ff] als denjenigen rühmten, der sich angeblich 1866 im Ministe[r]- rate gegen den Krieg erklärt habe, jedoch überstimmt word[en] sei, sowie gegen die Beschuldigung, daß die Verantwortung f[ür] den Krieg in erster Linie den Grafen Belcredi treffe. [illegible]

---

1) Fragmente aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsminist[ers] Grafen Richard Belcredi. Mitgeteilt von Dr. Ludwig Gra[fen] Belcredi, Schloß Lösch, Mähren. Die Kultur 1906 S. 1–24.

Verfasser erklärt dies — das Fragment ist im Januar 1869 niedergeschrieben — als gänzlich unwahr und behauptet, daß schon am 7. Juli 1865, unmittelbar nach seiner Beeidigung als Minister, ihm und den anderen neuen Ministern vom Kaiser mitgeteilt wurde, daß der Krieg mit Preußen unvermeidlich sei, „zu unserem wahren Entsetzen, denn früher hatte man uns kein Wort davon gesagt“. Nach Belcredis Ansicht war aber der Krieg unvermeidlich geworden, weil der nachherige Fürst Bismarck den Krieg führen wollte, nicht allein um Schleswig-Holstein zu gewinnen — denn dafür hätte der damalige König Wilhelm nicht die Existenz Preußens aufs Spiel gesetzt und mit allen seinen bisherigen Regierungsgrundsätzen gebrochen —, sondern um den Streit um den Vorrang im Reiche zur Entscheidung und Preußen an die Spitze von Deutschland zu bringen. Daß es aber Bismarck möglich war, die Verhandlungen bis auf den Punkt zu führen, daß es keinen Ausweg mehr gab als die Entscheidung durch das Schwert, daran tragen die österreichischen Diplomaten die Schuld, die es in ihrer Ungeschicklichkeit so weit kommen ließen. Graf Mensdorff war seiner Stellung nicht gewachsen, zu sehr von dem unentschiedenen Minister Esterhazy abhängig, zugleich ein schwankender Charakter, der sich nicht getraute, bei wichtigen Anlässen eine Meinung mit Festigkeit zu vertreten.

Gegenüber der nach dem Kriege geäußerten Ansicht: es wäre für Oesterreich besser gewesen, auf Bismarcks Vorschlag einzugehen und für den Anteil an Schleswig-Holstein eine Geldsumme anzunehmen, statt ungerüstet einen Krieg zu führen, erklärt Belcredi, daß Bismarck wohl davon gesprochen, aber niemals einen solchen Antrag gestellt habe; wäre ein Antrag gemacht worden, so wäre Belcredi entgegengetreten. Er sagt: „Man kann im 19. Jahrhundert nicht mehr Land und Leute zum Gegenstand eines Handels machen, ohne sich moralisch gänzlich zu diskreditieren. Im vorliegenden Falle wäre eine solche Handlungsweise um so tadelnswürdiger gewesen, weil Oesterreich gar kein Recht, nicht einmal das des Eroberers, auf die Herzogtümer geltend machen konnte, indem es erklärtermaßen den Krieg nur im Namen und zur Sicherung der Interessen Deutschlands unternommen hatte.“ Ueberdies aber wäre der Krieg

doch nicht verhindert worden, weil ja Preußen nach der Vorherrschaft in Deutschland strebte. Der Verfasser ist der Meinung, daß Bismarck wohl auf dieses Geschäft eingegangen sein würde, jedoch gewartet habe, bis Oesterreich mit einem derartigen Vorschlag hervorgetreten wäre, damit es in Deutschland alle Sympathien verloren und sich gänzlich isoliert hätte. Aus demselben Grunde stellte sich Belcredi auch dem unmittelbar vor Abschluß der Gasteiner Konvention in Gastein von Bismarck und dem dahin entsendeten Grafen Blome ausgemittelten Projekt einer definitiven Teilung der Herzogtümer zwischen Oesterreich und Preußen entgegen, denn es sah darin einen Wort- und Rechtsbruch gegenüber Schleswig Holstein und eine Gefahr für Oesterreich, selbst wenn Oesterreich das ihm zugedachte Holstein dem Bunde zur Verfügung gestellt hätte.

Anders stand es mit Lauenburg. Das war dänisches Land, im Wiener Vertrag 1864 den kriegführenden Mächten abgetreten; Oesterreich beging daher gegen niemand ein Unrecht, wenn es für seinen Anteil an dem Ländchen als Ersatz der Kriegskosten eine Zahlung von Preußen annahm.

Der Verfasser berührt auch die Sendung des Baron Gablenz, eines Bruders des österreichischen Generals, von dem die österreichische offizielle Darstellung des Krieges sagt, daß er vom König von Preußen beauftragt gewesen sei, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges mit Oesterreich über eine Ausgleichsgrundlage zu verhandeln. Das erklärt Belcredi für falsch insofern, als Baron Gablenz sich niemals auf einen Auftrag oder eine Vollmacht Preußens berufen, sondern im Gegenteil erklärt habe, daß er nur als deutscher Patriot, als Freund Oesterreichs und Preußens, diesen Vorschlag mache, daß aber der Vorschlag die Billigung Bismarcks gefunden habe. Wie dieser Vorschlag im einzelnen lautete, sagt Belcredi, der denselben in schriftlicher Ausführung in seinen Papieren verwahrte, wohl nicht, aus seinen Ausführungen geht jedoch deutlich hervor, daß er auf eine Aufteilung und Unterjochung der Mittel- und Kleinstaaten hinauslief, wobei Oesterreich die mächtigeren und kräftiger widerstrebenden Staaten zu bewältigen gehabt hätte. Der Verfasser sieht darin eine List Bismarcks, darauf berechnet, Oesterreich, wenn diese Verhandlungen ruchbar geworden wären,

in Deutschland nicht nur zu isolieren, sondern auch dessen Freunde in die erbittertsten Gegner zu verwandeln, von der Ausführung ganz abgesehen. Baron Gablenz, der in der besten Absicht gehandelt hatte, aber mißbraucht worden war, wurde abgewiesen mit dem Bedeuten, er möge die Mittelstaaten für seine Vorschläge gewinnen.

Der Gasteiner Vertrag wurde von Seiten Oesterreichs abgeschlossen in der Ueberzeugung, daß er den Krieg nicht verhindern werde, bloß um Zeit zu gewinnen für die Vorbereitungen zum Kriege und um die inneren Verhältnisse zu bessern, namentlich in Ungarn. In dieser Hinsicht kann der Verfasser darauf hinweisen, daß sich infolge der Sistierung der Verfassung die Stimmung in Ungarn soweit geändert hatte, daß die Rekrutierung daselbst ohne Anstand stattfinden konnte.

Anknüpfend an die in der Revue des deux mondes Ende 1868 aufgestellte Behauptung, Oesterreich hätte Venezien schon vor dem Kriege an Napoleon überlassen, die Abtretung aber erst später bekannt gemacht, bemerkt Belcredi: Die Abtretung erfolgte tatsächlich während des Krieges und zwar vor der Schlacht bei Königgrätz, infolge des bekannten Telegrammes Benedeks, man solle um jeden Preis Frieden schließen. Es geschah, um die Südarmee frei zu bekommen und der Nordarmee zuzuführen. „Napoleon hatte der österreichischen Regierung wenige Wochen vor dem wirklichen Kriegsausbruch die Pistole an die Brust gesetzt, indem er erklärte, mit Preußen, welches ihm für die Mitwirkung die Rheingrenze zugesichert habe, mit Rücksicht auf diesen Lieblingswunsch der französischen Nation, gemeinschaftliche Sache zu machen, wenn Oesterreich sich seine (Napoleons) Neutralität nicht durch ein Uebereinkommen sichere, wonach es sich verpflichtet, nach beendigtem Kriege, welcher Oesterreich die Gelegenheit territorialer Entschädigung biete, Venedig abzutreten." Napoleon zweifelte nämlich nicht, daß Oesterreich aus dem Kampfe als Sieger hervorgehen würde. Auch dem Minister Belcredi war der Krieg trotz Zündnadel — das österreichische Gewehr kannte ja auch Napoleon — und trotz der notwendigen Teilung des Heeres — auch Preußen hatte auf zwei Seiten zu kämpfen — keineswegs aussichtslos. Die Schuld an dem unglücklichen Aus-

gang trifft nach seiner Ueberzeugung den General Benedek, der zwar von der öffentlichen Meinung übereinstimmend als der geeignetste Feldherr bezeichnet wurde, jedoch seiner Aufgabe nach keiner Richtung gewachsen war, nicht minder die säumige Diplomatie und den Generalstab, dessen Behauptung in dem amtlichen Werke, daß ein günstiger Ausgang für Oesterreich in diesem Doppelkriege unmöglich war, als unwahr gebrandmarkt wird.

Die zur Zeit in Ungarn herrschenden Zustände lassen es als gerechtfertigt erscheinen, wenn aus dem ersten eingangs erwähnten Fragmente auch der Anteil Belcredis an dem ungarischen Ausgleich vom Jahre 1867 und sein Urteil darüber mitgeteilt wird. Wie bekannt, hat das Unglück Oesterreichs im Jahre 1866 den Ungarn dazu gedient, ihre Sonderansprüche durchzusetzen. Als nach dem Kriege die Befriedigung der ungarischen Forderungen unabwendbar geworden war und alles zur Wiederherstellung der ungarischen Verfassung drängte, war es Graf Belcredi, der den Kaiser bestimmte, nicht sogleich nachzugeben. Auch darf er sich zum Verdienst anrechnen, daß er und er allein durch seine Festigkeit bewirkte, daß der ursprüngliche Entwurf Deáks in einigen Punkten zugunsten Oesterreichs abgeändert wurde, besonders was die Armee und die gemeinsame Staatsschuld betrifft. „Auf diese Weise," so urteilt er, „war es möglich, im Jänner 1867 ein Resultat zu erzielen, welches wirklich den Bestand der Monarchie sicherte und trotz der Mängel, die man später durch die übereilte Ausführung unter Beust demselben beibrachte,[1]) ein Werk von bleibendem Wert ist."

Belcredi war kein Zentralist. Vertraut mit dem eigentümlichen Wesen des österreichischen Staates verwarf und bekämpfte er als Föderalist die sog. Verwirkungstheorie Schmerlings. Wenn er den Ausgleich für haltbar und wertvoll hielt und dieser Ausgleich in Ungarn heute als ungerecht und un-

---

1) Belcredi war dafür, daß bei der Ordnung des Verhältnisses zwischen Ungarn und der Gesamtmonarchie auch die Oesterreicher befragt würden, unterlag aber gegen Beust; in der neuesten Zeit hat sich Ministerpräsident Freiherr von Gautsch notgedrungen wieder auf diesen Standpunkt gestellt.

erträglich hingestellt wird, so erscheint der einsichtsvolle und ehrliche Staatsmann als gewichtiger Zeuge gegen jene Männer, die sich über jede Schranke und jedes Recht hinwegsetzen möchten, denen daher eben jetzt eine, hoffentlich recht nachhaltige Belehrung darüber erteilt werden muß, wer König in Ungarn ist: Nicht Kossuth, sondern der Kaiser.

LIV.

Zur Geschichte des Altarbaues.[1])

Ende 1905 ist schon wieder ein Band unten genannter Beiträge, der dritte der Neuen Folge erschienen. Auch dieser Band wird sicherlich der Zeitschrift die Anerkennung weiter Kreise und neue Freunde gewinnen. Zwar bietet er nicht, wie die beiden ersten Bände der Neuen Folge mehrere Aufsätze verschiedenen Inhalts, sondern nur eine einzige Abhandlung, aber diese Abhandlung verbreitet sich über ein besonders lehrreiches und allgemein anziehendes Thema, dem der Verfasser Dr. Richard Hoffmann (den Lesern der Deutinger'schen Beiträge durch seinen Aufsatz im letzten Bande: „Altbayerische Klosterkirchen aus Barock- und Rokokozeit" schon vorteilhaft bekannt) in Inhalt und Form gleich gerecht wird. Hoffmann behandelt in dieser Abhandlung den „Altarbau im Erzbistum München und Freising in seiner stilistischen Entwicklung vom Ende des 15. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts" und untersucht damit ein Thema, zu dessen Untersuchung kein geringerer als Jakob Burkhardt vor acht Jahren die Kunsthistoriker eingeladen hat.

Bei der Menge der Altäre aus dem 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert im katholischen Deutschland wird jedermann die Beschränkung Hoffmanns auf die Altäre der Münchener Diözese billigen. Wer ein bis dahin gar nicht oder doch nur

---

1) Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising von Dr. Martin von Deutinger. Fortgesetzt von Dr. Franz Anton Specht, Domkapitular. 9. Band. Neue Folge, 3. Band. München 1905. 326 S. 8°.

wenig bebautes Wissensgebiet bearbeitet, tut gut, sein Arbeitsfeld nicht allzu sehr auszudehnen. Zudem bietet die Münchener Diözese für Hoffmanns Untersuchungen insoferne ein geschlossenes Gebiet, als in dem alten Teile des Erzbistums der Altarbau von zwei Zentren, München und Landshut, beherrscht wurde und auch für den neuen Teil jenseits des Inns nur ein Kunstzentrum, Salzburg, bestand, zu dessen Erzdiözese dieser Landesteil bis in das 19. Jahrhundert herein gehört hat. Hoffmanns Arbeit ist gründlich und lehrt die Geschichte des Altarbaues in der Erzdiözese München von etwa 1450 an trefflich kennen. Er schildert den Altar in seinem architektonischen Aufbau, seiner figürlichen und ornamentalen Plastik und seinem malerischen Schmucke während der Spätgothik, der Renaissance, dem Barock, dem Rokoko und dem Klassizismus; er zeigt, wie der Altarbau jeder dieser Stilperioden aus dem der vorhergegangenen sich entwickelt; er lehrt, welche Mannigfaltigkeit innerhalb dieser Stilperioden den Altarbau im Münchener Erzbistum auszeichnet. Nicht weniger denn 59 Vollbilder kommen dem Verständnisse der Leser entgegen und zeigen, welch schöne Altäre aus allen besprochenen Stilperioden sich in der Münchener Diözese noch erhalten haben.

Diese Arbeit Hoffmanns, deren einfacher, klarer St[illegible] besondere Erwähnung verdient, hat nicht nur hohe wi[illegible]ssenschaftliche Bedeutung, sondern auch ein praktisches Inte[illegible]. Noch ist die Zeit nicht lange vorüber, in der jeder nichtgo[illegible] Altar sozusagen als Versündigung gegen Kunst und Kirche [illegible] lästert wurde, ja noch heute sind die Vorurteile gegen di[illegible] dem Volke allerdings von jeher beliebten Barock- und Ro[illegible] Altäre in den gebildeten Kreisen nicht ganz verschwunden. [illegible] viele Kunstwerke sind diesen Vorurteilen im Laufe des 19. J[illegible]hunderts geopfert worden, und noch immer gibt es „Kir[illegible]restaurationen", die wenigstens nicht ganz ungefährlich [illegible]. Hier wird Hoffmanns Werk belehrend und erhaltend wi[illegible]. Möge es deshalb namentlich unter dem Klerus Verbrei[illegible] finden. Möge es aber auch in anderen Bistümern gleichwe[illegible] Untersuchungen und Darstellungen ins Leben rufen.

München. Bauman[illegible].

LV.

Moderne Welt und Religion.

(Schluß.)

II.

Schiller sagt in einer seiner kleineren Schriften (Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet): „Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Methode brüsten." Wir wollen das Wort des großen Dramatikers nicht im Zusammenhang mit Betrachtungen über den sittlichen Wert des Theaters zitieren, welch letzteres, nebenbei bemerkt, zu Schillers Zeit etwas in jedem Sinne des Wortes Aesthetischeres war, als es heutzutage ist. Wir möchten den Satz vielmehr im Hinblick auf die Schaubühne des modernen Lebens verwerten. Der pessimistisch angehauchte Teil der Zuschauer und Kritiker erblickt auf dieser Bühne blos einige mehr oder minder schlaue Volksverführer, welche die Charakterrollen spielen oder die Soli singen, und dann den Chor der nachbetenden oder Bewunderung blökenden Herde. Das entspricht nicht der Wahrheit. Auch die moderne Welt hat Erzieher mit den „besten Herzen", wohlmeinende Führer und ehrliche Berater. Aber das gute Herz allein tut's nicht. Die allgemeine Menschenliebe und die bürgerliche Respektabilität genügen keineswegs. Im Verein mit eisernem Fleiß und positiven Kenntnissen können sie wohl die materielle

Kultur wunderbar heben und fördern; aber der materielle Kulturfortschritt allein macht nicht glücklich. Wäre dem so, dann wären die „oberen Zehntausend" die Glücklichen. Fragen wir sie, ob sie glücklich sind, so werden die Ehrlichen unter ihnen uns ganz entschieden mit Nein antworten. Und selbst wenn sie tatsächlich die Glücklichen wären, so hätte das wenig zu bedeuten, denn sie sind weder das Volk, noch repräsentieren sie es. So wichtig sie sich selber vorkommen: die Welt kann nichts leichter entbehren als das Zeremoniell, die „Verpflichtungen", die Sports und die Ambitionen der oberen Zehntausend, denn wenn es auch wahr ist, daß oft nur hervorragende Leistungen einem Menschen den Eintritt in die Klasse der gesellschaftlich Privilegierten ermöglichen, so gibt es erstens noch tausend andere, minder anerkennenswerte Mittel, durch welche der Einzelne sich über die Masse erheben kann; und zweitens verfällt doch wohl die Mehrzahl derjenigen, die „etwas geworden sind", auf der Höhe des Lebens entweder dem Banne einer für das eigentliche Volk und dessen Interessen nicht mehr zugänglichen Weltanschauung oder gar dem seligen Dolce far niente des Schlaraffenlandes. Humanität, Respektabilität, Fleiß und Wissenschaft sind daher zu vielen und vielleicht zu allen Dingen nütze, dienen durchaus nicht bloß dazu, Industriewerte zu schaffen, aber sie können das Leben nicht idealisieren, weder das Dasein der oberen, noch der unteren Schichten des Volkes. Wer den Ernst des Lebens fühlt und den harten Kriegsdienst auf sich nehmen muß, den trösten und stärken sie wenig; und wer über die gemeine Not des Daseins erhoben ward, den bewahren sie nicht vor Tändelei, Versumpfung oder Versteinerung. Nur die Religion idealisiert das Leben. Nur sie stellt jedem, weß Standes er auch sei, ein greifbares Ideal vor. Nur sie läßt jede, auch die scheinbar geringste Betätigung menschlichen Fleißes, menschlicher Kraft- und menschlicher Intelligenz wertvoll erscheinen. Nur sie erfüllt die kosmische wie die ethische We

mit bedeutungsvollem Inhalt, mit Ideen, und gewährt dem Geiste eine einheitliche Weltanschauung. Was diese dreifache Tätigkeit aber bedeutet, erkennen wir mit einem Blicke, wenn wir uns vergegenwärtigen, was die Welt ohne Religion ist. Einer solchen Welt fehlt erstens das Ideal, wenigstens das greifbare und bleibende Ideal. Jeder denkende Geist, jedes sehnende Herz wird sich irgendein Ideal schaffen wollen. Dabei ist aber als schöpferische Macht lediglich die Phantasie tätig und die Schöpfungen der Phantasie sind, bei Licht besehen, Illusionen. Liebe, Reichtum, Ansehen und Wissenschaft — und, wohlgemerkt, deren größtmögliche Fülle und sicherer Besitz — das sind die vier großen Himmelsrichtungen, nach welchen sich der Kompaß der modernen Welt orientiert. Wir folgen der Magnetnadel unserer menschlichen Natur, wenn wir unser Lebensschifflein nach jenen idealen Küsten hinsteuern. Am liebsten möchten wir nach allen vier Eldorados zu gleicher Zeit segeln oder — um moderner zu reden — mit dem Schnelldampfer hingelangen, am allerliebsten sogar die Reise über das Meer des Lebens als bloße Vergnügungsfahrt unternehmen. Wie wenige indes erreichen auch nur eine einzige jener Goldküsten! Und wie wenige von denen, die glücklich irgendwo gelandet sind, finden, was sie im Weiten und Fernen gesucht! Und selbst die ganz Glücklichen, denen das Leben Liebe, Reichtum, Ansehen und Wissenschaft beschert hat, sind mit dem Maße der Gaben nicht zufrieden. Sie verlangen das Vollmaß von jeglichem Gute; und es wird ihnen nicht zu teil. Mehr noch: es schlägt für jeden die bittere Abschiedsstunde, der Moment des Einschiffens in die Ewigkeit. Im Sinne des Religionslosen heißt das aber: Nachdem die Mehrzahl deiner Illusionen nie verwirklicht wurde, wird nun auch das, was dir verwirklicht schien, zu nichte. Und dein Nachruhm? O, der ist wahrscheinlich auch eine Illusion; auf jeden Fall erlebst du ihn nicht. Aber die Früchte deiner Arbeit? Vielleicht sind auch sie nur eingebildet. Sind sie aber vorhanden, so

ernten sie andere. Ob diese anderen sie verwerten und nicht vielmehr entwerten, wie willst du das wissen? Für dich haben sie jedenfalls keinen dauernden Wert, weil du ihnen selbst keinen Wert beilegen wolltest, der das Grab überdauert. Die religionslose Welt verzichtet ja auf das Jenseitige. Die religiöse Welt dagegen hat das greifbare Ideal des Lebens vor sich in der Person des Gottmenschen Jesus Christus. Ihr Ideal ist eine historische Persönlichkeit, keine Illusion. Diesem Ideale fehlen überdies all jene Unvollkommenheiten, die sämtlichen Heroen des Geistes oder der Kraft anhaften, welchen man Monumente aus Erz und Marmor errichtet oder deren Biographien und Memoiren man mit Begeisterung schreibt und mit Entzücken liest. Christus ist noch viel weniger ein Bühnenideal, das nur im Pathos der Rolle, geschminkt und bei Effektbeleuchtung wirkt. Es gibt da kein „Hinter den Kulissen", keine Dissonanz zwischen dem öffentlichen und dem Privatleben. Christus verkörpert und lehrt höchste Weisheit, höchste Macht, Tatkraft, Opfergeist, Klarheit und Herzensgüte. Wenn die moderne Welt nach allseitiger Erkenntnis ringt, nach Macht strebt, Kraftanspannung und Opfer verlangt und an Menschenliebe glaubt, so studiere sie immer wieder Christus und folge ihm nach! In seiner Nachfolge erst wird sie ganz inne werden, daß ihr dieses Ideal — und nur dieses — genügt. Hier ist ein Ideal, das jener Anbetung und Bewunderung würdig ist, welche der Mensch so gern an Wesen verschwendet, deren Vorzüge entweder eingebildeter oder doch nur sehr mangelhafter Natur sind. Welches andere Ideal wäre wohl von irgendeiner „modernen" Welt erfunden, das die Bedeutung hätte, zugleich Weg, Wahrheit und Leben zu sein! „Aber" — wird ein gleichfalls moderner Einwurf lauten — „hat sich die Kirche nicht zwischen uns und Christus gestellt?" Wir müssen es auch hier dem Apologeten überlassen, zu zeigen, weshalb und in welchem Sinne die Kirche Christi Leben und Heil uns vermittelt und wie Christus selber in der

Kirche fortlebt. Es möge für unseren Zweck genügen, auf jenen Einwurf kurz drei Antworten zu geben: Erstens verwehrt es die Kirche niemandem, das Ideal unmittelbar, nämlich in den Evangelien, zu studieren. Zweitens hat die Kirche diese heiligen Urkunden der Welt treu bewahrt, überliefert und erhalten. Drittens ist die Kirche, welche in ihren ersten Vertretern bereits eine Zeugin von Christi Erdenwandel war, durch neunzehn Jahrhunderte hindurch jeden Augenblick Zeugin nicht nur der Kodifikation des Lebens Christi und seiner Lehre, sondern auch der Kraftwirkungen beider und des Sieges des christlichen Gedankens über jegliche Form des Widerspruchs gegen Christus geblieben. Aus diesen drei Gründen ist die Kirche ganz gewiß die allerauthentischeste Auslegerin des Christusgedankens. Die Angreifer haben sich zu allen Zeiten um das Banner eines „modernen" Gedankens geschart. Für den klar blickenden Mann beweist es daher blutwenig, wenn auch in unseren Tagen mit Vivat und Hurrah die Fahne der Modernität geschwenkt wird. Keine unserer neuzeitlichen Erfindungen und Entdeckungen ist im Stande, das Christus-Ideal zur Illusion zu erniedrigen. Vielleicht können das nur jene völlig einsehen, die zugleich Christus und die wirklichen Errungenschaften der Neuzeit studieren und annehmen. Wer sich von vornherein ein Lebensprogramm ohne Christus zusammenstellt, der hat höchst wahrscheinlich bereits (oder noch) falsche Begriffe vom Christentum und schließlich auch von der Weltgeschichte, mit welcher Christus nun einmal organisch verwachsen ist. „Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit der Methode brüsten!" Ein Urenkel Schillers, Alexander von Gleichen-Rußwurm, schreibt in seinem geistvollen und anregenden Buche „Keine Zeit und andere Betrachtungen" folgendes: „Die Zerfahrenheit, das tiefe Unbefriedigtsein vieler, sonst recht wackerer Menschen rührt daher, daß ihr Ideal immer unklar bleibt, daß sie nie mit sich selbst

darüber einig werden, welchem Traum sie alle anderen Träume opfern müssen, um ihrem eigenen Wesen treu zu bleiben." Wir sollen indeß überhaupt nicht träumen, sondern leben, indem wir die Augen des Leibes und des Geistes offen halten, Wahrheit suchen und Gutes wirken. Der historische Christus ist uns darum als Lebensideal erschienen, und seine Religion führt uns zu diesem Lebensideal hin, wird selber das ideale Mittel zum Leben.

Zugleich erfüllt diese Religion aber auch die kosmische wie die ethische Welt mit bedeutungsvollem Inhalte. Nicht die Dinge und Phänomene an sich sind im letzten Grunde bedeutungsvoll, sondern der Zweck ist wichtig, dem sie dienen. Die Alten sprechen oft von einer Heilsökonomie. Dieser Ausdruck müßte gerade unserer Zeit besonders plausibel klingen, da sie mit Vorliebe ökonomische Betrachtungen anstellt. Die Religion erkennt ja in der gesamten Schöpfung eine Art Staatshaushalt Gottes. Das absolute Oberhaupt des Ganzen hat zunächst vor den sogenannten absoluten Herrschern auf Erden dieses voraus, daß es allweise, allgegenwärtig und allgütig ist. Es besitzt in seinem Gottesstaat nicht nur die oberste gesetzgeberische Gewalt, sondern es hat auch alle Staatseinrichtungen, sowie die in diesen tätigen Faktoren ins Leben gerufen, die unfreien Agentien wie die freien, und hat beiden Gesetze gegeben, diesen die sittlichen und jenen die kosmischen. Gott selbst, sein heiliger Wille, ist sowohl Grund als auch Zweck der gesamten Welt. Was diesem Willen entsprechend wirkt, sei es freier oder unfreier Natur, ist gut; was dem absoluten Willen sich freiwillig widersetzt, ist böse, wenngleich das Böse nur sein eigenes Verhängnis will, ohne dem Oberhaupte etwas von seiner Macht und Ehre rauben zu können; denn die Heiligkeit bleibt unverletzt bestehen, gleichviel, ob die Gerechtigkeit dem vom freien Willen erwählten Gehorsam oder der ebenso frei gewollten Unbotmäßigkeit die entsprechende Vergeltung zu diktiert. Daß alles relative zufällige Sein im absoluten

notwendigen Sein Grund und Ziel hat, dieses ist das Fundamentalstatut der Welt, auf welchem sich die ganze Gesetzgebung natürlicher wie übernatürlicher Ordnung aufbaut. Wer sähe nicht, daß dieses der wahre „Monismus", die wirklich einheitliche Weltanschauung, die tatsächliche Ueberwindung alles Dualismus und aller phantastischen Kosmogonie ist? Ist es verständlich, wenn moderne Geister, sogar „Geistliche", vom historischen Christentum zum „Deutschen Monistenbunde" übergehen, um eine einheitlichere Weltanschauung zu gewinnen? Können diese Ueberläufer die christliche Religion verstanden haben? Bedeutungsvoll wird der Inhalt der Welt, wenn diese dem ewigen, absoluten Geiste entstammt, wenn der urewige Geist jedem einzelnen der Weltdinge das Sein und das Sosein, Existenz und Individualiät gegeben, wenn Er Natur und Naturgesetz, Heil und Heilsordnung bestimmt und zumal uns freien Geschöpfen eine so großartige Aufgabe in dem Ganzen zugewiesen hat, daß von unserem Gebrauch der Geschöpfe, von unserer Wahlentscheidung, von unserer Stellungnahme zum göttlichen Gesetze einerseits der Charakter unseres ewigen Fortlebens, andererseits die äußere Verherrlichung Gottes abhängt.

Wahrlich, diese, d. h. die religiöse Weltanschauung, läßt jede, auch die scheinbar geringste Betätigung menschlichen Fleißes, menschlicher Kraft und menschlicher Intelligenz wertvoll erscheinen! Für den religiösen Menschen hat alles einen Sinn, weil alles einen Zweck hat; der nicht religiöse Mensch wandelt durch ein Dickicht von Fragezeichen, es sei denn, daß er während seines Erdenwallens überhaupt auf eigentliche Gedankenarbeit verzichte. Letzteres ist allerdings das Bequemste, aber das Menschenwürdigste ist es auf keinen Fall. Eine derartige, grundsätzliche Interesselosigkeit bestraft deshalb die Natur auch damit, daß sie den Menschen, der nicht Mensch sein mag, auf eine niedrigere Stufe herabsinken und ihn mehr oder weniger vertieren läßt, physisch, intellektuell oder moralisch.

Die Quinteſſenz aller Religion iſt die Hinordnung des Menſchen auf Gott. Beſitzt der Menſch Religion, ſo wird ſein Leben idealiſiert. Das Handwerk iſt dann genau ſo ideal, wie jede wiſſenſchaftliche Betätigung. Im Handelskontor, in der Fabrik, in der Studierſtube, auf der Lehrkanzel, am Miniſtertiſche kann man für dieſe Welt ſchaffen und doch für das ewige Leben wirken. Man wird zugleich Realpolitiker und Idealiſt ſein — man braucht nämlich nur um Gotteswillen ſeine Standespflichten treu zu erfüllen. Das müſſen die Vertreter der religiöſen Weltanſchauung denen gegenüber betonen, welche für das „moderne“ Leben die Religion ablehnen möchten, weil letztere angeblich die Erfüllung praktiſcher Lebensaufgaben hindert.

Nichts iſt falſcher als dieſe Behauptung. Die Religion lehrt uns vielmehr ſo zu arbeiten, daß wir außer dem irdiſchen Nutzen, den ſie uns keineswegs mißgönnt, noch einen höheren Gewinn ſuchen. Sie lehrt uns, unentwegt zu ſchaffen und unter Umſtänden auch ohne Rückſicht auf ſichtbaren Entgelt unſere Pflicht zu tun. Sie lehrt uns, die Arbeit zu regeln, d. h. ſie weder zu vernachläſſigen noch zu übertreiben. Sie lehrt uns, weder den Nächſten noch uns ſelbſt zum Opfer niedriger Spekulation, grauſamer Ausbeutung oder gemeiner Leidenſchaft zu erniedrigen. Sie lehrt uns, die Wahrheit zu ſuchen, das Gute zu fördern und alle Schönheit, welche wahr und gut iſt, zu genießen. Kurz, ſie lehrt uns leben. Freilich leben auch die „Lebemänner“. Ihr Gebrauch des Lebens iſt aber ein Mißbrauch vieler Güter des Lebens zu egoiſtiſchen, gewalttätigen und raffinierten Genüſſen, denen ſie ſich ſelten hingeben können, ohne die Geſetze des Kosmos und der Ethik in dem einen oder anderen wichtigen Punkte zu übertreten, von der Verletzung ſpezifiſch chriſtlicher Sittennormen ganz zu ſchweigen. Gegen dieſe Lebemenſchen rächt ſich denn auch meiſtens, wie bereits erwähnt, ſchon die Natur oder die Geſellſchaft auf hundert Arten. Andere leben einzig der Arbeit. Wenn hier das

notwendige Maß ohne Grund überschritten wird, reagiert ebenfalls die Natur selber gegen den Frevler. Andererseits fehlt es auch dem notorischen Faullenzer, der nur in den Tag hineinlebt, nicht an bitteren Enttäuschungen: das Leben selber wird ihm zum Ekel, er wird „blasiert", oder er verträumt und verschläft das köstliche goldene Leben. Das wahre Leben ist zugleich Kraftentfaltung und Schonung, Anspannung und Ruhe, Tatenlust und Bescheidenheit, Genuß und Maßhaltung. Der treue Regulatur dieses Lebens ist die Religion mit ihrer Pflichtenlehre und ihren Festzeiten, ihrem „Du sollst" und „Du sollst nicht", ihrer natürlichen Vernunft und ihren tiefen Mysterien, ihrem hohen Ernst und ihrer sanften Milde. In dieser regulierenden Tätigkeit liegt das Geheimnis ihres gesellschaftlichen Wirkens, liegt ihre das Völkerleben gestaltende Macht und somit auch ihre politische Notwendigkeit. Sogar ihre „Ratschläge", die über ihre eigentlichen Gebote weit hinausgehen, jene — freilich nur an einzelne ergehende Aufforderung — um höherer Güter willen selbst auf erlaubte Genüsse und Machtbetätigungen freiwillig zu verzichten — haben eine „eminent soziale" Bedeutung, nicht blos im Mittelalter. Die moderne Welt mit ihrem übergroßen Respekt vor dem Mammon, ihrer weitverbreiteten Andacht zur Venus vulgivaga und der Apotheose des souveränen Ich bedarf ganz gewiß der Lehre, daß Keuschheit, Armut und Gehorsam menschenmöglich sind. Im allgemeinen verbinden heutzutage übrigens die meisten Orden das arbeitsame Leben mit dem beschaulichen, und der „moderne" Mensch, der etwa noch mit der Phrase von „faulen Mönchen" operiert, kann im 19. und 20. Jahrhundert nicht weit in der Welt herumgekommen sein. Ueberhaupt ist das meiste Gerede gegen Religion, Kirche und Pfaffen eine intellektuelle Krähwinkelei. Man nimmt Fehler und Menschlichkeiten, welche man an den Dienern der Religion bemerkt, bemerkt zu haben glaubt oder von anderen — Reportern und Reportergenossen — vernommen hat, zum Vorwande, um über die Religion selbst

die Nase rümpfen zu dürfen. Diese Commis voyage[r]
Logik richtet sich selbst. Wer die Religion nicht in ih[r]
Wesen begriffen hat und außerdem kaum in der Lage
verschiedene Länder, Gesittungen und Gesellschaftsklassen
studieren, der darf nicht unter dem Vorgeben, ein moder[ner]
Kopf zu sein, historisch-politische Betrachtungen über die Relig[ion]
anstellen. Solche Betrachtungen erfordern eingehendere
schäftigung mit der Kirchengeschichte vergangener Jahrhund[erte]
und der Zeitgeschichte, ferner das Studium der religi[ösen]
Quellenschriften, der religiösen Institutionen und des p[rak]-
tischen religiösen Lebens. Die sicherste Kunde von der
deutung und dem Wesen der Religion erhält allerdings
welcher die Religion frisch, frei, fromm und fröhlich aus[übt].
Die Witzblätter, der Sensationsroman, das moderne Dra[ma],
die Modedamen beim Five o'clock-Tea oder die Proph[eten]
am Biertische sind nicht berufen, ein so ernstes Thema,
die religiöse Frage, zu erörtern. Und doch! Wie v[iele]
moderne Menschen haben weder Zeit noch Lust, noch so
Gerechtigkeitsgefühl, ihr Wissen von der Religion an
richtigen Quelle zu schöpfen! Aus dieser Sachlage er[gibt]
sich für uns die Pflicht, die religiösen Wahrheiten und Id[een]
in jeder Form darzustellen und zu verteidigen, angefan[gen]
vom volkstümlich gehaltenen Flugblatte bis hinauf zur histori[sch]-
kritischen, streng wissenschaftlichen, dogmatischen, spekulati[ven],
apologetischen Gelehrtenarbeit. Das lesende und kauffä[hige]
Publikum muß dann aber auch an dem Apostolat des religi[ösen]
Gedankens teilnehmen, indem es jene Bücher und Schri[ften]
verbreitet, welche die Welt wieder religiös denken leh[ren].
Es wird viel schlechtes und viel unnützes Zeug auf
Büchermarkt geworfen, auch minderwertige „fromme" W[are].
Durch stärkere Nachfrage nach gesunder Kost muß das
daher die Verleger ermutigen, noch viel mehr als es bis[her]
geschehen ist, jene Schriftsteller zu fördern, welche der g[uten]
Sache ihre Feder geweiht haben. Zumal jene Verlagsfir[men],
die einen ausgesprochen katholischen Charakter tragen, dü[rfen]

sich nicht — wie ein ebenso gelehrter als frommer Historiker es genannt hat — „von Autorengehirnen ernähren" wollen. Mit dieser Bemerkung pro domo wollen wir unsere Ausführungen schließen. Mögen wir Modernen uns alle an das herrliche Wort Pascals erinnern: „Es ist etwas so Großes um die Religion, daß diejenigen, welche sich nicht die Mühe geben wollen, sie näher kennen zu lernen, mit Recht von ihr ausgeschlossen werden!" Und wenn die „modernen" Vorurteile uns gefangen nehmen, so wollen wir uns von Goethe folgendes sagen lassen: „Es ist unwidersprechlich, daß keine Lehre uns von Vorurteilen reinigt als die, welche vorher unseren Stolz zu erniedrigen weiß; und welche Lehre ist's, die auf Demut baut, als die aus der Höhe?" A. A.

LVI.

Ueber Lesen und Bildung.

Im köstlichen „Grünen Heinrich" Gottfried Kellers heißt es irgendwo: „Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann; die Welt ist innerlich ruhig und still und so muß es auch der Mann sein, der sie verstehen und als ein wirkender Teil von ihr sie wiederspiegeln will. Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es; Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn. Für den künstlerischen Menschen nun wäre dies so anzuwenden, daß er sich eher leidend und zusehend verhalten und die Dinge an sich vorüberziehen lassen, als ihnen nachjagen soll; denn wer in einem festlichen Zuge mitzieht, kann denselben nicht so beschreiben, wie der, welcher am Wege steht. Dieser ist darum nicht überflüssig oder müßig und der Seher ist

erst das ganze Leben des Geschehenen; und wenn er e
rechter Seher ist, so kommt der Augenblick, wo er sich de
Zuge anschließt mit seinem goldenen Spiegel, gleich dem acht
König in Macbeth, der in seinem Spiegel noch viele Köni
sehen ließ. Auch nicht ohne äußere Tat und Mühe ist d
Sehen des ruhig Leidenden, gleichwie der Zuschauer ein
Festzugs genug Mühe hat, einen guten Platz zu erring
oder zu behaupten. Dies ist die Erhaltung der Freiheit u
Unbescholtenheit unserer Augen."

Das ist so still gesagt und ruhig, und doch wäre
wünschen, es würde lauter und immer lauter gepredigt d
vielen, die „den Dingen nachjagen" und sich mit Leib u
Seele an sie verkaufen, die nur auf den frechen Lärm d
Alltags hören, die so recht Kinder unseres Jahrhunder
sind, oder auch des letzten verflossenen. Wahr ist's ja,
hat Erstaunliches geleistet, Wunderbares, wenn man
Fortschritte der „exakten Wissenschaften" betrachtet, und n
ein Banause hält sich heute dabei auf, alles das aufzuzähle
Aber nicht alles, was es tat, war gut. Es hat d
beobachtenden, sezierenden, analysierenden Menschen den Bl
für das Große, Ganze geraubt. In der Ueberlegenh
seines weltumklammernden Geistes nannte sich der Men
einst stolz den „Mikrokosmus". Jetzt ist er ein Teilmen
geworden, dem die Kraft der Synthese fehlt, der in Einz
anschauungen zerfällt und zerbröckelt und wie ein Verirr
zusammenhangslos mitten in der Schöpfung steht. Im Gru
geht ihm ab, was jeder so oft im Munde führt: die We
anschauung. Man hört da und dort reden von der We
täglichkeit der modernen Menschen; von ihrer Unvornehmhe
Von der „Oberflächenkultur", die sich als allgemeiner Zusta
herausgestellt habe. Auch der Zerstörer Nietzsche, der
alten gesunkenen Werte durch neue ersetzen zu können wähn
gab seinem Mißbehagen über diesen Zustand Ausdruck: „S
haben etwas, worauf sie stolz sind. Wie nennen sie
doch, was sie stolz macht? Bildung nennen sie's, es zeichn

sie aus vor den Ziegenhirten".[1]) Daß man sich verschiedenerorten so energisch nach Heilmittel und Abhilfe umsieht, beweist nur die Krankheit; gesunde Menschen sprechen nicht von ihrem Befinden.

Immerhin läßt die Unzufriedenheit mit der schlimmen Gegenwart die Gestaltung einer besseren Zukunft erhoffen; es ist hoffnungsvoll, daß man anfängt, sich über die Wege dahin zu orientieren, daß man beginnt, wieder die großen idealen Mächte: Religion und Kunst in ihrem Verhältnis und Einfluß auf das Leben ins Auge zu fassen.

Eine solche Aufgabe hat sich Anton Schönbach in seinem Buche „Ueber Lesen und Bildung" schon vor beinahe zwei Dezennien gestellt. Ein guter Stern waltete über dem guten Buche. Zum siebten Male, mit verstärktem Umfang, wandert es hinaus in die Welt, und daß seine Freunde nicht alle werden, ist kein böses Omen.[2]) Aus dem bescheidenen Bande ist jetzt ein stattliches Buch geworden, über das ich heute noch dieselbe Freude habe, wie in dem ersten Studiensemester. Und wenn man nach Jahren ein Buch noch gerne liest, so ist das kein schlechtes Zeichen für jenes; und es verdient es, daß ihm in der neuen erweiterten Form an dieser Stelle, mehr als sonst bei Neuauflagen zu geschehen pflegt, besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird.

„Ueber Lesen und Bildung" ist ein stilles, zum Nachdenken anregendes Buch, in dem „einer, der am Wege steht" und das Leben an sich vorüberziehen läßt, seine Eindrücke erzählt und hie und da behutsame Winke und Ratschläge gibt. Er darf. Denn er sieht, wohin der Zug sich richtet und kann in beschaulicher Muße über Wege und Ziele nachdenken. Wenn auch Wolken wirbelnden Staubes den spähenden

---

1) Zarathustra, 7. Aufl. (1897) S. 18.

2) Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Siebente, stark erweiterte Auflage. 13—15tes Tausend. Graz, Leuschner & Lubenskys Universitätsbuchhandlung 1905. XVI, 407 S. 8°. Geh. ℳ 4,50.

Blick versperren wollen, so darf er doch des Lynkeusamt
nicht müde werden. Möglich, daß eine objektive Gesam
würdigung der modernen Literatur noch nicht geschrieb
werden kann. Schlimm aber wäre es, wenn nicht einm
der Versuch gemacht würde. Uebrigens will Schönbach ke
Literaturgeschichte geben, sondern nur eine Sammlung v
Essays über unsere literarischen Strömungen, Früchte la
jährigen Studiums der modernen deutschen Literatur in ih
Zusammenhängen mit dem Gegenwartsleben und mit v
gangenen Literaturepochen. Keine Literaturgeschichte, a
wertvolle, klärende Beiträge dazu, durchtränkt vom Emerso
schen Geist, einer vornehmen, großen Betrachtungsweise,
jetzt so notwendig erscheint und entgegenkommt einem „star
Bedürfnis unserer Zeit nach einer Literaturbetrachtung,
über die bloße Erklärung von Tatsachen oder über schi
geistige Einschätzung hinausgreift, auf die sozialen, nationa
und ethischen Wirkungen dieser Literatur im Volksleben u
so auf diese Weise Antriebe schafft, aller Entartung kräfti
Widerstand entgegenzusetzen".[1])

Es ist in der Tat billig und recht, die literarische Fr
als das zu betrachten, was sie geworden ist: eine sittlic
menschliche, eine Lebensfrage, und ihr die Stelle ausfin
zu machen, die ihr zukommt in der Entwickelung der P
sönlichkeit, in der Erziehung zur Bildung. Denn Bildu
— nach Schönbach ein gewisses Ideal ausgereiften, vo
kommenen Menschendaseins — und Persönlichkeit sind
identisch.

Welches sind die namhaftesten Quellen der Bildung
unserer Zeit? Schönbach beantwortet diese Frage in d
„Zuständen der Gegenwart". Diese Zustände sind d
Ideal nicht günstig. Unsere Gymnasien und Hochschul
entsprechen ihrem Zweck nicht; die Reisen, ein viel empfohlen
Bildungsmittel, stehen in keinem Verhältnis mit ihrem

1) K. Muth im Hochland III. 1. S. 112.

frage. Der Brief, ein Hauptmittel früherer Bildung, hat diesen Charakter völlig verloren und an seine Stelle ist die „Weltmacht“ Zeitung gerückt: ein gemeingefährliches Verflachungsvehikel und Massenmörderin der Individualität. Selbst das Theater sei noch keine Bildungsanstalt. Im ganzen: ein trübes Bild, das Schönbach in seinen Zuständen der Gegenwart im Jahre 1888 entwarf. Was ihn nicht hinderte, kühn seine „Ziele“ aufzustellen. Sie laufen natürlich alle auf das Bildungsideal hinaus und dies erhält eine nähere Bestimmung durch die Bemerkung, daß „jene Bildung allezeit die vollkommenste ist, welche das Beste aufnimmt, das von Menschen gedacht und von ihnen den Nachlebenden überliefert ist“ (S. 48). Damit sind wir bei einem der wichtigsten Bildungsfaktoren angelangt: den Büchern.

In unserer Zeit, wo des Büchermachens kein Ende ist, muß man natürlich zwischen Büchern und Büchern unterscheiden. Il y a fagots et fagots. Hier handelt es sich um Bücher, die wie treue, wesensverwandte Freunde mit unserer innersten Seele Zwiegespräche halten, von denen Emerson sagt: „man muß sie auf den Knieen lesen. Ihre Mitteilungen lassen sich nicht mit den Lippen oder der Zungenspitze geben oder nehmen, sondern nur mit glühenden Wangen und pochendem Herzen.“ Und auch Schönbach gerät in stille Begeisterung, wenn er von ihnen spricht. Das sind für ihn die Mittel und Wege zum Ziel. Was er vom „Wie“ und „Was“ des Lesens spricht, kommt hier für uns weniger in Betracht.

Sondern die Frage schiebt sich vor: ist unsere Literatur an diesem Maßstabe gemessen ein Bildungsmittel? Haben wir überhaupt eine Literatur? Ich denke, die folgenden Essays über „die neue deutsche Dichtung“, den „Realismus“, die „jüngsten Richtungen“ und „Ausblicke“ aus den Jahren 1889—1904 sind eine Antwort darauf, oder genauer: verschiedene Antworten. „Wo die Frage, wie Lesen und Bildung sich zueinander

verhalten, nicht dieselbe bleibt, wie sie heute ist . . . und sich mit jedem Geschlechte wandelt, das kommt und vergeht“ so müssen auch die Antworten verschieden ausfallen. Zunächst aber: was ist Literatur? Nach Schönbach „versteht man darunter eine Reihe von ziemlich gleichzeitigen oder rasch aufeinander folgenden Dichtwerken, in denen eine bestimmte Ansicht des Lebens oder der Kunst, vielleicht auch eine aufstrebende politische oder soziale Tendenz zum Ausdrucke kommt, die Poesie wird Trägerin einer Verschiebung der Kultur, sie zeigt in ihren Schöpfungen gemeinsame Merkmale und Haltung“ (S. 144). Die Frage nach der Existenz einer deutschen Literatur wird mit einem entschiedenen Ja beantwortet. Denn durch Betrachtung der bedeutenderen Dichter (Keller, Scheffel, Mörike, Spielhagen, Fontane, Arthur Filger; K. F. Meyer, Wildenbruch, Anzengruber, M. Ebner-Eschenbach, Rosegger) kommt Schönbach zum Ergebnis, daß sie gemeinsame Merkmale aufweisen: einmal ein lebhaftes Nationalgefühl und Hervortreten der heimatlichen Art und dann ein Streben nach poetischer Wiedergabe der „vorwiegend ernst aufgefaßten Wirklichkeit des Lebens“; Merkmale, die diese Dichtungen kennbar von den vergangenen Literaturepochen trennen und einen eigenen Charakter begründen: man hat ihn „poetischen Realismus“ genannt. Und somit hätte unsere Kultur in diesem einen zeitgemäßen Ausdruck, das Zeitalter das den Bedürfnissen entsprechende Bildungsmittel gefunden.

Aber die Tatsachen scheinen diese Behauptung zu dementieren. Im selben Jahre 1889, wo Schönbach dies Resultat niederschrieb, konstatiert er eine gegen diese Literatur wuchtig anstürmende Opposition unter der Fahne des Realismus. Die Verhältnisse sind komplizierter als der Augenschein; in diese paar großen Linien des poetischen Realismus will sich das moderne Leben in Deutschland nicht bannen lassen. Sondern alles fließt durcheinander; und dieser maßvolle poetische Realismus ist durchaus kein Hauptstrom. Ein neuer

Geist bricht sturmflutartig und zertrümmernd über das Alte, Festgewordene her. Er will das rechte Leben und die echte Wirklichkeit bringen. Er ist der wahre Sohn seiner Zeit: raschlebig, zerfahren, nervös wie sie, wurzelnd und gewachsen in der Wissenschaft, begeistert durch den Sozialismus. Es gilt den Kampf zu führen gegen die Geziertheit, Verlogenheit, Unwahrheit der alten Poesie für die neue Lebensdichtung. „Von diesen hohen Anforderungen aus (d. i. des naturalistischen Realismus) wird man natürlich fast die ganze bisherige Literatur verdammen müssen," schrieb Bleibtreu damals in der „Revolution der Lyrik". Man glaubte wirklich die Ziele der Poesie zu verrücken. Schönbach stellt fest, daß man es nicht tat, nicht tun konnte. Die Wirklichkeit könne man nicht sinnfällig vor Augen bringen (S. 230 f.).

„Der Naturalist in seiner pünktlichen Aufzählung und Summierung der Einzelheiten will genauer verfahren, als die durchschnittlichen Sinneseindrücke sind." Er wolle natürlicher sein als die Natur. Sein weiterer Programmpunkt: Vermehrung und Erweiterung der poetischen Stoffe durch Einbeziehung der niedersten Lebenskreise sei nicht neu. Er sei eine Technik; ein Uebergang. „Was in Deutschland vorgeht, ist ein Ausschnitt der Gesamterscheinung, an der alle heutzutage literarisch tätigen Kulturvölker der Erde ihren Anteil nehmen, der sich nur in den verschiedenen Ländern einer sehr verschiedenen Gestalt bedient." Und kurz vorher: „Der Realismus ist eine verwegene Fortbildung einer schon bestehenden Bewegung" (S. 210).

Dieser Satz ist zur Beurteilung des naturalistischen Realismus wichtig. Von hier aus besehen, würde man ihn lieber doch etwas mehr als eine bloße Technik nennen: weil er getragen war und erfüllt von der ganzen Macht des Zeitgeistes, weil er die brutal kühne Form der neuen Gedanken war, die sich auch einige tüchtige Vertreter schufen — was Schönbach anerkennt — und deren Hauptcharakter und Grundtendenz war und ist: Diesseitsgesinnung und ge-

steigerte Anteilnahme an der sichtbaren Welt. Von diese
Standpunkt aus wird man sicher Ibsen und Tolstoi al
Realisten bezeichnen dürfen entgegen der Meinung Schönbach
Andererseits erklärt sich, wie jener doch so schnell abblüht
weil er eben nur eine, und dazu noch übertriebene, Aus
drucksform eines noch ganz ungeklärten, sich in einem fo
wandelnden Zeitinhaltes war und so nach einigen Jahre
zu den vielen veralteten Kleidern der Kultur geworfen werde
mußte. Die allzugroße Abhängigkeit einer Literatur vo
ihrer Zeit und ihrer Bestimmtheit durch sie — besonder
wenn sie des großen Zuges ermangelt — ist überhaupt n
vom Heil. „Gerade was wir uns angewöhnt haben, al
einen besonderen Vorzug des modernen poetischen Schaffen
anzusehen, das starke Heraustreiben des Wirklichen, da
bindet andererseits Eindruck und Verständnis strenger an di
unmittelbare Gegenwart und sperrt diese Dichtung ab vo
der Sympathie unserer Nachfahren" (S. 347).

Tatsächlich ist uns der Naturalismus schon völlig frem
geworden. Er gewährte aber auch gar keinen Blick in
Weite. Und die Seele unserer Zeit — wer wollte leugne
daß es eine gibt! — war doch nicht so einseitig realisti
und derb weltlich, daß es ihr in diesem Gefängnis auf d
Dauer behagte. Sie rüttelt an den Gitterstäben und sehn
sich nach dem Unendlichen. Sie ist *romantisch* — nic
nur aus Reaktion und aus bloßer Mode, — sondern i
ihrem Wesen. Kenner sagen, das verflossene Jahrhunde
sei das der Romantik. Und Schönbach weist auf ihre imme
wenn auch zeitweilig unterirdisch fließenden Ströme in diese
Zeitraume hin; sie sind jetzt wieder einmal hervorgebroche
wie „die jüngsten Richtungen" (von 1900) zeigen. Soga
aus dem Naturalismus eines Zola blitzte mitunter de
romantische Quell in wilder Phantastik und mystischer Sym
bolik hervor; und Gerhart Hauptmann ist typisch geworde
für die Kreuzungen naturalistischer und romantischer Ström
in modernen Menschen. Diese Zwiespältigkeit ist natürli

nicht geeignet, das Literaturbild zu klären, das schon durch Mode und Tendenz ganz verzerrt ist. Aber es ist schon viel, überhaupt ein Prinzip als wirkend in unserem modernen Leben konstatieren zu können, welches Eroberungskraft in sich zu tragen scheint. „Das überzeugend Gemeinsame in den beiden, durch ein volles Jahrhundert getrennten Reichen von Phänomenen (alte und neue Romantik) bilden Angriff und Widerstand gegen das flache, selbstgenügsame Mittelwesen, die Heimstätte der satten Wohlversorgtheit, die sich philiströs nur am eigenen Behagen erfreut und die großen Dinge der Welt scheut, gute und böse gleichermaßen, weil sie unbequem werden, sobald man sie bemerkt“ (S. 289). Das wollen wir nicht vergessen!

Einstweilen herrscht ein Chaos von Diesseits- und Jenseitstendenzen, Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, viel verworrenes Streben nach Klarheit und Reinheit, Sehnsucht, die noch dem Geist die müden Schwingen regt. Aber noch kein zielbewußtes Ringen auf sicherem Boden und vor allem kein Besitzen. Dies Schauspiel ist schmerzlich. „Wer die Schöpfungen der Poesie unserer Zeit mit unbefangenem Auge prüft, wird in ihnen eher den Ausdruck überreizter Schwäche erkennen, in ihrem Antlitz mehr die Furchen des Alters denn die schwellende Fülle der Frühkraft wahrnehmen“ (S. 345). Es fehle der Genius ersten Ranges. Das ist nicht mehr neu. Die besonnensten Leute unter den Kennern geben es zu. Und ein starker Moderner, Landsberg, ringt sich in seinem Buch: „Die moderne Literatur“ (1904) das Geständnis ab: „eine moderne Literatur existiert nicht“ und weiter: „Nie sind unsere Dichter mehr Lügner gewesen als heute; nie hat ein stärkerer Widerspruch bestanden zwischen den geistigen Forderungen des modernen Menschen und der realen Literatur.“ Schärfer kann man die Inkonsequenz zwischen Soll und Haben der Literatur, zwischen ihrer Bestimmung und ihrem tatsächlichen Stande nicht ausdrücken. Wir haben in ihr nicht die ideale Verkörperung des Wesens

unserer Zeit, wie sie alle großen Epochen gehabt haben; wi
haben nichts über uns hinausgeschaffen, höheres Leben, d
— in der Kunst objektiviert — rückwirkend seine Schöpfer un
Beschauer weiter aufwärts, vorwärts treiben könnte. Unse
Literatur ist nicht der Bildungsfaktor, der er sein sollte.

Kein frohes Bild der Gegenwart also. Und die Zukunf
In den „Ausblicken" (1904) findet sie Schönbach nicht he
Und wenn er bei der Aufzählung der Schäden der liter
rischen Produktion und Kritik die Ursachen nennt: Schri
stellerei als Lebensberuf identisch mit Unterdrückung d
persönlichen und künstlerischen Freiheit, die Kritik du
Buchhändler und Verlagsfirmen einseitig und parteil
bestimmt; Einfluß der Frau auf die Literatur als Pr
duzentin und Konsumentin, Steigerung der Nervosität dur
die Frauenbewegung, Aeußerung der ersten in der Uebe
schätzung der Persönlichkeit, so wird man in der Tat nic
sonderlich hoffnungsvoll gestimmt. Man möchte dem Ve
fasser Recht geben, wenn er eine Hoffnung auf baldi
Besserung beiseite schiebt und die Auffassung vom beginnend
20. Jahrhundert als der „Erfüllung" energisch vernein
Zwar ist auch er nicht ganz hoffnungslos: aber blos au
Grund der Tatsache, daß auf die literarische Misère in de
2. Hälfte des 15. Jahrhunderts — einem Analogon zu unsere
künstlerischen Prinzipienlosigkeit — eine Blüte folgte. Siche
ein Trost, den uns der gewiegte Germanist und Kenner unsere
älteren Schrifttums zu geben hat, und er hat viel für sic
Aber gibt es keine fester begründeten, konkreteren Hoffnungen

Wir haben — trotz allem — etwas mehr Optimismu
und Schönbach hat ihn, ohne Wissen und Wollen vielleich
gestärkt: durch all das Feinsinnige, was er über die Ro
mantik sagte. Sollte von der nichts zu erwarten sein
Romantik — wir haben durch die moderne Literargeschichts
klitterung glücklich verlernt, den gemeinen Sinn des vie
mißbrauchten Wortes zu erfassen. Wir meinen hier nic
eine in mystischer Sehnsucht stammelnde und taumelnde Uebe

poesie, denken auch nicht an ein rein ästhetisches Prinzip, sondern an eine soziale, nationale, religiöse Kraft. Sie äußert sich einstweilen noch verworren, einseitig, disharmonisch, negierend und zerstörend, weil sie — durch eine materialistische Denk- und Lebensweise in den Winkel zurückgedrängt — nur mit Explosionskraft aus der Oberfläche der Kultur herausschlägt. Diese gewaltsamen Eruptionen sind Offenbarungen des in unserm Volk latenten Idealismus. Der scheint auch wieder in die vernüchterte Wissenschaft einziehen zu wollen: als Strömung nach dem Geiste hin; so daß man mit Recht von dem romantischen Zug in ihr zu sprechen beginnt. Im Leben wird dieser Zug Streben nach der Persönlichkeit: als Konkretion einer geistig überwindenden Weltanschauung. Nach technischer, sachlicher Kultur nun ein Wille zur persönlich-geistigen. Emerson und Carlyle werden Lehrer, und vor allem Christus Erzieher, vor dem sich die edelsten modernen Geister aller Richtungen verehrend beugen. Es ist auch wohl kein Zufall, daß heute Männer wie Fritz Lienhard und Joh. Müller mit ihren Zeitschriften (Wege nach Weimar, Blätter zur Pflege des persönlichen Lebens), in denen sie, jeder für sich, ihre Weltanschauung entwickeln, ein Publikum finden. Und so kann ein Optimist schon dazu kommen, mit Kralik das 19. Jahrhundert als „Vorbereitung und Erneuerung einer religiösen und nationalen Kultur anzusehen".

Es ist auch recht erfreulich — um nochmals auf die Romantik zurückzukommen — und für das moderne Fühlen und Denken symptomatisch, daß man der Romantik, namentlich der Frühromantik, so viel Liebe und Verständnis entgegenbringt. Ich erinnere nur an die schönen Schriften von Ricarda Huch, und an Marie Joachimis prächtiges Buch „Die Weltanschauung der Romantik".[1]) In Eugen Diederichs

[1]) Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1905. Ich gedenke an anderer Stelle auf die sehr bemerkenswerten, auch der katholischen Auffassung der Romantik und namentlich Friedrich Schlegel gerechter werdenden Ausführungen zurückzukommen.

bekannter Sammlung „Erzieher zur deutschen Bildung" fi[illegible]
von Friedrich Schlegel, dem Vielgelästerten, „Fragment[illegible]
herausgeben worden, und in der Einführung zu der Au[illegible]
gabe sagt deren Bearbeiter Friedrich von der Leyen: „Sch[illegible]
seit Jahren haben wir uns auf die reine Romantik zurü[illegible]
besonnen und finden auch von unserem Sehnen viel
ihr wieder. Wie viele der romantischen Worte könnten heu[illegible]
gesprochen sein oder sollten heute gesprochen werden! W[illegible]
jene, sehnen wir uns wieder aus drückenden Vorurteilen na[illegible]
einer freien und schönen Menschlichkeit, wir sehnen uns a[illegible]
unsern Wissenschaften und Wissenschäftchen zurück nach d[illegible]
großen Wissenschaft, wir wollen uns nicht mehr mit g[illegible]
lehrtem Wissen belasten, aber wir möchten unsere Kult[illegible]
durch andere höhere Kulturen veredeln und an ihren Schätze[illegible]
uns erquicken, wir streben wieder nach dem Universalen, w[illegible]
wollen unser Leben wieder vertiefen, über alle Ideale [illegible]
einem Ideal uns erheben, und wir ahnen wohl auch wied[illegible]
eine neue Religion, die sich über die verwahrlosten Kon[illegible]
fessionen (!) emporhebt und uns wieder zum Unendliche[illegible]
führt."[1])

Ueber die „verwahrlosten Konfessionen" kann man [illegible]
anderer Meinung sein, und wir erblicken für die Gesundun[illegible]
und Hebung unserer literarisch-künstlerischen Kultur ke[illegible]
Hindernis in der Konfession, in der schließlich Friedrich vo[illegible]
Schlegel, nachdem er seine Träume von der Stiftung ein[illegible]
neuen Religion überwunden hatte, seine volle Befriedigun[illegible]
fand. Und in den vorhin erwähnten auferstehungsbereite[illegible]
regeneratorischen Kräften ruhen Zukunftshoffnungen. Na[illegible]
Ruskin ist die Kunst die Summe der ethischen Kräfte eine[illegible]
Nation. Macht unser Leben gesund und einheitlich, un[illegible]
wir werden eine Kunst haben! So heißt es vor alle[illegible]
Dingen: Durch Leben zur Kunst. Leben ist das primäre

---

1) Friedrich Schlegel, Fragmente. Ausgewählt und herausgegebe[illegible] von Friedr. von der Leyen. Jena u. Leipzig 1904, S. 23 f.

Kunst nur seine Frucht. Lauter denn je tönt der Ruf nach künstlerischer Kultur; für viele, die es treu und ehrlich meinen, heißt die Parole: „Durch Kunst zum Leben". Aber die Reform muß da beginnen, wo die Wurzeln sind; das wichtigere ist: gesundes Leben. Aus kraftlosem Boden kann die Blume der Kunst nicht hervorsprießen. Für die allgemeine Gesundung ist nichts damit gewonnen, wenn die Kunst in die Massen geworfen wird. „Kunst für's Volk" muß verstanden werden als „Volkskunst", d. h. vom Volk zu erzeugende Kunst. Ist diese einmal da, in ihren Anfängen wenigstens, dann kann sie bewußt in den Dienst der kulturellen Vervollkommnung gestellt werden als rückwirkende und treibende Kraft, als Heilmittel, aber als eines, das erst von uns bereitet sein will.

Hebbel hat einmal gesagt: die Kunst ist das Gewissen der Menschheit. Aehnlich hat sich auch Adalbert Stifter geäußert Aus jenem Wort wird die Pflicht der Kunstbetrachtung klar: als einer Art Erforschung des Gesamtgewissens. Sie mag für den schaffenden Künstler überflüssig sein, für den Laien aber birgt sie die wichtige Lehre: „daß wir latent an aller Kunst- und Kulturentwicklung beteiligt sind, daß der Künstler im Grund nur ausspricht, was alle denken, wünschen, hoffen. . . . Der Charakter der Kunst ist unser Charakter, ihre Kraft ist unsere Kraft, ihre Sehnsucht ist unsere Sehnsucht".[1])

Pfleger.

---

1) Karl Scheffler, Die moderne Plastik und Malerei. 1904.

LVII.

Aus der Urzeit des Christentums.

Die heilige Melania.[1])

Kardinal Rampolla hat die Muße, welche ihm se
zwei Jahren geworden ist, gut angewendet. Die Archäologe
wußten seit Jahren seine gründlichen Kenntnisse zu schätzen
schneller als man erwarten konnte, bietet er ihnen ein
kostbare Entdeckung, von der bis jetzt nur unsichere Spure
in die Oeffentlichkeit durchgesickert waren. Es ist das Lebe
der hl. Melania, welches zwar der Hauptsache nach bereit
bekannt war. Insbesondere Simeon Metaphrastes hat i
seiner Sammlung das Wichtigste aus ihrem Leben auf
bewahrt. Aber man weiß, wie er seine Quellen behandel
hat. Im Jahre 1884 fand Rampolla, damals Nuntius i
Madrid, in der Bibliothek des Eskurial eine Handschrif
aus dem Jahre 954, ein lateinisches Leben der hl. Melani
enthaltend. Er erkannte darin nach einer flüchtigen Durchsich
ein wichtiges Dokument der ersten Hälfte des 5. Jahr
hunderts und machte davon eine eigenhändige Abschrift. I
der Folge kamen dann in verschiedenen anderen Bibliothek
einzelne Teile oder Auszüge in jüngeren Handschriften zu

---

1) M. Card. Rampolla del Tindaro. Santa Melania giunior
senatrice Romana. Roma, tipografia Vaticana 1905. LXXIX
306 S. u. 4 Tafeln in Fol. (Preis 30 Lire.)

Vorschein und wurden teilweise auch gedruckt. Wichtiger ist der griechische Text, der in einer Handschrift der Bibliothek Barberini in Rom von den Bollandisten gefunden und herausgegeben wurde.[1]) Es hat die einläßliche Vergleichung ergeben, daß der lateinische Text der ursprüngliche und ältere ist. Der griechische ist eine spätere Umbearbeitung, mit einigen eigentümlichen Zusätzen, aber auch mit Auslassungen und Mißverständnissen. Darnach stellt sich nun das Leben der hl. Melania in den Hauptzügen auf folgende Weise dar.

Melania wurde im Jahre 383 zu Rom aus edlem senatorischen Geschlechte geboren. Ihre Großmutter war die ältere Melania, welche nicht als Heilige verehrt wird, die aber zu den großen Frauen des christlichen Altertums gehört. Auffallenderweise erwähnt ihrer der Biograph unserer Heiligen niemals. Unsere Heilige war die einzige Tochter des Publinola und der Albina. Schon mit 14 Jahren heiratete sie den Pinian, der nur 3 Jahre älter als sie war. Sie gebar ihm zwei Kinder, die aber bald starben. Nach vierjähriger Ehe gelobten beide sich Enthaltsamkeit, und nun war ihre große Sorge, das ungeheure väterliche Vermögen zugunsten der Armen und Klöster zu veräußern. Allen ihren Sklaven, ihre Zahl wird auf 8000 angegeben, schenkten sie die Freiheit. Ihre Landgüter dehnten sich auf Kampanien, Sizilien, Afrika, Spanien und Britannien aus. Die jährlichen Einkünfte betrugen 120,000 Goldstücke; das bewegliche Vermögen war so groß, daß es nicht geschätzt werden kann. Davon wurden Geschenke bis in die entferntesten Gegenden geschickt. Das gastliche Haus war fremden Pilgern eine offene Herberge, und Palladius, Bischof von Hellenopolis, der in den Jahren 404-406 mit zahlreicher Begleitung bei ihr Unterkunft fand, rühmt die großmütige Aufnahme und die reichen Gastgeschenke beim Abschied. Auch mit dem hl. Paulinus von Nola standen die frommen Ehegatten in freundschaftlichem

1) Analecta Bolland. 22 (1903) 7—49.

Verkehr. Im Jahre 406 preist er in einem seiner Gedich
ihre Freigebigkeit gegen die Kirche des hl. Felix und spend
Melania besonderes Lob, weil sie als Meisterin im Psalme
gesang das ganze Volk erbaute. Sehr interessant sind au
die Beziehungen unserer Heiligen zum hl. Augustin. Sieb
Jahre, 410—417, brachte die hl. Familie zu Tagaste zu
im Umgange mit dem hl. Bischofe Alypius, dem bekannte
Freunde Augustins. Da wurde die Kirche von Tagaste, d
vorher klein und geringgeschätzt war, reich an goldenen u
silbernen Geräten und kostbaren Gewändern, so daß s
den Neid der übrigen Bischöfe der Provinz erweckte. S
gründeten auch zwei Klöster, in deren einem 80 Mönch
lebten, im andern 130 Jungfrauen, von denen vorher vie
ihre Sklaven gewesen waren.

Ein merkwürdiges Vorkommnis während dieses afrik
nischen Aufenthaltes ist uns nicht vom Biographen d
hl. Melania, sondern vom hl. Augustin in einem Briefe a
Alypius aufbewahrt. Während nämlich das hl. Geschwiste
paar (so pflegten sie sich zu bezeichnen) dem hl. Opfer i
Hippo anwohnte, verlangte das Volk mit größtem Ungestüm
Augustin solle Pinian die Hände auflegen und ihn zu
Priester weihen. Er konnte nur dadurch sich frei mache
daß er mit einem feierlichen Eide versprach, ihrer Kirche z
dienen, sofern er je die heiligen Weihen empfangen werd
Er fuhr dann fort, seinen Garten zu bebauen, währen
Melania fleißig die heiligen Bücher abschrieb, um sie Kirche
zu schenken. Viermal im Jahre las sie die ganze Hl. Schrif
durch; auch die Leben der Heiligen las sie fleißig. Si
verstand und sprach Griechisch und Lateinisch gleich gu
Nur kurze Zeit gönnte sie dem Schlafe, indem sie eine
Teil der Nacht dem Gebete widmete und während des Tage
regelmäßig die kanonischen Stunden einhielt. Dabei fastet
sie strenge, genoß nur einmal des Tages, am Abend, einig
Früchte und Gemüse, wozu sie nur an den Festtagen ei
wenig Oel hinzufügte. Wein genoß sie höchst mäßig. Spät

ging sie noch weiter, indem sie nur alle zwei oder drei Tage Speise genoß und auf das Oel ganz verzichtete. Während der 40tägigen Fasten nahm sie nur am Samstag und Sonntag Speise zu sich. Solche Enthaltsamkeit ward übrigens in jener Zeit vielfach von den Asketen geübt; namentlich die ägyptischen Mönche gingen hierin sehr weit. — Die heilige Kommunion empfing sie täglich, wie es zu Rom Gewohnheit ist, sagt ihr Biograph, der diese Ueberlieferung auf Petrus und Paulus zurückführt.

Gewiß war Melania eine starke, mutige Seele; man wäre versucht, sagt ihr Biograph, sie eher einen Mann als ein Weib zu heißen. Doch folgen wir weiter dem Gange ihrer Lebensbeschreibung. Im Jahre 417 verließen sie die Provinz Afrika, wohl vor den einfallenden Barbaren fliehend, und segelten nach Alexandria, wo sie vom hl. Cyrillus aufs beste empfangen wurden. Bald ging die Reise weiter nach Jerusalem, wo sie bis an ihr Ende blieb. Nur zwei größere Reisen machte sie noch; im Jahre 419 besuchte sie mit Pinian die ägyptischen Klöster und im Jahre 436 Konstantinopel. Im Jahre 431 starb ihre Mutter und wurde auf dem Oelberge beigesetzt. Dort baute Melania ein Kloster, in welchem sie 90 Jungfrauen um sich versammelte, nicht um ihnen vorzustehen, wozu eine andere bestimmt wurde, sondern durch ihr Beispiel und ihre Lehre auf sie einzuwirken. Sie überlebte ihren Gemahl 8 Jahre und begrub ihn neben ihrer Mutter. Sie gründete auch noch auf dem Oelberge ein Männerkloster und vollendete es in Jahresfrist. Ihre Zelle war ihr Paradies, wo sie selten Besuche empfing. Nur ihre Nichte, die hl. Paula, pflegte öfter zu ihr zu kommen, um aus ihrem Munde heilsame Lehren zu vernehmen und an ihrer strengen Lebensweise sich zu erbauen. Nachdem die beiden hl. Frauen in Bethlehem Weihnachten gefeiert und kommuniziert hatten, nahm Melania Abschied von ihrer Nichte, indem sie sagte: Bitte für mich, süßes Kind. Von nun an werdet ihr ohne mich Weihnachten

feiern. Am folgenden Tage nahm sie noch an der F
des Stephanusfestes teil und verehrte die Reliquien
hl. Martyrers. Während sie betete, gleichsam von
Heiligen Abschied nehmend, hatte sie einen Fieberan
Nach sechs Tagen, es war ein Sonntag, ließ sie vor Son
aufgang das Opfer darbringen und kommunizierte. D
als es Tag geworden, kam der Bischof, sie zu besu
Sie empfing von ihm nochmals die hl. Kommunion
empfahl ihm ihre Klöster und sich selbst seinem Ge
Auch die Mönche aus den Klöstern der Hl. Stadt ka
um Abschied von ihr zu nehmen und sie empfahl sich d
Gebete. Zum letztenmale segnete sie ihre Nichte Paula,
den Jungfrauen den Friedenskuß und sprach mit heit
Munde die letzten Gebete. „Und sich zurücklehnend ersch
sie freudig die Engel und als wollte sie mit der Hand
uns zeigen, ging sie in ihrer Gesellschaft ruhig in
Himmel ein. Und wie ihr Leben immer sanft gewesen
so war auch ihr Hingang ruhig." Es war am Abend
31. Dezember 439.

Wer ist derjenige, der als Augenzeuge uns alles
zu berichten weiß? Sein Name ist Gerontius. Gebore
Jerusalem, aber, wie es scheint, in Rom erzogen, hat er
hl. Melania wohl 40 Jahre gekannt. Er spricht üb
als Augenzeuge, so schon im Jahre 404 bei einer Au
im kaiserlichen Palaste in Rom. An den wenigen Ste
wo er von sich selbst spricht, erkennt man seine Bescheiden
Frömmigkeit und namentlich Wahrhaftigkeit. „Niemand gla
daß ich eine Lüge vorbringe, denn der Herr wird alle
grunde richten, die Lügen reden." Aus Melanias H
empfing er am Grabe des Erlösers in Jerusalem das Mön
kleid und sie ließ ihn zum Priester weihen, um ihn
Hausgeistlichen bei sich zu haben. Vieles erzählt er
ihrem Seelenleben, das sie ihm anvertraut hatte. S
Bildung scheint nicht hervorragend gewesen zu sein;
selbst nennt sich bäurisch und von schwerer Zunge.

geborenem Griechen mochte das Lateinschreiben ihn schwer ankommen und so schrieb er das Vulgärlatein des 4. Jahrhunderts, mit Hellenismen untermischt.

Gerontius baute im Auftrage Melanias das Auferstehungskloster auf dem Oelberge und nach ihrem Wunsche leitete er die von ihr gegründeten Klöster in Palästina. Er war gewissermaßen ihr Nachfolger, heißt geradezu „der Gerontius der seligen Melania" [1]) und erhielt die Oberleitung sämtlicher Klöster des Sprengels von Jerusalem. In hohem Alter scheint er erst um 490 gestorben zu sein. Doch nur mit Wehmut kann man seiner späteren Jahre gedenken. Er ließ sich 451 mit allen Mönchen und Bewohnern von Jerusalem zum Widerspruch gegen das Konzil von Chalkedon fortreißen und selbst als nach einigen Jahren eine Wendung eintrat, blieb Gerontius ein Mittelpunkt der widerstrebenden Partei. Zu seiner Entschuldigung, wenigstens teilweise, kann geltend gemacht werden, daß er mehr aus Mangel an Einsicht von dem Schisma fortgerissen wurde und aus persönlichen Rücksichten, aus Anhänglichkeit für die Kaiserin Eudoxia und Petrus Iberius, Bischof von Majuma.

Im Leben der hl. Melania ist übrigens von monophysitischer Irrlehre keine Spur. Einfach und schlicht erzählt der Verfasser den Lebensgang der christlichen Heldin, die den Glanz ihrer edlen Abstammung durch den Ruhm ihrer Tugend noch übertraf und bis in die fernsten Zeiten als leuchtendes Vorbild in der Kirche fortleben wird. Es dürfte wenige Heiligenleben alter Zeit geben, die dem vorliegenden sich zur Seite stellen könnten. Wir sind Kardinal Rampolla herzlich dankbar, daß er sich die Mühe genommen hat, den doppelten Text der Lebensbeschreibung nicht nur in einer schönen und korrekten Ausgabe zu bieten, sondern auch mit einer Genauigkeit, wie man sie nur bei Philologen gewohnt

---

1) Bei Kyrillos von Scythopolis, Leben des hl. Theodosius, hrsg. von Usener, Leipzig 1890, S. 110.

ist, die Lesarten der verschiedenen Handschriften anzuführen. Dazu hat er dem griechischen Texte zu leichterem Verständnis eine italienische Uebersetzung beigegeben. Am meisten fleißige Arbeit aber steckt in den gelehrten Noten, die als Anhang 200 Folioseiten stark, gründlich und ausführlich die verschiedensten Fragen behandeln, welche sich aus dem Leben der Heiligen ergeben; die Chronologie, Genealogie, Liturgie, Kultus, Ikonographie, die Personen, mit denen sie in Beziehung stand, werden in einer Weise erläutert, daß das Buch ein anschauliches Bild gewährt vom christlichen Leben der damaligen Zeit. Der erlauchte Kirchenfürst hat ein Werk geliefert, das jedem Bollandisten Ehre machen würde und von Herzen schließen wir uns seinem Wunsche an, es möchte sich bald eine geschickte und gelehrte Feder finden, die das Leben dieser edlen christlichen Heldin in den weitesten Kreisen bekannt mache. Unter den Lebensbeschreibungen von Heiligen, die in den letzten Jahren erschienen sind, findet sich leider viele minderwertige Ware. Wohlan! Hier ist ein Stoff geboten, wie man ihn besser nicht wünschen kann, eine kostbare Perle aus den ersten Jahrhunderten des Christentums, ein erhabenes Vorbild evangelischer Vollkommenheit, eine gesunde und kräftige Geistesnahrung für alle, die nach der Vollkommenheit streben.

P. G. M. [illegible]

LVIII.

Die russischen Sozialisten und ihre Aussichten.

Die erstaunte Welt steht heute in Rußland einer Erhebung gegenüber, welche alle uns bekannten Revolutionen, selbst die große französische Revolution in den Schatten stellt. Wie die regierenden Kreise in Frankreich durch die Sturmflut überrascht und von ihr hinweggeschwemmt wurden, wie manche nur das nackte Leben retteten, so sehen sich der hohe und niedere Adel, die Großgrundbesitzer und der Klerus, die Kapitalisten und die Bourgeoisie der blinden Wut der Arbeiterbevölkerung und der Bauern preisgegeben, ihre Wohnungen sind eingeäschert und ausgeplündert, ihre Güter verwüstet, der Einfluß, den sie ausgeübt, ist dahin; der Bureaukratismus, der solange wie ein drückender Alp auf dem Volke lag, kann auch für die Zukunft keinen Schutz gegen Wutausbrüche des Volkes gewähren. An prophetischen Stimmen hat es in Rußland ebensowenig wie in Frankreich gefehlt; aber man vermochte die flammende Schrift an der Wand nicht zu lesen, die Zeichen der Zeit nicht zu deuten und wiegte sich in der törichten Hoffnung, daß ein so tiefreligiöses Volk, wie das russische, dessen Loyalität und Verehrung für den Zar, das Väterchen, fast an Abgötterei grenzte, sich nie und nimmer zu einer Revolution fortreißen lasse. Mögen die Sozialisten, so sagte man sich, unter den Arbeitern in

den Städten noch so große Fortschritte machen, mögen sie Streiks organisieren, aber die Landbevölkerung — die überwiegende Mehrheit des Volkes bleibt uns treu. Dieselbe ist zu ungebildet und zu wenig entwickelt, als daß sie sich organisieren ließe, und zu fromm, als daß sie den grundstürzenden und irreligiösen Ideen der Sozialdemokraten Gehör schenkte. Gerade die allerwichtigste Frage, ob die Religiösität des Volkes eine erleuchtete, ob ihre Träger — die Geistlichen die Liebe und Achtung des Volkes besäßen und das Volk mit den Schätzen, welche in der christlichen Lehre enthalten sind, bekannt mache, stellte man sich nicht. Man begnügte sich, alle von der Staatskirche abweichenden Anhänger der Sekten, ferner alle Geistlichen der Staatskirche, welche demokratische Ideen verbreiteten, zu maßregeln und nach Sibirien zu verbannen, hatte aber dadurch die liberale Bewegung nicht unterdrückt, sondern gestärkt. Gerade in einem Lande wie Rußland, dessen Entfernungen so groß, dessen Verkehrswege so schlecht sind, läßt sich das Spioniersystem der europäischen Kulturstaaten nicht durchführen. Rußland war daher seit Jahrzehnten das Dorado der geheimen Verbindungen, der Agitationen und Wühlereien der Idealisten und Reformer unter dem Adel und den Gebildeten, der Nihilisten, kurz aller, welche die glücklichen Zeiten zurückwünschten, in denen Rußland sich von der Weltpolitik ferne gehalten hatte. Die agrarische Gesetzgebung und die Dorfgenossenschaften, welche sich trotz der Greuel der Leibeigenschaft erhalten hatten, erinnerten das Volk an die Zeit, in der es das Recht der Selbstverwaltung besessen hatte, und erweckte das Verlangen nach der Wiederherstellung der alten Freiheiten. In der Abschaffung der Leibeigenschaft (1861) sah man die erste Etappe und war nicht wenig empört, daß dieser weisen Maßnahme nicht andere Reformen folgten. Während die Reformpartei unter den höheren und mittleren Klassen nach der Ermordung Alexanders II. (1881) erschlaffte und den Mut verlor, traten die Sozialisten an ihre Stelle.

Lehren waren der Fassungskraft des Volkes weit mehr
ßt, ihre Methoden weit praktischer und wirksamer.
t ihre Kräfte zu zersplittern und durch voreiliges Los-
n eine Niederlage herauszufordern und ihr Prestige
ßen, warteten sie mit der größten Geduld den ge-
n Zeitpunkt ab. Die Prozession vom Jahre 1905,
Tausende von Arbeitern unter der Führung ihres
rs Gapon und unterstützt durch ihren Dichter Gorki
Winterpalast zogen, ist ein großes geschichtliches Er-
für den russischen Sozialismus, der sich direkt an den
ter des Absolutismus — den Zaren wandte. Das
d, das dieser Demonstration folgte, die Greuel, welche
on der Bureaukratie aufgehetzte Janhagel gegen die
isten und alle Reformfreunde inszenierte, hat die Nieder-
es Bureaukratismus besiegelt und seinen Händen das
ntwunden. Er hätte allenfalls den Kern abgeben
, um den sich die Kräfte des Widerstandes krystallisiert
und wahrscheinlich dem Lande den Bürgerkrieg er-
Die Berater des Zaren hätten sich den Grundsatz
was auf Erden heilig ist, so ist es eines Fürsten
zur Richtschnur nehmen und eine so mächtige Partei,
r man verzweifelte Maßregeln zu besorgen hatte, nicht
müssen, denn gesetzt den Fall, die Sozialisten unterlägen
furchtbaren Kampfe, der entbrannt und noch lange nicht
e ist, so wäre für das Kaisertum nicht viel gewonnen.
Kampf ist kein gewöhnlicher Arbeiterstreik, der durch
chiedsspruch eines Dritten beigelegt wird, sondern ein
ums Dasein. Die Sozialisten haben die Folgen
r Wechselfälle und Niederlagen weit weniger zu
n, als die Regierung, denn sie werden die Sympathie
beiter und der Bauern nicht so leicht verwirken, wie
ie Geschichte der letzten großen Streiks gezeigt hat.
at ihnen die verzweifelten Mittel, zu denen sie gegriffen,
ßten Arbeitseinstellungen, welche die Welt je gesehen,
rhebungen gegen die staatliche Autorität, die lang-

wierigen Kämpfe mit dem Militär, die Zerstörung von soviel Eigentum vergeben und wird ihnen auch weitere Gewalttaten verzeihen, während man die Regierung für alle Exzesse der Soldateska verantwortlich macht. Strenge genommen, kann der Zar sich nur auf das Heer verlassen, nicht auf den Adel; denn dieser ist zu entmutigt und niedergeschlagen und hegt ein zu tiefes Mißtrauen gegen den Bureaukratismus, der nach definitiver Niederwerfung der Sozialisten erst recht seine Orgien feiern würde, nicht auf die Kapitalisten und Arbeitgeber, die sich viel mehr von Zugeständnissen an die Arbeiter als von dem Schutze der Regierung versprechen, nicht von dem Bauernstand, der an den Sozialisten wirksame Bundesgenossen gefunden hat. Das größte Unglück für das russische Gemeinwesen würde jedenfalls ein entscheidender Sieg der Regierung sein, denn derselbe würde zu einer blutigen Reaktion, wahrscheinlich zu einer militärischen Diktatur führen, die keinen Bestand haben könnte.

Die russischen Sozialisten unterscheiden sich sehr zu ihrem Nachteil von den englischen und deutschen Gewerkvereinen und den Sozialisten anderer Länder, welche das arbeitslose, faule Gesindel von sich abschütteln, während die russischen Sozialisten und ganz besonders der jüdische Bund den Pöbel aufzureizen suchen. Die internationale, dem lokalen Patriotismus und der christlichen Lehre feindliche Richtung tritt klar zutage. Dies zeigte sich so recht in Warschau und anderen polnischen Städten, wo die Agitatoren in die Kirchen eindrangen und brüllten: „Weg mit der Messe; es gibt keinen Gott.“ Den Führern ist es offenbar um die Errichtung einer Republik der Proletarier zu tun und um eine Vernichtung der Klassen, welche Rang, Vermögen und höhere Bildung besitzen. Sie sind so töricht, sich einzubilden, daß durch Abschaffung der Rangunterschiede eine vollständige Gleichheit erzielt werde. Statt an den Aufbau eines neuen Gemeinwesens, die Ernennung von Beamten, die Bestellung eines Staatsrates, einer obersten Behörde zu denken, welcher

die Einzelnen für ihr Tun und Lassen verantwortlich wären, herrschte vollständige Anarchie, d. h. der Einzelne erließ im Namen der Geheimen Behörde einen Befehl und forderte sofortige Ausführung, ohne eine Beglaubigung vorzuzeigen. Der wirkliche oder vorgebliche Agent drang in eine Fabrik ein und befahl den Arbeitern, welche vollkommen zufrieden sind, da der Arbeitgeber alle ihre Forderungen bewilligt hat, die Arbeit einzustellen. Widerstrebend gehorchten Arbeiter und Arbeitgeber, weil sie eine Einäscherung der Fabrik verhindern wollten. Die Frauen und Kinder der Streikenden wandten sich vergeblich an das Komitee, das einen Streik befohlen, und baten und beschworen dasselbe, ihren Vater, Bruder arbeiten zu lassen, um die Familie vor dem Hungertode zu bewahren. Während das Komitee in Saus und Braus lebt, nur Champagner und die besten Liköre trinkt, läßt man die Armen darben.

Früher oder später werden diese Sünden an den Führern geahndet werden, sie werden ihren Einfluß verlieren, das Geheimnis, in das sie sich zu hüllen wissen, blendet noch das Volk; aber lange wird es nicht dauern, die Augen der Massen werden geöffnet werden, und sie werden schreckliche Rache nehmen. Es scheint, daß der unerwartete Erfolg ihren Sinn verwirrte, ihnen die ruhige Ueberlegung geraubt hat, denn das geheime Komitee macht sich fast aller Sünden des Bureaukratismus schuldig und verlangt Straflosigkeit für die bürgerlichen Verbrechen seiner Agenten und Freiheiten, die es den Gegnern nicht zugesteht, wie folgende Beispiele zeigen. Ein Weib ermordet den Ex-Kriegsminister Sacharow; die Revolutionäre fordern ihre Freisprechung und heben hervor, daß die Gerichte ihre Autorität verlieren werden, wenn sie diesen Mord nicht als einen Akt der Notwehr betrachten. Ein Ingenieur Sokolow wurde zum Tode verurteilt, weil er die Truppen in Kuschk zum Abfall verführen wollte. Die Sozialisten konnten die Tat nicht bestreiten; gleichwohl drohten sie mit einem Streik,

wenn der Verurteilte nicht freigegeben würde. Der eben hingerichtete Leutnant Schmidt, der Führer der Aufrührer in Sebastopol, nahm mehrere kaiserliche Offiziere gefangen und ließ sie auf ein Schiff bringen. Als nun drei seiner Anhänger von den Autoritäten festgenommen wurden, schrieb er an den Bürgermeister: er würde den von ihm arretierten Offizieren jede Nahrung verweigern, bis seine Leute freigesetzt würden. Derselbe Schmidt fiel einige Tage später in die Hände seiner Gegner und wurde in der Festung gefangen gehalten; er war mit der gewöhnlichen Nahrung nicht zufrieden und verlangte eine seinem Rang als Leutnant entsprechende Kost und Zigaretten. Er erhielt sie. Die Sozialisten wollen ebensowenig gleiches Maß und gleiches Gewicht, gleiche Sonne und gleichen Wind gewähren, wie früher die Bureaukraten. Für sich verlangen sie Preßfreiheit, denen, die nicht in allem mit ihnen übereinstimmen, wird sie verweigert. Die Zeitungen des Fürsten Uchtomski durften nicht erscheinen, weil die Sozialisten an einigen Stellen Anstoß nahmen.

Sollte die geheime und unverantwortliche Regierung in dieser Weise fortfahren, so würde sie nicht nur die Bewohner der Provinzen, die von der Revolution noch nicht ergriffen sind, abstoßen, sondern auch die Bauern, die an der Revolution teilgenommen haben, sich entfremden. Nach Art der Barbaren (sie sind faktisch nur halb zivilisiert) sind sie unbesonnen und unüberlegt und von ihren Stimmungen beherrscht und ohne klare Erkenntnis und Würdigung der von ihnen begangenen Verbrechen fällt es ihnen nicht schwer, den Reuigen zu spielen und zu handeln, als ob nichts vorgefallen sei.

Wenn es Witte wirklich gelingen sollte, das Bündnis zwischen den Sozialisten und den Bauern aufzulösen, dann fände er sich vor die schwere Frage gestellt, wo er die Beamten für die grundverschiedene moderne Verwaltung, wo er wirklich einsichtige Vertreter des Volkes, welche in die Duma gewählt werden müssen, suchen solle. Mit dem alten Beamten-

apparat ist nichts zu machen, denn er ist durch und durch korrupt und unfähig und flößt dem Volke kein Vertrauen ein. Das junge Rußland ist von überspannten Ideen beherrscht und hat keine praktische Erfahrung. Es ist möglich, daß manche, die sich durch ihre Unklugheit bemerklich gemacht haben, staatsmännisches Talent besitzen, möglich, daß der von der Bureaukratie vernachlässigte und gedrückte Adel in der Schule der Leiden sich Eigenschaften angeeignet hat, die man bei ihm nicht vermutet, aber das sind alles nur Möglichkeiten — Faktoren, mit denen man nicht rechnen kann. Wie ganz anders würde es um Rußland stehen, wenn der Staat der Religion und Wissenschaft einen freieren Spielraum gewährt und nicht überall mit dem Polizeistock dazwischen gefahren und die besten und tüchtigsten Männer nach Sibirien verbannt oder ins Ausland getrieben hätte! Die freien Kirchen würden eine religiöse Literatur ins Leben gerufen, die Massen und vor allem die geistlichen Hirten mit den christlichen Grundsätzen bekannt gemacht und der antichristlichen Literatur der großen russischen Romanciers eine christliche entgegengesetzt haben. Die Regierung hatte freilich keine Ahnung von dem wunderbaren Einfluß der Bücher Tolstois und Gorkis und der geheimen Kolportage der republikanischen Schriften. Eine Freigebung der Presse würde zu einer ruhigen und wissenschaftlichen Erörterung der politischen Fragen geführt und indirekt den Einfluß der revolutionären Literatur abgeschwächt haben. Durch die Repressivmaßregeln hat man viele, die sonst der Verfassungspartei sich angeschlossen hätten, ins Lager der Sozialisten getrieben. Das Benehmen der Studenten während dieser Wirren flößt uns geringes Vertrauen ein, wir sehen überhaupt nicht, woher Hilfe kommen kann, wenn nicht ein großes Organisationstalent auftaucht.

Witte scheint für den großen von der Regierung begangenen Fehler verantwortlich zu sein, aus Rußland einen Industriestaat machen zu wollen, bevor die Bauern sich die

elementarsten Kenntnisse einer Bewirtschaftung angeeignet hatten. Die Gründung zahlreicher auch dem kleinen Mann zugänglicher Ackerbauschulen, die Einführung moderner Ackergeräte hätte eigentlich der Abschaffung der Leibeigenschaft vorhergehen müssen. Man hätte die neugeschaffenen Güter nur Männern anvertrauen müssen, die Proben ihres Geschickes und ihres Fleißes abgelegt hatten, sie instandsetzen sollen, ein gutes Auskommen zu finden. Weil man alles dies vernachlässigt hat, hat man statt Dank Haß geerntet. besitzt man keine Ländereien, die man den mit dem Hungertod ringenden Bauern anbieten könnte. In Deutschland und anderswo können kleinere Güter als die russischen, obgleich der Boden schlechter ist, den Besitzer und seine Familie ernähren, weil das Gütchen rationell bewirtschaftet wird, weil die Steuern und Abgaben gesetzlich geregelt, die Beamten aber einer strengen Kontrolle unterworfen sind. Alles das hat leider in Rußland gefehlt, ebenso die Hausindustrie. Man hat eben gebaut, ohne an die festen Fundamente zu denken, und jetzt fällt das Haus über den Köpfen der Erbauer zusammen. Ein Industriestaat wird eben nicht aus dem Boden gestampft, am allerwenigsten lernen die Fabrikarbeiter Gehorsam und strenge Zucht im Handumdrehen. Die russischen Arbeiter haben den Beweis geliefert, wie schwer es Neulingen ist, die Sachlage zu würdigen und zu verstehen, daß sie durch ihre Zügellosigkeit den Ast, auf dem sie saßen abgesägt, die Fremden, Arbeitgeber und Kapitalisten aus dem Lande getrieben haben, die nicht so leicht wieder zurückkommen werden. Die größere Schuld trifft natürlich die bureaukratische Regierung, welche sich nicht warnen ließ. Wie ganz anders hätten die Dinge sich gestalten können, wenn man den Polen und Deutschen erlaubt hätte, auf die Russen einzuwirken, sie zu höherer Gesittung und zu fruchtreicher Arbeit anzuleiten.

n.

LIX.

Ein Publizist des sechzehnten Jahrhunderts.

Zur dritten Centennar-Erinnerung seines Todestages.

Von Dr. Joseph Herbeck.

Justus Lipsius (Joest Lips) wurde geboren den 15. November 1547 drei Meilen von Brüssel und von Löwen entfernt zu Overissche. Er stammte aus einem jener brabantischen Häuser, die es durch Handel zu Vermögen und Achtung gebracht hatten. Er besaß nur eine Schwester und ward der letzte seines Stammes. Mit 6 Jahren wurde er an eine Schule zu Brüssel geschickt. Seine Schrift wurde niemals eine gute; er hatte das gemeinsam mit seinem Zeitgenossen Montaigne, „qui peignait insupportablement mal (Essais I, 39)“. Bald gelangte er zum Studium des Lateinischen und des Französischen: des letzteren Aussprache soll er nie richtig erlernt haben. Mit 10 Jahren verließ er Brüssel und er kam an das Kolleg zu Ath im Hennegau, wo er 2 Jahre blieb; dann reiste er nach Köln, den Unterricht der Jesuiten zu empfangen. Er faßte damals den Vorsatz, selbst Jesuit zu werden, aber seine Eltern veranlaßten ihn, nach Löwen in einem Alter von 16 Jahren zurückzukehren. Sein Leben lang blieb Justus der Gesellschaft Jesu freundschaftlich zugetan, von der er bekannte, daß er sie liebe. Im Jahre 1565 starb sein Vater und

bald hernach die Mutter. Um diese Zeit widmete sich Justus Lipsius dem Studium der Rechte und er lehrte die Jurisprudenz auch einige Zeit. Es war einige Jahre später zu Löwen nach seiner italienischen Reise, daß er den Titel eines Doktors der Rechte erhielt, aber das Jahr ausgenommen, wo er weiterhin zu Köln Rechtslehre vortrug, hat Justus Lipsius von seinem juristischen Wissen spärlich Gebrauch gemacht.

Seine Liebe war das klassische Altertum, besonders das römische, und seine erste literarische Leistung war die Herausgabe der Variarum lectionum, in welchen er verschiedene Stellen lateinischer Autoren, die bisher gefälscht oder schlecht interpretiert waren, der kritischen Lupe unterwarf. Dieses Jugendwerk empfahl ihn bei dem Kardinal Granvella, dem Minister Philipps II. Granvella nahm ihn als lateinischen Sekretär mit nach Rom; damit war Justus' lang gehegter Herzenswunsch, die Ewige Stadt zu sehen, erfüllt. Die Bibliothek des Vatikans stand ihm offen, Manuskripte des Seneca, Tacitus, Plautus und Properz gingen durch seine Hände. Der dort weilende Murat wurde für eine Zeit lang sein Modell, ein Paulus Manutius, der berühmte und gelehrte Buchdrucker, ward ihm bekannt. Von Rom kehrte er nach Löwen zurück, wo er nur ein Jahr zubrachte und zwar in strengstem geregelten Studierleben — ad severam Catonis regulam. Er reiste dann durch Hochburg und hielt sich einige Zeit zu Dôle auf. Zu Dôle und in der Franche-Comté war er bei der medizinischen Doktorpromotion eines gewissen Viktor Giselin zugegen und er hielt dabei eine Rede. „Bei dem darauffolgenden, nach der Zeitsitte sehr maßlosen Gastmahle ward ihm aber so sehr zugesprochen, daß er mußte nach Haus getragen werden und sofort mit einem nachhaltigen Fieber zu kämpfen hatte."[1]

1) Raeß: Die Konvertiten seit der Reformation. III. Band.

Als er sich von dieser Doktorpromotion wieder erholt hatte, nahm er den Weg nach Wien an den Hof Maximilians II.; dann gelangte er nach Prag und Meißen. Die jungen Patrizier des alten Roms glaubten einst zu einer Tour nach Griechenland verpflichtet zu sein und die Jugend des 16. Jahrhunderts suchte auch in Reisen die Krönung ihrer Studien. Sie reiste aber nicht zu purem Zeitvertreib, sondern um den Kreis ihrer Ideen und Beziehungen zu erweitern. Und mannigfaltigste Beziehungen schuf sich auch Lipsius auf seinen Reisen; er wurde zum kosmopolitischen Esprit, was seine Briefe offenbaren. Länger als ein Jahr weilte er zu Jena, wo er eine Professur der Beredsamkeit und Geschichte inne hatte. Unser unruhiger Lipsius verließ wieder Jena, kam nach Köln und dort fand er die Lebensgenossin seiner Wahl. Er heiratete eine Witwe namens Anna Castria, an Jahren ihm voraus; sie wurde mit ihm bekannt, weil sie aus einer edlen Familie Löwens stammte. Die Ehe war glücklich, wenn auch kinderlos. Der eigenen Nachkommenschaft entbehrend, erwies er sich in der Folgezeit als väterlicher Beschützer der Kinder seiner Schwester, die 1584 starb. Gewiß ein guter Herzenszug bei dem starren Philologen, der später — sozusagen — nur für den Kampf lebte. Zu Köln gab er seine Antiquas lectiones heraus, eine Revision der Plautus-Manuskripte. Dann vollendete er einen Kommentar über Tacitus. Justus Lipsius studierte mit Vorliebe die Epoche der Cäsaren und sein Latein nahm unwillkürlich die Färbung dieses Zeitalters an. Dem Kommentar über Tacitus folgte ein solcher über Seneka. Grotius bekennt, daß „die Kenntnis des römischen Sittenlebens die eigentliche Zelebrität des Lipsius ausmache", daß ihn in dieser Hinsicht kein anderer Humanist erreiche. Wieder wird Köln verlassen und der Geburtsort Overissche aufgesucht, wo er seine Muße verwendete, die Epistolicarum quaestionum libros V zu schreiben, eine echt philologische Schweißarbeit. Um diese Zeit wird seine Bibliothek zu Löwen eine Beute

der Truppen Don Juans von Oesterreich, des Siegers vo
Lepanto. Was mag da Justus' Herz erfüllt haben? Wär
seine Aeußerungen deshalb vielleicht derart, daß man i
der Zuneigung zum Calvinismus beschuldigte, von welch
Anschuldigung er sich nicht zu reinigen bestrebte?

Von da ab wählte unser Philolog für lange Ze
Leiden zu seinem Aufenthalt. In die 11 oder 12 Jahr
die er dort hinbrachte, fallen seine Hauptwerke. Zu Leid
bestieg er 1579 den Lehrstuhl der Geschichte. Er hielt nic
nicht blos seine Kurse ab, sondern „unterstützte mit sein
Ratschlägen die Kuratoren sowohl bei der Leitung d
Uebungen, wie bei der Auswahl der Lehrer". [1] Aber
verschmähte oder kannte nicht die Kunst — ich möchte sagen —
der Nüanzierung eines zeitgemäßen Kompromisses. Zweierl
ruhte nie bei ihm: sein Kitzel nach Polemik und sein Arbeits
eifer. Es erschienen seine Schriften: „De Gladiatoribus
(von Otto Venius illustriert) und „De Amphitheatro", wori
er als kompetenter Kenner bis ins kleinste das alte Theate
wesen erörtert. Des Lipsius geschraubte Schreibweise (stilu
Lipsianus), eine Verschmelzung des archaischen Lateins mi
dem des Tacitus, Seneka, Apulejus und Tertullian, bildet
den Gegensatz zum italienischen Ciceronianismus und wurd
von Nachahmern, die man Lipsianer nannte, noch überboten
Die intime Lektüre des Seneka, seine eigene kränkliche Kon
stitution und melancholische Denkweise, sowie die Wirren de
Vaterlandes brachten Justus Lipsius dazu, sich mit de
Analyse des Stoicismus zu befassen. Er veröffentliche 158
sein gedankenreiches Werk „De constantia in publicis malis"
Er geht darin so weit, eine Art Fatum anzunehmen, nich
jenes, dem in Zenos Lehre die Götter selbst unterworfen sind
sondern eine Art Mittelding zwischen jenem Fatum, de
Prädestination Calvins und der Gnadenlehre des heilige

1) Georges Perrot: Revue des Deux Mondes, 1. mars 1875.

Augustinus. Ohne in Einzelheiten des Werkes einzugehen, müssen wir hervorheben, daß er sich als Absolutisten zeigt, der z. B. denkt, Cäsars Ehrgeiz habe Cäsars Vaterland gerettet. Montaigne trug bekanntlich kein Bedenken, gegenteiliger Ansicht zu sein. Das Buch De constantia wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Bis zu seiner Veröffentlichung war Justus Lipsius ein Gelehrter, wie deren zwölf ein Dutzend geben, ein Professor von anständigem Talent, von nun ab eine europäische Persönlichkeit, ein Vielgenannter in der literarischen Republik.

Zahlreich sind seine Briefe; sie wurden, von ihm selbst gesammelt, in zwei Bänden 1586—90 unter dem Titel „Epistolae selectae" herausgegeben. Der berühmteste unter den Adressaten war wohl Montaigne.

Werfen wir einen Blick auf das häusliche Leben unseres Gelehrten. „Kaum aufgestanden," erzählt er selbst, „habe ich Briefe zu beantworten. Dann kommt irgend eine bekannte Persönlichkeit oder ein Student aus Frankreich, Deutschland oder aus Polen, um mir Achtung zu erweisen. Man wünscht als Zeugnis meiner Freundschaft ein Autograph, der eine legt mir Verse, der andere einen Aufsatz vor, ich soll kritisieren, korrigieren; dieser wünscht ein Epitaphium für seinen Bruder oder Vater, jener eine Aufschrift für ein Haus, für einen Altar. Nach dem Essen erteile ich zwei Vorlesungen, dann soll ich wieder jungen unerfahrenen Leuten meinen Rat spenden. Endlich nach einem kurzen Abendspaziergang kann ich mich meinen literarischen Arbeiten widmen." Ein paar Worte über seine Gesundheit. Sein Bildnis auf der ersten Seite eines seiner Bücher zeigt eine magere Figur, eine breite Stirne, strenge Züge, schwache Behaarung, einen Henri-quatre-Bart. Woher die Magerkeit und die eckigen Züge? Justus Lipsius war leberleidend und sein chronisches Kranksein bewirkte neben Abnahme der Ernährung eine melancholische Gemütsstimmung. Das Mittel, welches ihm nach seinem

Geständnis am ehesten die Beschwerden linderte, mag hier der Kuriosität halber erwähnt sein. Es war der destillierte Absud von Endivie mit etwas Essig und Wein versetzt und er nahm ihn morgens mit Anis und Zucker. Er gebrauchte auch die Säuerlinge von Spaa. Doch nehmen wir den Faden unseres literarhistorischen Berichtes wieder auf.

Jenes Werk, welches Emile Amiel als des Lipsius Hauptwerk betrachtet, ist betitelt: „Civilis doctrinae libri sex“ (besser bekannt unter dem Namen „Politicorum libri VI“). Antwerpen 1589. Dieses staatswirtschaftliche Werk ist an die Kaiser, Könige und Fürsten gerichtet und fällt in die Zeit seiner Rückkehr zur katholischen Religion, „wofern es geschichtlich begründet werden kann, daß Lipsius in Jena sich wirklich lutherisch und in Leiden wahrhaft calvinisch gehalten und später zu Mainz im Jesuitenkollegium zum katholischen Glauben förmlich wieder zurückgetreten ist“ (Räß: l. c.). Es ist — das sei gleich gesagt — kein Originalwerk, der Stoff ist aus Aristoteles und Plato, vor allem aber aus Thomas von Aquin gesogen; Lipsius war nie ein Original im eigentlichsten Sinne dieses Wortes, nie ein Schöpfer, nie intuitiv. Das erste Buch der Politicorum bietet nur Gemeinplätze über Tugend, Frömmigkeit, Klugheit, welche Eigenschaften zur Regierung der Staaten nöthig seien, nichts Subjektives. Der Leser kann ruhig über dieses Buch hinweggehen, aber solche Manier belieben auch Buchanan und Mariana einzuhalten, wohingegen wir heutzutage solche Präambula für unnütz schätzen. Die übrigen Bücher griff ein Maler zu Amsterdam, Namens Theodor Cornhert, mit unsäglichem Hasse an und er beschuldigte Lipsius, daß er zur Verfügung der Todesstrafe über die Ketzer aufgefordert habe. Lipsius hatte geschrieben:

„O melior mundi pars, quas dissidionum faces religio tibi accendit! Colliduntur inter se Christianae reipublicae capita et milleni aliquot homines perierunt ac pereunt per speciem pietatis. Quis hic silebit? Non ego; et quam vis

cum Platone sciam calumniis haec obnoxia in Vulgus. Nec quidquam tam probe aut provide hic dici, quod non vellicare malignitas possit. (Seneca Epist.) Tamen subibo hoc discrimen et pro virili aquam infundam in sacrum hunc ignem. Ut rem intelligas, duo genera eorum facio, qui in religione peccant: qui publice et qui privatim. Publice peccare dico, qui et ipsi male de Deo receptisque sacris sentiunt et alios ad sentiendum per turbas impellunt. Privatim, qui pariter male sentiunt, sed sibi. De primis primo quaeritur, an talibus esse debeat impune? Nego. Puniantur a te, ne tu pro illis puniaris. (Cypr. de Util. poenit.) Maxime si turbant. Melius enim est, ut pereat unus, quam ut pereat unitas. (August.) Violatorum religionum aliubi atque aliubi diversa poena est, sed ubique aliqua. (Seneca, De benefic. III. c. VI.) Clementiae non hic locus. Ure, seca, ut membrorum potius aliquod, quam totum corpus intereat. (Cic. Philipp. IX.)“

Auf Cornherts Gegenschrift entgegnete Lipsius mit einer Arbeit, die er „De una Religione adversus dialogistam Liber, in quo tria capita libri quarti Politicorum explicantur“ betitelte. Er war anfänglich fest entschlossen gewesen, nicht zu antworten, jenes alten Spruches eingedenk: „Bacchae bacchanti si velis adversarier, ex insana insaniorem facies, feriet saepius.“ (Plautus.) Doch mußten ihn zu einer schroffen Entgegnung die Aeußerungen Cornherts drängen, daß er machiavellisiere, daß er den Fürsten als Wegbereiter zum Betrug, Totschlag und Meineid diene. Cornhert hatte ihn übermütig und dünkelhaft genannt, weil er, weder Theolog noch Rechtsgelehrter, als Schulmeister (Ludimagister) von solchen Dingen geschrieben habe.

Lipsius erwiderte:

„Anlangend den Rechtsgelehrten, so entgegne ich, daß ich zwar diesen Titel nicht trage, ihn aber dennoch im Jahre 1576 zu Löwen öffentlich unter großem Zulaufe nach einer feierlichen Prüfung errungen habe. Daß ich kein Theologe bin, gestehe ich unumwunden; doch habe ich die griechischen und lateinischen Väter gelesen und dürfte sie wohl besser als du verstanden

haben. Was verstehst du unter Schulmeister? Daß ich eine Privatschule gehalten? Das ist nie geschehen. Meine Eltern haben mich zu etwas anderem erzogen. Wir gehören edlen und angesehenen Ahnen an und stammen durch die Großmutter und Urgroßmutter väterlicherseits von den Eeckenhoven und Linkebeke, die zwar beide jetzt ausgestorben, aber nichtsdestoweniger in unsern Jahrbüchern bekannt sind. Die Lipsi'sche Familie selbst zählte durch ihre Reichtümer und Würden zu den angesehensten in Brüssel. Wir sind nicht gewöhnt, damit zu prahlen; du zwingst mich aber dazu, und dasselbe, was vormals einer dem Seneka vorgehalten, das wirfst du mir unter anderm als eine Schande ins Angesicht, nämlich die Professorssprache, professoriam linguam. Ich führe dieselbe, ich gestehe es, aber nicht zur Unehre und zum Schaden Bataviens; ich tue, was andere edle und hochgestellte Männer vor mir getan haben."

Im Uebrigen nennt er die Verschärfung der Grausamkeit ein Verführungsmittel in den Händen der Sekten (Exquisitior quaeque crudelitas, illecebra est magis sectae. Tert. Apol. cap. ult.)

Wir kommen zu einer kritischen Phase seines Lebens, zu seinem Wegzug von Leiden, wo ihn sein entschiedenes Auftreten für den katholischen Glauben unmöglich gemacht hatte. Er übernahm ein Professorat in Löwen und wurde kurz vor seinem Tode Historiograph des Königs von Spanien. Er war eine jener geraden Naturen, die da und dort anstoßend, wohl viel wissen, aber nie zu einem großen Einkommen oder Vermögen zu gelangen verstehen.

Bei seiner Rückkehr nach Löwen widmete er seine gelehrte Schrift „De Cruce libri III ad sacram profanamque historiam utiles" den Ständen Brabants. Ferner schrieb er in Löwen „De Diva Virgine Hallensi liber, quo Beneficia ejus et Miracula fide atque ordine descripta" und „De Diva Virgine Sichemiensi sive Aspricolle liber, quo nova ejus Beneficia et admiranda describuntur", in welchen

Büchern er über die Wunderheilungen berichtet, die durch
ie Fürbitte der Gottesmutter bei den Bildern unserer Lieben
frau zu Halle im Hennegau und zu Montagu geschehen
varen. Diese zwei Werke riefen viele Gegenschriften hervor, auf
velche Lipsius mit einer Abhandlung, betitelt: „Rejectiuncula
anioris cujusdam Batavi pro Diva Virgine Hallensi",
ntwortete.

Lipsius starb am 23. März 1606, für die Ewigkeit vor-
ereitet durch den Empfang der heiligen Sakramente. Als
nan ihm in seiner letzten Krankheit sagte, daß ein Ordens-
eistlicher das hl. Meßopfer für ihn dargebracht habe, er-
viderte er: „Faxit Deus, pater mi, ut sanguis ille
retiosus in me abunde derivetur, qui in illa Passione
ffusus est". Im Todeskampfe richtete er folgende Bitte
n die Mutter des Erlösers: „O mater Dei, adsis famulo
uo cum tota aeternitate decertanti, nec me deseras in
sta hora, a qua pendet in aeternum animae meae salus."
Ex Elog. Auberti Miraei in Flor. J. Lips.)

Seine Witwe ließ ihm ein marmornes Grabmal in der
St. Franziskuskirche zu Löwen errichten, dessen Aufschrift in
er Hauptausgabe seiner Opera omnia wiedergegeben ist.

LX.

Aus der Schweiz.

10. April.

„Mit einem andächtigen Seufzer ist mir mehr gedient, als mit allen lobenden Nachrufen“. Wir gedenken diesen Ausspruch der Demut im geistigen Testament Msgr. Eggers zu respektieren. Sein Tod war ein schwerster Verlust für das katholische Schweizerland; ein kurzer Trost schmerzlicher Erinnerung sei der andächtige Seufzer, den die große Beklommenheit der Freunde und Bewunderer des edlen Verstorbenen auslöst.

Bischof Augustinus **Egger** hätte jeden historischen bischöflichen Stuhl der deutschen Lande geziert. Die Vorsehung legte die Nachfolge der ehrwürdigen Abtei St. Gallen in seine Hände, und wer weiß, ob Msgr. Egger inmitten bedeutender und sorgenvoller administrativer Aufgaben einer ausgedehnteren Diözese, als diejenige des hl. Gallus ist, dieses ganze und unbeschränkte Maß eines selten vielseitigen und weitsichtigen Kirchenfürsten hätte geben können.

Blut vom Blute seiner bistümlichen Pflegebefohlenen, hat er ja in erster Linie seine Aufmerksamkeit der Pflege und Hebung des katholischen St. Gallens zugewendet. Die Eigenschaften dieses ostschweizerischen Stammes, die große geistige Beweglichkeit und universelle Regsamkeit der St. Galler boten dem Oberhirten ein dankbares Arbeitsfeld, das er

unermüdlich mit seinen vorbildlichen Hirtenschreiben befruchtete. Die Ernte ist herrlich aufgegangen, und der Katholizismus, das praktische Christentum sind an der Ostmark des Schweizerlandes lebendig und lebenskräftig.

Aber Msgr. Egger hat nicht allein seiner Diözese angehört. Der Umkreis seiner Tätigkeit war um vieles weiter ausgesteckt. Sein Geist, sein Talent, sein apostolischer und reformatorischer Eifer standen viel zu hoch, um die Strahlen ihrer segnenden Kraft, ihrer erneuernden Stärke nicht weit über die enge Grenze seiner amtlichen Stellung und seiner beruflichen Wirksamkeit für seine Diözese zu werfen. Er wollte für seine Schaffenskraft und Arbeitsmächtigkeit kein geeignetes Gebiet übergehen; so ist er ein Brennpunkt geworden, in seiner 24jährigen Regierung als Fürst der Kirche, für alle wissenschaftliche, kirchlich-religiöse, philanthropische und patriotische Initiation. Wie ein glänzendes Meteor — dem der Herr der Schöpfung Zeit zur langen Fahrt gegeben — läßt er eine leuchtende Bahn hinter sich, die durch alle Schichten und Schatten der heutigen Zeit gegangen, überall Klärung und strahlende Klarheit spendend.

Das bischöfliche Wirken Msgr. Eggers wäre ein wunderbarer Stoff für einen Panegyrikus eines Meisters der Rede oder Feder. Selbst ein vorzüglicher Redner und Prediger, hat er seine Gedanken in klassischer Form, durchdringender Logik und reichem Inhalt an Geist und Dialektik in zahllosen Schriften popularisiert und unter die Masse gebracht. Aus Zeit und Streit stammt ein beträchtlicher Teil seiner publizistischen Arbeiten. War er doch persönlich redaktioneller Leiter des konservativen Tagesorgans von St. Gallen; ein gefürchteter Gegner! Die caritas hat er nie vergessen. Syllabus, Zivilehe, Unfehlbarkeitsfrage, Indifferentismus, Atheismus, Katholizismus als Prinzip des Fortschritts, die angebliche Intoleranz der katholischen Kirchendisziplin — alle diese Tagesprobleme fanden in Bischof Egger den streitbaren und gelehrten Schriftsteller.

Zahlreiche Gebetbücher und Erbauungsschriften erwähnen wir bloß.

Besonders einschneidend wirkte das Eingreifen Bischof Eggers im Graßmannhandel, zur Verteidigung des Beichtinstitutes, und nachhaltigen Widerhall rief seine Kundgebung gegen den „Geschäftskatholizismus", wie er von einem zentralschweizerischen Erziehungsetablissement — einer fremden Pflanze auf eidgenössischem Boden — betrieben wurde. Bischof Egger wollte das Volkswohl in geistiger und körperlich-materieller Beziehung. Er bekämpfte unerschrocken und entschlossen Mißbräuche und Auswüchse. Daher die hervorragende Aufmerksamkeit, welche er der Abstinenzbewegung zuwandte und welche ihn zu dem ersten Führer dieser Bestrebungen in seinem Vaterland stempelte.

Selbstverständlich erscheint in diesem Rahmen großartiger und großzügiger Tätigkeit das Hervortreten Bischof Eggers im öffentlichen Leben seiner engeren und weiteren Heimat. Unbestritten primus inter pares im schweizerischen Episkopat, hat er die Fäden der Kirchenpolitik seit langem in seiner Hand vereinigt. Sein Einfluß war überall hier bemerkbar, beschränkte sich aber nicht auf den kleinen Raum. Mit deutschen und österreichischen Politikern und Männern der Kirche verbanden ihn zahlreiche und intime Beziehungen. Das Bild des St. Galler Kirchenfürsten — hohe, hagere Erscheinung von vollendeter Distinktion — trat beim Basler Kongreß der Antialkoholbewegung (als Delegierter des Hl. Stuhles wohnte Bischof Egger bei) vor die internationale Oeffentlichkeit. Schweizerkardinal hätte er werden dürfen; er hat abgelehnt. Charakteristisch ist sein Ausspruch: „Ich leide wahrhaftig nicht an Scharlachfieber."

In der eigentlichen Tagespolitik ist von Bischof Egger der ganze Einfluß ausgeübt worden, welchen ihm die Landessitte und der erforderliche außerordentliche Takt gestattete. Durchaus mit einer fortschrittlichen, den sozialen Forderungen gerecht werdenden Politik einverstanden, hat er mitgewirkt

in St. Gallen und der ganzen Ostschweiz eine kräftige, christlich-soziale Arbeiterbewegung in Fluß zu bringen. Seine Sympathie für die soziale Reform ließ ihn auch im Jahre 1900 anläßlich des gewaltigen Kampfes um die eidgenössische Vorlage für Kranken- und Unfallversicherung — nach reichsdeutschem Muster — aus seiner Reserve heraustreten und öffentlich in Wort und Schrift für das Gesetz eintreten. Daß dieses mit erdrückendem Mehr vom Schweizervolk verworfen wurde, hat das allgemeine Aufsehen über die bischöfliche Intervention nicht gemindert.

Ueber die Achtung, in der Bischof Egger bei den Andersgläubigen stand, haben die Ausführungen der liberalen und konservativen Presse über den Verstorbenen und sein Lebenswerk keinem Zweifel Raum gelassen. Bischof Egger hatte ein gut Stück Anerkennung für die Bedeutung der schweizerisch-reformierten Orthodoxie, für die Erhaltung des religiösen Positivismus im Volke übrig. Aus dieser Anschauungsweise heraus und in seiner ganzen politischen Auffassung hätte der verstorbene Bischof von St. Gallen kaum der von Dr. Bachem in diesen Blättern entwickelten Mahnung: „Wir müssen aus dem Turm heraus!" seine Zustimmung versagt.

Die beiden Artikel der „Histor.-polit. Blätter" fanden diesseits der Rheingrenze nicht weniger Aufmerksamkeit als im Deutschen Reiche draußen. Sie haben sogar bereits im Programm der am 1. April konstituierten christlich-sozialen Partei des Kantons Zürich ein gewisses Echo gefunden.

Zu einem Vergleiche mit unseren Verhältnissen in der Schweiz ist bei den von Dr. Bachem besprochenen politischen Problemen die für Deutschland zutreffende Voraussetzung, daß das Zentrum keine konfessionelle Partei ist, von der Schlußfolgerung zu scheiden, wonach die Wahl von Abgeordneten nichtkatholischen Bekenntnisses, auf Grund des politischen Zentrumsprogramms, mit vermehrter Umsicht zu erstreben sei, als geeignetstes Mittel zur Beseitigung der Vorurteile gegen die Zentrumspartei in nichtkatholischen

Kreisen. Es ist merkwürdig, aber wahr, daß in der Schweiz der Aufforderung Dr. Bachems sozusagen auf der ganzen Linie bereits nachgelebt wird, ohne daß aber das Prinzip der Nichtkonfessionalität im Parteileben durchwegs abgeklärt, geschweige denn anerkannt wäre.

Die paritätischen Verhältnisse einzelner Kantone und die gewaltige Bevölkerungsverschiebung, welche protestantische Gegenden stark mit Katholiken hauptsächlich in den industriellen Bezirken durchsetzte, ließen und lassen jährlich bedeutende Kontingente katholisch-konservativer Wähler in reformierten Landesteilen erstehen. Die konservative Partei in Graubünden ist geradezu darauf angewiesen, jeweilen neben einem Kandidaten katholischer Konfession einen Abgeordneten evangelischen Bekenntnisses ins eidgenössische Parlament zu delegieren, auf Grund eines gemeinsamen politischen Programms. In anderen Wahlkreisen und grundsätzlich überall, wo eine konservativ-protestantische Partei gegen den Radikalismus kämpft, unterstützen die katholischen Wähler die verwandte politische Richtung mit einer zuweilen starken Dosis Entsagung und Disziplin. Die faktische Taktik ließe sich ohne große Schwierigkeit in ein politisches Prinzip formulieren, als ein wesentlicher Punkt im Programm einer schweizerischen Zentrumspartei.

Leider fehlt es an einem solchen Programm. Ja, es besteht gar keine schweizerische, eidgenössisch organisierte Landespartei, die mit den Wählermassen katholischer Konfession ein rein politisches, allen konfessionellen Charakters entblößtes Programm verfolgen würde. In den einzelnen Kantonen existieren kräftige, schlagfertige und wohlorganisierte Parteigruppen; entweder Mehrheits- oder Minderheitsparteien, welche die Wählerschaft katholischer Konfession sich eingliedern. Aber auch da macht sich der konfessionelle Charakter breit. Die Schuld liegt wesentlich an der historischen Entwicklung der Parteigegensätze. Auch die sogen. katholischen Kantone sind meist durch kürzere oder längere Perioden radikaler

rrschaft hindurchgegangen. Stets waren kulturkämpferische
scheinungen Begleiter dieser Zeiten und zwar Kulturkampf
en die katholische Konfession.

Diese Ereignisse mußten die katholischen Bevölkerungs-
nente auf ihre eigene konfessionelle Basis auch politisch
ückdrängen; dies umsomehr, als die protestantischen Wähler
den katholischen Landesgegenden sich ausschließlich, ob
ässig oder eingewandert, den liberalen Politikern anschließen,
t rein individuellen Ausnahmen abgesehen. Wo die katho-
he Bevölkerung Minderheit ist, mußte die gezeichnete Ent-
klung noch heftiger auf die Reduzierung der politischen
strebungen des katholischen Volksteiles auf den Rahmen
er konfessionellen Opposition hinwirken. Ein Moment,
dabei nicht aus den Augen verloren werden darf, ist
gänzliche Fehlen konsequenter christlicher Politik von
en der religiösen Elemente des Protestantismus in den
itätischen Landesgegenden. Konservativ-protestantische Be-
bungen haben einzig in ganz oder fast ganz reformierten
ntonen Fuß fassen und sich einigermaßen entwickeln können,
h. dort, wo der vereinigte Protestantismus keiner katho-
hen Minderheit geschlossen gegenüberzutreten sich ge-
ngen glaubte.

So sind die überlieferten Verhältnisse. Zweifellos sind
n einzelnen Kantonen reformierbar und müssen reformiert
den, soll nicht einzelnen Orts die herrschende konservative
teirichtung unter dem mächtigen Einfluß der radikalen
tralregierung und infolge der Einwanderung immer mehr
unaufhaltsam in die Defension konfessioneller Stellungen
ückgedämmt werden. Es kann nicht bestritten werden,
auch hier aus dem „Turm" herausgetreten werden muß,
dem konfessionellen Turm bei uns. Die Parole der
ölnischen Zeitung" vom Zentrum, „es wird konfessionell
oder es wird nicht sein", ist in den politischen Köpfen
ade der katholischen Zentralschweiz zum Teil unantastbares
gma der Parteitaktik. Und doch rät für die Verhältnisse

der katholischen Kantone im Herzen der Eidgenossenschaft die Tatsache von einer solchen prinzipiellen Stellungnahme ab, daß ein Großteil, hier und dort sogar die Mehrheit der historischen Liberalen — fleißig praktizierende Katholiken sind und bleiben wollen!

Auf Grund der politischen Lage in den Kantonen ist denn der Charakter der konservativen Politik im Bunde und insbesondere der „katholisch-konservativen“ Fraktion im Parlament nichts weniger als abgeklärt. Tatsächlich bilden die Abgeordneten katholischer Konfession eine politische Fraktion, die sämtliche Fragen des öffentlichen Wohles, formalpolitischer wie wirtschaftlich-sozialer Natur, in ihrem Schoß einer Vorberatung unterwirft und gemeinsame Lösungen gemeinsam vertritt. Mehr formell betrachtet, gilt aber die katholisch-konservative Partei im Bunde — ihr einziger Organismus ist vorläufig die parlamentarische Fraktion — gemeiniglich als konfessionelle Rechte. Der gewählte Titel als katholisch-konservative Partei drückt ihr bereits evidenter als notwendig den Stempel des Konfessionalismus auf.

Wenn für die Zukunft keine absolute Sicherheit vor der Wiederkehr eines Kulturkampfes besteht — Sturmvögel zeigen sich mitunter —, so darf doch für die gegenwärtige Periode ein friedlicher Charakterzug beansprucht werden. Solange diese treuga Dei andauert, ist Zeit zur vorbereitenden Organisation. Sie ist in den letzten zwei Jahren, seit dem ersten schweizerischen Katholikentag in Luzern, September 1903, nicht unbenützt verstrichen. Nach einem wohlausgedachten und bis in die Einzelheiten sorgfältig ausgearbeiteten Plan eines zentralschweizerischen Politikers und Patrioten, des Herrn Hans von Matt in Stans, hat sich in dem relativ kurzen Zeitraum eine vollständige Konzentration aller katholischen Vereinsorganisationen der Schweiz vollzogen. Der „schweizerische katholische Volksverein“ sammelt in seinen über das ganze Vaterland verbreiteten Sektionen sämtliche erwachsene katholische Bürger und gliedert sich die

Zentralverbände der katholischen Schweiz — Orga-
nen sozialer und literarisch-künstlerischer Natur, wie
gungen für Schule und Kirche, im ganzen 25 Ver-
— föderativ an, mit Vertretung im Zentralkomitee.
lksverein selbst beruht auf Kantonalverbänden, womit,
der ganzen statutarischen Verfassung, der Eigenart
veizerischen Verhältnisse in glücklichster Weise Rechnung
n ist.

ie Zentralstelle in Luzern mit fünf Beamten ist seit
r eröffnet, die Einrichtung mehrerer Regionalsekretariate
lgen. Die nichtkatholische Presse hat sich von vorn-
den Anschein gegeben, die Organisation des Volks-
, welcher wesentlich konfessionelle Organisation ist,
r „katholischen Volkspartei" zu identifizieren. Diese
hat den durchsichtigen Zweck, die katholische Schweiz
konfessionell zu isolieren. Die Gefahr einer solchen
fung ist naheliegend, so lange eine streng geschiedene,
litische Organisation fehlt. Der Name „katholische
rtei" stammt aus dem Beginn der Neunzigerjahre
elaufenen Jahrhunderts. Damals, in einer politisch
n Zeit, 1894, wurde im historischen katholischen
Luzern zur Gründung einer „katholischen Volks-
geschritten. Man versprach sich Berge davon. Ein
wurde bald errungen, indem am 3. Februar 1895
enannte Gesandtschaftsgesetz, welches die Vertretung
weiz im Auslande regeln wollte, mit Erfolg zu Fall
t wurde. Am 4. November 1894 schon hatte sich
e junge Partei eine entschiedene Niederlage geholt;
em Tage wurde die von ihr eingeleitete „Zoll-
e" — der Bund sollte den Kantonen aus den Zoll-
issen jährlich zwei Franken per Kopf der Bevölkerung
en — mit großer Mehrheit verworfen. Der nach-
Erfolg hat die erste unglückliche Kundgebung nicht
ischen vermocht. Seit 1895 schlief die „Katholische
rtei" den Todesschlaf.

Den mißratenen Versuch der Neunzigerjahre wieder galvanisieren zu wollen, daran denkt ernstlich niemand mehr. Neues auf anderer Basis wird angestrebt und soll vielleicht dieses Jahr noch zur Vollendung gelangen. Es handelt sich darum, die bösen Erfahrungen mit dem konfessionellen Experiment zunutze zu ziehen nach dem primitiven Grundsatz, daß gebrannte Kinder das Feuer meiden. In Deutschland ist man mit dem „Zentrums"-Namen über Berge von Schwierigkeiten weggeschritten, welche sich diesseits des Rheins noch anscheinend unübersteigbar auftürmen. Den Namen eines Zentrums haben sich zum Ueberfluß als parlamentarische Denomination, wenn auch inoffiziell, bereits die schweizerischen Liberalkonservativen zugelegt.

Was immer mit der Gründung der Partei gehen wird, sicher ist, daß die schon erwähnte neukonstituierte „christlich-soziale Partei" des Kantons Zürich in Organisation und Programm vorangeeilt ist, als kein übles Muster. Sie hat sich gleich „interkonfessionell", d. h. nicht konfessionell und rein politisch erklärt. Sie unterscheidet sich als Partei vom Kantonalverband des Volksvereins. Das moderne und zeitgemäße Gewand hat ihr der Chefredakteur der „Neuen Züricher Nachrichten" zugeschnitten, Georg Baumberger. Im konservativen Zentralorgan der deutschen Schweiz, im „Vaterland", begrüßt der Luzerner Abgeordnete im schweizerischen Ständerat, J. Winiger, die neue Gründung sympathisch. Es kann dieser Gruß als erfreuliches Symptom gelten, daß der Ausgleich der Auffassungen auf der Basis leitender Grundsätze sich vollziehen wird.

Die hauptsächliche Schwierigkeit boten für eine einheitliche Aktion die wirtschaftspolitischen Fragen, wie die obligatorische Krankenversicherung, die Zolltarifgesetzgebung u. s. f. Betrachtet man jedoch die große Zahl der schweizerischen Tagesfragen — Schul-, Universitäts-, Wasserkraftgesetzgebung-, Militärorganisationsfragen, Zivilrecht und Strafrecht —, so scheint die Konstituierung einer politischen Landespartei mit

politischem Programm, welche die katholischen und positiv-christlichen Bevölkerungselemente umfaßt, als eine Sache der Möglichkeit. Für die allgemeine kirchenpolitische Lage ist sie längst eine Notwendigkeit.

Der Tod Bischof Eggers hat auch da eine empfindliche Lücke gerissen.

Bern. Fr. v. Ernst.

LXI.

Pastors Papstgeschichte (IV, 1): Leo X.[1])

Nachdem seit 1904 die 3. und 4. Auflage der drei ersten Bände der Geschichte der Päpste vollständig vorliegt und das genannte Jahr mit dem bis zum Tode Pius' II. gehenden I. Bande der Acta pontificum auch „den Anfang zur Einlösung eines alten Versprechens" brachte, während im letztvergangenen Jahre als Nebenarbeit die Herausgabe der hochinteressanten Reisebeschreibung des Kardinals Luigi d'Aragona erfolgte, erhalten wir jetzt nach langer Vorbereitung die Fortsetzung der

1) Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archivs und vieler anderer Archive bearb. von Ludwig Pastor, k. k. Hofrat, o. ö. Professor an der Universität zu Innsbruck und Direktor des österreichischen historischen Instituts zu Rom. Vierter Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance und der Glaubensspaltung von der Wahl Leos X. bis zum Tode Klemens' VII. (1513—1534.) 1. Abteilung: Leo X. 1.—4. Auflage. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung, 1906. XVIII u. 609 S. gr. 8°. (Preis M. 8—; geb. M. 10.)

Geschichte, die aufs neue von der gewaltigen Arbeitskraft des Verfassers Zeugnis ablegt. Der IV. Band bringt die Geschichte der Päpste der Renaissancezeit mit Leo X. zum Abschluß und führt sie aus dieser äußerlich glänzenden Zeit, in welcher die Träger der obersten geistlichen Gewalt über der Freude an der Pflege weltlicher Kultur ihre wahre Aufgabe allzusehr vergaßen, in das traurigste Zeitalter der Kirchengeschichte, die Zeit der Glaubensspaltung fort. Vorläufig liegt der erste Halbband vor, der bei dem stattlichen Umfange von 609 Seiten nur die nicht ganz 9 Jahre des Pontifikates Leos X. (gewählt am 11. März 1513, † am 1. Dezember 1521) behandelt; das Erscheinen der 2. Abteilung des IV. Bandes, welche die Pontifikate Adrians VI. und Clemens VII. darstellen wird, ist für Mai in Aussicht gestellt.

Auf Grund einer gewaltigen Literatur auf den verschiedensten Gebieten, die mit Umsicht und Sorgfalt herangezogen wird, und eines reichen ungedruckten Materials aus dem römischen und anderen Archiven, das manche genauere Angaben und intimere Züge zu dem großen historischen Bilde liefert, wird die in vieler Hinsicht denkwürdige Zeit Leo's X. nach allen Seiten eingehend zur Darstellung gebracht. Wie in den früheren Bänden des Werkes, zeigt der Geschichtschreiber der Päpste auch hier, daß der katholische Historiker mit streng kirchlichem Sinn und warmem katholischen Empfinden auch die größte Objektivität in der Beurteilung der historischen Persönlichkeiten und Zustände in der Kirche verbinden kann. So wird das Bild des letzten großen Renaissancepapstes und seiner Zeit, im Lichte der strengen historischen Gerechtigkeit betrachtet und an dem Maßstabe gemessen, der vom Standpunkte des kirchlichen Ideals auf das Oberhaupt der Kirche und sein Wirken angewendet werden muß, im ganzen ein solches, in dem, bei aller Anerkennung der wirklichen Verdienste, doch die Schattenseiten überwiegen. „Wenngleich in manchen Punkten über den Mediceerpapst das letzte Wort noch nicht gesprochen ist," lautet das Schlußurteil (S. 609), „so wird man doch nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung wohl behaupten dürfen, daß sein Pontifikat, überschwenglich von Humanisten und Dichtern gepriesen, von den Strahlen der Kunst Raffaels verklärt, durch

schrankenlose Hingabe an weltliche Tendenzen und an die
uen glänzenden Kulturformen, sowie durch das Zurücktreten
s Kirchlichen verhängnisvoll für den päpstlichen Stuhl geworden
." Wenn auch in seinem sittlichen Leben tadellos, gewissenhaft
der Erfüllung der religiösen Pflichten und mit natürlichen
ten Charaktereigenschaften begabt, unter denen seine große
ildtätigkeit eine der schönsten ist (S. 355 ff.), war Leo X.,
r feingebildete Freund der humanistischen Bildung, der Poesie
d Kunst und der gewandte Politiker, nicht der Mann, der
an einem so verhängnisvollen Wendepunkt der Geschichte
r Schwere seiner Verantwortlichkeit und der wahren Aufgaben
nes erhabenen Amtes bewußt gewesen wäre. Aber auch in
njenigen Beziehungen, in denen der von den zeitgenössischen
manisten begründete Ruhm des kunst- und prachtliebenden
irsten bis in die neuere Zeit herein fest begründet erschien,
t sich der Glanz vor der neueren Forschung, der sich Pastor
it sorgfältig abwägendem Urteil anschließt, vielfach nicht als
ht erwiesen. Je mehr die große Gestalt seines Vorgängers
ulius II., der in der traditionellen Auffassung so lange un-
bührlich hinter Leo X. zurücktrat, in seiner allerdings wesentlich
uch nicht auf dem Gebiete kirchlicher Wirksamkeit liegenden
ollen Größe erkannt und gewürdigt wird, desto mehr verliert
eo X. als sein ihm an geistiger Größe nicht ebenbürtiger Erbe.
Julius II., der gewaltigste Papst der Renaissancezeit, hatte dem
eiligen Stuhle durch die Neubegründung des Kirchenstaates
ne feste, materielle Grundlage geschaffen, und zugleich durch
oßartige Förderung der Kunst die führende Stellung seiner
orgänger auf dem Gebiete der Kultur in bisher unerreichter
Weise zur Geltung gebracht. Mit der Berufung des Lateran-
nzils war der Mäcen Bramantes, Raffaels und Michelangelos
n Begriff, auch der umfassendsten und schwierigsten Aufgabe
ner Tage, der kirchlichen Reform, näher zu treten, als der
d ihn abberief. Nachfolger des Rovere wurde ein Sprosse
s Hauses Medici, welches wie wenige andere die guten und
limmen Seiten der Renaissancekultur wiederspiegelte. Als
tes Kind seines Volkes und seiner Zeit vereinigte Leo X. in
ffamer Mischung rühmliche und unrühmliche Eigenschaften.
rch und durch Mediceer, der Typus des damaligen Floren-

tiners, war er ein höchst gewandter, nicht wählerischer, unermüdlich tätiger Politiker und zugleich ein äußerst freigebiger, schöngeistiger Verehrer von Wissenschaft, Kunst und Musik; es fehlten ihm jedoch nur zu sehr der Mut, die Größe und Tiefe seines Vorgängers" (S. 3).

Mehr als die erste Hälfte des vorliegenden Halbbandes (S. 11—349) ist der Darstellung des äußeren Verlaufes des Pontifikates Leos X. bis zu seinem Tode gewidmet; insbesondere sind es die vielverschlungenen Wege der Politik des mediceischen Papstes, denen der Geschichtschreiber in diesen 9 ersten Kapiteln in allen ihren einzelnen Wandlungen folgt. Die Wahl und die Anfänge der Regierung Leos X. und die verheißungsvollen großen Erfolge des ersten Regierungsjahres des jungen, erst 38jährigen Papstes, die Beendigung des unter Julian II. ausgebrochenen Schismas, die Unterwerfung der abtrünnigen Kardinäle, die das Konzil von Pisa veranstaltet hatten, und den Beitritt Frankreichs zum Laterankonzil schildert das 1. Kapitel (S. 11-53). Das 2. Kapitel (S. 54-77) handelt über „die Medici und die Politik Leos X. in den Jahren 1513—1515". In der Frage, inwiefern die Politik Leos X. überhaupt durch Familienrücksichten beeinflußt worden sei (S. 60 ff.), enthält sich Pastor eines abschließenden Urteils, glaubt aber, daß die Wahrheit zwischen den beiden extremen Ansichten, der von den Zeitgenossen vertretenen und bis in die neuere Zeit nachwirkenden, daß sich Leo bei seinen politischen Aktionen nur von Rücksichten auf seine Familie habe leiten lassen, und der von neueren Forschern geltend gemachten entgegengesetzten Ansicht in der Mitte liegen dürfte. Daß Rücksichten auf den Vorteil der Seinigen auch ihren Einfluß übten, wird nicht zu bestreiten sein. „Allein man tut dem mediceischen Papst Unrecht, wenn man ihn nur aus Nepotismus handeln läßt. Der entscheidende Grund der so oft wechselnden Politik Leos X. ist allem Anschein nach in seiner Sorge für die Unabhängigkeit des Kirchenstaates, des Heiligen Stuhles und der Erhaltung der sogen Freiheit Italiens zu suchen" (S. 64 f.). S. 61 ff. wird eine Charakteristik der Nepoten des Papstes, Giuliano und Lorenzo de' Medici, gegeben, S. 55 ff. eine solche des Giulio de' Medici, der als Kardinal unter seinem Vetter Leo X. eine

einflußreiche Rolle spielte und nachmals als zweiter Papst aus der Familie Medici dessen zweiter Nachfolger wurde, und der ebenfalls aus der ersten Kardinals-Kreation Leos X. vom 23. Sept. 1513 hervorgegangenen, dem Papste nahestehenden Kardinäle Cibo, Pucci und Bibbiena.

Die Eroberung Mailands durch die Franzosen im Jahre 1515 und die Zusammenkunft Leos X. mit Franz I., soweit deren rein politische Seite in Betracht kommt, schildert das 3. Kapitel (S. 78—100). Das 4. (S. 101—145) behandelt zunächst das Vorgehen des Papstes gegen den unbotmäßigen Vasallen Francesco Maria della Rovere, den Herzog von Urbino, die Eroberung des Herzogtums und dessen Verleihung an Lorenzo de' Medici (1516). Dann folgt (S. 116 ff.) die Verschwörung des Kardinals Petrucci und anderer Kardinäle gegen das Leben des Papstes (1517), die einen erschreckenden Blick in die Korruption tun läßt, die unter den verweltlichten Mitgliedern des Kardinalskollegiums zum Teil herrschte. Die der Entdeckung und Bestrafung der Verschwörer folgende große Kardinalsernennung vom 1. Juli 1517 (S. 136 ff.), aus der die ungewöhnlich große Zahl von 31 neuen Kardinälen hervorging, stellte, wenn auch Männer der verschiedensten Art darunter waren, — neben so ausgezeichneten und in jeder Hinsicht würdigen Männern wie den Ordensgeneralen Cajetan, Rumai und Aegidius von Viterbo, dem Niederländer Adrian von Utrecht (dem späteren Papste Adrian VI.) und anderen auch solche, für deren Ernennung politische oder persönliche Rücksichten maßgebend waren, — doch auch im ganzen einigermaßen eine Wendung zum Besseren dar, wenn auch keine so durchgreifende, wie es dringend nötig gewesen wäre. Mit einer sympathischen Seite in der Tätigkeit Leos X., mit seinen Kreuzzugsbestrebungen, namentlich in den Jahren 1517 und 1518, beschäftigt sich das 5. Kapitel (S. 146—174). Der alten Tradition des Heiligen Stuhles folgend, ließ sich Leo X. von Anfang seines Pontifikates an die Kreuzzugsfrage angelegen sein. Mit Ernst trat er der Verwirklichung eines großen Unternehmens näher, als er in der letzten Session des Laterankonzils vom 16. März 1517 den Beschluß der Verkündigung eines allgemeinen Kreuzzuges durchsetzte, dann im November eine besondere Kardinalskongre-

gation bildete, die große Denkschrift ausarbeiten ließ, „die eines der merkwürdigsten Dokumente zur Geschichte der europäischen Bewegung gegen das osmanische Reich im 16. Jahrhundert ist“ (S. 153) und in die Beratungen mit den Mächten eintrat. In diesen Bestrebungen des Papstes „kam noch einmal am Vorabend einer neuen Zeit die mittelalterliche Idee von der Solidarität aller christlichen Staaten im Kampfe gegen die Ungläubigen zum Ausdruck“ (S. 155 f.). An ihm, der wenigstens in dieser großen allgemeinen Angelegenheit auf der Höhe seiner Aufgabe stand und es an Eifer nicht fehlen ließ, lag es nicht, wenn nichts zustande kam; die Sache scheiterte, wie so oft, an der kläglichen Sonder- und Eifersucht der Mächte, unter denen sich Venedig besonders schmählich benahm, während die Politik des englischen Kanzlers, des Kardinals Wolsey, die sich hier zum erstenmal in einer für die Kirche verhängnisvollen Weise geltend machte, dem Papste direkt entgegenarbeitete. Schließlich drängte die Frage der Nachfolge im Kaisertum im Jahre 1518 die Kreuzzugsangelegenheit in den Hintergrund. Die schwankende Politik des Papstes in dieser letzteren Frage stellt in allen ihren Wandlungen und Winkelzügen bis zur endlichen bestimmten Stellungnahme das 6. Kapitel dar (S. 175—198). Das lange fortgesetzte Doppelspiel mit den Rivalen Franz I. von Frankreich und Karl V., wozu noch die eine Zeit lang begünstigte Kandidatur des Kurfürsten Friedrich von Sachsen kam, war vom Standpunkte des italienischen Politikers wohl vielleicht das politisch klügste, was in dieser schwierigen Lage, wenn bloß politische Erwägungen den Ausschlag gaben, getan werden konnte, muß aber als Handlungsweise eines Papstes „tief beklagt werden“ (S. 186). Die beiden folgenden Kapitel haben es mit den Anfängen der kirchlichen Revolution in Deutschland in den letzten Jahren Leos X. zu tun. Weiter zurückgreifend wird in Kap. 7 (S. 199—246) zunächst ein Rückblick auf die Ursachen geworfen, die die Glaubensspaltung in Deutschland vorbereiteten, wesentlich im Anschluß an die umfangreiche Darstellung dieser Dinge, die Pastor in seiner 18. Aufl. des I. Bandes von Janssen (1897) gab, unter Berücksichtigung der seither erschienenen Literatur. Die Mißstände im hohen und niederen, im Welt- und Ordensklerus, die antipäpstliche Oppo-

sition in Deutschland mit ihren Gründen, die politischen und sozialen Schäden, durch welche die kirchlichen Mißstände noch verschlimmert wurden, erfahren eine ungeschminkte Darstellung. Direkt arbeitete der jüngere deutsche Humanismus, von dem älteren in Wesen und Wirksamkeit durchaus verschieden, mit seinen antikirchlichen Tendenzen dem Ausbruche einer Revolution vor (S. 215 ff.). Der Reuchlinische Streit, in welchem die jüngeren Humanisten, den angesehenen Namen des leidenschaftlich gereizten Reuchlin zu ihren viel weiter gehenden Tendenzen mißbrauchend, zum erstenmale als geschlossener Bund auftraten (S. 218 ff.), wurde das Vorspiel des viel bedeutungsvolleren von Martin Luther begonnenen Ablaßstreites, der mit seiner Begründung und Veranlassung S. 222—246 durchaus objektiv, mit scharfer Verurteilung der wirklich vorhandenen, dem Geiste der Kirche und dem Wesen des Ablasses widersprechenden Mißbräuche dargestellt wird; für die Geschichte des in seinen Folgen so verhängnisvollen Mainz-Magdeburgischen Ablasses, der die äußere Veranlassung zum Ausbruch des Brandes wurde, gab jetzt vor allem das Werk Schultes über die Fugger in Rom mit der daran sich anschließenden Literatur neue Aufschlüsse. Den römischen Prozeß Luthers und seine Verurteilung stellt in sehr eingehender Weise das 8. Kapitel dar (S. 247—302). Hier sind insbesondere die in jüngster Zeit erschienenen grundlegenden Arbeiten von K. Müller und Kalkoff berücksichtigt. Der verhängnisvolle Fehler, der in Rom in dieser Sache begangen wurde, bestand darin, daß das mit vollster Würdigung des Ernstes der Lage, den sowohl der Papst selbst als andere Personen in Rom (wie Silvester Prierias) nicht unterschätzten, begonnene Verfahren dann aus politischen Rücksichten solange verschleppt wurde, bis schon alles verloren war. Der Kardinallegat Cajetan ließ sich durch die verschlagene Politik des sächsischen Kurfürsten im guten Glauben zur Ueberschreitung seiner Instruktion verleiten, die Leo X. aus politischen Gründen duldete (S. 254 f.). Dann kam die den kirchlichen Interessen nur schadende Sendung des windigen Miltiz (S. 260 ff.), früher in ihrer Bedeutung, seinem eigenen Auftreten entsprechend, allgemein weit überschätzt, in Wirklichkeit ihrer Bestimmung nach ganz untergeordnet, wie jetzt die neuesten Forschungen von

K. Müller und Kalkoff festgestellt haben, denen sich Pastor hierin durchaus anschließt. Man ließ den eitlen und oberflächlichen Hofmann sein in eigenmächtiger Wichtigtuerei angemaßtes Wesen treiben, seine ohne allen Auftrag noch Autorisation übernommenen Unterhandlungen mit Luther führen, wieder nur aus politischen Rücksichten auf den Kurfürsten von Sachsen, solange die Frage der Kaiserwahl in Rom im Vordergrunde des Interesses stand und den Lutherischen Handel inzwischen daneben als eine Sache von untergeordneter Bedeutung erscheinen ließ, um die Sache inzwischen in die Länge zu ziehen; dadurch wurde in nicht mehr gutzumachender Weise gefehlt: „Man temporisierte, wie so oft auf politischem Gebiet, so auch in dieser wichtigen kirchlichen Angelegenheit. Unendlich viel ist während jener Zeit versäumt worden. Obgleich die Wogen der antipäpstlichen Agitation in ganz Deutschland von Tag zu Tag höhere Wellen schlugen, geschah von Rom aus nichts“ (S. 264). Als endlich insbesondere auf Betreiben des Kardinal-Vizekanzlers Giulio de' Medici und unter Mitwirkung des deutschen Theologen Eck der Prozeß gegen Luther in Rom wieder aufgenommen und zum Abschluß gebracht wurde, war dies für die weitere Entwicklung der Dinge in Deutschland schon zu spät. Die Haltung Luthers in seiner Verbindung mit Hutten war inzwischen eine ausgesprochen revolutionäre geworden (S. 265 ff.). S. 270–276 wird über Entstehung, Inhalt und Bedeutung der Bulle Exsurge Domine gehandelt, dann S. 277 ff. über die Veröffentlichung und Vollziehung derselben durch Aleander und Eck. Durch Luthers weiteres Verhalten machte es unvermeidlich, daß die Bulle Decet Romanum Pontificem am 3. Januar 1521 endlich über ihn und seine Anhänger der Bann ausgesprochen wurde (S. 284 f.). Mit der Darstellung der Ereignisse auf dem Wormser Reichstag (S. 296 ff.), der Verhängung der Reichsacht über Luther durch das Wormser Edikt und der sich anschließenden Wirksamkeit Aleanders in den Niederlanden ist die Geschichte des religiösen Abfalls in Deutschland soweit fortgeführt, als sie für das Pontifikat Leos X. in Betracht kommt. Einen politischen Erfolg brachte dem Papste noch das letzte Jahr, als endlich die Rücksichtslosigkeit und Unehrlichkeit des französischen Königs ihn endgültig abgestoßen hatte, in dem

nde mit dem Kaiser Karl V. (9. Kap., S. 303—349), der den besten Hoffnungen zu berechtigen schien. Leo X. erlebte die Freude, die Nachricht von dem ersten großen Erfolge en Frankreich, der am 19. November 1521 geschehenen nahme Mailands durch das päpstlich-kaiserliche Heer zu er- en, als wenige Tage darauf am 1. Dezember nach kurzer nkheit ganz unerwartet der Tod des erst im 46. Lebens- re stehenden Papstes eintrat.

Der zweite, literatur-, kunst- und kulturgeschichtliche Teil Schilderung dieses Pontifikates wird in Kapitel 10 (S. 350 424) eingeleitet mit einer allgemeinen Charakterschilderung Papstes. S. 363 ff. wird eine Darstellung des päpstlichen anzwesens unter ihm gegeben, wo bei seiner großen Freigebigkeit Prachtliebe beständiger Geldmangel herrschte, S. 373 ff. solche des päpstlichen Hof- und Haushaltes. Der äußere schwung der Stadt Rom unter Leo X. wird geschildert 387 ff., das mediceische Rom als kultureller Mittelpunkt ropas S. 394 ff. S. 397 ff. wird aus den reichen Quellen lebendiges Bild der Lebensweise Leos X. entworfen; be- ders kommt hier seine Liebe zur Musik, seine Vorliebe für senreißer, seine Jagdliebhaberei seine Freude an Festen und ateraufführungen zur Sprache. Wohl die anziehendste genuß- ste Partie des großen Werkes ist das nun sich anschließende ße und inhaltreiche 11. Kapitel (S. 425—558), das in i Teilen Leos X. Stellung zur Literatur, Wissenschaft und st zur Darstellung bringt. Zunächst behandelt der 1. Teil 425–490) die Förderung der Renaissance auf literarischem iete durch ihn. Unter den Poeten im mediceischen Rom den vor allem Bembo und Sadoleto als charakteristische treter der heidnischen und christlichen Renaissance geschildert. Sadoleto schließen sich als namhafte Vertreter der christlich- nischen Poesie Vida, der Dichter der Christiade, Sannazaro, tista Mantovano Zaccaria Ferreri, der Umdichter der Hymnen Breviers an; es folgt eine Uebersicht über den Schwarm der eren lateinischen Dichter, dann Bemerkungen über die enischen Dichter, Accolti, Trissier u. a. dem größten enischen Dichter der Zeit, Ariosto, gelang es nicht, am tlichen Hofe Fuß zu fassen. Daran schließt sich die Pflege-

der Redekunst, die von Leo X. ebenfalls gefördert wurde, da er ein Freund eleganter ciceronischer Beredsamkeit war. Auf dem Gebiete der Geschichtschreibung fällt die Ausbildung der drei großen Historiker, Guicciardini, Machiavelli und Giovio (S. 461 ff.) in das Zeitalter Leos X., wenn dieser auch das Erscheinen ihrer Geschichtswerke nicht erlebte. Auch der Altertumswissenschaft kamen die klassischen Neigungen Leos X. zugute; besonders wird Raffaels Tätigkeit auf diesem Gebiete besprochen. Auf dem Gebiete der Philosophie wird Egidio Canisio von Viterbo, auf dem der Theologie besonders der Kardinal Cajetan hervorgehoben, auch das Verhältnis des Erasmus zu Leo X. besprochen. Unzweifelhafte Verdienste erwarb sich dieser Papst durch die Förderung der griechischen Studien (S. 475 ff.) und durch seine Sorge für die Bereicherung der Bücher- und Handschriftenschätze der Vatikanischen Bibliothek. Auch an großem Interesse und Eifer für die Hebung der römischen Universität fehlte es bei ihm nicht; hauptsächlich infolge der Finanznot hatten aber seine Bemühungen keinen dauernden Erfolg. In der abschließenden Beurteilung wird das literarische Mäcenatentum Leos X. scharf kritisch beleuchtet, aber mit richtiger Maßhaltung zwischen der älteren kritiklosen Verherrlichung und einer ganz absprechenden Beurteilung bei einigen Neueren. Durch die allgemeine Anregung auf verschiedenen Gebieten, die Leo X. dem künstlerischen und wissenschaftlichen Leben gab, erwarb er sich immerhin unbestreitbare und nachwirkende Verdienste, mehr als auf literarischem Gebiete noch auf dem der Kunst, dem sich nun der 2. Teil des 11. Kapitels (S. 491—558) zuwendet. An erster Stelle kommen hier die Werke der Malerei in Betracht, und hier vor allem Raffael, dessen Tätigkeit für Leo X. bis zu dem frühen Tode des großen Meisters (6. April 1520) sehr eingehend geschildert wird. Die Ausmalung der dritten Stanze, des sog. Leosaales durch die Schule Raffaels, die Teppiche für die Sixtinische Kapelle mit Raffaels Kartons dazu, die Loggien Raffaels werden in ihrer Entstehung geschildert, nach Inhalt und Bedeutung erläutert und gewürdigt; die Würdigung der wunderbaren Meisterwerke des Künstlers aus seiner letzten Zeit, der Sixtinischen Madonna und der Transfiguration, macht den Schluß. Neben der entschiedenen Bevorzugung Raffaels und seiner Schule durch Leo X.

konnten die übrigen Maler nicht festen Fuß fassen (S. 530 ff.) Ausgehend von der Schilderung des Verhältnisses des Papstes zu Michelangelo wird dann über Skulptur und Kunstgewerbe gehandelt, hierauf über die Architektur, besonders über die Fortführung des Baues der neuen St. Peterskirche, der unter Raffael als Oberarchitekten bei dem beständigen Geldmangel nur langsamen Fortgang nehmen konnte. Die Schlußbetrachtung über Leo X. als Mäcen der Künste hebt hervor, daß auch auf diesem Gebiete in der früheren traditionellen Darstellung dieser Papst mit Unrecht seinen weit bedeutenderen Vorgänger Julius II. verdunkelt habe; doch „wird man nicht umhin können, zuzugestehen, daß das künstlerische Mäcenat Leos X. ungleich bedeutendere und wertvollere Früchte als sein literarisches gezeitigt hat; Früchte, würdig des alten Kulturprimates der Päpste“ (S. 558). Das größte Verdienst auf diesem Gebiete hat er sich durch die entschiedene Förderung Raffaels erworben; es ist „nicht zu übersehen, daß das immer höhere Emporsteigen Raffaels mitbedingt war durch die außerordentliche Gunst und Hochschätzung, die ihm Leo X. in dem Maße entgegenbrachte, daß der Künstler als eines der hervorragendsten Mitglieder des päpstlichen Hofes erscheint“ (S. 557 f.).

Endlich beschäftigt sich das 12. Kapitel (S. 559—609) mit der kirchlichen Wirksamkeit Leos X., die allerdings gegenüber der Pflege von Literatur und Kunst und der eifrigen politischen Tätigkeit „viel mehr in den Hintergrund tritt, als sich für einen geistlichen Herrscher ziemt“, aber „trotzdem keineswegs unbedeutend war“ (S. 559). Das Wichtigste ist die Fortsetzung des 5. Laterankonzils, das mit seiner im einzelnen vorgeführten Tätigkeit ein bedeutsames kirchliches Ereignis darstellt und ernste Arbeit leistete. Kam es auch „keineswegs zur Festsetzung einer durchgreifenden Reform, so gab doch das Laterankonzil zahlreiche und sehr zeitgemäße Gesetze, auf denen das Tridentinum weiterbauen konnte. Die Hebung des Primates aber verlieh diesem Konzil auch für die Praxis eine weit höhere Bedeutung, als die Synoden von Konstanz und Basel mit ihren vielen Reformdekreten hatten erreichen können“ (S. 575). Freilich fehlte es für die praktische Wirkung an der Hauptsache, an der Durchführung der Reformdekrete, und daß hier nur

wenig geschah, lag hauptsächlich an dem Papste, der nicht der Mann dazu war. Das andere Ereignis von weittragender Bedeutung war der Abschluß des mit Franz I. bei der Zusammenkunft in Bologna vereinbarten französischen Konkordats vom 18. August 1516, das, da es die Aufhebung der pragmatischen Sanktion in sich schloß und damit den schismatischen Bestrebungen in Frankreich ihren festen Rückhalt entzog, von der einen Seite jedenfalls einen Erfolg für das Papsttum bedeutete, der allerdings durch schwere Opfer erkauft wurde, da die Krone mit sehr geringer Beschränkung faktisch das Recht der Besetzung aller hohen Stellen der französischen Kirche erhielt, so daß der ganze höhere Klerus in einer Abhängigkeit von der Regierung war, die von dieser zum schweren Schaden der Kirche mißbraucht werden konnte und auch wirklich mißbraucht wurde. Dann werden auch noch die kirchenpolitischen Beziehungen zu anderen Staaten dargestellt (S. 591 ff), insbesondere zu England, wo das unheilvolle Wirken Wolseys der späteren Losreißung des Landes von der kirchlichen Einheit vorarbeitete, und zum skandinavischen Norden, wo teils durch begangene Mißgriffe (Sendung des Arcimboldi), teils durch die Schwäche Leos X. gegenüber dem blutigen Tyrannen Christian II. von Dänemark der Abfall auch dieser Länder von der Kirche vorbereitet wurde. Bei allen guten Ansätzen war Leo X. seiner kirchlichen Aufgabe in einer so gefahrvollen Zeit jedenfalls nicht gewachsen. Als er starb, konnte aber der ganze Umfang des der Kirche in den germanischen Ländern bevorstehenden Unheils noch nicht übersehen werden. Der zweite Mediceer auf dem Stuhle Petri, Klemens VII., sollte die traurigen Früchte davon ernten, daß zur Zeit seines Verwandten so vieles gefehlt und versäumt worden war; darüber wird die 2. Abteilung des IV. Bandes der Papstgeschichte handeln.

Aachen. Dr. F. Lauchert.

LXII.

Ein garstiger Graben.

Aus Württemberg.

Bei der ersten Zusammenkunft süddeutscher Freunde der „Christlichen Welt", die am 6. Juni 1900 in Durlach stattfand, hielt der evangelische Stadtpfarrer Gotthilf Herzog von Tuttlingen einen Vortrag: „Predigtamt und theologische Wissenschaft",[1]) in welchem er in bewegten Worten klagt über das „Kreuz", das mancher Diener am Wort durchs Leben trägt, „ein Kreuz, das der erste Theologe schon getragen hat und das dem letzten nicht ganz abgenommen werden kann noch wird". Dieses Kreuz ist nichts anderes als die „Spannung zwischen theologischer Wissenschaft und kirchlicher Praxis".

Wir glauben es aufs Wort, daß diese Spannung für Pfarrer und Gemeinde je länger je mehr etwas Drückendes hat. Auf der Kanzel steht in Talar und Barett ein Mann, „der sich von den Eierschalen des Intellektualismus losgerungen", „der die Spur des alten intellektualistischen Sauerteiges, die Auffassung des Glaubens als Zustimmung zu einem bestimmten Quantum theoretischer Sätze" längst überwunden hat. Vor ihm sitzt eine christliche Gemeinde, die „von diesen Eierschalen noch

1) Veröffentlicht in der Zeitschrift für Theologie und Kirche 1901. S. 1—82.

nicht losgekommen", deren Glaube „von dem Fortschritt theologischer Erkenntnis kaum berührt ist". Und zwischen beiden, zwischen Predigtstuhl und Kirchenbänken, zwischen Hirt und Herde ist — „ein garstiger Graben", d. i. der Zwiespalt zwischen dem wissenschaftlichen Bewußtsein eines Theologen und dem Gemeindeglauben, der schroffe Gegensatz zwischen dem Standpunkt des Predigers und der kirchlichen Ueberlieferung.

Allerdings „ein garstiger Graben": auf der einen Seite noch frommer Glaube an den Herrn Jesum als menschgewordenen Gottessohn, jenseits des Grabens aber ein stark retouchiertes „Lebensbild Jesu, das die harte Rinde der Zweinaturenlehre definitiv gesprengt hat"; diesseits noch die Bibel als das Wort Gottes, jenseits der Erfund der Wissenschaft, „der das orthodoxe Inspirationsdogma für immer beseitigt hat". Das ist eine schwüle Atmosphäre und sie erzeugt elektrische Spannungen, die sich von Zeit zu Zeit entladen und blitzhell die Lage beleuchten, in der ein gut Teil der modernen protestantischen Theologen sich befindet.

Manche wollen nun den vorhandenen Zwiespalt einfach dadurch umgehen oder praktisch außer Wirksamkeit setzen, daß sie in der Gemeindepredigt jene Punkte geflissentlich meiden, an denen er hervortreten müßte. „Die Predigt, sagt Herzog, hat ihrer eigentlichen Aufgabe gemäß kein lehrhaftes theoretisches Interesse, sondern sie will Leben zeugen. Was diesen Zweck nicht fördert, das darf sie nicht bloß, sondern das soll sie ruhig abseits liegen lassen. Ueber eine ganze Reihe spekulativer und metaphysischer Lehrsätze, z. B. betreffend Trinität, Präexistenz, Zweinaturenlehre, Satisfaktion usw., welche auf das eigentlich sittlich-religiöse Leben keinen direkten Einfluß haben, kommt so die ernste Predigt ungesucht hinweg."

Andere reden in Worten und Formeln, mit denen sie als Pfarrer einen andern Sinn verbinden als die Mehrzahl der Gemeinde. „Wenn es sich aber um besonders wichtige religiös bedeutsame Fragen handelt, dann sollte auch der Widerspruch gegen die traditionalistische Anschauung, natürlich maß- und taktvoll, mit aller Schonung und Rücksichtnahme zum Ausdruck kommen dürfen".

Bei einem kleinen Teil endlich gibt es Kurzschluß; aus dem Dilemma, der Gemeinde entweder „dogmatisches Stroh oder kritischen Häckerling“ vorsetzen zu müssen, erlöst sie entweder das Entlassungsurteil eines hohen Konsistoriums, oder sie ziehen freiwillig den Talar aus und suchen sich anderswo Arbeit und Brot.

Wen mag es bei solchen Zuständen noch wundern, daß „die Abwendung von der Lehrüberlieferung der Kirche“ immer weitere Kreise erfaßt und man sich ernstlich die Frage vorlegt, wie dieser Abwendung vom Kirchentum Einhalt geboten werden könne? Freilich, das heißt den Teufel durch Beelzebub austreiben, wenn man als Heilmittel dieser Volkskrankheit nichts Besseres anzugreifen weiß als eine Vereinfachung der christlichen Unterweisung, eine Entlastung derselben von Bestandteilen, die nur die Zweifel des Verstandes herausfordern. Der Fehler, der bisher in Predigt und Jugendunterricht gemacht wurde, meint man, sei eben der intellektualistische Betrieb der kirchlichen Unterweisung. „Die Kirche hat die ihr geschenkte bessere Erkenntnis auf ihre Lehrpraxis nicht so einwirken lassen, wie sie hätte sollen; sie hat fortgefahren, den Glauben auf Fundamente zu gründen, als diese sich bereits brüchig zeigten.“ Also das Problem, das hier aufgestellt wird, ist nicht mehr, wie man dem Unglauben auf der Kanzel wehre, sondern wie man die Gemeinde über den garstigen Graben herüberziehen, den Panzer des Dogmas sprengen, den alten intellektualistischen Sauerteig ausfegen könne.

Diesem Zweck soll nicht nur die Verkündigung des Wortes auf der Kanzel dienen, sondern schon in der Schule, im Jugendunterricht soll auf dieses Ziel hingearbeitet werden. „Neben der Predigt ist das wichtigste Mittel der Religionsunterricht, dessen gegenwärtig allerseits angestrebte Reform gegenüber dem früheren intellektualistischen Dogmatismus einen wertvollen Beitrag zur Lösung der heutigen Krisis verspricht“, so lautet eine These jener Durlacher Versammlung.

Neue Aufgaben erstehen hier für den Katecheten, die manchen jungen Predigtamtskandidaten reizen dürften; neue

Fragen tauchen auf, die schon so brennend geworden sind. Daß bereits die wissenschaftliche Darstellung, die Methodenlehre des Religionsunterrichts sich mit ihnen befassen zu müssen glaubt.

Im Jahre 1904 veröffentlichte Ottmar Schönhuth, Lizentiat der Theologie und bis dahin Repetent am Tübinger evangelischen Stift, eine Anleitung zum Katechisieren,[1]) herausgewachsen aus den praktischen Uebungen, die er als Assistent an der Tübinger Predigeranstalt mit den dortigen Kandidaten in der Katechese zu halten hatte. Er will darin zwar nicht untersuchen, ob und inwieweit den Resultaten der biblischen Kritik Einfluß auf die Gestaltung des Religionsunterrichts einzuräumen sei; aber er glaubt es doch seinen Schülern und der Vollständigkeit einer Methodenlehre schuldig zu sein, daß er zeigt: „wenn ich einmal irgend einem Unterrichtsstoff gegenüber, sei es historische, sei es dogmatische Bedenken habe, wie muß ich ihn dann behandeln? Wie kann ich diesen Bedenken und meiner Ueberzeugung gerecht werden, ohne doch das Gemüt der Kinder zu verwirren und ihnen etwas zu rauben, für das ich ihnen jetzt jedenfalls keinen entsprechenden Ersatz bieten kann?"

Es ist nicht ohne Interesse, zu beobachten, welche Versuche gemacht werden, um das Schifflein der Katechese zwischen dieser Scylla und Charybdis hindurchzusteuern. Unser Autor findet drei Wege, wie man an „derlei Schwierigkeiten" vorbeikommen kann.

Am einfachsten ist, „man übergeht solche Stücke der Schrift oder der Dogmatik, denen man innerlich nicht beistimmen kann, mit Stillschweigen!"

Wenn ich nicht glaube, daß Petrus die in der Apostelgeschichte berichtete Rede am Pfingstfeste wirklich gehalten hat, „so lasse ich einfach die Personalfrage ganz aus dem Spiele und behandle die Rede als eine Probe, wie man damals den Juden das Evangelium verkündigte. Ich wüßte nicht, was den Kindern dabei verloren gehen sollte."

1) Methodenlehre f. d. Unterricht in Religion. Tübingen. Mohr 1. M.

Wenn ich an die Tradition nicht glaube, daß die biblischen Bücher alle von den Männern geschrieben sind, deren Namen sie an der Spitze tragen, so „wird diese Tradition am ehesten dadurch verschwinden, daß man sie im Unterrichte einfach ignoriert." Wenn ich das Christusbild mit den Strichen des Evangelisten Johannes nachzuzeichnen versuche, so „kann ich dabei die Frage ganz aus dem Spiele lassen, ob im Leben Jesu alles genau so zugegangen und ob er das alles genau so gesprochen hat."

Wenn ich an die Geschichtlichkeit der Patriarchen nicht glaube, so behandle ich sie eben „als klassische Typen der alttestamentlichen Frömmigkeit; als solche kann auch der kritische Theologe sie behandeln, ohne sein wissenschaftliches Gewissen zu belasten". „Wenn ich auch persönlich es nicht über's Herz brächte, die Vorgeschichte des Lebens Jesu den Kindern als reinen Mythus darzustellen, so würde ich mich doch vor einer dogmatischen Ausdeutung der Geburts- und Kindheitserzählungen hüten". Ja noch mehr. „Wenn man sich das Dogma von der Dreieinigkeit oder von der Jungfraugeburt, oder von der Auferstehung des Fleisches nicht aneignen kann, so wird man es aus Gründen der Ehrlichkeit und des Taktes eben übergehen."

Das ist die erste Nottüre, die in der evangelischen Predigeranstalt in Tübingen den angehenden Katecheten in ihren Gewissensnöten gezeigt wird.

Wie man so stillschweigend Stücke, gegen die man Bedenken hat, fallen läßt, so kann man aber auch stillschweigend neue Anschauungen einführen. Wenn man etwa bei der Abendmahlslehre „vom lutherischen Typus abweicht", wozu sich dann in eine weitläufige Erörterung der verschiedenen dogmatischen Theorien einlassen? Nil dicens läßt man den offiziellen lutherischen Abendmahlsbegriff verschwinden und substituiert statt dessen seine eigene Abendmahlslehre, „das, was nach unserer Ueberzeugung die wirklich biblische Lehre vom Abendmahl ist."

Endlich kann es aber doch auch Fälle geben — und das ist der dritte Weg — wo es Pflicht ist, auf die Differenz

zwischen der offiziellen und unserer Ansicht au
hinzuweisen. Dahin gehört z. B. die Schöpfu
die Wunderfrage, die Theorie vom Tode Christ
Strafstellvertretung und endlich das Problem der m
Gottessohnschaft Christi. Um hier die „Spannun
den fortgeschrittenen Ansichten des Katecheten und der t
Kirchenlehre auszugleichen, sage man den Kindern ol
schweise: „Es gibt ernste Christen, die aus ernsten
den Wundern, besonders an den Totenerweckungen
darum wird man ihnen den Christennamen nicht
Die größte Wundermacht Jesu erweist sich schließlich
daß er aus Sündern neue Menschen macht. „u
Wundermacht glauben wir alle."

Oder: „die einen stellen Christus unmittelbar
und erklären, es sei kein Unterschied zwischen ihm
Vater; andere meinen, er sei ein Mensch gewesen,
wir, nur so fromm und so rein, wie sonst keiner.
Wahrheit wird wohl kein Mensch wissen; wir ste
einem Geheimnis."

Eines möchte ich nach diesen Proben wohl
Lektionsplan oder eine Erklärung des Katechismu
diesen drei Grundsätzen eines modernen Theolog
sind. Hilflos sind die Kinder einem solchen Kat
antwortet. Gibt der Pfarrer durch Mißbrauch
Aergernis, so kann die Gemeinde wenigstens sich w
die Lehrfreiheit fordert als notwendige Ergänzung
digkeit einer sich selbst schützenden Gemeinde." [1])
dieses Korrelat der Lehrfreiheit bei den Kleine
mündigen? Welche Glaubensüberzeugung mag
Religionsunterricht begründen und welchen Einfl
sittliche Leben mag ein solch verschwommenes re
wußtsein ausüben?

Energisch betont zwar Schönhuth: „Ein förmlich
bekenntnis vor den Kindern abzulegen, wird im E

1) Herzog a. a. O. S. 36.

von einem Lehrer verlangen." [1]) Und doch stellt er selbst als oberste Forderung für den Religionsunterricht die Klarheit und Wahrheit auf: „Es muß beim Katecheten etwas hindurchklingen durch den Ton seiner Stimme und etwas herausleuchten aus seinen Augen, daß die Kinder spüren: er ist selber heimisch in der Welt, die er uns erschließen will, es ist ihm heiliger Ernst mit der Wahrheit, von der er zeugt. Daß von einem Unterricht, der so von einer lebendigen, kraftvollen, persönlichen Ueberzeugung inspiriert ist, suggestive Einflüsse ausgehen und eine junge Seele in ihrer Tiefe zu erfassen vermögen, — so daß noch der Mann von den Nachwirkungen zehrt, das ist vielfach bezeugt." Welcher Art aber werden dann die Nachwirkungen eines Unterrichtes sein, dem das Lebensmark persönlicher Glaubensüberzeugung fehlt, der den einen Glaubensartikel verschweigt, den anderen umdeutet, beim dritten ausdrücklich erklärt: vielleicht ist es so, vielleicht auch nicht! Wie soll es möglich sein, damit das letzte Ziel der Katechese zu erreichen, das Schönhuth selbst dahin präzisiert: „das letzte Ziel der Entwicklung ist, die Kinder dahin zu bringen, daß sie sagen können: ich weiß, an wen ich glaube."

Je weniger aber eine solche negative Theologie positives Wissen zu vermitteln hat, desto mehr wird Kraft und Platz gewonnen für andere Dinge, bei denen der Katholizismus die Kosten zu bezahlen hat, für eine Polemik, davon manche Erscheinung beredtes Zeugnis gibt. [2])

Warum wir uns überhaupt um diese Vorgänge im andern Lager kümmern und davon reden? Weil es sich um einen bislang gemeinsamen Besitz christlichen Glaubens handelt, der in Gefahr ist, weiten Kreisen unseres deutschen Volkes verloren zu gehen, und zwar durch die Schuld seiner berufenen Hüter. Diese betrübende Erscheinung hat einem Laien die Feder in die Hand gedrückt, der in der „Kreuzzeitung" [3]) klagt: „Wenn

[1]) Schönhuth a. a. O. S. 108.

[2]) Vergl. Dreiunddreißig Fragen über die Unterscheidungslehren. Stuttgart. Evangel. Gesellschaft.

[3]) 1905. Nr. 39; 1. Beilage.

selbst Pastoren an der Spitze der Gemeinde als Zweifler an dem biblischen Christus auftreten, was soll man dann von den Gliedern halten? . . . Der jetzige Geist beherrscht viele theologische Professoren, und zu den Füßen der Professoren bilden sich die jungen Geistlichen, und aus diesen entstehen die späteren Leiter der Kirche. — Ist es nicht beschämend, wenn man Aeußerungen hören muß, wie: ‚Gläubige Menschen könnten in der evangelischen Landeskirche nicht mehr bleiben.‘ Haben diese Stimmen Recht? — Eines bitte ich zu beachten: die Laienelemente sind heute beunruhigt; *sie werden zum Abfall vom Glauben getrieben, leider sehr oft durch die eigenen Pastoren.*"

Die täglichen Vorgänge, die sich zwischen Frankreich und dem Böhmerwald abspielen, geben dem Manne Recht, wenn er den Pastoren ein lautes „J'accuse" zuruft. Von Strauß' „Leben Jesu" bis zu Frenssens „Hilligenlei" haben schon viele an dem „garstigen Graben" mitgegraben und mitgeschaufelt, und die Gefahr liegt nahe, daß über kurz oder lang auf protestantischer Seite der letzte Rest christlichen Glaubens darin versinke. Und das offizielle Kirchenregiment? — Hilf- und ratlos steht es solchen Nöten gegenüber.

K. R.

LXIII.

Rom und der Syllabus.

Ein erweiterter Vortrag von Professor Dr. Carl Braig, Freiburg i./Br.

Der Sänger der ‚Göttlichen Komödie' hat viele und
nigfaltige Aussprüche dem alten und dem christlichen Rom
idmet. Eine Gedankenfassung Dantes ist wohl am
nntesten geworden. „Zwei Sonnen hat Rom", sagt der
hter, „und sie leuchten ob den beiden Straßen, ob der
n, die durch die Welt hin leitet, und ob der anderen, die
Gott führt. So hat die hehre Roma, der von Gott
ählte Mittelpunkt der Weltmonarchie — mit dem Kaiser
der Spitze — und das durch den Ewigen vorherbestimmte
upt der Weltkirche — mit dem Papst an der Spitze —
Ordnung hienieden und für's Jenseits geschaffen. Jeder
uerstein Roms ist darum ehrwürdig, und preiswürdiger ist
e Stätte denn irgend ein menschenbewohnter Ort auf
den".[1])

Viel früher schon als in den Zeiten Dantes war ein
licher Gedanke von Leo I. entwickelt worden, dem großen
pste, der sein Rom wiederholt vor dem Untergange be-
hrt hat, einmal als Leo die Stadt gegen den Hunnenkönig
la nicht mit dem Schwerte, sondern durch die Macht

[1]) Dante, Inferno II, 20. Purgatorio XIV, 107. Conviv. IV, 5.

seines Wortes schützte, dann als er sie in gleicher W
vor der Plünderung durch den Vandalenkönig Genserich
hütet hat.

„Der Fürst der Apostelschar", erklärt Papst Leo, „
heilige Petrus ward von der Vorsehung nach der Hochb
des Römerreiches gewiesen, auf daß das Licht der Wahrh
die zum Segen aller Völker zu verkünden war, um
wirkungsreicher vom Haupt aus über den ganzen Leib
Welt sich ergöße. Waren denn nicht Vertreter aller Na
nalitäten damals in der Stadt Rom vereinigt? Und hä
den Völkern des Erdenrundes verborgen bleiben können, w
zu Rom kund geworden war? Hier, in der Weltst
konnten und mußten die Wahnmeinungen der Philosop
überwunden, hier mußten die eitlen Einbildungen der Erd
weisheit in ihrer Nichtigkeit aufgezeigt werden; hier,
Sammelpunkte des rührigsten Aberglaubens und aller
spreizenden Menschentorheit, mußte und konnte der Göt
dienst jeglicher Art besiegt, jede frevelnde Gottlosigkeit v
tilgt werden".[1])

Von einem der größten Dichter und von einem
erleuchtetsten Päpste, von Dante Alighieri und v
Leo Magnus werden wir über die Weltstellung Ro
belehrt, und beide glauben an eine unvergängliche Bedeutu

1) Leo I. (440—461), Sermo prim. de St. Apost. Petro
Paulo: Beatissimus Petrus princeps apostolici ordinis
arcem Romani destinatur imperii, ut lux veritatis, quae
omnium gentium revelabatur salutem, efficacius se ab i
capite per totum mundi corpus effunderet. Cuius au
nationis homines in hac tunc urbe non essent? aut q
usquam gentes ignorarent, quod Roma didicisset? Hic c
culcandae philosophiae opiniones, hic dissolvendae er
terrenae sapientiae vanitates, hic confutandi daemon
cultus, hic omnium sacrilegiorum impietas destruenda,
diligentissima superstitione habebatur collectum, quidq
usquam fuerat vanis erroribus institutum. — Leo und At
425; Leo und Genserich 455.

der Herrschaft, die das christliche Rom von der ewigen Vorsehung empfangen hat. Freilich der Spruch, den das Golddiadem des letzten Heidenkaisers trug, welcher, Diokletian, fern von der Hauptstadt als dalmatinischer Bauer aus dem Leben schied, nachdem er die wankenden Grundlagen des Reiches vergeblich durch Ströme von Christenblut wie mit einem Zauberkitte zu festigen versucht hatte, der Spruch, sag' ich:

„Roma, caput mundi, regit orbis frena rotundi“
„Roma, das Haupt der Welt, es regieret die Zügel vom Erdkreis“

gehört zu den ironischen Inschriften, zu den ironischen Ausrufen der Weltgeschichte. Doch was nach der Uebereinstimmung aller von keiner Kaiserkrone gesagt werden konnte, das trifft nach der Ueberzeugung ungezählter Millionen von dem Symbole der Papstgewalt zu: „Non praeteribit, sie wird nicht untergehen!“

Millionen und Millionen hegen diese Ueberzeugung. In wachsender Anzahl aber treten ihnen andere entgegen, die vermeinen, daß, wie das alte Rom verschwunden ist, auch das neue, das christliche Rom, seine Weltrolle nur für eine Zeit zu spielen hatte, und daß diese Zeit nun abgelaufen sei. Roms geistige Macht ist gebrochen, und zwei Momente namentlich beweisen dies.

Daß das Rom der Päpste die Geister seit langem nicht mehr zu lenken vermochte, so versichern die Gegner, hat im 17. Jahrhundert die Verurteilung Galileo Galileis unwidersprechlich dargetan. Und daß Rom zu dem Geiste der modernen Kultur sich in einen unaufhebbaren Gegensatz gestellt hat, das hat im 19. Jahrhundert der Syllabus Pius' IX., der Vorläufer des vatikanischen Konzils, geoffenbart.

Die Galileisache soll kurz berührt werden. Dann prüfen wir die Aufstellungen und die Anklagen der Romgegner, indem wir Antwort suchen auf die zwei Fragen:

Was soll der Syllabus nach der Meinung seiner Kritiker sein?

Was ist der Syllabus Pius' IX. in Wirklichkeit?

I.

Philosophen und Theologen sind es zumeist, die nach einem Grundplane der Weltgeschichte forschen. Sie machen den Plan, wenn sie trauen ihn gefunden zu haben, zum Maßstabe, der es ermöglicht, die gewaltigsten Erdenmächte sowie die gewaltigsten Ereignisse auf der Erdenbühne gegen einander abzuschätzen und abzugrenzen. Mit Vorliebe werden die Weltreiche und die Weltstädte der vergleichenden Beurteilung unterworfen.

Babylon, heißt es, das Zentrum eines ältesten Riesenreiches, hat der Thron der Welt sein wollen. Athen, der Mittelpunkt des feinsinnigsten und gebildetsten aller Völker, der Hellenen, mag als die Hochschule, die Kunstschule der Welt gepriesen werden. Jerusalem, die Herrin des merkwürdigsten Volkes, das wie ein geheimnisvoller Fremdling auf Erden erschienen ist, und das wir heute, eine geheimnisvolle Schickung zu erfüllen, durch alle Lande zerstreut sehen, Jerusalem war die Tempelstadt der Welt. Altrom, dessen Schwert die Quader zu hauen, dessen Recht die Massen zu ordnen hatte, woraus das gewaltigste der Völkergebäude aufzuführen war, ist die erobernde Faust, die regierende Hand des Weltalls gewesen.

Doch mögen die Bezeichnungen der Weltstädte vor langer Zeit und für lange Zeit gegolten haben, von all der Macht und Herrlichkeit gilt heute: Sie sind gewesen! Da tritt Neurom, das christliche Rom, das Rom der katholischen Kirche und der Päpste, in die Geschichte ein und die Historiker des Christentums verkünden mit seinen Philosophen, Dichtern und Theologen: Das Rom der Apostelfürsten Petrus und Paulus ist Kopf und Herz und Gewissen der Welt geworden. Seine Mission ist die Mission des Friedens, da jedes Recht anerkannt und verfochten wird, das Recht der Kirche und das Recht des Staates, das Recht des Glaubens und das Recht der Wissenschaft, eine

Friedens also, der auf dem richtigen Maße der irdischen und der himmlischen Gewalten, auf dem geordneten Verhältnisse zwischen Auktorität und Freiheit, zwischen Gebot und Willigkeit, zwischen befehlender und gehorchender Vernünftigkeit begründet ist, eines Friedens, der seinerseits allein das rechte Maß, das gehörige Verhältnis der menschlichen Dinge wahren, sichern, verewigen kann.

Dem katholischen Historiker stimmen die ersten nichtkatholischen Kritiker bei.[1]) Die Weltmonarchie der heidnischen Römer, sagt Ferdinand Gregorovius im Namen vieler, die wir doch als eine einzigartige Tatsache der Geschichte anstaunen, war gegen das christliche Rom nur ein dürftiger Gedanke; das Papsttum, dessen Sitz das bekehrte, das gerettete Rom der untergegangenen Cäsaren geworden ist, stellt die kraftvollste, die umfassendste Organisation dar, welche die Entwicklung der irdischen Dinge bisher geboren werden ließ. Allein, so fügen die Kritiker schnell hinzu, Roms Größe, die Macht des Papsttums, die Einwirkung der mittelalterlichen Kirche, das alles ist dahingegangen: Roms Aufgabe ist vollendet, seine Zeit ist vorüber.

Es wird wohl für immer richtig bleiben nach der Meinung von Karl Hase: Rom, das Rom der Päpste, hat in den Stürmen der Völkerwanderung Europa und durch Europa die Welt vor der Gefahr bewahrt, von der Barbarei verschlungen zu werden. Im Vatikan stehen die Geister der Alten gleichsam in göttlichen Marmorbildern verewigt, und von dort aus sind die Schätze edelster Wissenschaft und Kunst zum freien Besitztum aller gebildeten Völker der Welt geworden. Rom hat die Völker des Erdkreises für das

1) Vgl. Alfred v. Reumont, Geschichte der Stadt Rom III, 2 (1870). — Leopold v. Ranke, Die römischen Päpste I. — Ferdinand Gregorovius, Die Grabdenkmäler der Päpste [2](1881). — Karl v. Hase, Erinnerungen an Italien [2](1891). **Lord Macaulay, The History of England I.**

Christentum und damit für die bis heute glorreichste Kultur erzogen. Indessen — man betont es mit Triumphgefühl — die führenden Nationen der Erde sind längst mündig geworden; sie haben sich von Rom, ihrer ehedem mütterlichen Herrin und Lenkerin, abgewandt. Rom hat seine überragende Gewalt im Reiche der Geister und der Herzen nicht blos eingebüßt, es vermochte seine Großmachtstellung in der Kultur fürder gar nicht mehr zu behaupten. Sein Einfluß auf den Fortschritt der Erkenntnis, der größten Potenz unter den Menschen, weil sie nach dem alten Aristoteles zur Naturgewalt heranwächst[1]) — Roms Leitung des menschlichen Wissens hat sich selbst als ein unmöglicher Versuch erwiesen an dem Tage, wo römische Theologen, Beauftragte des Papstes, bei der Verurteilung Galilei's der Wissenschaft ein Willkürgebot entgegenstemmten, ihrer notwendigen Entwicklung durch leere Glaubensgesetze Stillstand vorzuschreiben beflissen waren.

Wir müssen den Galileihandel streifen, weil die Gegner Roms darin zwar nicht den ersten, aber den augenfälligsten Versuch der katholischen Kirche sehen, die wissenschaftliche Forschung sowohl in Rücksicht auf ihre Methoden als in Bezug auf ihre Resultate zu vergewaltigen. Dies Unterfangen, das allerdings Roms Ansehen in den Fragen des Erkennens endgiltig vernichtet habe, wie betont wird, sei das bedeutsamste Vorspiel zu einem späteren Attentat auf die Menschenbildung und die Weltkultur gewesen. Das Attentat soll im Syllabus vom 8. Dezember 1864 verübt worden sein.

Welches ist der springende Punkt in dem berühmten und, setzen wir gleich bei, dem heute noch beklagenswerten Galileiprozeß?

Die Sonne, nicht die Erde ist der Mittelpunkt des Weltalls; die Erde, die sich um die eigene Achse dreht,

---

1) Πάντες ἄνθρωποι τοῦ εἰδέναι ὀρέγονται φύσει. Aristoteles, Metaph. I. 1.

läuft, ein Planet unter den Planeten, um das Zentralgestirn, die Sonne. Das sind die kurzen Sätze, in denen Galilei die neue, die kopernikanische Weltanschauung der alten, der aristotelisch-ptolemäischen entgegengestellt hat.

Die Theologen der römischen Inquisition haben die Sätze, indem sie dieselben in Gegensatz zu den heiligen Schriften und zu deren Auslegung durch die Väter brachten, für irrig, für häretisch erklärt, und Galilei ward genötigt, seine „Irrtümer" abzuschwören. Der Weg der streng wissenschaftlichen Beobachtung also — das folgert man aus dem Vorgehen der römischen Behörden — ist durch die katholische Kirche verboten, und ein Resultat der richtigen Forschung, die wissenschaftliche Wahrheit selber ist in Galilei verdammt worden. Damit soll dargetan sein, daß Rom nicht die Wahrheit will, sondern daß der Papst die Wahrheit meistern, die Wissenschaft knechten, die Freiheit des Denkens entrechten will, das doch nicht einem Machtspruche sich fügen, das nur nach den Gesetzen der Vernunft sich bewegen kann. Daher, das ist der Schluß, kann Rom, seitdem seine geheimsten wissenschafts-, freiheits- und wahrheitsfeindlichen Bestrebungen enthüllt sind, die Führung des menschlichen Wissens, die Leitung des Kulturfortschrittes nicht mehr haben und nie mehr erringen. Niemand, dem der Galileihandel bekannt ist, wird sich, nach der Meinung unserer Kritiker, wundern dürfen, wenn er sieht, daß der römische Katholizismus, dessen Majestät im 12. und 13. Jahrhundert eine gebietende gewesen, vom 16. und 17. Jahrhundert ab zu einer ungeheuren geistigen Verarmung gelangt ist, und daß die katholischen Völker der Neuzeit vor dem innerlichen Bankrotte stehen. Adolf Harnack urteilt in dieser Weise.

Nun — wir zögern keinen Augenblick, zu versichern, daß der Galileiprozeß, die Verurteilung des Florentiner Physikers, ebenso wie die Verurteilung der Schrift des frommen Frauenburger Domherrn Nikolaus Kopernikus, ein Unglück, ein sehr großes Unglück gewesen ist. Denn Kopernikus

und Galilei hatten im wesentlichen das Recht und die Wahrheit auf ihrer Seite; die römischen Theologen aber haben in der Sache, in der astronomischen Frage nach dem Bau und der Bewegung des Sonnensystems geirrt, und indem sie für irrige Meinungen in der Himmelskunde das Ansehen der Hl. Schrift einzusetzen versuchten, haben sich die römischen Richter arger Mißgriffe schuldig gemacht. Kein Kundiger bestreitet heute, daß Galilei, so mangelhaft seine Beweise für die neue Astronomie noch waren, und so bitter der heißblütige, nicht immer starkmütige Mann über seine Widersacher absprechen mochte, auf guten Wegen ging — als er die Heiligen Bücher an sich für unverletzbar und irrtumsfrei erklärte; als er anmerkte, daß die Ausleger der Bibelworte fehlen können, wenn sie diese, die sich der Fassungskraft auch roher und ungebildeter Menschen, sowie gewissen Zeitmeinungen in volkstümlichen Ausdrücken anbequemen, buchstäblich, im eigentlichen Wortsinne verstehen wollen; als er dafür hielt, daß es verboten sein sollte, den Wortlaut von Schrifttexten zu verwenden, um naturwissenschaftliche Ansichten zu stützen, deren Gegenteil von einer späteren Beobachtung mit überzeugenden Gründen dargetan werden könnte, kurz, als er sich auf den Standpunkt des großen Geschicht[s]forschers, des Kardinals Cäsar Baronius stellte, der ih[m] gesagt hatte: „Die Absicht des Heiligen Geistes — mit d[er] Schrift — war es, uns zu lehren, wie wir in den Himm[el] kommen, nicht wie der Himmel sich bewegt.“ [1])

Wir verwundern uns heute, daß es in der Zeit Galilei[s] engherzige Anschauungen gegeben hat, die zwischen de[n] Glaubenssätzen unserer Religion und dem Beweise für d[ie]

1) Brief Galileis an Castelli vom 21. Dezember 1613 und dessen Erweiterung in einer Briefabhandlung an die Großherzogin Christine in Florenz. Vgl. u. a. Kneller, Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft², 1904. Zöckler, Gottes Zeugen im Reiche der Natur², 1906.

Aufstellungen einer weltlichen Wissenschaft nicht zu unterscheiden wußten. Wir wundern uns umsomehr, als Denker von der Schärfe eines hl. Augustinus, eines hl. Thomas von Aquin das Verhältnis zwischen Glauben und Erkennen, zwischen Bibel und Naturforschung längst in den richtigen Grundlinien gezeichnet hatten.[1] Das Konzil von Trient hatte zudem feierlich erklärt, daß die Kirche, wenn es sich um Lehrüberlieferungen und um die Auslegung der Heiligen Bücher handle, zum Richtmaß ihres Urteils nichts anderes als die Substanz des Christenglaubens, nichts anderes als die Wesenspunkte der christlichen Sittenlehre nehme, nehmen dürfe, genommen wissen wolle, daß folglich Dinge, die mit der Glaubens- und Sittenlehre keinen unmittelbaren Zusammenhang haben, nicht vor den Richterstuhl des kirchlichen Lehramtes gehören.[2])

Dieselben Gedanken hat das Vatikanische Konzil wiederholt. Galileis Unterscheidung, wonach die Erkenntnisfähigkeit der menschlichen Vernunft und unsere natürlichen Erkenntnisse die Vorbedingungen sind für die Möglichkeit des

---

1) Augustinus sagt (vgl. namentlich De Gen. ad litt. an verschiedenen Orten), daß wir „in rebus obscuris atque a nostris oculis remotissimis" über Schriftaussprüche „salva fide qua imbuimur" unterschiedlichen Ansichten huldigen können, und der große Lehrer warnt: „In nullam earum nos praecipiti affirmatione ita projiciamus, ut, si forte diligentius discussa veritas eam recte labefactaverit, corruamus, non pro sententia divinarum scripturarum, sed pro nostra ita dimicantes, ut eam velimus scripturarum esse, quae nostra est, cum potius eam, quae scripturarum est, nostram esse velle debeamus." Bekanntlich wiederholt Thomas von Aquin denselben Gedanken (S. th. I, 67, 4; 68, 1; 70, 1; cf. Sent. II. dist. 12, a. 2). Die Enzyklika Leos XIII. über das Studium der Hl. Schriften (Providentissimus) stellt sich vorbehaltlos auf den gleichen Standpunkt.

2) Trident. sess. IV. decr. de edit. et usu sacr. libr. Cf. Vatican. sess. III. cap. 2. de revelat.

Glaubens und für die Erfassung höherer Wahrheiten durch den Glauben, ist auch die Unterscheidung des Vatikanums. Es schärft ein, daß die Anerkennung einer doppelten Ordnung des Wissens, der natürlichen Kraft menschlicher Einsicht und der übernatürlichen Kraft göttlicher Offenbarung, eine stehende, eine Grundüberzeugung in der katholischen Kirche bildet. Und als eine Ruhmestat der im Vatikan vereinigten Väter darf es gepriesen werden, wenn sie gegenüber den Versuchen, der gelehrten Forschung willkürliche Hypothesen, hohle Vorstellungen und Philosophenwahn unter dem Scheine von Beweisen aufzuzwingen, die echte Freiheit der Wissenschaft mit ernstem Nachdrucke verteidigen, jener Wissenschaft, die mit schon ausgemachten Wahrheiten niemals in Widerstreit gerät, und die bei ihren Untersuchungen sich von erweisbar richtigen Grundsätzen, nicht aber von den Truggestalten vergänglicher Tagesmeinungen, von den Wunschgebilden eitlen Rühmens und nichtigen Versprechens leiten läßt.[1])

Halten wir dies alles uns vor Augen, dann sehen wir klar ein, daß es große Böswilligkeit oder, was wir lieber annehmen möchten, ein übler Irrtum ist, wenn Andersdenkende behaupten, in dem Galileistreite sei die „katholische Kirche", das „System des Papstes", das „römische Glaubensdogma" in einen Gegensatz zu der begründbaren Wahrheit in der Physik und Astronomie getreten. Nein, Schulmeinungen sind im Galileihandel einander gegenübergestanden, eine alte, allverbreitete, falsche Meinung einer neuen, erst im engen Kreis bekannten, noch nicht bewiesenen, aber in sich richtigen Ansicht. Daß eine römische Behörde — nicht die katholische Kirche — sich auf die Seite der unrichtigen Meinung stellte, das können wir zu allen Zeiten nur bedauern, und daß die päpstlichen Theologen, um die richtige Anschauung der Naturwissenschaft aus dem Felde zu schlagen, den Glauben und die Hl. Schrift anriefen, das war gewiß ungehörig. In der

1) Vatican. Sess. III. cap. 4 de fide et ratione.

Tat, bis auf die Stunde muß die katholische Kirche büßen für den Fehler übelberatener Männer: Hohn und Verdächtigungen gegen uns haben seitdem nicht aufgehört. Allein mit dem Dogma, mit dem Glaubenssystem der katholischen Kirche hat der Galileihandel nichts zu tun. Wer daraus eine Feindschaft des Katholizismus gegen die Wissenschaft und Kultur herleitet, kennt die Streitsache gar nicht. Oder aber ein Gegner schmäht uns wider besseres Wissen. Dann muß er den Gelüsten seines Herzens überlassen bleiben.

Wir werden uns nicht beikommen lassen, einen noch verdrießlicheren Fall, als der Galileifall gewesen, gegen die Widersacher auszunützen.

Neben Galileo Galilei hat sich sein Zeitgenosse Johannes Kepler (1571—1630) unsterbliche Verdienste um die kopernikanische Welterklärung und um die gesamte Wissenschaft der Astronomie erworben. Der Mann, dem die Wahrheit über alles ging, hat, genau wie Galilei, an der Ueberzeugung festgehalten, daß die Hl. Schrift nicht darauf ausgeht, Belehrungen über Physik und Sternkunde zu erteilen, daß sie nach der Menschenweise, nach dem Augenschein redet, daß sie die Bilder der natürlichen Dinge nur als Beispiele gebraucht, um höhere Wahrheiten dem schwachen und stumpfen Sinn der Menge näherzubringen. „Laßt mir den Heiligen Geist aus dem Spiele", ruft der fromme Jünger ernster Wissenschaft aus — „treibt nicht euren Spott mit ihm, daß ihr ihn zum Physikprofessor machet!" [1])

---

1) „Mag in theologischen Fragen", schreibt Kepler, „das Gewicht der Autoritäten gelten: in der Philosophie gilt das der Gründe. Heilig sei daher Laktantius, der die Kugelgestalt der Erde verneinte, heilig Augustinus, der sie zwar zugab, aber keine Gegenfüßler anerkennen wollte; heilig das Amt derer, die heutzutage die Kleinheit der Erde zugestehen, aber ihre Bewegung leugnen! Doch heiliger ist mir die Wahrheit, wenn ich, bei aller Achtung vor den Lehren der Kirche, aus der Philosophie beweise, daß die Erde rund, von Antipoden umwohnt, ein Pünktchen im

Nun, was mußte Johannes Kepler erleben? Es waren die unglückseligsten Jahrzehnte der deutschen Geschichte. Der dreißigjährige Krieg erniedrigte, marterte, zerfleischte unser Vaterland. Da hat das katholische Oesterreich, das, wie die Gegner eifern, Johannes Keplers evangelischen Glauben verfolgte und seine Heimat befehdete, dem Astronomen zwar kein luxuriöses Auskommen, aber das nötige Brot geboten. Hingegen hat sein Heimatland, dem er wegen seines Bekenntnisses zu der kopernikanischen Weltauffassung, dann wegen seines Briefwechsels mit einigen gelehrten Jesuiten, und weil er die Vorstellung von einer Allgegenwart des Leibes Christi im Abendmahle nicht unterschreiben wollte, verdächtig war — das protestantische Konsistorium in Stuttgart hat den ebenso genialen wie gläubigfrommen Mann als „Schwindel-

---

Weltall ist und unter den Sternen wandelt." — Diese Worte gemahnen an die Aeußerung von Nikolaus Kopernikus: „Sollten etwa leere Schwätzer, die von der Mathematik nichts verstehen, auf Grund irgend einer Stelle der Hl. Schrift, welche sie böswillig für ihre Zwecke verdrehen, sich herausnehmen, meine Lehre anzugreifen und zu verfolgen, so werde ich mich um diese Menschen gar nicht kümmern, sondern ihr Urteil als eine Anmaßung verachten. Es ist ja bekannt, daß der berühmte Laktantius, weil er zu wenig Mathematik verstand, recht kindisch von der Gestalt der Erde spricht, indem er jene verspottet, die sie für kugelförmig halten. Deshalb darf es die Männer der Wissenschaft nicht wundern, wenn dergleichen Leute auch mich verspotten werden. Mathematik wird eben nur für Mathematiker geschrieben." Vgl. Zöckler a. a. O. 133 u. 80 f. Als Zeugnis für die echt katholische Frömmigkeit von Kopernikus zitiert Zöckler auch die Strophe aus einer Ode von Aeneas Sylvius Piccolomini (P. Pius II.) auf das Leiden des Herrn, die wohl nach des Astronomen ausdrücklichem Wunsch auf seinen Grabstein gesetzt worden:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri neque posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni,
Sedulus oro.

hirnlein" und „Letzköpflin" behandelt, und rücksichtslos hatte man seine Unterwerfung unter die Lehre der „Kirche" verlangt. Dabei gehörte, wie die Verwahrung des gelehrtesten unter den Reformatoren, Melanchthons, zur Genüge zeigt, die richtige Weltanschauung, der Kepler mit „der gewissenhaften Treue im Kleinen, mit der selbstlosesten Aufopferung, mit der reinsten und keuschesten Wahrhaftigkeit" anhing, nicht zu den Lehren der protestantischen Kirchen.

Als Keplers protestantische Mutter vierundsiebzig Jahre zählte, ward gegen die etwas eigenartige und eigenwillige Frau in dem protestantischen Städtchen Leonberg ein Hexenprozeß angestrengt. Dem größten Sohne Württembergs, das ihm die Tore der Heimat verschlossen hielt, drohte Schmach und Schande im grausamen Untergange der eigenen Mutter. Unter vielen Mühen und mit großem Kostenaufwande gelang es dem Sohne, das Aeußerste von der Mutter abzuwenden, die, als schon die Werkzeuge der Hexenfolter ihr gezeigt wurden, „ob so die Wahrheit aus ihr geschreckt werden möchte," mutvoll ihre Unschuld beteuerte.[1])

Wahrlich, schön sind diese Dinge nie gewesen, sind sie auch heute nicht. Man darf die Erlebnisse Keplers in seiner protestantischen Heimat dem römischen Galileiprozeß und der Folterung des Gelehrten, welche die Romgegner zu dem Prozeß hinzudichten, kühnlich an die Seite stellen zu löblichem Vergleiche. Welcher ernste katholische Sinn aber wird die Verirrungen blinder Engherzigkeit und eines wilden Fanatismus auf die Rechnung der protestantischen Kirchen setzen und darob ihr Dogma der Feindseligkeit gegen die freie Wissenschaft beschuldigen? Wir alle können nur wünschen, daß die Epochen solch trauriger Vorkommnisse, die wir aller-

1) Vgl. außer den angeführten Arbeiten von Kneller und Zöckler den Vortrag „Johannes Kepler" von Christoph Sigwart (Kleine Schriften, 1. Reihe).

dings nach den damaligen ungeläuterten Zeitanschauungen zu bewerten müssen, für immer Vergangenheit bleiben mögen.

Im übrigen, nachdem feststeht, daß aus dem Galileiprozeß sich nichts und gar nichts gewinnen läßt, um eine Anklage wider die katholische Kirche, den bösartigen Vorwurf der Bildungsfeindlichkeit wider sie zu stützen — so wenig als die protestantischen Kränkungen des Astronomen Kepler von einer Kulturfeindschaft des evangelischen Christentums zeugen — sind wir in der Lage, mit Sicherheit zu vermuten, daß es mit den Anschuldigungen gegen Papst und Kirche wegen des Syllabus auch seine eigene Bewandtnis haben wird.

Was denn soll der Syllabus sein nach den Befürchtungen und den Vorurteilen seiner Gegner?

II.

Im November des Jahres 1849 ist zu Spoleto ein Provinzialkonzil der umbrischen Bischöfe gehalten worden. Der geistige Leiter der Versammlung war der damalige Erzbischof Graf Joachim Pecci von Perugia. Die Teilnehmer richteten an Pius IX. die Bitte: Wie früher des öfteren geschehen, so möchte der Apostolische Stuhl auch heute die umlaufenden Irrungen, namentlich die Meinungen, welche die Grundlagen der Religion angreifen, dann jene, die den Gehorsam gegen die von Gott bestellte Obrigkeit untergraben, und endlich die falschen Ansichten über die irdischen Güter und das Eigentum der Kirche gleichsam alle auf Eine Tafel setzen und sie einzeln als das kennzeichnen, was sie wären. So sollte den Gläubigen die Möglichkeit geschaffen werden mit Einem Blicke den vielverzweigten Irrtum der Zeit zu überschauen, sich in der Wahrheit [illegible] zu befestigen und die wankend gewordene christliche [illegible] wiederherzustellen.

Die Bitte der kirchlichen Oberhirten in Mittelit[illegible] ist der erste Anstoß zu den Arbeiten gewesen, deren Erge[illegible]

in dem Rundschreiben Pius' IX. Quanta Cura vom 8. Dezember 1864 und in der denkwürdigen Beilage des Schreibens vor die Augen der katholischen Welt und aller Welt getreten ist. Von dem Nachfolger Pius' IX., von Papst Leo XIII., ist vordem der Anstoß ausgegangen, und fünfzehn Jahre lang sind die Arbeiten fortgeführt worden, denen wir heute, nachdem viele Mühen aufgewendet, mehrere Versuche und Fehlversuche gemacht worden waren, den „Syllabus“ verdanken.

Der Syllabus ist, wie dem Titel beigefügt ist, ein Verzeichnis „der hauptsächlichsten Irrtümer unserer Zeit, die in Konsistorialansprachen, in Runderlassen und in anderen apostolischen Schriftstücken des Papstes Pius IX. namhaft gemacht — gebrandmarkt werden“. Das Verzeichnis umfaßt achtzig teils längere teils kürzere Sätze, die in zehn Abschnitten angeordnet sind. Der erste Paragraph z. B. verurteilt die Irrtümer, die unter den drei Fremdworten, „Pantheismus, Naturalismus, absoluter Rationalismus“ begriffen werden. Das sind die zum Teil uralten, unter einem neuen, nicht selten blendenden Gewande verhüllten Meinungen, welche sagen: Es gibt kein göttliches Wesen für sich, sondern die Welt als Ganzes ist die Gottheit; die Natur mit ihren Kräften ist alles, und sie genügt sowohl sich selber in ihrem Bestand als auch dem Menschen zu seinem Glücke; eine übernatürliche Offenbarung, welche Wahrheiten, so der Menschenvernunft aus sich nicht zugänglich wären, auf die Welt gebracht hätte, eine übernatürliche Offenbarung, die ein über die Sinne, über die Zeit hinausliegendes Endziel des Menschen und der Menschheit zeigen würde, ist nicht erfolgt — solch eine Kundgebung konnte und kann niemals erfolgen.

Der letzte, der zehnte Abschnitt des Syllabus verwirft die Irrlehren des unechten Liberalismus. Die ganze Aufzählung wird abgeschlossen mit der Verdammung einer viel berufenen These. Diese lautet: „Der römische Pontifex —

der Papst — kann und soll sich mit dem Fortschritte, mit dem Liberalismus, mit der modernen Kultur versöhnen und vertragen".

Das Erscheinen des Syllabus vor mehr denn vierzig Jahren hat in der gesamten Welt ein Aufsehen, eine Erregung verursacht, wovon wir uns zur Stunde nicht mehr eine genaue Vorstellung machen können. Einigermaßen lassen sich die stürmischen Bewegungen beurteilen nach den bald bedauernden Klagen, bald zornigen Anschuldigungen und grimmigen Verhöhnungen, worin sich heute noch Zeitungsschreiber und Büchermacher, politisierende Männer und politisierende Frauen, ergraute Weltverbesserer und junge Zukunftspropheten vielfach überbieten, wenn ihnen das Wort vom „Syllabus" begegnet.

Was denn *soll* das unheimliche Schriftstück nach der Meinung seiner feindlichen Kritiker enthalten?

Betont muß werden, daß unter den vielen, die vom Syllabus des neunten Pius reden, über ihn schreiben, wider ihn streiten, wenige das Aktenstück gelesen haben und wenige es zu beurteilen wissen. Sie gehen aber alle nach einem Grundsatz, und dieser lautet: Wie das Rom des siebzehnten Jahrhunderts in Nikolaus Kopernikus und Galileo Galilei „des Menschen allerhöchste Kraft", nämlich „Vernunft und Wissenschaft" verdammt hat, so hat das Papsttum und die Theologie der römischen Priester im 19. Jahrhundert mit dem Syllabus die Meisterprobe der Bildungsfeindschaft und der Gegnerschaft wider den neuzeitlichen Staat geliefert, wider die Gesellschaft, die auf dem Fundamente des Rechtes und der Freiheit aufgebaut ist. Mit dem Syllabus hat sich Rom und der römische Katholizismus nach der Ueberzeugung seiner Widersacher förmlich und endgiltig von der modernen Kultur losgesagt, hat sich der Papst und seine Kirche dem gesamten modernen Fortschritte gegenüber auf den Kriegsfuß gestellt.

Bei der Begründung der tönenden Redensarten macht man es sich leicht. Wer es überhaupt der Mühe wert findet

[...]ünden für die von Abneigung, oft vom Haß ein-
[...]n Vorwürfe gegen die katholische Kirche zu suchen,
[...] auf die Urteile der „erleuchtetsten katholischen Staats-
[...]' zurück, die das Erscheinen des Syllabus erleben
[...][1])
[...]r Siegelbewahrer, Justiz- und Kultusminister Na-
[...] III., Jules Baroche, ließ, als der Syllabus
[...]ben war, die französischen Bischöfe gleich wissen, „daß
[...]ahme und die Verkündigung jener Urteile, so den
[...]ien zuwider seien, auf welchen die Verfassung des
[...]schen Kaiserreiches ruhe, nicht gestattet werden könne."
[...]iens Regierung war nämlich der Ueberzeugung, die
[...]es Syllabus sei mit den Grundformen des heutigen
[...]wesens, mit den notwendigen Forderungen der mo-
[...] Gesellschaft und mit den Aufgaben ihrer Lenker
[...]ht zuletzt mit den „gallikanischen Freiheiten" schlechthin
[...]nbar. Darum war man auch in Frankreich entschlossen,
[...]enstige Kirchenfürsten, die sich des päpstlichen Syllabus
[...]en wollten, mit Gewaltmaßregeln zu behandeln.
[...]e Männer um Napoleon III. sind, wie ihr Herr,
[...]nehr; ihre politischen Schöpfungen sind weggefegt.
[...]ieselben Kreise, die im Falle von Frankreichs Kaiser
[...]iisertum ein Gericht der Weltgeschichte sehen, verehren
[...]tschweren französischen Angriffe auf Rom und auf den
[...]us als Zeichen einer unvergänglichen Weisheit.

[...]gl. zum Folgenden: Acta et Decreta sacr. Conc. rec. Col-
[...]ectio Lacensis VII (1890), 1130. 1133. 1153. 1166. 1199.
[...]592. 1611. 1717. Baroches Erlaß hat als Datum den
[...]. Januar 1865. Am 5. Januar erschien im „Moniteur" ein
[...]Dekret des Kaisers Napoleon mit vier Artikeln. Der zweite lautet:
[...]La partie précitée de ladite Encyclique — der erste Teil
[...]er Enzyklika Quanta Cura mit dem angefügten Syllabus —
[...]st reçue sans aucune approbation des clauses, formules
[...]u expressions qu'elle renferme, lesquelles sont ou pourraient
[...]tre contraires aux lois de l'Empire, ainsi qu'aux libertés,
[...]ranchises et maximes de l'Eglise gallicane."

Der Kultus- und Unterrichtsminister der ander
lischen Großmacht von ehedem, des Kaiserstaates O
Karl Stremayr, weist in einem Bericht an Kai
Joseph auf das Bedenkliche der „hierokratischen Staa
hin, die von den meisten katholischen Vertretern des
rechtes vorgetragen würden. Dann gedenkt der Mi
„kirchlichen Uebergriffe", die in einzelnen Aufstellu
Syllabus enthalten seien. Diese hätten „durch
Lehre von der Unfehlbarkeit eine besondere Gefäh
angenommen, so daß der Staat wegen der Sätze u
der Anwendung der neuen päpstlichen Machtvollkon
die in Kraft der Sätze zu befürchten wäre, in nicht
licher Weise „bedroht" erscheinen müsse.[1])

Unter den Kleinstaaten glaubte das katholische
vorangehen zu sollen. Chlodwig Fürst von Hoh
damals Ministerpräsident in München, hat unter dem
des Jahres 1869 den Gesandten des Königreichs Ba
bei den Regierungen des europäischen Kontinentes a
waren, ein Schreiben zugehen lassen. Darin waren
hängnisreichen Folgen" angedeutet, die sich zeigen
wenn die Entscheidungen des bevorstehenden Vati
Konziles „eine überlegte und systematische Erschütte
tatsächlichen Beziehungen zwischen Kirche und Staa
führen" dürften. Daß Schlimmstes geplant sei, b
Fürst Hohenlohe mit dem Hinweis: Die Jesuiten
in ihrer maßgebenden Halbmonatschrift, der Civiltà C
ganz offen, neben der Verkündigung der päpstlichen
barkeit, die Umwandlung der Gegenthesen zu den S
thesen in förmliche Glaubenssätze der katholischen
Nun aber sind, bemerkt der bayerische Minister, di
des Syllabus „gegen Prinzipien gerichtet, welche die

1) Namhaft gemacht sind durch Stremayr die Sy
Nr. 24. 57. 54. 62. Die Relation des Ministers ist da
25. Juli 1870.

lage des öffentlichen Lebens der Neuzeit bilden, wie dieses sich im Schoß aller Kulturvölker entwickelt hat".[1])

Den 30. Juni 1871 hat sich das preußische Ministerium unter Bismarcks Vorsitz, wobei freilich seltsame kirchengeschichtliche Ansichten laut wurden, dahin ausgesprochen: In dem auf dem Vatikanischen Konzil „endgültig festgestellten Syllabus" — er ist aber um acht Jahre älter als seine „endgültige Feststellung" — in dem Syllabus über die Irrtümer unserer Zeit „sind in religiöser, politischer und sozialer Beziehung Auffassungen und Lehren enthalten, deren ernste Durchführung seitens der katholischen Kirche zu einer Erschütterung aller weltlichen Staatsgewalt unbedingt führen muß."

Die Auslassungen von Einzelpersonen gegen den päpstlichen Syllabus, bald mehr bald minder gelehrt, bald mehr bald minder schroff, bilden seit vierzig Jahren eine fast endlose Reihe. Man findet aber kaum mehr als Umschreibungen und scheltende Wiederholungen der Sätze, mit denen die „Gesellschaft der Pastoren der Kirche von Genf" und „die in Worms vereinigten deutschen Protestanten" des Syllabus gedachten, als jene den 4. Dezember 1868, diese den 31. Mai 1869 eine öffentliche Antwort auf die Einladung gaben, die Papst Pius IX. aus Anlaß des bevorstehenden Vatikanischen Konzils auch an die protestantischen Christen hat ergehen lassen.

---

1) Der Wortlaut des Hohenloheschen Schreibens sagt von den „Condemnationen des Syllabus": „Or, les articles de cette Encyclique étant dirigés contre des principes qui forment la base de la vie publique moderne telle qu'elle s'est développée au sein de tous les peuples civilisés, il en résulte pour les Gouvernements la nécessité de se demander s'il ne serait pas de leur devoir d'appeler l'attention serieuse tant des Evêques leurs sujets que du futur Concile sur les suites funestes que pourrait causer un tel ébranlement prémédité et systématique des rélations actuelles entre l'Eglise et l'Etat." Fürst Hohenlohe motiviert seine Initiative damit, daß seine Erwartung, irgend eine Großmacht würde den nötigen Schritt tun, sich nicht erfüllt hätte.

Aus der Stadt Calvins hat man erklärt: „Niemand soll im Zweifel sein darüber, daß der Syllabus als Ganzes die Verdammung aller Ideen, aller Errungenschaften des 19. Jahrhunderts ist. Untersagt doch sein letzter Artikel die Annahme, der römische Papst könne und müsse sich mit dem Fortschritte, dem Liberalismus, mit der Bildung der Neuzeit versöhnen!"

In Worms, „am Fuße des Lutherdenkmales", ward aufs neue und nicht minder entschieden, als vor 350 Jahren der Reformator dortselbst getan, protestiert „gegen jede hierarchische und priesterliche Bevormundung, gegen allen Geisteszwang und Gewissensdruck, insonderheit gegen die in der päpstlichen Enzyklika vom 8. Dezember 1864 und in dem damit verbundenen Syllabus ausgesprochenen staatsverderblichen und kulturwidrigen Grundsätze".

Wir verzichten auf weitere Angaben über die schlimmen Ziele und die unheilschwere Bedeutung des Syllabus. Inzwischen sind die Schrecknisse, die dieser nach den Weissagungen seiner Kritiker hätte bringen müssen, sämtlich ausgeblieben. Die Napoleonen mit ihren Schöpfungen und die Weisheitsschlüsse gesinnungsverwandter Geister sind so gut wie verschollen. Die lärmenden Rufe aber wider den Syllabus, wider Papsttum und Kirche, die Rufe, die sich aus den höheren Regionen nun in die Kreise kleinerer Fechter verpflanzt haben, was bezeugen sie denn? Sie lassen erkennen, daß die Worte des Papstes noch immer Bedeutung, Kraft, Geltung haben bei Millionen und Millionen.

Worin liegt der Grund hiefür? Was ist in Tat und Wahrheit der Syllabus vom 8. Dezember 1864?

(Schluß folgt.)

LXIV.

Balthasar Gracián, S. J., ein Streiter für Persönlichkeit.

Von Bernh. Mich. Steinmetz.

Es ist kein literarisches Jubiläum, das mir die Feder die Hand gibt. Nein; — wenn ich für einen Geistesheros rgangener Tage erneutes Interesse zu wecken strebe, so schieht es vielmehr nur, weil dieser Kopf tief und vornehm dacht hat; und Gedanken, tiefgründende, lebenspendende edanken sind allzeit aktuell.

Der Mann, bei dem wir diesen Reichtum an Geist entckt, zählte zu der jungen Societas Jesu und ist der spanische olitiker', Philosoph und Dichter Balthasar Gracián, der voritautor unseres Schopenhauer. Der Nimbus universeller ürdigung und Aufnahme hat sich diesem zukunftreichen nker des Südens, wohl wegen seiner schroff antisozia-ischen Tendenzen, noch nicht ums Haupt gelegt. Meines ssens haben sich in neuester Zeit eingehender nur Farinelli d Borinski mit ihm beschäftigt. Besonders verständnis-d liebevoll ist letzterer in seiner Schrift „Balthasar Gracián d die Hofliteratur in Deutschland" [1]) an den geistlichen rn herangetreten. Man braucht nicht gerade für jede

1) Halle 1894. Neben B. unerläßlich und zur Einführung überhaupt geeigneter ist jedoch Farinellis Buch. Madrid 1900.

Einzelansicht Borinskis durchs Feuer zu gehen — so kannte er Graciáns Quellen nur unvollkommen —, aber durch die lichtvolle Systematisierung der Gedanken des Spaniers und die Eröffnung überraschender Fernsichten wird man vollauf schadlos gehalten.

Biographisches Material bringt das erwähnte Büchlein kaum; denn im äußeren Leben eines Gelehrten gibt es des Interessanten wohl selten viel. Schon für die Feststellung des Geburtsjahres sind wir auf Vermutungen angewiesen, und nur die Wahrscheinlichkeit spricht für 1601. Die Vaterstadt ist Calatayud in Aragón. Wenn ein Rückschluß von den pessimistisch angehauchten Schriften unseres Jesuiten gestattet ist, so scheinen seine ersten Lebenserfahrungen nicht zu denen zu gehören, an die man später mit besonderer Freude zurückdenkt. Calatayud ist ihm ein betrügerisches Nest, die Angehörigkeit zu seiner Familie ein Zufall der Geburt, und man muß die Auffassung der Elternwürde, die er im „Criticón" niedergelegt, mit eigenen Augen gelesen haben, um sie in ihrer Niedrigkeit und bei einem sonst so ausgesprochen hochsinnigen Geiste möglich zu finden. Auch seine Stellung zum Weibe gehört hierher; Gracián ist rabiater Misogyn.

Die auffallende Tatsache, daß unser Denker in die Trostlosigkeit des Pessimismus hineingeriet, erklärt sich aber nicht ausschließlich aus seinen Erfahrungen eigenpersönlicher Natur; zum vollen Verständnis dieser Verirrung und überhaupt zur Grundlage des ganzen spezifisch gracianschen Gedankenbaues bringt uns erst ein Rekurs auf die Lage der damaligen iberischen Geisteswelt.

Der Rückzug der Spanier des 17. Jahrhunderts aus der Arena des politischen und kulturellen Wettbewerbes wurde zwar noch von einer glänzenden Schaar erlesener Geister gedeckt; aber an der Tatsächlichkeit und allgemeinen Fühlbarkeit des Zurückgehens änderte das nichts. Man war allerorts überrascht, enttäuscht und verdrießlich. Selbst der milde Calderón, der Herr Hofpoet, nörgelte dann und

wann an diesem und jenem herum. Die altehrwürdige Staatsmaschine wollte nun einmal nicht mehr funktionieren! Da bedurfte es denn des guten Rates, und da es — ein Gedanke Graciáns! — nicht die Gescheiten sind, die diesen Artikel so reichlich auf Lager haben, so kam bald die Mittelmäßigkeit in Form zunftweiser Günstlingskreaturen ans Ruder und damit wurde die Genialität ganz von selber staatsgefährlich. Quevedo und Osuna, die das rettende Wort und Werk vielleicht gefunden hätten, sahen sich von jeder Betätigung ihrer Anlagen ausgeschlossen. Mit ihrer tieferen Einsicht paßten sie ihrer inferioren Umgebung, die bei jeder Geistesregung für ihre Polster fürchtete, nicht mehr in den Kram, und da ihre Tüchtigkeit keine ‚Gesinnungstüchtigkeit‘ werden wollte, so setzte man sie hinter Schloß und Riegel. „Die Narrheit ist mit der Welt durchgegangen," klagt unser Ordensmann, „und gibt es noch einige Weisheit, so ist sie Torheit vor der himmlischen. — Mit dem redlichen Verfahren ist es zu Ende; Verpflichtungen werden nicht mehr anerkannt, ein gegenseitiges lobenswertes Benehmen findet sich selten, vielmehr erhält der beste Dienst den schlechtesten Lohn, und so macht man es heute in aller Welt. — Unglückseliges Jahrhundert, dem die Tugend fremd!"

In den politischen Schriften des Gracián, deren Quintessenz das von Schopenhauer übersetzte „Handorakel" [1]) bietet, finden sich indes keine Hinweise auf einzelne Mängel, keine speziellen Verbesserungspläne. Zu solcher Kasuistik, bei der man sich nur die Finger verbrennen kann, die nie auf die Tiefe des nationalen Lebensgrundes hinabsteigt, war Gracián nicht unvorsichtig und oberflächlich genug. Ihn drängte es über das Tagesinteresse hinaus zum ewig Gültigen. „Immer sind es," sagt sein deutscher Interpret, „die persönlichen Eigenschaften, auf die der politische Erfolg zurückgeführt wird, und zwar Eigenschaften transzendentaler Art, genialer

1) Herausgegeben von Grisebach bei Reklam, Leipzig.

Natur." Wie regiert werden soll, gilt ihm als Belanglosigkeit, wichtig ist nur die Frage nach den persönlichen Erfordernissen des Fürsten. Da wird nun das Prinzip der Persönlichkeit, dies eminent christliche Lebensprinzip für Gracián wie von selber auch zum Prinzip des nationalen Lebens. — Die Persönlichkeit hält die rechte Mitte zwischen der Einseitigkeit eines Objektivismus, der zur Schablone wird, und einem nicht minder einseitigen, sich klüger als die Vorsehung gebärdenden Subjektivismus. Geist und Freiheitssinn sind stärker als das festeste System, als die am höchsten und heiligsten beschworene Verfassung; gewiß, aber es gibt ewige Gesetze, gegen die nicht anzukommen ist, denen auch das Genie sich fügen muß. Und gerade das ist es, was Gracián verlangt, das Freisein von der nivellierenden Sklaverei der Schablone und „die große Obhut seiner selbst". Das ist sein hombre discreto, der als umsichtiger und freier Rechenmeister in den Dingen, und sein hombre atento, der in olympischer Ruhe mit dem Charisma der Selbstbeherrschung über ihnen steht. Ebensowenig redet der Spanier dem status mortuus das Wort, wie dem gedankenlosen Draufgängertum, vielmehr findet er in der Mitte zwischen den beiden Extremen für jede Persönlichkeit noch Raum genug zur vollsten Selbstauswirkung.

Die staatsmännische Idealpersönlichkeit Graciáns ist wesentlich hochsinnig, ideal veranlagt, religiös, „en una palabra santo, mit einem Wort ein Heiliger". Das die nota essentialis! Und mit Recht; denn Politik ohne Moral ist das Verderben der Völker. Die Notwendigkeit der Vereinigung beider kann ein Problem nur für redselige Philosophaster sein. Die Masse bleibt ewig bodenständig, sie b geistert sich für keine abstrakten Ideen; sie muß sie in ei allseitig verehrungswürdigen und darum auch religiö Persönlichkeit verkörpert sehen, um sie an dieser und in di lieben zu können. Wohl heißt es: homo homini De aber dieser homo ist für seine Verehrer keiner ihresgleich

er ist gleichsam die Verkörperung des Göttlichen. Darum hat auch Gracián aus seiner Idealgestalt eine zum „irdischen Gott“ erhobene Person gemacht. „Nichts setzt den Menschen mehr herab,“ sagt er, „als wenn er sehen läßt, daß er ein Mensch ist; an dem Tage hört man auf, ihn für göttlich zu halten, an dem man ihn recht menschlich erblickt.“ — „Wie in Gott alles unendlich und unermeßlich ist, so muß auch in einem Helden alles groß und majestätisch sein.“ Doch das Grunderfordernis ist immer die Tugend; sie macht ihren Besitzer „zu einem Helden in jedem Betracht“. Nur „der angeborenen Herrschaft“ der tugendsamen Helden unterwerfen sich alle, „ohne zu wissen wie“. Nur diese nehmen „Herz und Verstand der übrigen gefangen“. „Sie sind geboren, die ersten Hebel der Staatsmaschine zu sein; denn sie wirken mehr durch eine Miene als andere durch eine lange Rede. — Sie leisten das Höchste in der höchsten Gattung“ und „kommen sie nicht zur Geltung, so platzen sie, um zu strahlen.“

Ueberhaupt ist es interessant zu sehen, wie Gracián, nachdem er sich über den Grundton seines Gemäldes klar geworden, nun von allen Seiten zur Vervollkommnung seines Bildes die feinsten und seltensten Farben zusammenträgt. Seine Idealgestalt wird geradezu zur Universalitätspersönlichkeit, zu einer alle andern in sich tragenden, zu einer synthetischen Person. Der Posten eines Seminarregens, der Beichtstuhl, ein erlesener Freundeskreis, die Vertiefung in historische Charaktere boten seinem Menschenstudium ja ein wahres mixtum compositum von Objekten; die „anatomía de los éspiritus“ war ihm die „scharfsinnigste Beschäftigung im Leben“, und all das Brauchbare, das er dabei herausfiltrierte, trug er in die Personensynthese, den „héroe“ hinein. Einzeln betrachtet könnten Graciáns Forderungen den Leser vielleicht zu einem Schluß auf ein klein wenig Philiströsität beim Autor verleiten, bringt er sie aber in den Organismus des Ganzen hinein und liest er die Begründung ihrer Unerläßlichkeit, so kann man nur staunen, wie tief und

weit dieser Gelehrte von seinem Geiste getragen wurde. Von jedem glaubte er lernen zu müssen, jeden glaubte er ergründen zu müssen; denn nur, wer die Menschen kennt, wird sie beherrschen. Die „Anatomie der Charaktere“ legt er seinem ‚héroe‘ immer wieder ans Herz.

Der Vorzug des scharfen Zusehens, des psychologisch feinen Beobachtens steht überhaupt bei Gracián an erster Stelle. Vielleicht war er ein Erbstück von Tacitus, seinem Favoritautor. Mit dem letzten Römer ließe sich schließlich auch der Persönlichkeitsaristokratismus des Jesuiten in Zusammenhang bringen; aber allein schon wegen der allen Spaniern gleichsam angeborenen monarchistischen Gesinnung ist es verwehrt, von mehr als einem bloßen Berührungspunkte zu sprechen. Auch Carlyle steht Graciáns Denkart sehr nahe und nicht zuletzt unser Jean Paul.

* * *

Allerdings über die bloß grundsätzliche Verehrung für die fürstliche Persönlichkeit, über das nackte Prinzip geht die eben erwähnte Geistesverwandtschaft zwischen Gracián und Jean Paul auch nicht hinaus, und so ist es erklärlich, wenn bisher noch nicht darauf hingewiesen wurde. Schon gleich in der Ansicht, wie das Genie sich zur Geltung zu bringen habe, gehen beide recht merklich auseinander. Hier steht der Spanier bereits nicht mehr auf dem Hochland der gesunden Moral, auf dem sich Jean Paul zu halten gewi[illegible] „Für den Genius ist die Welt da. Er hat sich ihrer [illegible] bemächtigen, weil sie sonst ihrer selbst nicht mächtig bleib[illegible] Schön gesagt, aber die Rechte und Ratschläge, die Graci[illegible] zu diesem Zwecke seinem Helden gibt, entpuppen sich [illegible] näherem Zusehen als Ausläufer des Machiavellismus, [illegible] wohl er diesen recht grob hatte abfahren lassen. Nur [illegible] bei dem Spanier an die Stelle der schroffen Machtbetätigu[illegible] die feinere Schlauheit getreten. Die Maximen sind es au[illegible] vor allem, an die man denkt, wenn man den geheimni[illegible]

vollen „Mann vom Tagus“ und sein „schwarzes Buch“ nennen hört. Gutes und weniger Gutes findet sich darin gemischt. Man darf wohl mit einer zwanglosen Serie aufwarten?

„Mehr darauf sehen, nicht einmal zu fehlen, als hundertmal zu treffen! Nach der strahlenden Sonne sieht keiner, nach der verfinsterten alle.

Ein Gran Kühnheit bei allem ist eine wichtige Klugheit. Man muß seine Meinung vor andern mäßigen, um nicht so hoch von ihnen zu denken, daß man sich vor ihnen fürchte. Keiner überschreitet die engen Grenzen der Menschheit.

Die Mitteilung eines Geheimnisses vonseiten eines Fürsten ist keine Gunst, sondern ein Drang seines Herzens. Schon viele zerbrachen den Spiegel, weil er sie an ihre Häßlichkeit erinnerte.

Alles kann nicht gut ablaufen, noch kann man alle zufrieden stellen. Daher habe man, wenn auch auf Kosten seines Stolzes, so einen Sündenbock, so einen Ausbader für alles, was verkracht. Einige glauben die ganze Ehre der Superintendenz davonzutragen und tragen nachher die ganze öffentliche Unzufriedenheit davon. Weder das Geschick noch der große Haufe wagen sich so leicht an zwei.

Sich keine Narren auf den Hals laden! Wer sie nicht kennt, ist selbst einer, und noch mehr, welcher sie kennt und sie trotzdem nicht von sich abhält. Für den oberflächlichen Verkehr sind sie gefährlich, für den vertrauten verderblich. Und wenn auch ihre eigene Behutsamkeit und fremde Sorgfalt sie eine Zeitlang in Schranken hält, so begehen sie zuletzt doch eine Dummheit und haben sie so lange gewartet, so war es nur, damit sie um so ansehnlicher ausfiele.

Jeder Verliebte ist dumm, wer aber in seinen Verstand verliebt ist, ist unheilbar dumm; denn da sitzt die Krankheit in der Medizin.

Wenn man die Sachen nicht erlangen kann, so ist es an der Zeit sie zu verachten. Gewöhnlich wird man ihrer nicht habhaft, wenn man sie sucht und nachher, wenn man sie nicht achtet, fallen sie uns von selber in die Hand. Da alle Dinge dieser Welt ein Schatten der ewigen sind, so haben sie mit

dem Schatten auch das gemein, daß sie den fliehen, der ihnen folgt, und dem folgen, der vor ihnen flieht.

Von der Dummheit Gebrauch zu machen wissen! Der größte Weise spielt bisweilen diese Karten aus, und es gibt Gelegenheiten, wo das beste Wissen darin besteht, daß man nichts zu wissen scheine. Man soll nicht unwissend sein, wohl aber es zu sein affektieren. Bei den Dummen weise und bei den Narren gescheit sein wollen, wird wenig helfen; man rede also zu jedem seine Sprache. Nicht der ist dumm, der Dummheit affektiert, sondern wer an ihr leidet.

Ueberhaupt: Ein kluger Proteus! Gelehrt mit den Gelehrten, heilig mit den Heiligen! Alle Sachen anfassen, nicht bei der Schneide, wo sie verletzen, sondern beim Griff, wo sie beschützen! Denken wie die wenigsten, reden wie die meisten! Mit der fremden Sache auftreten, um mit der seinigen abzuziehen! Nur den Zweck erreichen, dann wird man nie in der Meinung verlieren; ein gutes Ende übergoldet alles".[1])

Man sieht, zum Teil ist hier tiefe Lebensweisheit geboten, und doch wird die Wirkung mancher der Maximen beim Leser zum mindesten „ein Schütteln des Kopfes" sein. Mit einem abfälligen Urteil steht man denn auch nicht allein da; leistete sich doch — merkwürdig genug! — kein geringerer als Spinoza den Kraftspruch: Librum, quem homines excogitare et fingere queunt, perniciosissimum deprehendi: simulare, permittere et permissis non stare, mentiri, multaque alia summis effert laudibus. — Nun, das mag man Poltern nennen, oder wie man sonst will — jedenfalls richtet man mit Schopenhauers massiver Graciánverteidigung, „die Dummen möchten stets, daß die Klugheit für unmoralisch gälte", einem Spinoza gegenüber nichts aus — aber das Gefühl will uns nicht verlassen, dieser Tadel könne nicht so ganz aus der Luft gegriffen sein. Es geht denn auch in der Tat nicht an, auf jedes Diktum des Spaniers

1) Unsere Proben sind durchgehends Schopenhauers meisterhafter Uebersetzung entnommen.

zu schwören. Fühlt sich selbst doch Borinski, der ihn fast rückhaltlos bewundert, zu dem Geständnis genötigt: „Nicht nur ein dogmatischer, nein, schon ein postulierter gemütlicher Rekurs auf die allwaltende Hülfe Gottes im Geiste des Evangeliums kommt für Gracián nicht in Frage. Der Schwimmer auf der Woge des Lebens hat auf nichts zu hoffen als auf Herz und Kopf". Graciáns Ethik, wenigstens die im ‚Criticón' niedergelegte, ist die der rein natürlichen Erfahrung; seine sogenannte Tugend hat zum Fundament die Schlauheit, die Berechnung, das Ueberlegenheitsbewußtsein; sie wird nicht getragen von der opferfrohen Liebe, der rückhaltlosen Hingabe, der Demut. Gut und klug, Himmel und Ruhm scheinen bei dem Criticónverfasser Begriffe, die sich decken. Er hat seinen eigenen Grundsatz verleugnet oder vielleicht damals noch nicht tief genug erfaßt, daß nämlich trotz aller diplomatischen Mache schließlich doch die Heiligkeit und die Gerechtigkeit es sind, die in der Weltgeschichte das letzte, entscheidende Wort sprechen.

Um jedoch nicht ungerecht zu werden, müssen wir mit einem ‚Aber' einsetzen. Zunächst dürfen diese Ausstellungen nicht auch auf das gereifte Alter unseres Denkers ausgedehnt werden. Ferner bemerken wir: Man braucht nicht gerade ein tiefgehender Menschenkenner zu sein, um zu wissen, daß im Kampf gegen ordinäre Machinationen, hölzerne Formen und Phrasen die Versuchung Böses mit Bösem zu bekämpfen, ja sogar eigenen Grundsätzen untreu zu werden, bisweilen recht stark wird. Wer überhaupt im Sehnen nach freierer Umsicht und Aussicht aus der gemeinen und philiströsen Gebundenheit des Alltags heraus den mühseligen Aufstieg zu den Höhen des Hochsinns und Geistes wagt, der muß über Schluchten und Schlünde, der muß der Gefahr, ohne die nun einmal nichts Großes gewonnen wird, unverzagt ins Auge schauen, der wird vielleicht zu Fall kommen. Aber deswegen nun lieber in den Niederungen sitzen bleiben, das heiße ich die Klugheit des Feigen. Und zu denen gehörte

Gracián nicht. Selbst wenn wir von der in diesem Aufsatz aufgedeckten Seite absehen, gewahren wir ihn immer noch im ersten Gliede der Wahrheitssucher; der Nachweis würde uns zu weit führen. Daher verüble man es diesem im Pulverdampf des Vordertreffens voranstürmenden Soldaten nicht, wenn er einmal daneben schoß. Auch noch aus einem anderem Grunde nicht: Haben wir doch vornehmlich in Gracián, wie zum Entgelt für seine Fehler, ein besonders instruktives Beispiel dafür, wie jedem, der redlich strebt, ein schützender Engel zur Seite geht, wie der innere Trieb nach Einfachheit, Ruhe und Liebe nicht zum Stillstand kommt, bis in der schlichten und stillen Frömmigkeit des Herzens das *που στω* gefunden ist. Kurz vor seinem Tode, der in das Jahr 1658 fällt, gab nämlich Gracián, „mehr dem Herzensdrang als dem Genie folgend“, seine ‚meditaciones‘ heraus, „das gemütvollste, innigste Kommunionbuch der katholischen Literatur“, oder wie er es selber nannte, sein „einzig legitimes Geisteskind“. „O que consuelo siente un alma puesta á los pies del Señor!“ [1])

Mit der eigenartigen Bezeichnung des letzten Werkes soll aber kein Dornenzaun um die anderen Schriften unseres Denkers gezogen sein; haben doch alle, die auf uns gekommen, die kirchliche Approbation gefunden. Leider sind sie nur mehr für bedeutende Opfer an Geld zugänglich.[2]) Vielleicht legt uns einmal ein mild interpretierender Ordensgenosse des Spaniers — jedenfalls muß es ein Theologe sein — eine geschickt getroffene Auswahl auf den Büchertisch. Mit Carlyle hat man ja auf diese Art ganz überraschend günstige Erfolge erzielt, und da läßt sich mit seinem spanischen

---

1) Eine von mir vorbereitete Ausgabe der meditaciones wird noch im Laufe des Jahres erscheinen.

2) Ich besitze: Obras de Gracian, en Amberes 1725. Farinelli hat ‚el hèroe‘ und ‚el discréto‘ mit der schon erwähnten kritischen Studie herausgegeben. Madrid, Rodriguez Serra 1900. Das Bändchen verdiente mehr Abnehmer.

Geistesverwandten ein Gleiches erwarten. Nicht wenige Geistesblitze, die unsere in den Aphorismus verliebte Zeit als originellste Neuheit preist, sind bereits in Gracián vor beinahe drei Jahrhunderten aufgeleuchtet. So wäre eine Auswahl aus seinen Werken nebenbei auch ein Beweis für die Richtigkeit jenes Paradoxons, daß das Neue mitunter recht alt ist.

LXV.

Bilder aus Hochkastilien.

Von Franz von Stockhammern.

I.

Es gibt wohl kein Land, über welches gerade bei uns in Deutschland so viel verkehrte Anschauungen herrschen, wie über Spanien. Während beispielsweise die italienischen Verhältnisse hinreichend bekannt sind, um schon den normalen Zeitungsleser eine Reise über den Brenner nur verständig vorbereitet antreten zu lassen, ist alles, was Spanien anlangt, wie ein Buch mit sieben Siegeln. Man weiß wohl, daß es ein schönes, interessantes Land ist, nicht aber, daß man dort, wenn man Land und Leute nur einigermaßen zu nehmen versteht, trefflich reist, sehr gut verpflegt ist, und mit einer herzlichen Liebenswürdigkeit behandelt wird, die andere, durch einen alljährlichen Fremdenstrom blasiert gewordene Länder schon längst durch schlau berechnende, glatte Höflichkeit ersetzt haben. Dies liegt nicht zuletzt in der Schwierigkeit, überhaupt nach Spanien zu gelangen. Florenz,

Mailand, Rom, Paris, sind mit direkten Zügen bequem zu erreichen; um nach Madrid oder gar Sevilla zu kommen, muß man erst Frankreich durchqueren, oder in Neapel oder Genua an Bord gehen, um von Gibraltar aus durch Andalusien nordwärts zu reisen. Durch Länder aber, wie Frankreich oder Italien, einfach durchzurasen, dazu entschließt sich nur, wer ihre Schönheiten schon kennt, und auch da nur schwer. So liegt denn Spanien mit all den berauschenden Naturschönheiten seiner südlichen Provinzen, mit all der hehren Pracht seiner träumerisch-dunklen, himmelangetürmten Kathedralen, mit all den zauberhaften Schätzen seiner Galerien und Museen abseits vom Verkehr, selbst für das ganz elegante Reisepublikum, dem es eigentlich an Zeit nie fehlt, das aber in Spanien den Luxus und Komfort vermißt, den es in den palastähnlichen Hotels Aegyptens findet. Am meisten ins Land kamen eigentlich bisher die Engländer, dank der eifrigen Propaganda der weltbekannten Reisefirma Thomas Cook & Son, die in Madrid und Gibraltar zwei vorzüglich geleitete Bureaux unterhielt. Auch Amerikaner sieht man, besonders in Andalusien, das sie, die Fahrt in Gibraltar unterbrechend, in den acht Tagen bis zum Eintreffen des nächstfälligen Dampfers gerne durchqueren. Sonst aber sind Reisende selten. Stangen in Berlin arrangiert seit einigen Jahren Gesellschaftsreisen, doch geht das Alles viel zu sehr im Fluge. Dazu die großen Entfernungen. Mußte ich doch, um das Land nur einigermaßen zu bereisen, in fünf Monaten etwas über 7000 km auf der Eisenbahn zurücklegen. Dazu die Unannehmlichkeiten, welche mangel[illegible] Kenntnis der Sprache denen bringt, die es nicht der M[illegible] wert finden, wenigstens etwas sich mit ihr vertraut [illegible] machen, ehe sie darauflos reisen. All dies bewirkt, daß [illegible] wenigen Reisenden, die nach Spanien kommen, flüchtige, [illegible] noch oft dazu unerfreuliche Eindrücke zurückbringen. An [illegible] den versäumten Zuganschlüssen aber, an all den verfehl[illegible] Ausflügen muß natürlich bei solchen Leuten die spani[illegible]

otterwirtschaft die Schuld tragen. Daß in einem Land
iit verhältnismäßig wenig Verkehr nicht alles erstklassig
in kann, ist klar, aber ehe man derart ungerechte Urteile
illt, bedenke man doch einmal ernsthaft, wie es einem
spanier trotz unseres so sehr gerühmten Verkehrswesens
ginge, der ohne auch nur ein Wort deutsch oder französisch
i können, ohne auch nur den Fahrplan lesen zu können,
ne Rundreise durch Deutschland antreten würde. Er käme
wiß zu mancher Klage über unsere Zustände, die der Be-
chtigung entbehrte.

Gewisse Provinzen aber, die abseits der großen Reise-
uten liegen, bleiben überhaupt so gut wie unbekannt. Der
uxuszug ist so bequem, man wird wie ein Paket von Stadt
i Stadt befördert, braucht sich um rein gar nichts zu be-
mmern, als daß man rechtzeitig ein- und aussteigt. Abseits
der von dieser fast entnationalisierten Heerstraße des Haupt-
erkehrs heißt es in erster Linie den Eigenarten des Landes
nd seiner Bewohner Rechnung tragen, will man etwas
hen und vorwärts kommen.

Und doch, wenn alle, die so mühe- und poesielos durch
e großen Städte jagen, auch nur eine schwache Vorstellung
ätten von den intimen Reizen, die das Hinterland der
auptverkehrsadern dem bietet, der liebevoll und nachsichtig
e kleinen Unbequemlichkeiten des Reisens in verkehrsarmen
Gegenden auf sich nimmt — gar mancher treno de lujo
ürde unterwegs sich leeren. Die paar Tage aber oder
Wochen, die so ein Abstecher rechts oder links ins Land
often mag, lohnen sich reichlich durch einen Einblick in
Sitten und Gebräuche nicht der Hoteliers und Theater-
irektoren, sondern des eigentlichen Volkes, wie er nur dem
erden kann, der sich fern von dem alles nivellierenden
Menschenstrom hält.

Zu diesen vom internationalen Verkehr fast gar nicht
wohnten Teilen der Halbinsel gehört auch Kastilien, das
erz Spaniens, wie der Kastilianer sagt, mit seinen wie

endlos sich ausdehnenden Hochebenen, seinen kühngezackten Bergesketten, seinen weltverlorenen Schluchten und Tälern, all seinen Städtchen und Dörfern, die seit den Jahrhunderten her, da die arabische Sturmflut sich an den blanken Schilden der heldenhaften Könige von Leon und Kastilien brach, sich ihr eigentümliches Gepräge bewahrt haben. Rings um Burgos, dies nie bezwungene Bollwerk, das den auf jubelnder Siegesbahn vorwärts drängenden Halbmond zum stehen brachte, dehnt sich das rauhe Land mit seinen sehnigen, hochgewachsenen Bewohnern, den wetterharten Männern, denen die mühsame Arbeit auf steinbesätem Ackerland einen Zug stolzer Unbeugsamkeit gegeben, seinen schlanken Frauen mit träumerischen Augen und langwallendem Haar. In diesen Tälern haust ein starker Menschenschlag, der dem spröden Boden windumheulter Bergeshalden nur in zäher Arbeit das wenige Korn abringt, das er zu seinem einfachem Leben braucht. Hier trägt der Ochs noch das Joch und zieht den Pflug aus in Feuer gehärtetem Baumast wie im Lande Homers. Hier leben ganze Ortschaften vom Ertrag der Wolle und Milch, die mühsam von Fels zu Fels kletternde Schafherden ihnen liefern, tauschen dafür die bescheidenen Gegenstände ein, die sie zur Ausstattung ihrer Hütten benötigen, wie zu den Zeiten, da Geld als Wertträger noch nicht existierte. Hier sind Dörfchen, die im Frühjahr, wenn die Sonne den Schnee von den Bergen nimmt, wochenlange durch die Fluten wildtosender Gebirgsbäche von der Außenwelt abgeschnitten, ohne Weg, ohne Steg zu benachbarten Tälern sind. Der Lärm der Welt, die großen Fragen, die die Völker bewegen, sie finden in diesen stillen Bergen keinen Widerhall, deren Bewohner friedlich ihrem Gott und ihrer Arbeit leben und eine Wallfahrt zum Grabe des hl. Dominikus in Silos bei Burgos als das höchste Ziel ihrer Wünsche betrachten.

Länger als einen Monat war es mir, dank der liebenswürdigen Gastfreundschaft der HH. Patres Benediktiner des

über dieser altehrwürdigen Grabstätte errichteten, herrlichen Klosters von San Domingo de Silos, vergönnt, in diesem interessanten Landstrich zu leben. Zuerst hatte ich mit meinem lieben Freund August Fr. von Soden in vier Wochen in Cookschem Eiltempo Nordspanien durchrast, eine Strecke von etwa 1900 km; über Lyon, Marseille ward nach Barcelona, Zaragossa mit seinem herrlichen Heiligtum der Muttergottes de Pilar, nach dem lebensfrohen, prachtvollen Madrid, dem einsamen Eskorial, über Burgos nach Irun gegangen. Die gnädigen Empfehlungen, mit denen die hohe Güte Ihrer Kgl. Hoheit, der Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern, geb. Infanta Paz, uns ausgestattet, hatten es uns ermöglicht, troß der kurzen Zeit sehr viel zu sehen. Schon in der lebhaften, geschäfts- und arbeitsfrohen Hafenstadt Barcelona hatten wir in einem der ersten Häuser der Stadt die liebenswürdigste Aufnahme gefunden. Man lud uns zu Routs, allabendlich stand in zwei Theatern je eine Loge zu unserer Verfügung. In Madrid führte uns ein Beamter der Palastintendanz durch die märchenhaften Räume des königlichen Schlosses, der Direktor der Armeria Reale ließ es sich nicht nehmen, in eigener Person uns bei der Besichtigung der ihm anvertrauten Schätze zu geleiten, im Eskorial stellte der liebenswürdige Schloßintendant sich uns den ganzen Tag zur Verfügung und P. Camara, der gefeierte Prior des Eskorialklosters, das die Grabstätten der Könige Spaniens hütet, ließ uns Stück für Stück der unvergleichlich schönen Handschriften vorlegen, die die weltberühmte Bibliothek besitzt.

So hatte ich denn, als wir uns in dem in der schneeigen Winterpracht seiner Berge einzig schönen Lourdes trennten, schon ein schönes Stück von Spanien, und auch da manches gesehen, was sonst nicht oder nur schwer zugänglich ist. Es galt nun, die noch übrigen vier Monate bedachtsam einzuteilen. Und nichts schien mir ratsamer, als der Aufforderung des ehrwürdigen Abtes von Silos, dem in der

gelehrten Welt ob seines bedeutsamen Werkes über Saint Josaphat, Un Apôtre de l'Union des Eglises wohlbekannten Dom Alphonse Guépin, zu folgen, der mich vor Jahresfrist schon eingeladen hatte, ihn in der romantischen Wildnis zu besuchen, in der er sich 1880 zur Zeit des großen Klostersturmes in Frankreich mit einigen Getreuen aus Solesmes ein Asyl klösterlichen Friedens geschaffen hatte. Einen Monat mindestens müsse ich bei ihm bleiben, hatte der gütige alte Herr gesagt, er bürge mir, daß ich dann hinreichend Spanisch lernen würde, um meine weitere Reise mit Nutzen fortsetzen zu können. Und so beschloß ich denn, mich auf einige Wochen ins kastilische Hochgebirge zurückzuziehen, zu den guten Benediktinern von Silos. Kloster ist Kloster, und die schönen Erinnerungen, die ich mir an eine bei den Patres zu St. Stefan in Augsburg verlebte frohe Studienzeit bewahre, ließen es mir als wahrscheinlich erscheinen, daß es mir bei den spanischen Söhnen St. Benedikts auch nicht schlecht gehen werde.

In Madrid zwar hatten manche den Kopf geschüttelt, als sie von meinem Plane hörten, und gemeint, mitten im Winter — es war Februar — nach Kastilien zu gehen, sei ein verzweifeltes Beginnen; denn auf der Hochebene rings um Burgos herrsche jetzt die bitterste Kälte, ja manchmal liege dort tagelang Schnee. Als ich den besorgten Warnern aber von unseren heimischen Bergen erzählte, und daß dort der Schnee nicht tage-, sondern monatelang liege, da wurden sie still und meinten nur, das müsse ein schreckliches Land sein. Und noch im Coupé des Schnellzuges, der mich von Biarritz nach Burgos brachte, wurde ich von den Mitreisenden gewarnt, als ob ich auf dem Wege nach Grönland se[illegible] Mucho frio, abscheulich kalt, so hieß es von allen Sei[illegible]

Am dringlichsten riet mir ein biederes Bäuerlein [illegible] das inmitten einer wahren Burg von Decken, Schacht[illegible] und Netzen voll von Zwiebeln und Knoblauch mit Ho[illegible] genuß seine Puro rauchte, jene von Hoch und Nieder gl[illegible] leidenschaftlich geliebte 15 Centimos-Zigarre, die sicher so[illegible]

ikotin enthielt, wie zwei italienische Toskanas zusammen. nd da eine Toskana doppelt so stark ist wie eine Virginier, nn man sich ungefähr einen Begriff von der Intensität er Dämpfe machen, die solch einem schwarzgrünen Scheusal tsteigen.

Es war ein Dorfbürgermeister aus der Umgegend von urgos, der stolz I. Klasse fuhr. Der Ausländer, dem seitens er Reisebücher und -Bureaus angelegentlichst empfohlen wird, Spanien ja nur erster Klasse zu reisen, fühlt sich anfangs urch eine häufige Majorität ländlicher Passagiere überrascht. och liegt dies in den spanischen Eisenbahnverhältnissen. enn, wem es pressiert, der muß auf den landesüblichen orreo verzichten und Schnellzug — rapido nehmen, und er führt meist nur I. Klasse. Da übrigens der Spanier uch der einfachen ländlichen Bevölkerungskreise ein Mann on vollendeter Höflichkeit und gewinnender Liebenswürdigkeit t, so unterhält man sich mit ihm ausgezeichnet, wenn man ur etwas der Sprache kundig ist. Und ich hatte, wenn die gentliche Erlernung des Spanischen auch erst für Silos eplant war, auf der ersten Jagdtour in vier Wochen doch hon genügend Brocken aufgeschnappt, um die interessanten usführungen zu verstehen, die mir dieser Castellano legitimo, astilier von echtem Schrot und Korn, wie er sich selbst ezeichnete, über die Tücken des Winters, die Unregelmäßigkeit es Postverkehrs nach Silos, kurz über all die Annehmlich- eiten gab, die den erwarteten, der à tout prix im Februar u den frailes — populäres Wort für Mönche, monjes, ach Silos reisen wollte.

Ich ließ mich aber nicht entmutigen! Und als der rille Ruf ertönte, „llegada, Burgos", entstieg ich hoff- ngsfroh dem rapido, nicht, ohne vorher auf das sorgfältigste ch vergewissert zu haben, ob meine, zur Vorsicht mit weiß- uen Streifen bemalten Koffer richtig ausgeladen worden en. Man tut überhaupt gut in Spanien, sich an jeder ltestation nach seinem Gepäck umzuschauen. Nicht als ob

etwa Koffer, wie in Italien, gestohlen würden, das ist im Lande der Hidalgos nicht der Brauch, sondern, weil es mit der Ordnung im Speditionsdienst nicht allzu genau bestellt ist. Man hat nämlich in ganz Spanien 30 kg Freigepäck, eine Vergünstigung, deren allzustarke Ausnützung seitens der Eisenbahngesellschaften natürlich als Last empfunden wird, die zu unrentierlichen Ausgaben führt. Darum nicht selten Mangel an Personal, an Aufbewahrungsräumen und an Genauigkeit!

In einem mit zwei hochbeinigen, flotten Maultieren bespannten, ganz hübschen Hotelomnibus ging's der Stadt zu. Von Schnee keine Spur, nur etwas frostiger Wind, bei der hohen Lage von Burgos (860 m überm Meer) begreiflich! Sonst aber durchaus nichts winterliches. Wohl aber ein lachender blauer Himmel über dem anheimelnden Stadtbild, das sich vor dem angenehm enttäuschten Blick ausbreitet. Einer unserer traulichen deutschen Provinzstädte gleich, etwa wie Regensburg, liegt Burgos da, überragt von seinem stolzen Wahrzeichen, der herrlichen gotischen Kathedrale mit dem feingegliederten Filigranwerk ihrer wuchtig emporsteigenden Doppeltürme, dem entzückenden Kranz schlanker Fialen, der sich über dem massigen Vierungsturm und dem Chore erhebt. Stattlich dehnt sich das Ganze aus, sanft einen Hügel hinansteigend, durch drei hübsche Brücken mit freundlichen Vorstädten verbunden, La Vega, Las Huelgas und San Pedro, die jenseits der Arlanzon, eines zu dieser Jahreszeit ziemlich wasserarmen Flusses sich in die Ebene hinausdehnen, von cypressenbeschatteten Gärten und Parkanlagen umkränzt. Und der Eindruck des Traulichdeutschen steigert sich noch, wenn man durch das mittelalterliche Stadttor, welches von den Wappen der vereinigten Königreiche Leon und Kastilien gekrönt, inmitten des ringsum aufstrebenden, modernen Villenquartiers sich in seiner trotzigen Schönheit erhalten hat, in das Innere von Burgos einfährt. Enge, düstere Straßen, mit hohen, altertümlichen Häusern, Haus-

einfahrten, Fenster, Türen meist in gotischem Spitzbogen, verwitterte Wappen längst vergessener Geschlechter dazwischen. An vorspringenden Ecken Nischen mit Heiligenstatuen, ewige Lämpchen an kunstvoll geschmiedetem, vom Rost der Jahrhunderte zerfressenem Hängewerk davor. Und nur wenig Leben in den stillen Straßen, über denen ein Hauch jener träumerischen Poesie schwebt, der uns an so manchen stillen Winkeln in Nürnberg, Regensburg, Staßburg entzückt. Daß wir aber nicht in der Heimat, daran gemahnen nicht nur die Reiter auf kleinen Eselchen, die hie und da lautlos um die Ecke biegen, gleich den Gondeln in Venedigs stillen Seitenkanälen. Auch sonst gemahnt manches, daß man in fremdem Lande ist. Die Männer sind in wallende Mäntel gehüllt, deren dreimal um die Schultern geschlagener Kragen fast die Nasenspitze noch verhüllt, ein Bild, das der tief ins Gesicht gezogene breitkrämpige Hut nicht freundlicher macht. Wer diese Gestalten sieht, könnte glauben, es hingen die Eiszapfen von den Dächern, und doch hat es 2 Grad über Null. Hochbeladene Esel, auf deren durch mühsames Frohnen blankgescheuerten Rücken die merkwürdigsten Lasten schwanken, Möbel, Futter, Steine, Eisenstangen, breitausliegende, bis an den Rand mit Sand oder Mist gefüllte Säcke, drängen sich an unserem Omnibus vorbei, mit ihren großen, wehmütigen Augen die Maultiere betrachtend, die da mit ihrer leichten Last so leicht dahintraben. Und während ich noch über all das Fremdartige staune und doch den Blick nicht von den feingezeichneten Turmspitzen der Kathedrale losreißen kann, die jeden Augenblick im Dächergewirr zu verschwinden drohen, halten die Machos mit jähem Ruck vor ihrem und nun auch für einige Tage meinem Heim, der Fonda del Norte, einem stattlichen schönen Gasthof, dessen freundlichen Besitzern die Güte des Abtes von Silos meine Ankunft schon angezeigt hatte.

LXVI.

Müssen wir aus dem Turm heraus?

Von Dr. Kruedemeyer.

Justizrat Dr. Julius Bachem hat in Heft 5 des laufenden Jahrganges der „Histor.-polit. Blätter“ unter der Ueberschrift „Wir müssen aus dem Turm heraus“ einen Artikel veröffentlicht, der in der Presse aller politischen Parteien, und nicht zuletzt in der des Zentrums, bedeutendes Aufsehen hervorgerufen hat. Insbesondere in der Zentrumspresse wurden gegen den Kardinalpunkt des Bachem'schen Artikels lebhafte Bedenken geäußert. In einem weiteren Artikel in Heft 7 der „Histor.-polit. Blätter“ beschäftigt sich dann der Verfasser mit seinen Kritikern in einem Artikel „Nochmals: Wir müssen aus dem Turm heraus!“ Nachdem er darin zunächst die gegnerische Presse abgetan, kommt er auf die Stellungnahme der Zentrumspresse zu seinem Vorschlage zu sprechen. Er schränkt seinen Standpunkt, der ihm so manche Angriffe seitens der Zentrumspresse eingetragen hat, zwar in etwa ein, hält denselben aber im großen und ganzen völlig aufrecht. Bessere Gründe für denselben, wie im ersten Artikel bringt er jedoch nicht bei, so daß er damit kaum einen seiner früheren Gegner überzeugen dürfte. Im Gegenteil dürfte die eine oder andere Aeußerung seines letzteren Artikels noch weiteren Anstoß erregen. Ich werde im weiteren darauf zurückkommen.

Die Ausführungen des ersten Artikels zerfallen in zwei Teile. In dem ersteren und ausführlicherem Teile stellt Dr. Julius Bachem gegenüber den bei den meisten Protestanten und vereinzelt auch auf katholischer Seite herrschenden Vorurteilen, als sei das Zentrum eine einseitig katholisch-konfessionelle Partei, den interkonfessionellen Charakter des Zentrums fest. Er beweist denselben durch Anführung von Autoritäten, insbesondere Windthorsts, durch den klaren Willen der Gründer des Zentrums, die keine konfessionelle Partei ins Leben rufen wollten, sowie endlich durch das Programm und die Tätigkeit des Zentrums seit seinem Bestehen. Das Zentrum ist nie eine spezifisch katholisch-konfessionelle Partei gewesen und wollte es nie sein. Wenn dem Zentrum bei seiner Gründung ausschließlich katholische Mitglieder angehörten, so war das, wie der Verfasser betont, naturgemäß; denn der Kulturkampf galt an erster Stelle der katholischen Kirche, es mußten daher in erster Reihe die Katholiken sich zur Abwehr zusammenschließen. Soweit stimme ich mit Dr. Julius Bachem völlig überein, und soweit werden seine Ausführungen auch die Zustimmung der gesamten Zentrumspresse und aller führenden Persönlichkeiten des Zentrums finden, haben dieselben sich doch selbst wiederholt bei Gelegenheit in gleichem Sinne ausgesprochen.

Anders ist es mit dem zweiten Teile des Artikels, in dem der Verfasser darlegt, wie dem trotzdem insbesondere bei unsern Gegnern herrschenden Vorurteile, das Zentrum sei eine einseitig konfessionell-katholische Partei abzuhelfen sei. Dr. Julius Bachem stellt zunächst fest, daß das Zentrum neuerdings wieder von verschiedenen Seiten schärfer angegriffen werde als zu irgend einem früheren Zeitpunkt, abgesehen von den schlimmsten Zeiten des kirchenpolitischen Konfliktes, und daß es insbesondere für seine kirchenpolitischen Forderungen so wenig Entgegenkommen finde. Bei diesen Angriffen gegen das Zentrum spiele auch die Bezichtigung, es sei eine konfessionelle Partei, wieder eine Hauptrolle, allerdings

teilweise, wie Dr. J. Bachem betont, ohne Zweifel wider besseres Wissen. „In allen Tonarten kehrt immer noch diese Behauptung wieder und — was die Hauptsache ist — sie wird ‚geglaubt'". „Diese Vorstellung beruht, wie gesagt, auf einem Vorurteil, welches in der ganzen Geschichte der Zentrumsfraktion selbst keine Stütze findet. Aber im politischen Leben muß man auch mit Vorurteilen rechnen, besonders muß eine Minderheit damit rechnen". „Hieran mitzuarbeiten ist Pflicht eines jeden, der sein Vaterland liebt, und man kann sich dieser Pflicht auch durch den Hinweis darauf nicht entziehen, daß auf der andern Seite eben ein Vorurteil wirksam ist. Man muß vielmehr alles aufbieten, um dieses schädliche, ja gemeingefährliche Vorurteil zu zerstreuen, selbst unter Uebung weitgehender Selbstverleugnung." In diesem Sinne will der Verfasser die Ueberschrift seines Artikels „Wir müssen aus dem Turm heraus" verstanden wissen.

Gewiß, darin hat Dr. Bachem recht, das von ihm gekennzeichnete Vorurteil besteht, dasselbe ist schädlich, ja gemeingefährlich, und es ist die Pflicht eines jeden, der sein Vaterland liebt, an der Hinwegschaffung dieses Vorurteils mitzuarbeiten, „selbst unter Uebung weitgehender Selbstverleugnung". Aber, und das ist hier der springende Punkt, diese Selbstverleugnung darf nicht zu weit gehen. Das aber wäre m. E. der Fall — und ich finde mich darin, soweit ich es überblicken konnte, in Uebereinstimmung mit dem größten Teile der Zentrumspresse — wenn der von Dr. Bachem gemachte Vorschlag zur Hebung dieses Vorurteils in seiner ganzen Ausdehnung in den Kreisen des Zentrums Zustimmung fände. Er schreibt nämlich:

„Je weiter die Kreise sind, in welchen man die Gesamttätigkeit der Zentrumspartei kennen lernt, um so mehr wird das gegen die Zentrumsfraktion noch bestehende Vorurteil schwinden. Eines der Mittel, vielleicht das wirksamste, um diese bessere Erkenntnis in die nichtkatholischen Provinzen und

Bezirke zu tragen, kann erst bei den nächsten allgemeinen Wahlen zur Anwendung gebracht werden. Es muß unbedingt mit vermehrter Umsicht auf die Wahl von solchen Abgeordneten nichtkatholischen Bekenntnisses hingewirkt werden, welche gute Fühlung mit dem Zentrum zu nehmen und zu unterhalten willens und geeignet sind. Und zwar wird es m. E. gute Politik sein, solche Abgeordnete nicht nur in Wahlkreisen mit überwiegend protestantischer Bevölkerung zu unterstützen, sondern auch in einer Anzahl von Wahlkreisen, wo das Zentrum allein vielleicht die Mehrheit erlangen kann. Die Engen, die Aengstlichen, diejenigen, welche überall nur den konfessionellen Gesichtspunkt geltend zu machen gewohnt sind, werden wohl auch an dieser Anregung sich stoßen, und doch dürfte sie ernste Beachtung verdienen.

Von solchen Kandidaten darf man kirchenpolitisch nichts anderes verlangen, als daß sie jeder Beschränkung der kirchlichen Freiheit widerstreben, die staatsbürgerliche Gleichberechtigung des katholischen Volksteils rückhaltlos anerkennen; im Uebrigen muß namentlich ihre sozialpolitische Stellung entscheidend sein! Es gibt solche Männer unter den Evangelischen und es wird ihrer mehr geben, sobald ihnen Gelegenheit geboten wird, im öffentlichen Leben sich zu betätigen. Man denke nur an die evangelischen Christlich-Sozialen. Gegenwärtig ist es ihnen noch fast unmöglich, zu einem Mandat zu gelangen, weil auch sie mit allerhand Vorurteilen zu kämpfen haben. Aber es würde ein großer Gewinn für unser öffentliches Leben sein, wenn die Tüchtigsten aus diesen Reihen in die Lage kämen, von der Tribüne des Parlaments für ihre Ideen Propaganda zu machen".

Zweifellos liegt in diesen Ausführungen ein richtiger Kern. Dem Charakter des Zentrums als einer interkonfessionellen Partei entspricht es, daß ihm auch Abgeordnete verschiedener Konfessionen, also nicht nur Katholiken, sondern auch Protestanten angehören. Notwendige Voraussetzung hierfür ist aber, daß sich auch solche Protestanten finden, die geeignet und gewillt sind, ein Zentrumsmandat anzunehmen, die bereit sind, sich vollkommen auf den Boden des Zentrums-

programms zu stellen und dasselbe in allen Punkten zu vertreten. Solche geeignete Männer unter den Protestanten zu finden, dürfte aber recht schwer fallen, und selbst wenn sich solche Männer fänden, so dürften sie kaum die Lust haben, sich den aus der Uebernahme eines Zentrumsmandats entspringenden gehässigen Angriffen der protestantischen Zionswächter, insbesondere seitens des Evangelischen Bundes auszusetzen. Man will auf jener Seite überhaupt nichts von uns wissen. „Wenn Herr Dr. Bachem", schreibt die „Augsburger Postzeitung" (Nr. 66 v. 23. März) „mit Engelszungen reden würde — er findet auf protestantischer Seite keine oder doch nur wenige Zustimmung. Wenn wir aus dem Zentrumsturm herausgehen, wie Herr Bachem meint, was wir ja schon lange und oft versucht haben, so finden wir außerhalb niemand, der uns entgegenkommt. Die wenigen Ausnahmen bestätigen nur die Regel".

Ebenso wie wir bereit sind und bereit sein müssen, in solchen Wahlkreisen, wo dies angängig erscheint, protestantische Zentrumsabgeordnete zu wählen, werden wir naturgemäß auch in anderen Wahlkreisen, wo die Wahl eigener Zentrumsabgeordneter, gleichgültig welchen Bekenntnisses, unmöglich ist, darnach trachten müssen, solche Abgeordnete nichtkatholischen Bekenntnisses zu wählen, welche „gute Fühlung mit dem Zentrum zu nehmen und zu unterhalten willens und geeignet sind". Aber das haben wir ja auch bisher schon stets getan, leider mit nur geringem, um nicht zu sagen mit gar keinem Erfolge. War dies schon in der Vergangenheit der Fall, so dürften wir für die Zukunft in der Beziehung noch viel schlechtere Aussichten haben. Ist doch die konfessionelle Abneigung bei den Protestanten gegen alles, was katholisch ist, heute dank der maßlosen konfessionellen Verhetzung des Evangelischen Bundes stärker wie je zuvor. Ist es doch vielfach bereits so weit, daß schon allein die Tatsache, daß Katholiken für einen Protestanten eintreten — und

zwar ohne jedwede ihrerseits aufgestellte Bedingung bezüglich der Haltung dieses protestantischen Kandidaten — genügt, dessen Wahl zu vereiteln. Mit Recht verweist die „Augsbg. Postztg." in dem erwähnten Artikel auf die vorjährigen bayerischen Landtagswahlen, speziell auf die Vorgänge in den Wahlkreisen Neustadt-Dürkheim und Homburg-Kusel in der Pfalz. „Stimmen aus Zentrumskreisen hatten dort verlauten lassen, daß die Katholiken geneigt wären, für die Kandidatur des protestantischen Pfarrers Schowalter in Jettenbach einzutreten. Schon dieses Gerücht war hinreichend, den protestantischen Pfarrer bei den protestantischen Wahlmännern unmöglich zu machen. Die protestantischen Landbündler wählten in Homburg-Kusel lieber einen liberalen Beamten, als daß sie durch die dortige Wahl eines Zentrumslandwirtes dann vom Zentrum in Neustadt-Dürkheim sich einen protestantischen Landwirt geben ließen. So ist Neustadt-Dürkheim noch heute unvertreten. Und solcher Beispiele haben wir noch mehr erlebt".

Charakteristisch ist in der Beziehung auch eine Rede des Miteigentümers der Münchener „Allgemeinen Zeitung", Dr. Bürklin, die derselbe am 22. Jan. 1905 in Neustadt a. d. H. hielt. Damals äußerte dieser nach der „Speyerer Zeitung" (Nr. 20, 1905) u. a.:

„Daß sich aber ein Protestant an seinem Gewissen so versündigen könnte, daß er sich zu dem ärgsten Feinde seiner Kirche, daß er sich zu dem hielte, der ihn bis über den Tod hinaus verfolgt — man sehe Fameck — das ist mir rein undenkbar und unerklärlich. Seine Voreltern würden sich im Grabe herumdrehen ob einer solchen Verräterei und seinen Kindern gegenüber würde er, der vielleicht irrtümlich meint, dadurch einen höheren Zollsatz zu erringen, ein Beispiel von Charakterlosigkeit geben, das durch viele, viele Silberlinge nicht wieder auszugleichen wäre. So schlechte Protestanten gibt es in der Pfalz nicht."

Das ist doch klar genug.

Das hier von mir in Uebereinstimmung mit einem großen Teile der Zentrumspresse geäußerte Bedenken sucht Dr. Bachem in seinem zweiten Artikel damit hinwegzuräumen, daß er meint, es entspringe „einem zu weitgehenden Pessimismus." Selbst in den erregtesten Zeiten des kirchenpolitischen Konfliktes habe es im preußischen Landtage Männer gegeben, die in keinen näheren Beziehungen zum Zentrum standen, mit denen man aber in manchen Fragen ein gut Stück Weges zusammengehen konnte. Er nennt in der Beziehung Jakobi, Miquel, Wissmann, Dirichlet, Eugen Richter und Dr. Stern. Das ist ganz richtig, solche Männer hat es gegeben, es gibt deren auch heute noch und es wird deren sicher auch in Zukunft geben. Das Programm des Zentrums ist eben so umfassend, daß es „in manchen Fragen" sich mit den gleichen oder ähnlichen Forderungen anderer Parteien deckt. Finden sich doch selbst unter den Sozialdemokraten, der dem Zentrum heterogensten Partei, Männer, mit denen man „in manchen Fragen" ein gut Stück Weges zusammengehen kann. Dafür sind sie dann aber auch in anderen Fragen um so schärfere Gegner. Im übrigen ist es doch ein himmelweiter Unterschied, ob jemand bereit ist, „in der Hauptsache auf den Boden des Zentrumsprogramms sich zu stellen und durch die Zentrumspartei sich wählen zu lassen", oder ob er nur ohne irgendwelche nähere Beziehungen zum Zentrum mit diesem „in manchen Fragen ein gut Stück Weges zusammengehen" will. Und was betrachtet Dr. J. B. denn als die Hauptsache des Zentrumsprogramms? Aus seinen Ausführungen entnehme ich, daß er als solche die sozialpolitischen Forderungen des Zentrums ansieht, ich halte demgegenüber die kirchenpolitischen Forderungen als die Hauptsache, neben denen allerdings auch das übrige Programm des Zentrums keineswegs vernachlässigt werden darf. Seinem kirchenpolitischen Programm vor allem, das das Fundament bei seiner Gründung war, verdankt das Zentrum sein stetes Wachstum und es ist sein

festestes Ferment. Protestanten aber, die bereit wären, sich in kirchenpolitischer Hinsicht vollkommen auf den Boden der Zentrumspartei zu stellen, werden sich gegenwärtig nur schwer finden. Männer, wie der von Dr. J. Bachem angeführte lutherische Abg. Dr. Bruel sind heutzutage überaus selten. Aber selbst wenn sich solche Männer in genügender Anzahl finden würden, so wäre doch außer den Katholiken niemand da, der sie wählen würde. „So schlechte Protestanten gibt es nicht," wie Dr. Bürklin sagte.

Und noch eins. In seiner Sorge um die Wahrung des interkonfessionellen Charakters der Zentrumspartei geht Dr. Julius Bachem in seinem zweiten Artikel entschieden zu weit, so weit, daß die Katholiken m. E. ihm darin unmöglich folgen können. Man muß bedenken, daß das Zentrum überhaupt die einzige Partei ist, die sich die Vertretung der kirchenpolitischen Wünsche der Katholiken zur Aufgabe gemacht und bisher nach besten Kräften hat angelegen sein lassen. Ohne das Zentrum bestände der Kulturkampf heutzutage höchst wahrscheinlich noch in seiner alten Schärfe, ohne dasselbe hätten wir den „aditus ad pacem" noch längst nicht erreicht. Auf das Zentrum allein sind die Katholiken auch zur Verwirklichung ihrer übrigen Wünsche in allen kirchenpolitischen Fragen und dem, was damit zusammenhängt, angewiesen. Da können die Katholiken, die das Zentrum doch fast ausschließlich allein geschaffen haben, von dieser ihrer einzigen politischen Vertretung auch erwarten, daß es sich auch in Zukunft aller ihrer kirchenpolitischen Wünsche annimmt und deren Durchführung energisch betreibt. Damit harmoniert aber keineswegs das von Dr. J. Bachem in seinem zweiten Artikel gestellte Verlangen, die Katholiken müßten sich „die Wahrung der kirchlichen Freiheit" „genügen lassen". Ja warum denn in aller Welt sollen wir uns denn an der Wahrung der kirchlichen Freiheit genügen lassen? Warum sollen wir denn auf einmal so bescheiden sein? Unsere protestantischen Mitbürger tun das doch auch nicht, und sie

würden uns schön auslachen, wenn wir mit einem solchen Ansinnen an sie herantreten würden. Die Wahrung der kirchlichen Freiheit allein genügt uns keineswegs. Wir verlangen mehr. Wir sind nicht zufrieden damit, privatim nach den Gesetzen unserer Kirche leben, unsere religiöse Ueberzeugung betätigen, für unsere katholische Weltanschauung Propaganda machen zu dürfen, sondern wir verlangen, und es ist unser Bestreben, daß unsere katholische Weltanschauung das gesamte öffentliche Leben wie ein Sauerteig durchdringe. Wir verlangen und erstreben die Betätigung und Durchführung der katholischen Weltanschauung, an deren endlichen Sieg wir glauben und glauben müssen, wenn anders wir von der Wahrheit und Unüberwindlichkeit unserer hl. Kirche überzeugt sind, im gesamten Leben unseres Staatswesens. Auch in der Politik muß dieselbe zur Anerkennung und Geltung gelangen. Seitens des Staates muß dieselbe sich insbesondere in der Gesetzgebung betätigen — insoweit kein Gesetz derselben widerstreiten darf — sowie in der völlig paritätischen Behandlung der Katholiken mit den Angehörigen anderer Konfessionen. Von diesen Forderungen darf das Zentrum auch kein Jota nachlassen. Das müssen die Katholiken von ihm verlangen, umsomehr, als das Zentrum ja, wie betont, die einzige Partei ist, die sich die Durchführung der Wünsche der Katholiken im öffentlichen Leben zur Aufgabe gemacht hat, und als es gerade die Katholiken waren, die sich das Zentrum als ihre politische Partei geschaffen haben, als eine Partei, die vor allem ihren Interessen dienen soll, selbstverständlich ohne den Rechten der Angehörigen anderer Konfessionen auch nur im geringsten nahezutreten. Sollte die Zentrumspartei, was aber als ausgeschlossen gelten muß, sich in Zukunft dieser ihrer Aufgabe nicht mehr unterziehen wollen, so wäre sie damit nicht mehr existenzberechtigt und die Katholiken müßten sich eine andere Vertretung schaffen, denn sie sind nicht der Partei wegen da sondern die Partei ist in erster Reihe ihretwegen da.

Damit läßt sich auch der interkonfessionelle Charakter der Zentrumspartei vollkommen aufrecht erhalten, denn ihr gesamtes Programm enthält nichts, was nicht auch jeder gläubige Protestant ruhig unterschreiben könnte. Auch die von mir verlangte Betätigung der katholischen Weltanschauung im öffentlichen Leben unseres Staatswesens, insbesondere in der Gesetzgebung und in der paritätischen Behandlung aller Staatsbürger, widerspricht dem nicht. Diese katholische Weltanschauung ist eben in ihren Grundzügen identisch mit der allen gläubigen Christen gemeinsamen christlichen Weltanschauung. Daher könnte das Zentrum neben Katholiken ebenso gläubige Protestanten zu seinen Mitgliedern zählen. Es ist eben keine kirchliche, sondern eine politisch-christliche Partei. Daß das Zentrum sich „bei dem erwünschten Hinzutritt von mehr protestantischen Mitgliedern" ändern würde, ist ausgeschlossen. Ich verstehe nur nicht, weshalb Dr. J. Bachem sagt, „Ausgeschlossen bliebe allerdings dann erst recht eine Betätigung dieser (katholischen) Ueberzeugung im öffentlichen Leben, welche mit dem paritätischen Charakter des deutschen Staatswesens in Widerspruch geraten würde". Das klingt doch gerade so, als ob dies bisher nicht immer der Fall gewesen wäre. Wie Dr. Julius Bachem dem Zentrum einen solchen versteckten Vorwurf machen kann, ist mir unerklärlich. Derselbe widerspricht erstens durchaus der Wirklichkeit der Tatsachen, und dann meine ich, sollten wir uns doch selbst hüten, dem Zentrum derartige Vorwürfe in konfessioneller Hinsicht zu machen, umsomehr, als unsere Gegner in der Beziehung gerade genug tun.

Doch kehren wir zu dem ersten Artikel Dr. Bachems zurück. Er verlangt in demselben nicht nur, daß das Zentrum im allgemeinen für protestantische Kandidaten eintrete, die „gute Fühlung mit dem Zentrum zu unternehmen und zu unterhalten willens und geeignet sind", sondern er hält es sogar für „gute Politik", dies selbst „in einer Anzahl von Wahlkreisen" zu tun, „wo das Zentrum allein vielleicht die Mehrheit er-

langen kann". Ich gehöre nun keineswegs zu den „Engen" und „Aengstlichen", welche überall nur die konfessionellen Gesichtspunkte geltend zu machen gewohnt sind, und von denen Dr. J. Bachem daher meint, daß sie sich deshalb an dieser Anregung stoßen würden, aber ich halte dennoch diesen Vorschlag als geradezu verderblich. Das hieße nicht mehr aus dem Zentrumsturm herausgehen, das hieße selbst Hand an die Zerstörung dieses Turmes legen, feste Quadern aus diesem Turme herausbrechen und ihn aus Rücksicht auf die Feinde des Turmes, die ihn unaufhörlich berennen, selbst schwächen. Was ist denn der Zentrumsturm anders, als die Zentrumsfraktion, die sich das katholische Volk in Jahrzehnte langer, mühevoller Arbeit geschaffen hat. Die einzelnen Quadern desselben sind die einzelnen Mandate. Je mehr Zentrumsabgeordnete wir haben, je höher ist der Turm, je stolzer steht er da. Und da sollten wir aus Opportunitätsrücksichten selbst Hand an der Zerbröckelung dieses Turmes anlegen, selbst wieder die Steine herunterholen, die wir in mühevoller Arbeit aufgeschichtet haben? Das kann doch unmöglich ernstlich gemeint sein. Im Gegenteil, wir müssen, wie bisher, eifrig streben und arbeiten, immer neue Quadern auf den Zentrumsturm durch Erringung neuer Mandate zu setzen, ihn immer weiter auszubauen. Wo immer es möglich ist, einen Zentrumsabgeordneten zu wählen, da darf nicht geruht und gerastet werden, bis das Ziel erreicht ist. Es ist uns nicht so notwendig, aus dem Turm herauszukommen, als vielmehr an dem Turme weiterzubauen. In einer Kritik des Bachemschen Vorschlages hatte die „Germania", die denselben ebenfalls durchaus ablehnt, u. a. bemerkt:

„Eine so eigenartige Zumutung, wie hier, ist wohl noch niemals von einer Partei ihren Anhängern gemacht worden: die Zentrumswähler sollen dort, wo sie einen Zentrumsmann haben können, jemand wählen, der nur mit dem einen Fuß auf dem Boden ihres Programms, mit dem anderen aber

einem anderen Lager steht! Das würde verwirrend auf die Wähler und zersetzend auf die Partei wirken".

Dazu schreibt Dr. J. Bachem in seinem zweiten Artikel:

„Der Verfasser dieser Polemik hat wohl den Satz, gegen den er sich wendet, nicht genau gelesen. Es ist darin gar nicht gesagt, daß die Zentrumspartei irgend ein sicheres Mandat aufgeben solle, um geeigneten protestantischen Kanditaten zur Wahl zu verhelfen, obwohl auch das meines Erachtens unter Umständen gute Politik wäre. Es sind sehr wohl Fälle denkbar, in denen es rätlich sein würde, ein katholisches Zentrumsmitglied durch einen dem Zentrum nahestehenden Protestanten zu ersetzen".

Er exemplifiziert dann auf den ehemaligen Zentrumsabgeordneten Dr. Bruel, der „unter den damaligen Verhältnissen mehr als ein katholisches Zentrumsmitglied" aufgewogen habe. Das letztere ist ganz richtig. Aber abgesehen davon, daß Dr. Bruel nicht etwa nur „gute Fühlung" mit dem Zentrum genommen, sondern sich völlig auf den Boden des Zentrumsprogramms gestellt hatte, bildete er auch nur eine Ausnahme, die im allgemeinen die entgegengesetzte Regel bestätigt. Ich will auch nicht bestreiten, daß Fälle „denkbar" sind, in denen es rätlich sein würde, „ein katholisches Zentrumsmitglied durch einen dem Zentrum nahestehenden Protestanten zu ersetzen" und das dies „unter Umständen" gute Politik wäre. Aber diese „denkbaren Fälle" und diese „Umstände" sind etwas so Unwahrscheinliches, daß sie die Ausgabe der Parole „Wir müssen aus dem Turm heraus" nicht im geringsten rechtfertigen.

Dr. Julius Bachem hatte es in seinem ersten Artikel für gute Politik erklärt, die von ihm empfohlene Wahl von protestantischen Nicht-Zentrumsabgeordneten „in einer Anzahl von Wahlkreisen" vorzunehmen, „wo das Zentrum allein vielleicht die Mehrheit erlangen" könne. In seinem zweiten Artikel interpretiert er das Wort „vielleicht" dahin, daß er zunächst nur solche Wahlkreise im Auge gehabt habe, „in welchen die Zentrumspartei an die Mehrheit heranreicht,

dieselbe aber bisher nicht oder nur vorübergehend unter ausnahmsweise günstigen Umständen erlangt hat". Solcher Wahlkreise gebe es eine ganze Reihe. Dabei bedürfe es keiner weiteren Ausführung, daß nicht überall auch nur ein Versuch der angedeuteten Richtung gemacht werden könne. Hier heiße es: Regionum ratione habita. Schon der Versuch setze eine besonders gut geschulte Wählerschaft mit einsichtiger und kraftvoller Führung voraus. Das kommt im großen und ganzen wieder auf dasselbe hinaus, wie oben, daß nämlich Fälle denkbar sind, in denen „unter Umständen" nach dem Bachem'schen Rezept gehandelt werden könne. Das ist richtig, in solchen Fällen ist auch bisher schon, wie Dr. Jul. Bachem selbst bezüglich Dortmunds anführt, entsprechend vorgegangen worden. Aber es handelt sich hier um sol- seltene Ausnahmen, daß sie die allgemeine Wahltaktik d- Zentrumspartei völlig unberührt lassen.

Wollte man diese Ausnahmefälle in der von Dr. Juli- Bachem gewollten Weise verallgemeinern und „in einer Anza- von Wahlkreisen", „wo das Zentrum allein vielleicht d- Mehrheit erlangen kann", ja, diese sogar wohl schon „vo- übergehend" erlangt hatte, an Stelle von Zentrumsab- ordneten Leute aufstellen, die nur „gute Fühlung" mit de- Zentrum nehmen wollen, so würde damit nur Verwirru- in die Zentrumswählerschaft hineingetragen werden. Uns- katholisches Volk, das doch fast allein diese Wählersch- ausmacht, würde es nicht begreifen, wie man ihm auf einm- diesen politischen Selbstmord zutrauen könnte, nachdem m- ihm seit dem Bestehen des Zentrums immer wieder u- wieder, in Wort und Schrift, mit allen nur zur Verfügu- stehenden Mitteln dargelegt hat, daß es allein im Zentru- und in keiner andern Partei die wirksamste Vertretung all- seiner Interessen, sowohl der religiösen wie der politisch- und sozialen, finden könne. Man würde es direkt an d- Partei und seinen Führern irre machen, und die notwendig- Folgen wären Spaltungen und Niederlagen. Daß ein nic-

der Zentrumspartei angehörender Kandidat, mag er im übrigen dem Zentrum noch so nahe stehen, nicht dieselbe Zugkraft auf die Zentrumswählerschaft ausüben würde, wie ein wirklicher, echter Zentrumskandidat, ist selbstverständlich. Das hat sich auch bisher bei allen Wahlen stets gezeigt. Niemals wird für einen fremden Kandidaten eine solche Begeisterung, ein solcher Wahleifer bis auf den letzten Mann herrschen, wie für einen eigenen. Aber was noch schlimmer ist, das Volk würde wahrscheinlich überhaupt nur teilweise der ausgegebenen Parole folgen, der übrige Teil würde ohne Zweifel die Heeresfolge versagen und für einen eigenen selbstgewählten Zentrumskandidaten auftreten. Damit wäre den Gegnern das ergötzliche Schauspiel einer Spaltung im Zentrum selbst gegeben. Mag die Parteiorganisation auch noch so gut und die Parteidisziplin auch noch so straff sein — in manchen Wahlkreisen läßt sie noch recht viel zu wünschen übrig — so gibt es doch auch hier eine Grenze, die nicht überschritten werden kann. Und diese Grenze ist dort erreicht, wo die ausgegebene Parteiparole sich mit den Anschauungen der Allgemeinheit oder eines großen Teiles in Widerspruch setzt. Auch dafür bietet die Parteigeschichte zahlreiche Belege. Ich brauche nur an Oberschlesien zu erinnern, wo es in Zentrumswahlkreisen wiederholt zu Gegenkandidaturen gegen den offiziellen Kandidaten — und zwar handelte es sich hier sogar noch um Zentrumskandidaten — kam, weil dessen nationale Haltung zu einem Teile der Zentrumswählerschaft in Gegensatz stand. Was würden wir da erst erleben bei solchen Kandidaten, die sich nicht zur Zentrumspartei bekennen!

Und dann noch eins. Ich habe schon vorher darauf verwiesen, mit welchen Augen unsere Gegner vielfach einen Kandidaten betrachten, der absolut nichts mit dem Zentrum zu tun hat, der vielmehr nur vom Zentrum empfohlen wird. Wie würde es daher erst einem Kandidaten ergehen, der offiziell vom Zentrum aufgestellt würde, und der sich zudem

verpflichtet hätte, in der von Dr. Julius Bachem skizzierten Weise mit dem Zentrum „gute Fühlung" zu halten? Um dessen Reputation wäre es bei den Gegnern von vornherein geschehen. Jeder andere Kandidat würde dort mehr Aussicht auf Erfolg haben. Und da auch das Zentrum nicht geschlossen für ihn einträte, wäre seine Niederlage von vornherein besiegelt.

Im Zentrumslager selbst aber entstände, wie bereits erwähnt, die größte Verwirrung. Zu Beginn seines ersten Artikels betont Dr. Julius Bachem, wie das Zentrum, das die verschiedensten Kreise und Stände mit den sich oft schroff gegenüberstehenden Interessengegensätzen in sich vereinigt, es stets verstanden hat, einen Ausgleich der sich widerstrebenden Interessen herbeizuführen und die Geschlossenheit zu bewahren oder nach vorübergehender Krise wieder herzustellen. Das ist richtig, und das liegt vor allem an der vom Zentrum stets betriebenen Politik der Mitte und an der ausgleichenden Gerechtigkeit, von der es sich stets bei seiner Politik hat leiten lassen. Aber daß die Massen des Zentrums mit dieser Politik der Mitte, mit dieser Politik der ausgleichenden Gerechtigkeit einverstanden waren, daß sie trotz Kollidierung ihrer Interessen mit der Zentrumspolitik dem Zentrum ihre Treue bewahrten und unentwegt zur Fahne des Zentrums hielten, das hatte seinen Grund in der christlichen, in der katholischen Weltanschauung, in der das ganze Zentrum wurzelt. Auf dem Boden dieser gemeinschaftlichen Weltanschauung fanden sich die divergierenden Elemente immer wieder. Sie blieb das gemeinsame, einigende, unzerreißbare Band. Gewiß ist das Zentrum theoretisch nach seiner Gründung und ganzen Geschichte eine interkonfessionelle Partei, der jeder Protestant, ohne ein Tüttelchen seiner Ueberzeugung zu opfern, beitreten könnte, aber praktisch ist es fast ausschließlich eine katholische Partei, eine Vertretung des katholischen Volkes. Man mag das, wie auch Dr. Julius Bachem es tut, bedauern — und ich bedauere es auch —, aber das tut der Tatsache keinen

Abbruch, daß es nun einmal so ist, und aller Voraussicht nach auch noch recht lange bleiben wird. Mit dieser nackten Wirklichkeit muß nun einmal jeder Politiker rechnen. Gewiß ist die Zentrumsfraktion nicht ausschließlich im Interesse des Katholizismus geschaffen, aber doch hauptsächlich. Man kann ganz ruhig sagen, daß wir ohne den Kulturkampf heute keine so machtvolle Zentrumspartei hätten, und daß die Gegner des Zentrums kein wirkungsvolleres Mittel zu seiner Zerbröckelung finden könnten als die Erfüllung aller seiner kirchenpolitischen Wünsche und eine völlig paritätische Behandlung der Katholiken mit den Angehörigen der übrigen Konfessionen. Allerdings hat es bis dahin noch gute Zeit.

Ist nun aber die christliche, die katholische Weltanschauung der Boden, auf dem die ganze Zentrumspartei ruht, so ergibt sich von selbst, daß auch bei den Wahlen auf diesen Boden Rücksicht genommen werden muß. Es muß daher auch von den aufzustellenden Kandidaten gefordert werden, daß sie entweder selbst völlig auf diesem Boden stehen, oder daß sie doch in allen hierhin gehörigen Fragen Hand in Hand mit dem übrigen Zentrum gehen. Sie müssen nicht nur in sozialpolitischer, sondern auch in kirchenpolitischer Hinsicht — wie in allen Fragen — völlig auf dem Boden des Zentrumsprogramms stehen und dies auch äußerlich durch Beitritt zur Zentrumsfraktion dartun, sie müssen, mit einem Worte gesagt, Zentrumsabgeordnete sein.

Der ganze Vorschlag Dr. Julius Bachems scheint mir überhaupt einer etwas zu weitgehenden Rücksichtnahme auf unsere Gegner entsprungen zu sein. Gewiß soll man auch auf den Gegner und seine Vorurteile Rücksicht nehmen. Aber diese Rücksicht darf doch nicht zu weit getrieben werden, man darf nicht selbst darunter leiden. Auch im politischen Leben gilt der Grundsatz, daß jeder sich selbst der Nächste ist, und daß das Hemd einem näher liegt wie der Rock. Die ganze Zentrumspresse klagt immer in Uebereinstimmung mit unseren Abgeordneten in den Parlamenten, daß die Katholiken überall

hintangesetzt würden, und da sollten wir Katholiken dort, wo wir es in der Hand haben, Katholiken als unsere Vertreter ins Parlament zu entsenden, „in einer Anzahl von Wahlkreisen“ Protestanten wählen, die zudem nicht einmal vollkommen auf dem Boden unseres bewährten Zentrumsprogramms stehen? Das wäre doch noch mehr wie inkonsequent. Auch der Versuch unserer Gegner, das Zentrum als eine konfessionelle Partei hinzustellen, darf uns dazu nicht verleiten, umsomehr als Dr. Julius Bachem ja selbst zugibt, daß dies „teilweise ohne Zweifel wider besser[illegible] Wissen“ geschieht. Durch die von Dr. Julius Bache[illegible] empfohlene Taktik würden wir auch kaum den Gegner[illegible] eine andere Meinung beibringen. Mit Recht bemerkt in d[illegible] Beziehung die „St. Joh.-Saarbr. Volksztg.“:

Wir haben im allgemeinen von der Möglichkeit ein[illegible] Besserung der Ansichten unserer Gegner über das Zentru[illegible] eine herzlich schlechte Meinung. Die unbefangenen werden au[illegible] heute schon unserer durch die Geschichte der Partei bestätigte[illegible] Versicherung glauben, daß wir keine ausschließlich katholisch[illegible] Partei sind, die übrigen aber, — und das wird die weitaus über[illegible] wiegende Mehrheit sein, werden sich auch durch unsere Wah[illegible] nichtkatholischer Abgeordneter, „die gewillt und geneigt sind[illegible], gute Fühlung mit dem Zentrum zu halten“, nicht von de[illegible] Gegenteil überzeugen lassen. Darüber brauchen wir uns ga[illegible] keinen Illusionen hinzugeben. Was man an uns bekämpft, i[illegible] nicht das religiöse Bekenntnis des einzelnen Abgeordneten od[illegible] deren Gesamtheit — auch andere Fraktionen zählen Katholike[illegible] zu ihren Mitgliedern — sondern das vom Zentrum aufgestell[illegible] und vertretene Programm. Dieses Programm, insbesonde[illegible] soweit es die freie und ungehemmte Ausübung der Religio[illegible], speziell der katholischen, verlangt, wird von unsern Gegne[illegible] bekämpft und wird von ihnen stets bekämpft werden. Es [illegible] eben der Kampf der Weltanschauungen, der uns von uns[illegible] verschiedenen Gegnern trennt. Wir mögen unsern Gegn[illegible] noch so weit entgegenkommen und ihnen noch so viele Konzessio[illegible] machen; an der Grundanschauung uns gegenüber werden [illegible]

wenig ändern. Man nimmt Rücksicht auf uns, weil wir stark sind; man wird aber auch in Zukunft nur Rücksicht auf uns nehmen, solange wir stark sind. Jedes Entgegenkommen unsererseits in der von Julius Bachem angedeuteten Weise wird man nur als eine Schwäche unserseits auffassen, als eine Schwäche, die weniger Rücksichtnahme wie bisher erfordert.

Die ablehnende Stellungnahme der „Germania" zu dem Bachem'schen Vorschlage habe ich schon kurz erwähnt. Aehnlich äußert sich der Zentrumsabgeordnete Dr. Jäger in dem letzten Märzheft der „Allgem. Rundschau" in einem Artikel: „Heraus aus dem sechszehnten Jahrhundert":

Würde man den Bachem'schen Vorschlag in breiterem Maße besorgen, so könnten Mißgriffe und Enttäuschungen nicht ausbleiben. Der Zustand, der in vielen Gegenden Deutschlands nach Niederwerfung der Aufstände von 1849 herrschte, daß die konservativen Männer beider Konfessionen sich bei den Wahlen vereinigten, wobei die Katholiken die übergroße Zahl der Wähler, die Protestanten aber zumeist die Abgeordneten stellten, dieser Zustand darf denn doch als Endergebnis der Zentrumsbewegung nicht eintreten. Auch würde die Bachem'sche Taktik uns nichts helfen. Wer guten Willens ist, weiß jetzt schon, daß das Zentrum keine konfessionelle Partei ist. Das Wort „katholisch" kommt im Programm des Zentrums überhaupt gar nicht vor. Wer aber nicht guten Willens ist, der wird auch durch die Bachem'sche Taktik nicht bekehrt werden.

Den Christlich-Sozialen, zu deren Gunsten hauptsächlich Dr. Julius Bachem seinen Vorschlag gemacht hat, damit sie „in die Lage kämen, von der Tribüne des Parlaments für ihre Ideen Propaganda zu machen", bleibt übrigens für diese Propaganda genug Gelegenheit durch die Presse, durch Flugschriften und durch öffentliche Versammlungen; und von dieser Gelegenheit machen sie ja auch reichlichen Gebrauch. Man kann sich ja ganz gut im öffentlichen Leben betätigen, ohne gerade über das eine oder andere Mandat zu verfügen. Und schließlich muß man bedenken, daß die Ideen der Christlich-Sozialen denen des Zentrums doch vielfach

gerade entgegengesetzt sind, so daß wir gar keinen Anlaß haben, denselben zu einer weitgehenden Verbreitung zu verhelfen. Im übrigen haben ja auch die Christlich-Sozialen in ihrer Zeitung „Das Reich“ den Bachem'schen Vorschlag glatt abgelehnt. Wenn Dr. Julius Bachem sich darüber in seinem Artikel damit tröstet, daß für seine Betrachtungsweise mehr die Einzelpersönlichkeit in Frage komme, so ist dieser Trost recht schwach angesichts des Umstandes, daß es z. B. auch noch an solchen Einzelpersönlichkeiten fehlt.

Zur Kennzeichnung der Stellungnahme unserer Gegner, wenigstens eines großen Teiles derselben zu dem Bachem'schen Vorschlage sei ein Zitat aus einem von mehreren liberalen Blättern abgedruckten Artikel „Eine Mauserung des Zentrums“ mitgeteilt. Es heißt daselbst:

Man merkt die Absicht. Und die Betrachtung, trotz ihrer mannigfachen Ketzereien, wird kaum sonderlichen Eindruck machen, wenigstens nicht außerhalb der Kreise, die auch ohne solche neue Maskierung kein Bedenken tragen, dem Zentrum Heeresfolge zu leisten. Das Zentrum will der führende Mittelpunkt eines antiliberalen Blocks werden, und die, die in dem Liberalismus „den Feind“ sehen, sollen ihm zu willen sein, wie es ja zum großen Teil schon jetzt der Fall ist. Die Erklärung, die das Hauptparteiblatt des Zentrums veröffentlicht, soll diese Haltung für die Zukunft noch erleichtern. Man verlangt ja freilich nicht viel Entgelt für die Unterstützung durch das Zentrum. „Jeder Beschränkung der kirchlichen Freiheit widerstreben“, das scheint die einzige Bedingung zu sein. Wer sollte sie nicht erfüllen wollen? Aber die Definition des Begriffs „Beschränkung kirchlicher Freiheit“ stellt natürlich das Zentrum zur Verfügung. Toleranzantrag, Jesuiten, Syllabus; was vor dieser Dreiheit nicht bestehen kann, ist selbstverständlich Feind der Freiheit, die das Zentrum meint.

Wer nicht getäuscht sein will, wird sich auch von der neuesten Phraseologie des Zentrumsmannes nicht täuschen lassen. Will man den Glauben, daß das Zentrum eine konfessionelle Partei sei, wirksam beseitigen, so führe man die Anregungen

Bachems (es ist übrigens nicht der Reichstagsabgeordnete) durch und hebe zunächst einmal die katholischen Berufsvereine auf, die katholischen kaufmännischen, Gesellen-, studentischen Vereine usw. Bis dahin wird man sich den schönen Worten Bachems gegenüber an die tatsächlichen Verhältnisse halten usw.

Nach all dem werden wir wohl am besten tun, in unserm Zentrumsturm zu bleiben und, statt Konzessionspolitik zu treiben, denselben nach Kräften weiter auszubauen.

LXVII.

Vor und nach der politischen Wendung in Ungarn.

Die schweren Prüfungen, die nationaler Fanatismus, nationale Eitelkeit, nationale Herrschsucht dem regierenden Oberhaupte des Hauses Habsburg an seinem Lebensabende auferlegen, haben durch die verblüffende neueste Wendung der Dinge in Ungarn voraussichtlich nur eine kurze Unterbrechung erfahren. Die seit einem Jahre vielseitig gehegten Befürchtungen, Kaiser Franz Joseph werde in dem von der Koalition der oppositionellen Parteien des ungarischen Reichstages leichtsinniger und gewissenloser Weise heraufbeschworenen Konflikte in der Frage der magyarischen Kommandosprache aus konstitutionellen Skrupeln doch noch nachgeben, hatten sich bis vor kurzem nicht erfüllt, und es schien die Hoffnung berechtigt, daß die Regierung Ungarns nicht Männern ausgeliefert werden wird, die, obwohl zum Teile, wenigstens im magyarischen Sinne, dynastisch gesinnt, doch die Aspirationen und vermeintlichen Interessen ihrer Rasse keinesfalls den großen Existenzfragen und Großmachtsbedingungen der Monarchie unterzuordnen bereit sind; es schien ausgeschlossen, daß es zu einem faulen Frieden

der magyarischen Oppositionsparteien mit der Krone kommen würde. Der vorletzte Appell, den der Monarch an die Führer der Koalition richtete, unter Ausschaltung der magyarischen Kommandosprache die Regierung zu übernehmen, nachdem das vom Grafen Andrassy eingereichte Memorandum unannehmbare Bedingungen enthalten hatte, war mit einer von staatsrechtlichen Spitzfindigkeiten und Vorbehalten strotzender Botschaft beantwortet worden, die erkennen ließ, daß von ihrer Seite auf die unabweislichen Rücksichten auf die von der Einheit der Armee abhängige Großmachtsstellung der Monarchie nicht gerechnet werden könne. Gleichzeitig wurde der passive Widerstand der Munizipien gegen die Ablieferung freiwillig gezahlter Steuern an die Staatskassen und gegen die Abstellung freiwillig sich meldender Rekruten von dem sich als Nebenregierung gebärdenden Exekutivkomité der Koalition immer wieder von neuem angefacht. Den Verordnungen der Regierung wurde offen der Gehorsam verweigert, der finanzielle Kredit des Staates gefährdet, das wirtschaftliche Leben des Landes schwer geschädigt.

Die Auflösung des Abgeordnetenhauses wurde so zur unabweislichen Notwendigkeit. Ob die Entsendung eines königlichen Kommissärs zur Durchführung derselben angesichts der Drohung der radikalen Fraktionen, dem Auflösungsreskript keine Folgen zu leisten und nur der Gewalt der Bajonette zu weichen, notwendig und zweckmäßig war, ob das Aufgebot von Truppen zur Brechung eines offen angekündigten Widerstandes der sich an ihre Mandate klammernden Vertreter „der Nation“ sich nicht vielleicht in anderer Weise hätte veranstalten lassen, mag dahin gestellt sein. Der advokatorische Kniff des Präsidiums, das Auflösungsdekret, „weil von einer inkompetenten Person überbracht“, gar nicht anzunehmen, konnte auch dahin gedeutet werden, daß nur der Protest gegen die Entschließung des Königs, dem sich auch die als Schleppträgerin des Hofes verketzerte liberale Partei anzuschließen willens war, auf diese Weise umgangen werden

sollte. Tatsächlich blieb die Bevölkerung im großen und ganzen der Auflösungsmaßregel gegenüber ganz kühl. Mit vollem Recht konnte Tiszas Organ „Az Ujság" schreiben: „Nicht die Verfassung, nicht der Parlamentarismus hat bei uns ein Niederlage erlitten und Fiasko gemacht. Das wahre Fiasko und die wirkliche Niederlage hat die Gravaminalpolitik der „siegreichen" 1848er Partei erlitten, und nicht durch Wien, nicht durch Fejervary, sondern durch das Volk, das die gegen die Koalition angewendete Gewalt mit Apathie und mit der Bildung einer neuen Bauernpartei aufgenommen hat."

Vor der Auflösung war in der chauvinistischen Presse die denkbar größte Pression auf den Monarchen durch die fortwährende Betonung des Krönungseides geübt worden. Fürstprimas Vaszary wurde wiederholt aufgefordert, beim Könige zu intervenieren, da er das Recht und die verfassungsmäßige Pflicht habe, in kritischen Zeiten durch seine Vermittlung eine Einigung zwischen König und Nation herbeizuführen. Andererseits wurde darauf hingewiesen, daß diese Funktion nur für jene Zeit galt, als der Fürstprimas nicht blos kirchlicher Würdenträger, sondern auch Ungarns Reichskanzler war. Mit der Einführung des parlamentarischen Regierungssystems sei die Kanzlerwürde und mit ihr die Verpflichtung zur Friedensvermittlung bei politischen Krisen erloschen. Das Sekretariat des Fürstprimas dementierte auch, daß dieser dem Könige einen Brief geschrieben, ihn an den Krönungseid erinnert und um Lösung der Krise im Sinne der Koalition gebeten habe. Mit der letzteren in Verbindung stehende Kreise machten dann Versuche, sogar den Papst für eine solche Intervention zu gewinnen. Als sich dies vergeblich erwies, wurde der Spieß umgedreht und voller patriotischer Entrüstung das Gerücht verbreitet, die Wiener Kamarilla habe im Vatikan Schritte getan, für den Kaiser Absolution für den Bruch des Krönungseides zu erlangen. Pesti Hirlap, das Organ des kulturkämpferischen

Baron Banffy, der alsbald nach der Reichstagsauflösung eine verblüffende politische Wendung gemacht und seinen Austritt aus dem Exekutivkomitee der koalierten Oppositionsparteien erklärt hatte, um in Wien wieder einen Stein ins Brett zu bekommen, schrieb im Bestreben, die Ausschreibung von Neuwahlen innerhalb der gesetzlichen Frist bis 11. April zu erzwingen:

„Neuere Gerüchte besagen, daß sich tatsächlich Einflüsse geltend gemacht haben und noch machen, die hohe Geistlichkeit zur Stellungnahme gegen den nationalen Kampf und für die Handlungen des absolutistischen Ministeriums zu bestimmen. Es ist auch Tatsache, daß der Papst derzeit in der Richtung informiert worden ist, daß er sich mehrmals gegen den nationalen Kampf ausgesprochen und geäußert habe, daß von den streitenden Teilen der König Recht habe. Einer Person, die ihm ihre Aufwartung machte, sagte er: Die Magyaren tun Unrecht daran und handeln nicht zu ihrem Wohle, indem sie einem so edelgesinnten, großen und gerechten Herrscher, wie es ihr apostolischer König ist, nicht gehorchen. Sie würden uns wohlgefällig handeln, wenn sie sich dem Befehle ihres Königs beugen würden. Es ist nachgewiesen, daß eine Beeinflussung nach dieser Richtung infolge der Ränke des Wiener Nuntius und dann durch seine Intervention erfolgt ist. Die Intriganten und Gegner der magyarischen Nation, die fortwährend verhindern, daß der Monarch die wahre Lage erkenne, haben ihre Fürsorge auch darauf ausgedehnt, die kirchlichen Skrupel des religiösen Fürsten zu zerstreuen. So konnte es geschehen, daß der Herrscher der Auflösung des Abgeordnetenhauses zugestimmt hat, ohne daß der Termin der Wiedereinberufung bestimmt worden wäre. Prälat Johann Molnar ist wegen der nach Auflösung des Abgeordnetenhauses zelebrierten Trauermesse infolge der Anzeige des Nuntius einer kirchlichen Zensur teilhaft geworden, damit sich in Hinkunft die kirchlichen Würdenträger einer derartigen Mitwirkung enthalten. Die Männer der Kirche sollen ihr patriotisches Gefühl ersticken und ihre Ueberzeugung dem Befehle der herrschenden Macht unterordnen. All dies ist das Werk des Wiener Nuntius, der in die Reihe der Teilnehmer

an den politischen Kämpfen getreten ist. Aber die patriotische magyarische Geistlichkeit läßt sich schwer vom Pfade der Gerechtigkeit ablenken. Gerade am Tage der Enthüllung dieser Geheimnisse ist es geschehen, daß in Jaszberenyi, wo eine große politische Versammlung war, der Stadtpfarrer Probst Melchior Koncz eine infulierte Festmesse zelebrierte, und daß in der Kirche aus der Kuruzzenzeit stammende Marienlieder vorgetragen wurden."

Und in der erwähnten Versammlung sagte der glänzendste Redner der Koalition, Graf Albert Apponyi, in seinem Rechenschaftsbericht:

„Es sind jetzt Zeiten, wo der 15. März in den Kirchen gefeiert werden kann. . . . . Meine Hände kann man fesseln, meine freiheitsliebende Seele aber nie! . . . . Es ist an der Nation, auszusprechen, ob sie zu einer konstitutionell verunstalteten österreichischen Provinz herabsinken will? Darf aus der Nation eine Schar von Knechten werden? Will sie es nicht, so muß sie mit kühner Entschlossenheit den gesetzlichen Kampf fortsetzen."

Von liberaler Seite hätte man den Episkopat gerne gegen die Koalition mobil gemacht. Das einflußreichste Organ der ungarischen liberalen Partei, die österreichische „Neue Freie Presse" wußte zu melden, daß die politische Lage sich anders gestaltet hätte, wenn kompetente Politiker den Rat des Fürstprimas gesucht hätten, was nicht geschehen sei. Er würde sich einer politischen Aeußerung um so weniger entzogen haben, als man in seiner Umgebung zu wissen glaube, daß auch er einen Plan zur friedlichen Entwirrung habe, den er auch nicht verschweigen würde, wenn er von kompetenter Seite gefragt würde.

Im Szatsmarer Comitat wurde zuerst der Vorschlag gemacht, und dann in anderen Munizipien aufgegriffen, daß eine Deputation derselben unter Führung des Fürstprimas dem Könige die Bitte um Wiederherstellung der konstitutionellen Ordnung vortragen solle. Die Mitteilung des Pester Lloyd,

daß Ungarns erster Kirchenfürst sehr ungern im Auftrage und als Vertreter jener autonomen Körperschaften vor dem Könige erscheinen würde, die zuerst dem bestehenden Gesetz den Gehorsam verweigert und dem königlichen Willen die schuldige Achtung versagt hätten, versetzte die Koalitionspresse in die größte Aufregung und ein Sprachrohr derselben schrieb:

„Wir können vom Fürstprimas gar nicht voraussetzen, daß er vom gesetzlichen Widerstande der Nation so denke. Das wäre ja ein Zustand zum Verzweifeln. Unsere Seele kann sich aber nicht bei der allgemein indifferenten Haltung des katholischen Episkopates beruhigen. O, wo sind die großen patriotischen Seelen, die großen Priester der Nation, die die Pflege der Sache der Nation unter die Pflichten der Seelsorge reihten! O, welche Epigonen! Unsere geistlichen Oberhirten sind stumm, und man kann ihr Wort nicht hören, wo es sich um die nationale Sache, um die Rettung der gefährdeten einzigen Grundlage unserer nationalen Existenz, unserer Verfassung handelt. Heiliger Gott, wo bleiben deine Diener, wo machte man ihre Seelen tröstende andächtige Stimme verstummen? Wo waren die Bischöfe, fern der Sitzung des Magnatenhauses, als dem Ministerium das Mißtrauen votiert wurde? Und die Hirtenbriefe? In keinem derselben finden sich tröstende Worte für die kämpfende Nation!“

Tiszas Leibjournal „Az Ujsag“ wußte aber zu melden, daß Fürstprimas Vaszary, der weder eine Monstredeputation der Komitate vor den König führen wollte, um ihn zur Entwirrung zu drängen, noch auch eine Adresse im Namen des Landes an den König zu richten geneigt war, seine patriotische Pflicht aus eigener Initiative erfüllt und zwar zu Neujahr dem Könige einen eigenhändigen Brief geschrieben und darin die Bitte ausgesprochen habe, daß seine Majestät an der Herstellung des Friedens mitwirken möge, wenn ihm betreffs der Lösung der Krise ein Vorschlag unterbreitet werde, der die königliche Autorität nicht schädigt und die gesetzlichen Hoheitsrechte nicht tangiert. Seine Eminenz habe ihre Bitte damit motiviert, daß alle Zweige des öffentlichen Lebens in Folge des lange andauernden ungesetzlichen Zu[illegible]

standes nach jeder Richtung und in jeder Beziehung dem Ruin zueilen und außerdem auch die Loyalitätsgefühle gegen die Dynastie gefährdet seien. Seine Majestät habe den Fürstprimas für seine Glückwünsche und für den auch diesmal wiederholt geäußerten Ausdruck der Anhänglichkeit und für seine Aufrichtigkeit gedankt, aber auch zu erkennen gegeben, daß er Ratschläge in politischer Beziehung nur von seinem verantwortlichen Ministerium annehmen könne.

Nach der Auflösung des Abgeordnetenhauses, die allgemein so aufgefaßt wurde, daß dem Ministerium die Möglichkeit zur Brechung des passiven Widerstandes, zur Einhebung der Steuern und Einziehung der Rekruten gegeben werden müsse, ohne darin durch die Nebenregierung des Exekutivkomités der koalierten Oppositionsparteien eines zu Recht bestehenden Abgeordnetenhauses gehindert zu werden, klammerte man sich an die Bestimmung des 1848er Gesetzes, daß drei Monate nach Auflösung eines Reichstages ein neuer einberufen werden müsse und bezeichnete wieder in allen Variationen die Nichteinhaltung dieser Bestimmung, ganz uneingedenk der offenkundigen Tatsache, daß die Opposition durch gesetzwidriges Verhalten die parlamentarische Maschinerie außer Funktion gesetzt hatte, als Etablierung des nackten Absolutismus, als offenkundigen Bruch des Krönungseides. Scheinheiliger Weise erklärte man diejenigen der Majestätsbeleidigung schuldig, die an diese Möglichkeit glauben, wie die Organe des Kabinets Fejervary, das doch alle seine Direktiven von der Krone empfing. Und da wurde zur Schürung der nationalen Aufregung abermals das Schlagwort von der päpstlichen Absolution in die Masse geworfen, obwohl Budapesti Hirlap vor der Reichstagsauflösung diesbezüglich geschrieben hatte:

„Das Gerücht von der päpstlichen Absolution ist absurd. Absolviert kann man nur von etwas werden, was bereits als Sünde einbekannt ist. Der Absolution muß die Feststellung, das Einbekenntnis der Sünde, die Reue darüber und der Vorsatz,

sie gut zu machen, vorhergehen. Jemanden kann man nicht für Künftiges absolvieren. Das würde vollständig dem Geiste des Christentums und den Anschauungen aller katholischen Theologen widersprechen". Und eine Leuchte der Koalition, der Abgeordnete, Steinbrucher Pfarrer und gefeierte Kanzelredner Jos. Hock äußerte aus demselben Anlasse: „Ich anerkenne die dogmatische Unfehlbarkeit des Oberhauptes der Kirche, aber ich anerkenne nicht seine politische Unfehlbarkeit".

Nach magyarischer Auffassung ist eben das Krönungsdiplom eine konstitutionelle Fessel für den König, die ihn zwingt, unbedingt dasjenige zu tun, was die Majorität des ungarischen Reichstags will, ob das nun mit den Pflichten eines Kaisers von Oesterreich, mit den Rechten, Interessen und Wünschen der Völker der andern Reichshälfte in Uebereinstimmung ist oder nicht. Denn die Verfassung, die den im Wiener Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern gewährt oder oktroyiert worden ist, muß hinter der tausendjährigen Verfassung des Königreichs Ungarn zurückstehen, die im Jahre 1867 bloß eine dem nationalen Geni[illegible] widersprechende, die volle Staatlichkeit nicht zum Ausdruck bringende moderne Gestaltung erfahren hat, aber nach d[illegible] jeweiligen Wünschen „der Nation" d. h. des Magyarentums immer wieder in neue Formen gegossen werden kann.

Die Möglichkeit, daß eine so einseitige Auffassung d[illegible] auf der Teilung der Souveränität zwischen Fürst und Volk[illegible] vertretung beruhenden Konstitutionalismus von der Kro[illegible] nicht akzeptiert werden würde, brachte das Magyarentu[illegible] ganz aus dem Häuschen und bei der bekannten Gewisse[illegible] haftigkeit und Religiosität Kaiser Franz Josephs erschi[illegible] eine Frage desselben beim Oberhaupte der katholisch[illegible] Christenheit nach den Grenzen einer eidlich übernommenen Verpflichtung den an der Niederringung der Krone arbeitenden Parteimännern der Opposition durchaus plausibel. Dageg[illegible] verwahrte sich nun das chauvinistische Blatt Budapesti Hirl[illegible] in folgender Ausführung:

„Das Haupt der katholischen Kirche kann nicht vom Krönungseide entbinden. Doch angenommen, aber nicht zugegeben, daß die oberste Behörde der Kirche mit einer positiven Tat bei der Absolvierung vom Krönungseide eingegriffen haben sollte, so hätte das auf unser Staatsrecht gar keine Wirkung. Denn der Krönungseid ist unbedingt bindend und kann unter gar keinen Umständen seines garantierten Charakters entkleidet werden. Er ist ein staatsrechtlicher Akt, der nicht von ausschließlich religiösem Standpunkte beurteilt werden kann. Ebenso verwandelt sich zu staatsrechtlicher Bedeutung und verliert den reinen Vertragscharakter der Pakt, wie es das Verhältnis zwischen dem König von Ungarn und der ungarischen Nation ist, auf dem auch die pragmatische Sanktion beruht, und der im Krönungsdiplom zum Ausdruck kommt. Das Verhältnis zwischen König und Nation ist zwar ursprünglich ein Pakt, aber das Staatsrecht wandelt dieses Verhältnis um und stellt es auf ein hohes Piedestal. Das ist kein Vertrag in der Art, daß wenn der eine Teil ihn bricht, der andere ihn auch nicht zu halten verpflichtet ist. Einer Gesetzesverletzung des Königs steht nicht mehr das Recht des bewaffneten Widerstandes gegenüber, denn die Revolution fällt nicht mehr unter die Rechtsbegriffe, sondern ist schon eine politische und Machtfrage. Der König hinwieder kann auch dann nicht der im Krönungsdiplom und Krönungseid übernommenen Verpflichtung ledig werden, wenn die Gesetzesverletzung auf Seiten der Nation sein sollte. Der Eid ist eigentlich nur einseitig, da bei der Krönung nur der König die Einhaltung der Gesetze beschwört. Die im Krönungsdiplom übernommene Verpflichtung zur Einhaltung der Gesetze des Landes ist ewig und unabänderlich“.

Wie man sieht, hat sich die in Ungarn herrschende Rasse eine überaus bequeme staatsrechtliche Theorie zurechtgelegt, und wenn sie dieselbe nicht schon früher der Krone gegenüber zur Geltung zu bringen versucht hat, so liegt der Grund lediglich in der nach der Schaffung des 1867er Ausgleichs lange Zeit hindurch allgemein gewesenen Erkenntnis, daß die Krone, gestützt auf die Einheit der Armee, auf die materielle Kraft der österreichischen Erblande, stark

genug sei, um die Umsetzung solcher Staatsrechtsinterpretationen in tatsächliche Durchführung zu verhindern. Das vierhundertjährige Verhältnis Ungarns zur Dynastie Habsburg ist eben von Beginn an eine Machtfrage gewesen und ist das auch heute noch.

Um zu begreifen, wie nach der entschiedenen Ablehnung der von der Koalition aufgestellten Forderungen den Vertretern derselben gegen einen bloßen Aufschub der Geltendmachung ihrer Aspirationen die Regierungsgewalt ausgeliefert werden konnte, in deren Besitz sie mit Muße an der Schaffung günstigerer Vorbedingungen einer Erneuerung des nur zeitweilig eingestellten Kampfes arbeiten können, muß man sich den Irrglauben vergegenwärtigen, in dem dreißig Jahre lang die Krone betreffs der Macht der liberalen Partei über die Stimmung Ungarns und über die Zufriedenheit der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung mit der dualistischen Gestaltung der Monarchie gehalten wurde. Graf Stephan Tisza hatte als Ministerpräsident noch behaupten zu können geglaubt:

„Die Harmonie zwischen den Machtbestrebungen der Dynastie und den politischen Zielen der magyarischen Nation ist eine vollständige. Die Vorbedingungen einer erfolgreichen, der Größe und Unabhängigkeit der magyarischen Nation dienenden nationalen Politik sind gesichert. Für all' dies hat die Nation nur *Eines* zahlen müssen: sie mußte die Erfüllung ihrer Wünsche nach der Durchführung der magyarischen Dienst- und Kommandosprache verschieben und der freiwilligen Entschließung des Herrschers überlassen."

Dieser Ausspruch veranlaßte sofort das Organ der Unabhängigkeitspartei „Magyarorszag" in einem Leitartikel unter der Ueberschrift: „Die Politik der Habsburger" die Stellung des Magyarentums zum Herrscherhause in ebenso erschöpfender, wie lehrreicher Weise zu präzisieren. Die charakteristischesten Stellen des Artikels lauten:

„Ist es wahr, daß die Nation nur auf die magyarische Kommandosprache verzichten mußte, und daß auf anderen Gebieten unter der Herrschaft der Dynastie ein vollständiger Ausbau unserer nationalen Rechte erfolgt ist? Ist es wahr, daß die jetzige Harmonie und Friedfertigkeit (nach der Einstellung der Obstruktion) der magyarisch nationalen Politik dient und ihr die Zukunft materieller Kräftigung eröffnet? Wenn all dies wahr wäre, brauchte ja die Nation für einige Jahrzehnte nicht vor diesem Opfer zurückzuschrecken. Aber lediglich zu dem Zwecke, damit die Dynastie in der Verfolgung ihrer Politik nicht gestört werde, daß sie hier glatt und widerspruchslos ihre alte, vielhundertjährige Politik fortsetzen könne, nicht blos unser Recht auf die magyarische Kommandosprache, sondern auch die Reinheit des konstitutionellen Lebens, die Kräftigung der Nation, unsere großen Interessen auf dem Gebiete der Kultur, des materiellen Wohlstandes und der internationalen Geltung als Opfer hinzuwerfen, das wäre einfach ein großer Selbstbetrug, ja auch ein Betrug an der Dynastie, denn es wäre eine Kundgebung des Friedens und der Zufriedenheit dort, wo eigentlich eine ganze Menge von Bitterkeiten sich in den Seelen angesammelt hat. Unter der Herrschaft der Dynastie wurde das konstitutionelle Leben gefälscht, die öffentliche Moral wurde verdorben, dem materiellen Wohlstand wurden Schranken gezogen, der nationalen Kräftigung wurden künstliche Hindernisse errichtet, dem Auslande gegenüber wurde Ungarns Selbständigkeit vernichtet. Auch heute stehen die Habsburger nicht an der Spitze der magyarischen Kulturbestrebungen, während jedes Herrscherhaus nur dadurch Existenzberechtigung erlangt, daß es sich an die Spitze der nationalen Bestrebungen stellt. Wir müssen auf diese Führerrolle der Dynastie verzichten, die ja deutsch ist, in Wien lebt und für unsere nationalen Bestrebungen gar kein Verständnis haben kann. Damit müssen wir uns abfinden. Das aber können wir berechtigter Weise verlangen, daß unsere eigene Dynastie nicht ein Hindernis unserer nationalen Entwicklung sei."

Die dem Herrscherhause hier gemachten Vorwürfe sind ganz und gar unbegründet. Wenn es an der Reinheit des

politischen Lebens in der Tat mangelt, so ist daran niemand als „die Nation" selbst Schuld. Jede Bitterkeit ist unberechtigt, bis zur neuesten Wendung, wo die herrschende Rasse höchstens an einem allzu schreienden Mißbrauch ihrer Herrschaftsgelüste gehindert worden ist. Weniger Widerspruch fordern die folgenden Aeußerungen heraus:

„Was ist unser Konstitutionalismus? Man sammelt einige Millionen Geld und läßt 200–300 Abgeordnete wählen. Ueber diese verfügt der Mandatar der Dynastie. Die Verfassungsorganisation ist vollständig den Herrschaftszwecken der Monarchie ausgeliefert". „Man hat die ganze Intelligenz des Landes zu Vorteilsjägern und zu Landstreichern gemacht. Jetzt läuft jedermann dem Einflusse und dem Amte nach. Der Dienst der öffentlichen Interessen ist aus den Seelen verdrängt worden. Die Volksmassen werden durch Seelenverkauf prostituiert. Es ward wirklich eine seelische Brunnenvergiftung vorgenommen, um nur die politische Macht bewahren zu können. Vergebens existiert nicht blos ein Gesetz, sondern existieren viele hunderte von Gesetzen".

Dann folgen schwere Anklagen:

„Die Dynastie gestattet nicht, daß Ungarn sich wirtschaftlich frei mache, sie gestattet nicht, daß dieses Land sich vom Drucke Oesterreichs befreie. Umsonst leben wir Oesterreichs wegen im Elend. Umsonst geht eine Gesellschaftsklasse nach der andern zugrunde. Bitten, jammern, wehklagen nützt nichts. Wir müssen zugrunde gehen, in Schulden gerathen, auswandern. Wenn aber wegen einer Laune der kaiserlichen Macht die Militärlasten von Hunderten von Millionen gesteigert werden sollen, da gibt es kein Hindernis. Die mächtigste Stütze unserer nationalen Erstarkung (d. h. der Magyarisierung der anderen Nationalitäten) wäre eine nationale Wehrkraft. Aber der magyarisch-nationale Charakter dieses Staates zeigt sich weder in der Sprache noch in den staatlichen Abzeichen der Armee. Der ‚Kaiser' steht als allmächtige Gewalt über ‚dem großen Ganzen' und verteidigt das gleiche Recht aller Rassen. Und obwohl wir Magyaren alle es wünschen, wir können wegen des nichtnationalen

Charakters der Dynastie unseren Willen und unsere Rechte (?) in unserer Armee nicht durchsetzen. Und was tut man mit uns im Auslande? Die Dynastie scheint sich gar zu schämen, daß sie die Krone Ungarns trägt. Die kaiserlich österreichische Macht verdeckt die ungarische Staatlichkeit vor dem Auslande, ihr Wappen, ihre Fahne läßt sie auf den Botschaftspalästen flattern. Alle ausländischen Gesandtschaften residieren in der Kaiserstadt Wien".

„Was nützt also solch ein Friede, solch eine Harmonie? Solch ein Friede ist Verkümmerung, solch eine Harmonie ist Knechtschaft. Es ist nicht die Rolle einer selbstbewußten Nation, die wir ausfüllen sollen. Warum führen wir die Dynastie irre mit der Behauptung, daß wir mit diesen Zuständen zufrieden seien? Im Gegenteil muß klar und offen dargelegt werden, daß die Seele der Nation von tiefer Bitterkeit darüber erfüllt ist, daß die Dynastie ihren Herrscherberuf in Ungarn nicht erfüllt. Endlich muß die Nation aber doch Erhörung finden. Die Dynastie muß die Harmonie wieder herstellen. Jeder Minister ist jetzt nur ein Werkzeug in ihrer Hand, das sich immer findet, wenn man ein solches gegen die Nation braucht. Wenn man alles dies sieht, muß man doch ernstlich darüber nachdenken, ob es genügen wird, die gegen uns gerichteten Angriffe abzuschlagen und ob nicht unter Benützung unserer konstitutionellen Waffen soweit gegangen werden muß, unsere nationalen Rechte gegen die Uebergriffe der Dynastie in ihrer Gänze zu verteidigen?"

Nur ein tieferer Einblick in die politische Gedankenwelt des Magyarentums, wie ihn vorstehende eingehende Darlegungen eines führenden Mitgliedes der äußersten Linken bieten, gibt eine richtige Anschauung von der Unvereinbarkeit der staatsrechtlichen und nationalen Aspirationen: der in Ungarn rücksichtslos herrschenden Rasse mit den nur auf Grundlage einer wahren Gleichberechtigung erfüllbaren Existenzbedingungen der Monarchie und der neutralen Stellung der Krone über allen Völkern. Manche der vom Magyarorszag vorgebrachten Klagen entsprechen wohl den Tatsachen. Aber die Schuld für sie trifft nicht die Dynastie,

nicht Wien, nicht Oesterreich, sondern den magyarischen Größenwahn, trifft das zur Niederhaltung der Nichtmagyaren allerdings von der liberalen Regierungspartei inaugurierte System der politischen Korruption und Gewalttätigkeit, das schon unter Tisza, besonders aber durch den Vorkämpfer der hauptsächlich zur Desorganisierung der nichtmagyarischen Landeskirchen geschaffenen kirchenpolitischen Gesetze, Baron Desider Banffy, auch gegen die magyarischen Oppositionsparteien in Anwendung gebracht wurde. Die ungarische Krise war ein Kampf gegen das Bestreben der Dynastie, ein wirtschaftliches, politisches Gleichgewicht zwischen den beiden Staaten der Monarchie zu erhalten, und als unentbehrliches Werkzeug zur Erhaltung ihrer Großmachtstellung die Einheit der Armee zu wahren. Der innere Charakter des angeblichen Verfassungskampfes wird deutlich durch den Vorwurf charakterisiert, daß der Kaiser das gleiche Recht aller Rassen wahre — was tatsächlich durchaus nicht im gebotenen Umfange geschieht —, daß er „das große Ganze" — das allen Magyaren ein Greuel ist — vor Augen habe, daß die Dynastie nicht national magyarisch sei — was sie doch aus Rücksicht für vier Fünfteile ihrer Völker nicht tun kann, ohne berechtigte Mißstimmung zu erregen. —

Es ist undenkbar, daß man in der Wiener Hofburg über diese Grundstimmung des Magyarentums nicht unterrichtet sein sollte. Das verstärkt noch die sachlichen Gründe, welche die Gewährung der magyarischen Kommandosprache als unmöglich erscheinen lassen. Es war aber Kurzsichtigkeit oder Vertrauensseligkeit, wenn der mehr provisorische Verzicht auf Geltendmachung dieser Forderung und der inzwischen durch den Abschluß der Handelsverträge vorläufig gegenstandslos gewordenen noch älteren Forderung des getrennten Zollgebiets, sowie die Zusage der Erfüllung der sonstigen Staatsnotwendigkeiten, der Krone die moralische und politische Möglichkeit gekommen erscheinen ließ, die Gewalt in Ungarn — wenn auch nur auf die zur Schaffung des allgemeinen

Wahlrechts erforderliche Zeit von etwa zwei Jahren — solchen Männern in die Hände zu geben. Denn von ihnen kann weder eine Wahrung der Einheit der Armee, noch das Bestreben der Erhaltung der wirtschaftlichen Gemeinsamkeit der beiden Reichshälften, noch eine wirklich ehrliche und gerechte Durchführung des allgemeinen und geheimen Wahlrechts erwartet werden. Der Gedanke, den Führer der Koalition gewissermaßen als Vertreter der Interessen der Krone, den namhaftesten Vorkämpfer der kirchenpolitischen Gesetze, den unverdächtig liberalen Wekerle als Chef aufzuerlegen, wird sich als vollständig verfehlt erweisen. Der neue Ministerpräsident hat sich beeilt, der zur Koalition gehörigen Verfassungspartei beizutreten. Daß durch diese Wendung die liberale Partei, die Jahrzehnte lang nur durch Korruption und Gewalttätigkeit sich an der Macht zu erhalten verstanden hatte, noch vor den Wahlen weggefegt worden ist und in richtiger Erkenntnis des Mangels jeglicher Wurzeln im Volke selbst ihre Auflösung hat beschließen müssen, kann nur als eine späte Vergeltung ihrer zahlreichen Versündigungen an der politischen Moral bezeichnet werden.

Schon in den Begrüßungsreden, die Wekerle, Kossuth, Apponyi auf ihrem Triumphzuge von Wien nach Budapest gehalten haben, zeigen sich die Keime künftiger Kämpfe, für die inzwischen das oppositionelle Magyarentum durch den uneingeschränkten Besitz der Regierungsgewalt wirksame Waffen in die Hand bekommen hat, die ihnen vom Kabinett Fejervary nahezu schon vollständig entwunden waren. Das himmelhoch jauchzende Siegesbewußtsein nach der zu Tode betrübenden Erkenntnis einer schweren Niederlage oder mindestens verzweifelter Kämpfe kommt in den Osterartikeln der meisten Blätter sehr deutlich und sehr lehrreich zum Ausdruck. So schreibt der radikale Független Magyarorszag:

„Wir hatten uns dieses Jahr auf traurige, dunkle Ostern vorbereitet. Wir hatten keinen andern Schild, als das zer-

brochene Recht, kein anderes Schwert war in unserer Hand, als das verspottete Gesetz, wir hatten keine andere Hilfe als unsere niedergetretene heilige Wahrheit. Und dennoch hat uns der Gott der Völker geholfen — die Herrschaft des Rechts ist wieder erstanden. Was innerhalb einer Woche mit uns geschah, war eine Erlösung Schon trugen wir das Kreuz, wenn wir auch nicht darunter zusammenbrachen, aber die Schergen schleppten unsere Nation bereits Golgotha zu. Auch die Judasse hatten bereits ihre dreißig Silberlinge bekommen und gegraben war schon das Grab, in das unsere Existenz als freie Nation gebettet werden sollte. Da geschah es, daß Gott das Herz des Königs zu sich erhob. Es geschah, daß die siegreiche Gewissenhaftigkeit die verderblichen Befehle unterdrückte. Die fromme Gläubigkeit des Herrschers traf mit der Hoffnung der auf ihre Rechte vertrauenden Nation zusammen Der Friede wurde hergestellt und der zügellose Sturm auf die tausendjährige Verfassung Ungarns wurde von der waffenlosen Kraft der Verfassung zurückgeschlagen. Sicherlich hat unser Kampf nicht mit dem Triumphe unserer in den Kampf getragenen Forderungen geendet. Aber wir alle fühlen die Wärme der Befreiung nach dem erstarrenden Froste des über uns hereingebrochenen Absolutismus. Im Sommer wird unser reiner Weizen schon in die Halme schießen und das in Eins verschmolzene fleißige magyarische Volk wird reichen Segen ernten. Das ist der wahre Weg, der von den heutigen heiligen Ostern an sich unserem Wollen eröffnet hat. Schreiten wir auf ihm mit sicheren, kühnen Schritten unserem unveränderlichen einzigen Ziele, der vollkommenen staatlichen Unabhängigkeit Ungarns, zu."

Wie Kossuth ausdrücklich erklärt, hat die Unabhängigkeitspartei auf ihre Ziele nicht im mindesten verzichtet, und so wird alsbald ihr alles zusammenfassender Programmpunkt, die Personalunion, auf der Bildfläche erscheinen, von der sie in gewissem Sinne durch die Aktion des Freiherrn v. Fejervary, des Vertrauensmannes seines Monarchen, bereits verdrängt war. Der Herold des nationalen Radikalismus und eingefleischte Gegner der Habsburgischen Dynastie,

der Abgeordnete Lengyel, schreibt in dem von ihm gegründeten und geleiteten genannten Blatte:

„Der Verlauf der nationalen Entwicklung kennt keine Schranken und duldet auch keine. Die Uebergangsära kann schon nicht gestört werden, niemand will sie auch stören. Aber dieser Uebergang darf kein Uebergang der Rückbildung, kein nach dem alten System drängender Uebergang, sondern kann nur der Uebergang der Vorbereitung, der Bewaffnung, der zu neuem und entscheidendem Kampfe führenden Organisation sein. Die Nation hat das Recht und die Gelegenheit gewonnen, frei über ihr eigenes Los, über ihre Zukunft und ihre politische Richtung zu entscheiden. Hievon abgesehen, ist das ganze bekämpfte bisherige System bestehen geblieben und wird bei sich ergebender Gelegenheit wieder seine Zähne fletschen. Daß ‚Wien‘ sich jetzt geduckt hat, verrät nur seine Pläne für die Zukunft. Es wird schweigen, bis es das Rekrutenkontingent und die Steuern erlangt hat, um nicht unsere Aufmerksamkeit auf seine Pläne zu lenken. Es wird schweigen, weil es weiß, daß seine Hoffnungen ‚futsch‘ sind, wenn es sich muckst.“

Ob die Kreise, die in Wien dem Monarchen geraten haben, der ungarischen Krise durch Berufung der Koalition an die Regierung ein Ende zu machen, die Wirksamkeit des geplanten Uebergangskabinetts sich so gedacht haben, dürfte wohl zu bezweifeln sein. In welchem Maße das magyarische Selbstbewußtsein infolge der abermaligen Nachgiebigkeit der Krone gestiegen ist, zeigt Lengyels weitere Ausführung:

„Die jetzige Zeit ist eine Morgenröte, weil mit ihr das Bekenntnis zum Patriotismus (lies Chauvinismus) sowohl in den Gemütern wie in den Institutionen die Herrschaft erlangt hat, weil von heute ab die Schule einen andern Glauben lehrt, die Kanzel einen andern Patriotismus bekennt, die Beamtenschaft ein anderes Magyarentum zum Ausdruck bringt, der Arbeiter, der Landwirt, der Kaufmann, der Gewerbetreibende ein ganz anderes Nationalgefühl verkörpert. Die falschen Magyaren, die Oesterreichisch-Ungarischgesinnten werden aus dem Parlament und aus dem öffentlichen Leben in ihre finsteren

Löcher verschwinden, um aus ihnen nie mehr an das Tageslicht zu gelangen. Darum hoffe ich, daß die Befehle des Patriotismus Körper gewinnen werden, daß die Tulpenbewegung[1]) sich weiter verbreiten, daß die Aktion zur Förderung, Schaffung und Entwicklung der Industrie riesige Dimensionen annehmen, daß die Unabhängigkeitspolitik nun schon die auf alle Belange des staatlichen und nationalen Lebens sich erstreckende große Organisation zu Stande bringen wird. Denn heute steht das Magyarentum als Ganzes hinter der Unabhängigkeitspartei."

Diese Behauptung des Független Magyarorszag mag noch verfrüht sein. Aber sehr weit ist sie nicht von der Wahrheit entfernt. Denn auch die Führer der noch auf Deakistischer Grundlage stehenden Parteien wollen ja nur noch „einen Versuch machen", ob auf dieser Grundlage der Ausbau des selbständigen magyarischen Nationalstaates mit allen seinen Attributen möglich ist. Inzwischen haben selbst Andrassy und Wekerle diesem Pakt zwischen Nation und Krone und indirekt wenigstens zwischen Ungarn und Oesterreich eine Deutung gegeben, welche den Charakter desselben vollständig alteriert. Da nun zwei — wie man behauptet — lediglich in Bundesverhältnis stehende Staaten, wie die beiden Hälften der Monarchie, immer Reibungsflächen und kleinere oder größere Interessengegensätze aufweisen werden, so wird bei einigermaßen bösem Willen — der ja auch in reichem Maße da ist — der magyarische Separatismus stets einen Vorwand finden, den Ausbau des Nationalstaates, der ja an sich eine Negation der bestehenden ethischen Verhältnisse ist und sich noch mehr als bisher als Vergewaltigung der Nichtmagyaren herausstellen würde, als unmöglich auf der 1867er Grundlage zu erklären. De[...] Uebergang zur Personalunion, zur Teilung der Armee, [...]

1) Ursprünglich zur Versorgung der vom Kabinett Fejervary beseitigten renitenten Beamten, dann zur Förderung der ungarischen und Boykottierung der österreichischen Industrie.

Notenbankwesens und zu so manchen heute sehr mit Unrecht noch als Utopien betrachteten weiteren Zielen würde aber der Monarchie, selbst wenn die Sonderstellung Galiziens noch stärker markiert würde, durchaus nicht den ersehnten inneren Frieden geben, sondern den politischen und wirtschaftlichen Zwist zwischen den beiden Staaten derselben noch verstärken und dauernd machen.

Ob der vom Standpunkt der Gesamtmonarchie und der Dynastie hochbedenkliche Sieg der koalierten Oppositionsparteien früher oder später zu neuen Kämpfen zwischen den beiden Reichshälften führen wird, muß nun abgewartet werden. Das hängt wesentlich davon ab, ob die Neuwahlen, die Ende April beginnen und am 9. Mai abgeschlossen werden, schon jetzt eine Majorität der Unabhängigkeitspartei ergeben, und wie das allgemeine geheime Wahlrecht gestaltet werden wird, dessen schon mehrseitig angekündigte Kautelen zugunsten der magyarischen Vorherrschaft in Ungarn und des magyarischen Charakters des ungarischen Staates das Zustandekommen eines dauernden inneren Friedens zwischen den Nationalitäten, eine gerechte und billige Einigung zwischen ihnen in weite Fernen rücken. Gewiß ist nur, daß nach einer kurzen Pause relativer Ruhe die Sorgen der Dynastie in gesteigertem Maße wiederkehren werden.

LXVIIII.

Wandlungen, Lebenserinnerungen von Karl Jentsch.[1]

Im Jahre 1896 war der erste Band der „Wandlungen" erschienen, der zweite folgte im Jahre 1905. Selbstbiographien erwecken nur allzuleicht den Verdacht der ungebührlichen Selbstglorifizierung auf Kosten der tatsächlichen Wirklichkeit. Der Kritiker vermutet darin eine Kollision zwischen Wahrheit und Dichtung. Um dieser Klippe zu entgehen, wird eine unbeugsame Wahrheitsliebe, strenge Selbstzucht und eine durchaus anspruchslose Persönlichkeit erfordert. Bei Jentsch treffen wir diese Eigenschaften in seltener Weise verwirklicht. Seine „Wandlungen" begannen mit dem Vatikanum, gegen dessen Entscheidungen er protestierte. Einige Jahre blieb er noch in der Seelsorge tätig, nachdem er der Kirchenbehörde beruhigende Zusicherungen über seine Stellung zur päpstlichen Infallibilität gegeben hatte. Aber bei seinem rückhaltlos offenen Naturell und seinem unruhigen Forschungstrieb war der offene Konflikt unvermeidlich. Schweigen und sich beugen war nicht seine Sache. So traf ihn die kirchliche Exkommunikation. Und er trat zum Altkatholizismus über mit großen Hoffnungen und Erwartungen, welche nur allzu schnell ins Wasser fielen. Die Bewegung des Altkatholizismus geriet rasch ins Stocken und Jentsch sah sein Fortkommen bedroht. Er war in Offenburg, Konstanz, München und Neisse als altkatholischer Geistlicher in Wirksamkeit. Da die Verhältnisse sich ihm immer ungünstiger gestalteten, legte er seine Amtstätigkeit vollständig nieder und widmete sich dem Publizistenberuf. Dieser Schritt bedeutete kein geringes Wagnis und erforderte eine rastlose Arbeit der Feder und ein Einsetzen seines

1) II. Band. Leipzig, Grunow.

vielseitigen Talentes, um seine Existenz zu behaupten. Von Schriftstellerei leben, heißt ringen, wenn der Mann der Feder eine Art Priestertum ausüben will, wie es der Verfasser der „Wandlungen" von sich versichert, ohne dem sensationslüsternen Publikum zu dienen. Während seiner Publizistentätigkeit hat Jentsch eine ansehnliche Reihe von Schriften veröffentlicht, welche zum Teil auch in den Histor.-polit. Blättern besprochen wurden. Er kennzeichnet sich darin überall als einen Meister der Darstellung, dessen nüchternes und selbständiges Urteil Reife und Abgeklärtheit beweist, Vorzüge, welche seinen Schriften und Abhandlungen einen eigenen Reiz geben. Das gilt von den „Wandlungen" in besonderem Maß, weil der Verfasser es verstanden hat, auch die einfachsten Verhältnisse und die scheinbar unbedeutendsten Begebenheiten zu einem lebensfrischen Ganzen zu verbinden, wobei ihm sein angeborner Humor wohl zu statten kam.

Den Katholiken berührt es wohltuend, daß Jentsch auch nach seiner Trennung von der Kirche weder unter die Verfolger, noch unter die Spötter gegangen ist, obwohl es ihm bei den Gegnern Geld und Ehre eingetragen hätte. Er versichert ausdrücklich, daß er seiner Kirchenbehörde nicht grolle. Während andere mit Fanatismus über Kirche und Papsttum herfallen und sie mit Schimpf und Spott übergießen, bleibt der Verfasser der „Wandlungen" in den Grenzen einer zulässigen Polemik. Ja er steht nicht an, ihren Kultus und ihre Institutionen für das Volksleben und die Volkserziehung zu verteidigen gegen die Angriffe des Atheismus und Radikalismus. So hat z. B. Jentsch bei dem Ansturm gegen das Bußsakrament und die Kasuistik betont, daß in der seelsorgerlichen Praxis, wie er sie aus der Erfahrung kennt, ohne Kasuistik nicht auszukommen wäre, mögen die Gegner ihr Verdikt fällen, wie sie wollen. Freilich darf die Kasuistik nicht zur Veräußerlichung eines Rechenexempels ausarten. Auch den Jesuiten spendet er Anerkennung und Lob wegen ihrer verständigen Baukunst, wie er sie an verschiedenen Orten ihrer Niederlassungen zu bewundern Gelegenheit hatte.

Seit vielen Jahren arbeitet Jentsch an der Lösung der sozialen Frage und hat in seiner Schrift: „Weder Kapitalismus

noch Kommunismus“ beides verworfen und zwar, wie er in den „Wandlungen“ zugesteht, mit scharfen Wendungen, wie er sie heute nicht mehr ganz gebrauchen würde. Er lobt die katholische Kirche, weil sie sich der Armen und Elenden annehme und so die schroffen Gegensätze zwischen Reichtum und Armut überbrücke und die Menschenwürde auch des Bedrückten und Schwachen zu respektieren mahne. In den „Wandlungen“ und anderen Büchern und Abhandlungen begegnet uns der Verfasser als Ireniker, wozu er durch seine Kenntnis der konfessionellen Unterschiede, durch seine reiche Lebenserfahrung und sein maßvolles Urteil besonders geeignet ist. Er will allerdings keinen faulen Frieden predigen, sondern gegenseitige Achtung und Anerkennung der verschiedenen Konfessionen auf Grund der praktischen christlichen Liebestätigkeit, der sich in den großen Nöten der Zeit ein so weites Arbeitsfeld zum regsten Wetteifer darstellt. Gerade Ereignisse, wie der kürzlich verlaufene Wartburgprozeß, lassen nur zu deutlich erkennen, daß die Mahnung zum Frieden wohl am Platze ist. Die Tatsache, daß der konfessionelle Hader die Religion innerlich schädigt und nur dem Atheismus und der Sozialdemokratie die Reihen füllt, sollte der Irenik eine geneigte Aufnahme bewirken, wenn nicht konfessionelle Voreingenommenheit den klaren Blick und das richtige Verständnis stören würde. Jentsch entwirft am Schluß seiner „Wandlungen“ noch ein Reformprogramm für den Katholizismus und Protestantismus. Aber weder in dem einen noch in dem anderen wird es verwirklicht werden. Der Katholizismus wird das Reformprojekt als unausführbar ansehen, dem Protestantismus wird die Durchführung der Reformen kaum gelingen. Ueber die Mittel, wie die kirchenfeindlichen und kirchenscheuen Massen wieder zu reger Teilnahme am kirchlichen Leben gebracht, wie der Indifferentismus beseitigt und die liberale Theologie der Linken ins richtige Geleise gebracht werden könne, hat Jentsch kein Rezept geschrieben, und so wird auch die Reform im Protestantismus, da man weder Mittel noch Wege zur glücklichen Ausführung kennt, ein pium desiderium bleiben.

Jerger-Schwennenbach.

LXIX.

Drei Dramen Gerhart Hauptmanns.

Die Weber. Hanneles Himmelfahrt. Die versunkene Glocke.

Von J. Sörensen S. J.

Es ist Gewohnheit geworden, Sudermann und Gerhart Hauptmann als zwei der erfolgreichsten Bühnendichter der letzten Jahrzehnte der Gegenwart zusammen zu nennen. Jedoch es ist nicht blos der äußere Erfolg, der ihre Namen zusammenführt, sie besitzen außerdem sehr viele gemeinsame Züge; ja selbst das, worin sie sich ergänzen oder widersprechen, ihre Verschiedenheiten und Gegensätze, würde zu einem Vergleiche reizen.

Beide sind ‚modern' bis in die Fingerspitzen. Zum modernen Wesen gehört vor allem ihr Realismus der Darstellung, der sich auch ganz gerne bis zum Naturalismus steigert, ein Realismus so entschieden, daß er das Idealisieren als Lüge betrachtet. Es handelt sich für sie nicht mehr blos darum, die Charaktere mit Schärfe und Wahrheit zu malen, sondern zugleich ihre Umgebung, das sogenannte Milieu, in dem das Dasein sich abwickelt, bis in die kleinsten, unbedeutendsten Ecken hinein mit ungeschminkter Naturtreue wiederzugeben. Dadurch ist selbstverständlich bei beiden eine große Vermehrung alles theatralischen Beiwerkes und der ganzen Mimik bedingt, kurz alles dessen, was nicht im dramatischen Texte enthalten ist,

sondern nur mit den Augen lebendig geschaut und genossen wird. Ein so außerordentliches Gewicht schreibt man ja jetzt diesen Aeußerlichkeiten für die Erlangung einer möglichst vollkommenen Illusion zu, daß man der Findigkeit der Regie nur wenig überläßt; die Dichter selbst bezeichnen im Kleindruck genau die Stelle, wo jede Stecknadel sitzen muß und wo das Sofa zerrissen ist.

Will man modern sein, muß man auch der modernen Welt- und Lebensauffassung huldigen. Auch hierin reichen sich unsere beiden Koryphäen brüderlich die Hände. Gott, höhere Weltordnung und göttliche ausgleichende Gerechtigkeit sind hier wie dort als unwissenschaftlicher Aberglaube bei Seite geschoben. In engster Verbindung hiemit steht es daher, daß bei beiden sittliche Tiefe oder christliche Tugend unbekannte Gegenstände sind; solche Schwächen hat der moderne Mensch glücklich überstanden; wir sind Vernunfttiere, und diese unsere Spezies nennt man eben Mensch. Jedoch bei beiden Dichtern erhält diese Lebensanschauung noch ihre eigene Nuance. Sudermann hat eine Neigung, doktrinär zu werden, Ideen und Themata zu erläutern, während Hauptmanns Gedanken sich mit Vorliebe in Stoffen bewegen, die näher oder ferner zur sozialen Frage in Beziehung stehen. Sudermann ist in erster Linie Verstandesmensch, Herz und Gemüt spielen bei ihm keine Rolle, wogegen Hauptmann, bei sonst gleicher Begabung, eine reiche Natur ist, die freilich für kraftvolle Individualitäten wenig Sinn bekundet, aber mitunter durch hohen lyrischen Schwung einigen Ersatz bietet.

Ihr äußerer Lebenslauf war ganz verschiedenartig gestaltet. Sudermann, in einem Dörfchen Ostpreußens in bürgerlichen Verhältnissen geboren, lernte frühzeitig die Not und Sorge des Lebens kennen, und hat sich durch Arbeit und glückliche Umstände zu einer freien Stellung emporgearbeitet. Auf diese glücklichen Umstände brauchte Gerhart Hauptmann nicht zu warten, er fand sie vor und

blieben ihm treu. Er hatte blos mit sich selber zu kämpfen, sich zur Klarheit durchzuringen, daß er zum Dichterberufe geschaffen sei.

Schon in der Jugend muß Hauptmann dennoch in seinem Heimatstädtchen Obersalzbrunn in Schlesien Gelegenheit gehabt haben, tiefe Eindrücke von der Verschiedenheit der gesellschaftlichen Stellung der Menschen, von den Beziehungen zwischen Reich und Arm zu empfangen, Eindrücke, die später in seinen volkstümlichen Stücken wieder lebendig wurden. Er ist jedenfalls ein gründlicher Kenner seiner Landsleute, besonders der unteren Klassen; er kann fühlen und denken wie einer aus ihrer Mitte, und liebt es, ihren Dialekt zu sprechen. In der Widmung zu „den Webern“ verrät er uns speziell für dieses Stück noch eine andere Quelle, nämlich die Erzählungen seines Vaters, welcher selbst der Sohn eines armen Webers war.

„Die Weber“ waren Hauptmanns erster großer Wurf, seine erste Großtat, mit der er sich ein- für allemal Geltung verschaffte. Drei oder, wenn man will, vier Stücke gingen diesen voraus, die wir jedoch nur kurz erwähnen wollen, wenngleich sie sowohl in inhaltlicher wie in ästhetischer Beziehung nicht ohne Interesse für die Kenntnis des Dichters sind.

Hauptmann zeigt sich nämlich bereits in diesen ersten Dramen als Maler sozialen Elends. Schon in seinem frühesten Werke „Vor Sonnenaufgang“ hat seine Muse instinktiv ihr eigentliches Element gefunden. Das hochmoderne Thema der erblichen Belastung wird in seiner ganzen Wirklichkeit ausgeführt. Wo sein Naturalismus einen moralischen Dunghaufen erblickt, da läßt er sich mit Wonne nieder, da weilt er lange und bringt mit Gewissenhaftigkeit das Ganze auf dem Präsentierteller. Trunksucht, Niedertracht, Verzweiflung, Ausschweifung sind die Lieblingsgegenstände, die in verschiedenen Schattierungen vorgeführt werden. Bezeichnend ist der völlige Mangel an einem tüchtigen Mannes-

charakter, während die Frauen, die der Dichter ihnen gegen-
überstellt, mitunter einer gewissen Bedeutsamkeit nicht entbehren.
In „Einsame Menschen" ist z. B. Johann Vockerath ein
genialer Gelehrter, der sich hohen Ideenfluges bewußt ist.
Seine Frau ist das beste Geschöpf von der Welt, aber sie
„versteht" ihn angeblich nicht und das macht ihn unglücklich.
Da erscheint Fräulein Anna Mahr im Hause; sie ist hoch-
gebildet und dem Herrn Vockerath äußerst kongenial. Er
geht vor Glück ganz in sie auf. Das Verhältnis beider ist
auf die Dauer offenbar eine Unmöglichkeit. Anna ist aber
klarer und entschiedener als ihr Verehrer; sie bricht das
Verhältnis ab und zieht ihres Weges. Und Herr Johann
Vockerath? Nun, der Schwächling weiß keinen besseren Rat,
er springt ins Wasser.

In „Kollege Crampton" greift der Titelheld aus ganz
ähnlichen Ursachen, wenn nicht gerade zur Pistole oder zum
Messer, so doch zur Flasche, um sich, so weit es auf diese
Weise möglich, in ein besseres „Jenseits" zu versetzen. Es
ist Mannesschwäche und Idealitätssucht, die Blamage des
Mannes vor dem Weibe.

So wie Hauptmann sich hier offenbarte, ist er im
wesentlichen für die Folgezeit geblieben. Was die Technik
angeht, so nimmt er es mit dem Grundgesetz des Dramas,
daß es eine Handlung mit geschlossener Entwicklung zeige,
nicht gar zu ernst. Er reiht zumeist Szene an Szene,
Tableau an Tableau, alles im frischesten Erdgeruch. Er
huldigt streng genommen dem Grundsatze: Das Drama ist
aus sich schon ein Kunstwerk, sobald man sagen kann, das
sind wirkliche Menschen, die dort über die Bretter schreiten.
Ein anderes Bewußtsein ist beim Zuschauer nicht vonnöten,
und in dieses Bewußtsein ist der ganze ästhetische Genuß
eingeschlossen. Außerdem ist es klar genug, daß unser
Meister nicht ein Dichter hoher, reiner Ideen ist; es [illegible]
nicht sittliche Kraft und Größe, die er verherrlicht, [illegible]
eröffnet keine weiten Perspektiven, sein Horizont ist eng u[illegible]

unklar. Der Weg zu einer Erhebung aus dem Schmutz der Niederungen in eine reinere Luft ist ihm mit sieben Siegeln verschlossen, ja er versucht es gar nicht, ihn zu finden. Das ist zum Teil, ähnlich wie bei Sudermann, nicht ausschließlich die Folge des überaus engherzigen naturalistischen Prinzips, seiner ästhetischen Ueberzeugung, sondern vornehmlich der Ausfluß seiner grundstürzenden Lebensauffassung überhaupt, auf deren Boden tatsächlich kein großer Dichter wachsen kann.

> Ja, so weit die Göttin wandernd kreiste,
> Fand sie Elend überall!
> Und in ihrem großen Geiste
> Jammert sie des Menschen Fall!

So dichtete Schiller im „Eleusischen Fest". Daß ein großer Teil der Menschen unter einer großen Bürde sozialen und sittlichen Elendes seufzt, ist nur zu wahr. Diese Tatsache beruht aber nicht allein auf dem Gegensatz zwischen Arm und Reich, nicht blos auf dem Vorhandensein der Armut. Würde man heute alle Güter der Erde mit absolutester Gleichheit unter alle Menschen verteilen, keine Woche würde verstreichen, und es stünden wieder Arme da vor unsern Türen und streckten die Hände nach Almosen aus. Die tiefere Ursache liegt vor allem in der ungebundenen menschlichen Leidenschaft, Begierlichkeit und Sinnlichkeit, sie ist zu suchen im Abfall vom Christentum; denn das Christentum und der christliche Glaube ist die einzige Größe, welche die Macht und das Recht und die Pflicht hat, ihnen Fesseln aufzulegen. Im zweiten Akt der „Weber" ist dieser Gedanke ausdrücklich ausgesprochen. „Der hohe Stand glaubt nicht mehr an einen Herrgott oder an einen Teufel. Sie wissen nichts von Geboten und Strafen. .... Wenn unsere Fabrikanten gute Menschen wären, hätten wir auch keine schlechten Zeiten." Aber es ist eben ein armer ungebildeter Weber, der diese Worte spricht, sie sollen darum auch kein Gewicht haben, und fallen tatsächlich ungehört und unbeachtet zu Boden.

Im Gegenteil, gerade das Christentum ist der Schuldige: das Christentum ist zu vernichten und statt dessen eine ganz natürliche Urreligion zu schaffen! Das ist die Maxime der heutigen Heroen. Dieser Ingrimm gegen das Christentum ist die Grundstimmung, von welcher aus auch Ibsen schafft, und die Nietzsche seinen Zarathustra eingegeben hat. Ibsen bildet die Welt um nach ganz absonderlichen philosophischen Problemen; Nietzsche, der Urtitane, gründet seine Kultur offen auf den Triumph des Bösen. So weit gehen nun freilich weder Sudermann noch Hauptmann, aber es ist derselbe Geist, der ihnen die Feder führt, und den wir jetzt in den „Webern" und besonders in der „Glocke" genug und übergenug zu beobachten Gelegenheit haben werden.

„Die Weber" sind im Jahre 1892 entstanden. Sie hatten, ähnlich wie Sudermanns „Johannes", bei ihrem ersten Erscheinen in dieser bösen Welt das Glück, von der Zensurbehörde verpönt zu werden. Nur um so höher steigerte sich naturgemäß die Anteilnahme für das Werk und, als es im folgenden Jahre zur Erstaufführung kam, entfesselte es Orkane des Beifalls und freilich auch des Widerspruchs. Denn ein wuchtiges Stück sind die Weber in der Tat. Sie würden tatsächlich imstande sein zu zeigen, welch gewaltige Kraft der Dichter entfalten könnte, der sich hier zum Anwalt der Armen und Unterdrückten machen wollte, der aber ihr Anwalt nie sein kann, weil er selbst keine Hülfe weiß oder doch keine andere als den Umsturz. Dieser Ueberzeugung wird man sich wohl nach keiner Richtung verschließen können.

„Die Weber" schildern die Ursachen, den Ausbruch und den Verlauf des Aufstandes der schlesischen Weber aus dem Jahre 1845. Diese bilden aber eigentlich nur eine Klasse, den Typus der unglückseligen niedergedrückten Heimarbeiter, die ja gerade jetzt in neuester Zeit, aber auf friedlichem Wege, die Aufmerksamkeit aller Kreise auf sich gelenkt haben. Es ist das erste Stück, in dem Hauptmann sich von Seele und

und Sittenproblemen wegwendet und einen Stoff mit großer, nach außen gerichteter Handlung ergreift.

Der erste Akt stellt uns die Not der Weber und die Hartherzigkeit der Arbeitgeber vor Augen.

Die Not der Weber ist aufs höchste gestiegen. Ihre Armut ist gräßlich; sie haben nichts zu essen, sie haben kaum Kräfte zum arbeiten, und da wird ihnen obendrein noch mancher Groschen vom Lohne abgezogen. Die Art, wie Hauptmann dies dargestellt hat, ist meisterlich. Die Weber sind gerade in der Fabrik erschienen, um die fertige Ware vorzulegen. Es ist der Ablieferungstag. Die Leute flehen herzinnig immer und immer wieder um ein paar Pfennig auf Vorschuß; sie klagen ihre Not von daheim, mit kranken Kindern, alten Eltern. Einer, der alte Baumert, hat sich sogar seinen Hund schlachten lassen für einen Braten. Ein Junge, der sich aus weiter Entfernung hiehergeschleppt, stürzt mit Gepolter auf den Boden hin vor Erschöpfung. — So schildert uns der Dichter die Not des Hungers für das Ohr, aber der Naturalist malt ihn uns außerdem geradeso eindringlich für das Auge. „Sie sehen aus, so schildert Hauptmann das Aussehen derselben in der Note für die Regie, wie Leute, die eine Entscheidung über Leben und Tod zu erwarten haben. Es haftet an allen etwas Gedrücktes, dem Almosenempfänger Eigentümliches an . . . dazu kommt ein starrer Zug resultatlosen, bohrenden Grübelns in aller Mienen. Die Männer einander ähnelnde und flachbrüstige, hüstelnde, ärmliche Menschen mit schmutzigblasser Gesichtsfarbe: Geschöpfe des Webstuhls, deren Kniee gekrümmt sind. Ihre Weiber . . . aufgelöst, gehetzt, abgetrieben. . . . Die jungen Mädchen sind mitunter nicht ohne Reiz — wächserne Bläße, große hervorstehende melancholische Augen sind ihnen eigen.“ Sind das Menschen oder reine Arbeitstiere? Sie drängen sich in einer sich hin- und herbewegenden und stoßenden Masse, wie eine Heerde Unglücklicher, an der Türe und am Geschäftstisch, wo sie ihr „Webe“ zur Prüfung hinlegen.

In die Seele schneidend ist nun erst der Kontrast zwischen den Armen und dem Expedienten Pfeifer. Mit brutaler Herzlosigkeit wird die Ware geprüft und getadelt und Groschen um Groschen abgezwackt, und dennoch beharrt die Menge dabei, was sehr bezeichnend ist, in einer mürben, lautlosen Unterwürfigkeit.

Im Verlaufe des Aktes erscheint der Fabrikant Dreißiger, „fettleibig und asthmatisch“. Bei ihm ist sehr treffend die Härte mit milden Worten und besorgten Mienen überzuckert. Er hat Mitleid mit den Webern und noch viel mehr mit sich selbst, ja er kommt sich selber schließlich gar als Wohltäter vor, und als armer Mann, der Sorgen, schlaflose Nächte, Verlust und Risiko und Not leidet.

. . . Is' das wahr? Bin ich so unbarmherzig?

Nee, Herr Dreißicher!

. . . Kann ein Arbeiter, der seine Sachen zusammenhält, bei mir auskommen oder nicht?

Ja, Herr Dreißicher!

. . . Wenn ein Mensch sich täglich eine Quarkschnitte erarbeiten kann, so ist das doch besser, als wenn er überhaupt hungern muß.

Ja, ja, Herr Dreißicher!

Quod erat demonstrandum! „Ja, ja, Herr Dreißicher!“ Er will mit dem ruhigen Gewissen eines braven Mannes verziehen, auf diesen Augenblick hatte aber die Not, die bis jetzt geschwiegen, nur gewartet. Jetzt bricht sie los mit be- weglichen Bitten. „Gnädiger Herr Dreißicher, ich wollte Sie halt recht freindlich gebet'n hab'n, wenn Se vielleicht . . .“ und so der eine nach dem andern. „Herr Dreißicher, ich muß mich wirklich beklagen . . .“ „Gnädiger Herr Dreißicher, ich wollte vielmals gittigst gebet'n han . . .“ Nein, so war es nicht gemeint. „Macht das mit Pfeifer ab; ich verstehe euch wirklich nicht“. Er entwischt in sein Komptoir, und hoffnungslos schließt sich hinter ihm die Tür. Ein Kommerzienrat ist ein Krokodil, so ist der Sinn.

Den eigentlichen Keim des kommenden Aufstandes hat der Dichter sehr geschickt mit der Figur eines derben Webers

burschen, des „roten Bäcker" gegeben. Er allein wagt es, sich gegen den harten Expedienten und gegen Dreißiger frech und trotzig zu wenden, während die andern höchstens einmal unter sich murren oder vereinzelt, wie der alte Baumert, meinen: der Bäcker hat doch recht. Was hier nur Einer wagt, das wagen im IV. Akte alle, und fügen Gewalt hinzu.

Damit ist der erste Akt und die Exposition beendet. Wie man sieht, ist das ganze Interesse auf den Zustand der Weber konzentriert; weder ein Charakter noch eine Handlung ist eingeflochten, die als Kern im Mittelpunkte all dieses Details stünde. Es dreht sich alles nur um das Massenelend und, wie aus dem Massenelend die Flamme der Empörung allmählig herauswachse. Schürzung und Lösung eines Knotens fällt damit von selbst fort; blos die Motive uud die Steigerung des Affektes halten die Spannung aufrecht bis zur Katastrophe.

Im zweiten Akte fängt die Stimmung an in ungefähr der Tonhöhe, welche sie am Ende des ersten erreicht hatte. Nur sind wir hier in die Weberstube selbst versetzt; wir müssen eben auch wissen und sehen, wie schrecklich es „daheim" aussieht. Wer etwa noch nicht begriffen hätte, mit welch peinlichem Raffinement der Naturalist die Oertlichkeit zu malen weiß, der konnte es schon allein aus der Note erfahren, die Hauptmann dem Akte, wie überhaupt jedem Akte der „Weber" vorausschickt. Die Stube ist mehr eine Höhle, denn eine menschliche Wohnung. Es ist ein „enger Raum mit sehr schadhafter Diele, verräucherter Balkendecke, nicht sechs Fuß hoch!" Und nun erst die Höhlenbewohner: Mutter Baumert, eine kontrakte Alte, und ihr Sohn August, „idiotisch, mit kleinem Rumpf und Kopf und langen, spinnenartigen Extremitäten". Zwei kleine Fensterlöcher, zum Teil mit Papier verklebt und Stroh verstopft. Emma und Berta, die Töchter, sitzen an Webstühlen „mit unbekleideten mageren Schultern, dünnen wächsernen Nacken; ein grobes Hemd und ein kurzes Röckchen aus härtester Lein-

wand ist einzige Bekleidung. Das warme rosafarbene Licht des Abends fällt voll über Gesicht, Hals und Brust der Alten: „ein Gesicht abgemagert zum Skelett, mit Falten und Runzeln in der blutlosen Haut, mit versunkenen Augen, die Wollstaub, Rauch und Arbeit bei Licht entzündlich gerötet haben und wässerig sind — ein langer Kropfhals mit Falten und Sehnen, eine eingefallene mit verschossenen Tüchern und Lappen verpackte Brust". Können Hungertypen noch schauerlicher gemalt werden? In dieser Atmosphäre sehen wir die Webestühle gehen, hören das dumpfe melancholische Klappern der Lade. Es ist eine ergreifende Szene. Etwas Neues haben diese Menschen uns nicht zu berichten. Wir hören dasselbe Jammern wie früher, nur jetzt aus Weibermund: Hunger und Not tun weh. Das fängt freilich trotz allem schon hier an, ermüdend und eintönig zu wirken. Gerade rechtzeitig wird durch das Auftreten Moritz Jägers neues Leben in das Bild gebracht und der Gang des Uhrwerks um ein Stück weiter gefördert. Mit seinem Erscheinen fängt der Hunger allmählig an, sich in Taten umzusetzen.

Moritz Jäger? Haben wir den Namen vielleicht schon gehört? Ist das vielleicht ein großer Agitator? oder ein großer Charakter etwa, der in die Mitte des Spieles tritt? O nein, gar nicht! Moritz Jäger ist einfach ein früherer Webergeselle, jetzt gerade entlassener Soldat. Als Handwerker war er ein Tunichtgut, aber — er hat beim Militär „was" gelernt, er hat sein Glück gemacht, wie er sagt. Die materielle Seite dieses Glückes besteht — der Kontrast gegenüber den Webern ist ja ohnehin groß genug — in einem neuen Anzug, Zylinderuhr, Pfeife mit Tabak, einer Flasche mit Branntwein und einem in dieser Umgebung kolossalen Kapital von zehn blanken Thalern. Das ist eine Größe, die imponieren kann, zumal er auch um das Wort gar nicht verlegen ist. Die Branntweinflasche macht die Runde und gewinnt die Männerherzen. Moritz schlägt einen Taler auf den Tisch: ist sie leer, dann gibt's neues! Warum läßt Hauptmann, weder

den Moritz noch irgend jemand sonst auf den Gedanken kommen, für das Geld etwas gutes zu essen zu beschaffen? Der Hunger ist ja hier doch so schrecklich, jedenfalls stärker als der Durst! Das lag doch nahe. Hauptmann vermeidet mit Aengstlichkeit bis zum letzten Ende irgendwelchen mildernden Zug hineinzufügen, und es ist wohl unverkennbar, daß das eine bestimmte Tendenz ist, eine Tendenz, die ganz entschieden des sozialistischen Geruches nicht bar ist, trotzdem Hauptmann nicht ausgesprochener Parteimann ist. Eine solche Milderung würde nicht allein ästhetisch sehr am Platze sein, sondern auch der angeblich so heiß gesuchten Wahrheit entsprechen, auch in der finstersten Nacht muß es noch Sterne und Lichtpunkte geben. Statt dessen rückt uns Hauptmann wieder ein drastisches Hungerbild vor Augen. Es hatte sich nämlich mittlerweile der alte Vater Baumert unbemerkt fortgeschlichen. Er war unwohl geworden. Und wovon? Der geschlachtete Hund, von dem mehrmals die Rede war, war unterdessen gebraten worden, und er hatte ihn mit Appetit gegessen; aber dabei übersehen, daß sein Magen durch den Hunger zu sehr geschwächt worden war, um imstande zu sein, Fleischspeise zu vertragen. Er hat sich draußen in der Stille des Leckerbissens schmerzlich entledigen müssen! Hauptmann freilich übersieht so etwas nicht, nichts, was ein sprechendes Zeugnis von dem langen Hungern eines Patienten ablegen kann, und darum erspart er uns auch diesen „Erdgeruch“ nicht.

Moritzchen hat jedoch neben seinen Schätzen noch ein unscheinbares Stückchen Papier mitgebracht, das berufen ist, eine große Rolle zu spielen. Da steht das Lied vom „Blutgericht“ darauf, ein Volksgesang, in dem der ganze Ingrimm der armen Weber gegen ihre Bedrücker sich Luft verschafft. Im ersten Akte wurde bereits dieses Liedes Erwähnung getan; der „rote“ Bäcker hatte es unter den Fenstern des Fabrikanten zu singen sich erkühnt, so wurde dort berichtet. Hier wird es vorgelesen vor einer Schaar erregt lauschender Weber, und im nächsten Akt laut von allen mit-

gesungen; das ist die Steigerung. „Alles klingt heraus, Verzweiflung, Schmerz, Wut, Haß, Rachedurst“.

Hier im Ort ist ein Gericht
Noch schlimmer als die Vehmen,
Wo man nicht erst ein Urteil spricht,
Das Leben schnell zu nehmen.

Hier wird der Mensch langsam gequält,
Hier ist die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt
Als Zeugen von dem Jammer.

Die Herrn Dreißiger die Henker sind,
Die Diener ihre Schergen,
Davon ein jeder tapfer schindt,
Anstatt was zu verbergen.

Ihr Schurken all', ihr Satansbrut,
Ihr höllischen Dämone,
Ihr freßt der Armen Hab und Gut
Und Fluch wird Euch zum Lohne.

Hier hilft kein Bitten und kein Fleh'n,
Umsonst ist aller Klagen,
Gefällt's euch nicht, so könnt ihr geh'n,
Am Hungertuche nagen“.

Nun denke man sich diese Not
Und Elend dieser Armen,
Zu Haus oft keinen Bissen Brot,
Ist das nicht zum Erbarmen!

Erbarmen, ha! ein schön Gefühl,
Euch Kannibalen fremde!
Ein jeder kennt schon Euer Ziel,
's ist der Armen Haut und Hemde.

Was Wunder? Der alte Baumert springt auf, „hingerissen von deliranter Raserei“, und Ansorge „schleudert den Korb, an dem er geflochten, in die Ecke, erhebt sich, am ganzen Leibe zitternd vor Wut“: „Und das muß anderscher wer'n, sprech ich, jetzt uf der Stelle. Mir leiden's nimehr, mir leiden's nimehr, mag kommen, was will!“ So schlagen die ersten hellen Flammen des kommenden Brandes in die

[…]e; und diese Stimmung verfehlt auch auf die Zuhörer […] Spiels ihre Gewalt nicht.

Der dritte Akt versetzt uns in eine Schenkstube zu […]rswaldau. Mit einem Zeichen des Hungers kann uns […] Dichter auch hier nicht verschonen, und zwar eines, auf […] unsere Phantasie nicht gekommen wäre. Wirt Welzel […] Tischler Wiegand sind im Gespräch, als gerade ein […]henzug draußen vorbeizieht. „D'r Rentwich Weber ist […]rben." Wiegand hat den Sarg gezimmert: „Kannst's […]ben, Welzel, a so a klee' numpern Särgl, a so a rosnich […] winzich Dingl, das hab ich doch kee Mal ni zusammen[…]imt. Das war d'r a Leichl, das wog noch nicht 90 Fund!" […]s ‚numpern Särgl' reiht sich ebenbürtig an das Schicksal […] Hundebratens.

Eine geschickte Episode ist hier eingefügt durch das Auf[…]en des reisenden Kommis, der lose und frech sich Witze […] einem jungen Mädchen erlaubt und ab und zu seine […]en Bemerkungen über die Weberunruhen zum besten gibt. […] übrigen ist es gerade bei dieser Stelle so recht fühlbar, […] locker, ja eigentlich willkürlich die Episoden zusammen[…]ellt werden, und wenn irgend etwas imstande ist, die […]wendigkeit eines festgeschlossenen Gefüges zu beweisen, so […]es gerade die naturalistische Technik; denn ohne es zu […]len, weckt sie das Bedürfnis nach engerem Zusammenhang, […]h Entwicklung.

Allmählig erscheinen die Weber, und unter dem Einflusse […] Schnapses wird das Gefühl für Recht, Unrecht, Gerech[…]keit immer lebhafter. Soeben bei Gelegenheit des Be[…]bnisses hatte Hauptmann dafür gesorgt, daß die Geist[…]hkeit, die so kostspielige Begräbnisse erlaube, ja beför[…]e, vom Tischler Wiegand ihre Rüge erhielt; jetzt, beim […]treten eines Försters erhalten die Grundbesitzer […] Teil, daß sie so unnachsichtig gegen Waldfrevel der […]nen vorgehen. Einem zusammen mit dem Förster er[…]enenen Bauern ergeht es nicht besser. Kurz, es hat

niemand ein Herz für die Weber, das ist der Gedanke, der hier variiert wird, und die Konklusion, die stillschweigend gezogen wird — also müssen die Weber sich selber helfen! Denn auch die Regierung tut nichts. Oh, doch ja, die Regierung hat selbstverständlich „ihre Pflicht getan". „Sie hat genaue Nachforschungen anstellen lassen", und hat sich überzeugt, daß die Not nicht so arg ist. Das wird mit Recht als blutiger Hohn abgefertigt. „Die Herrn von der Regierung gehen a so a bissel im Dorfe herum . . . wo die schönsten Häuser sein. Die scheenen blanken Schuhe will di a sich weiter ni beschmutzen. Da denkt a halt, 's wird wohl überall so scheen aussehen, und steigt in die Kutsche und fährt wieder heem". In diesem Augenblicke braust vielstimmiger Gesang des Liedes vom Blutgericht durch das Fenster. Jäger und Bäcker treten Arm in Arm in die Stube, zahlreiche Burschen hinter ihnen her. Das Feuerwasser fließt von neuem und tut seine Schuldigkeit. Schnaps ist das Maschinenöl des Aufruhrs.

Mit großer psychologischer Sicherheit ist der Tumult, der jetzt entsteht, gegliedert; ich hebe nur den Zug hervor, wo ein alter bibelstarker Weber, halb im Rausch, aber wie er selbst jedenfalls meint, „vom Geiste" getrieben, mit Ausdrücken der heiligen Schrift den Fluch über die Fabrikanten ausspricht und ihnen das nahende Gottesgericht verkündet. Die packende Kraft dieser Szene ist unwiderstehlich. Es ist auch nicht schwer zu begreifen, wie die Sozialdemokraten instinktiv die prinzipielle Bedeutung dieses Stückes erkannten und mit großer Entschiedenheit „die Weber auf den Schild erhoben. Mit dieser Art, das Mitleid zu wirken, sind sie vollkommen einverstanden. Tatsächlich ist eben die Wirkung eine erbitternde und aufreizende, ohne auch nur das geringste Gegengewicht. Der Geist kann sich nicht erheben über die wilden entfesselten Fluten, er wird niedergedrückt, verstimmt; er sieht keine Poesie, nur „Wahrheit" und zwar outrierte und mißbrauchte Wahrheit.

Gendarm Kutsche, Inhaber nicht gerade eines Ritter-
euzes, aber einer schönen roten Nase — genau wie Haupt-
ann das vorschreibt — kommt zu seinem Unglück in diesen
irrwarr hinein, um sich einen „kleenen Korn" zu gönnen.
aß eine solche Persönlichkeit nicht zur Besänftigung der
emüter dienlich ist, kann man sich vorstellen. „Jetzt sollen
len Fabrikanten de Häuser ieber'm Koppe zusammenstürzen
d allen Verwaltern die Helme uf'm Schädel tanzen. Das
ht niemanden nischt an!" Ja, so ist die Logik des Volkes
solchen Augenblicken: das geht niemanden nischt an!

Mit dem Absingen des „Blutgerichts" zieht die Schar
Taten aus, und die lassen denn auch nicht lange auf
warten.

Der nächste Akt ist eines der sorgfältigst ausgearbeiteten
le des Ganzen und in sich viel geschlossener und ein-
tlicher als das übrige. Er bringt eine dramatisch höchst
vegte Szene, den Anfang der wie ein Gewitter herein-
usenden Katastrophe. Wir sind in die Salons des Fabri-
ten Dreißiger versetzt, deren ganzen Pomp die voraus-
chickte Note ausführlich malt — es lebt sich dort jedenfalls
ser als in den kaum sechs Fuß hohen Weberhöhlen.

Herr Pastor Kittelhaus und die Frau Pastorin sind
ade auf Visite beim Herrn Fabrikanten. Außer diesen
nen wir noch den Predigtamtskandidaten Weinhold kennen,
Pädagogen der beiden Söhne Dreißigers. Beim Diner,
eben fertig, ist Kand. Weinhold mit Dreißiger und dem
stor in Zwist geraten. Er hat sich erlaubt eine eigene
einung zu haben, er hat sich sogar erlaubt den Webern,
nn auch „cum grano salis" in gewissen Punkten Recht
geben, oder doch sie zu entschuldigen. Das ist aber nach
n Lebenskatechismus Dreißigers und Kittelhaus' eine Tod-
nde. Zum Lohne wird er daher vom Kommerzienrat
tal vor die Türe gewiesen!

Mit diesem Charakter hätte Hauptmann etwas besseres
eichen können — wenn er gewollt hätte! Ja, wenn er gewollt

hätte! Jetzt fliegen die paar Worte Weinholds ohne Kraft und Widerhall vorüber, und diese Figur, welche wenigstens den Anlauf zeigt zu einigen guten gesunden Ideen — es sind die einzigen im ganzen Stück — wird nach ein paar Wendungen beiseite geschoben. Seine Gestalt soll daher alles andere als einnehmend sein: „neunzehnjährig, bleich, mager, hochaufgeschossen, unruhig, nervös“. Hieraus ist es schon ersichtlich, wie wenig es dem Dichter damit Ernst, jenen Ideen Geltung zu verschaffen. Statt dessen mußte es ein Mann sein, welcher Dreißigern sein Unrecht mit Nachdruck, wenn auch nicht mit Erfolg hätte vorhalten können. Es mußte gezeigt werden, daß die Möglichkeit einer gerechten Lösung der Weberfrage bestand, ohne daß die einen zum Aufruhr greifen und die anderen zur blutigen Unterdrückung derselben genötigt würden. Aber das hätte zu — christlich ausgesehen! Das ist durchaus bei der Beurteilung des Schlusses und der Tendenz des Ganzen zu beachten. Lieber keine Lösung als eine solche, hat der Dichter sich gesagt; diesen Weg hat er tatsächlich eingeschlagen.

Nachdem der unbequeme Kandidat glücklich in die Flucht geschlagen ist, möchten die Herrschaften bei Kaffee und Zigarren sich einer gemütlichen Partie Whist überlassen, aber eine wilde Menschenmasse wogt unten auf der Straße in drohendster Haltung auf und ab. „Es wird Ernst, Herr Dreißiger“. Die Polizei hat einen der Rädelsführer zum warnenden Exempel schon gefaßt und führt ihn herbei. Es ist unser guter Bekannte, Moritz Jäger. Der Polizeiverwalter donnert ihn zuerst an in dem „noblen“ Tone, der diesen Organen der Gerechtigkeit mitunter eigen sein kann. Aber sein Donnern prallt wirkungslos ab. Pastor Kittelhaus will es mit Güte versuchen. „Kennst du deinen Seelsorger, Jäger? Derselbe, der dich als kleines Wickelkind in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen hat ...“ Das ist urkomisch in dieser Situation. Man kann nicht sagen, daß der Dichter beabsichtigt hätte, Kittelhaus oder seinen Stand zu karrikieren.

Hauptmann geht vorsichtiger zu Werke; ohne offen anzustoßen, erreicht er dennoch seine Absicht, nemlich zu zeigen, wie Religion und Christentum in solchen Augenblicken zu lächerlicher Ohnmacht verurteilt sind. Das ist freilich sehr wohlfeil; denn welcher vernünftige Mensch, außer Herr Pastor Kittelhaus, wird einen wütenden Stier mit moralischen Gründen aufhalten wollen? Wenn aber der Pastor weiterhin der Meinung zu sein scheint, daß blos die Untertanen, die Untergebenen, blos die verhungerten Weber und Arbeiter christliche Pflichten zu erfüllen hätten, so täuscht er sich ungemein, und mit ihm Hauptmann, wenn er stillschweigend insinuiert, daß das die Meinung des Christentums sei. Nein, auch den Regierenden, auch den Reichen, auch den Mächtigen werden dieselben Pflichten vorgehalten, wie den Armen, und wenn ein Vertreter der Religion das vergißt, so handelt er eben unrecht. Das ganze Benehmen des Pastors zeigt, daß er nicht im geringsten daran denkt, das Unrecht und die Gewalt, welche die Armen jetzt im Begriffe stehen zu verüben, sei durch die Sünden der Reichen verschuldet und provociert. Es fehlt ihm an Sinn und Gefühl für die Lage der Weber, und als er schließlich sich ein Herz faßt und sich an die tobende Menge selbst wenden will, geschieht es, wie er selber sagt: „um ein ernstliches Wort mit ihnen zu reden"; er will sie schlechthin ins Unrecht setzen! Das ist bezeichnend. Er macht sich zum Sturmbock der Reichen, oder in demokratisches Deutsch übersetzt, Geistlichkeit und Kapital gehen Arm in Arm. Daß er dafür, als er heraustrat, von den Leuten, die er einst „als Wickelkinder in die Gemeinschaft der Heiligen" aufgenommen hat, dankbar durchgeprügelt wird, kann man ihm gönnen; es entspricht der poetischen Gerechtigkeit.

Das Toben der Menschenmasse wird drohender. Moritz Jäger wird befreit und die Gendarmen teilen das Los des Kittelhaus. Darauf verlangt sie mit stürmischem Gebrüll „Pfeifer soll kommen". Winselnd vor hündischer Angst

klammert sich dieser aber an Dreißiger an, der wenigstens einige Fassung behält; erst wie die Türen krachen, wenden sie sich zu schleuniger Flucht. Im nächsten Augenblicke sind die Weber Herren des Schlachtfeldes.

Die Wirkung des vierten Aktes ist nicht zu unterschätzen, die Weber brechen herein mit elementarer Gewalt. Trotzdem fehlt es an sittlicher Grundlage. Daß Dreißiger selbst sich bis zum letzten Augenblick im Rechte glaubt, ist nicht zu verwundern, aber es ist niemand da, welcher wagte, ihm seine Schuld vorzuhalten; an die mußte er ganz notwendig erinnert werden; es mußte ihm gesagt werden, daß Er der Hauptschuldige sei, und das Treiben der Weber der Fluch und die Folge seiner eigenen Taten. Die wenigen Worte, welche eine Jammergestalt wie Weinhold stammelt, verschlagen gar nichts. Dadurch würde namentlich auch die Sympathie mit den Webern bedeutend stärker geweckt worden sein, und da man weiß, daß ihre Sache doch eine verlorene ist, würde sich die Sympathie zum Gefühl tragischen Mitleids gesteigert haben. Tatsächlich erregen die Weber bis jetzt mehr Ekel als Teilnahme, und die Stimmung ist mehr aufreizend als läuternd.

Eingangs des fünften Aktes werden wir wieder in ein Weberstübchen versetzt wie im zweiten Akt. Es ist eben so schaudererregend wie jenes, mit allen seinen armseligen Einzelheiten. Hilse, ein alter Weber, der Herr des Stübchens, hat sich grad mit seiner Familie erhoben und betet mit ihnen das Morgengebet: „Du lieber Herrgott, mir kenn' Dir gar nich genug Dank bezeigen, daß Du uns auch diese Nacht in Deiner Gnade und Giete .... und hast Dich unser erbarmt. Daß mir auch diese Nacht nich ha'n keen Schaden genommen. .... Du willst uns ansehn und annehmen um Deines teuren Sohnes unseres Herrn und Heilands Jesus Christus willen. .... Jesu Blut und Gerechtigkeit, das is mein Schmuck und Ehrenkleid. Und wenn auch mir, und mer wer'n manchmal kleenmietig under Deiner Zuchtruthe .... da rech's uns ni zu

hoch an, vergieb uns unsere Schuld. . . . ." Das ist ein erschütterndes Gebet und das Zeichen einer wahrhaft heroischen Geistesgröße — wenn es nur Hauptmann Ernst damit wäre; wir werden eben am Schlusse sehen, zu welchem Zwecke der Dichter es verwertet. Ein Lumpensammler, der bei der Affaire in Dreißigers Haus und Fabrik zugegen gewesen ist, erscheint bei den Leuten und erzählt ihnen, wie es dort zugegangen ist: „ . . . . alles zerschlagen, ufgerissen, zertrimmert, zerrissen, zerschlissen, zerschnitten, zerschmissen, zertreten, zerhackt — kannst's glooben, schlimmer wie im Krieg." Unter den Hausbewohnern entzünden diese Worte die schlummernde Erregung, welche bislang nur mühsam durch die Persönlichkeit Hilses niedergehalten wurde. Nur Hilse bleibt unerschütterlich, und als seine kleine Enkelin einen silbernen Löffel hereinbringt, welchen sie auf der Straße gefunden, der aber von einer Plünderung bei einem Fabrikanten herrührt, zeigt er seine Rechtlichkeit, die nichts mit gestohlenem Gute zu tun haben will. Hilse ist der fromme gläubige Christ. In den Augen seiner Schwiegertochter aber ist er bigott, er muß den bittersten Tadel hören: „ . . . ihr habt gebett' und gesungen, und ich hab mir die Fieße bluttig gelaufen nach een'n eenzichten Neegl Puttermilch . . . . Haderlumpen seid ihr . . . zum anspucken", und noch ärgeres. Er erträgt es mit männlicher Geduld, wenngleich seine Seele es tief empfindet.

„ . . . . Das Häuffel . . . Schinderei, das ma' Leben nennt, das ließ man gerne genug im Stiche. — Aber Gottlieb, dann kommt was — und wenn man sich das auch noch verscherzt — dernachert is's ersch ganz alle."

„Wer weeß, was kommt, wenn eens tot is? Gesehn hat's keener", sagt sein Sohn Gottlieb; der ist schon aufgeklärt.

Ich sag Dir'sch, Gottlieb, zweifle nicht an dem Eenzichten, was mir armen Menschen haben. Fer was hätt ich denn hier gesessen — und Schemel getreten uf Mord vierzig und mehr Jahr? und hätte ruhig zugesehen, wie der dort drieben in

Hoffart und Schwelgerei lebt — und Gold macht aus meinem Hunger und Kummer. Fer was denn? weil ich 'ne Hoffnung hab'. Ich hab was in alles der Not. Du hast hier deine Parte — ich drieben in jener Welt. .... Gericht wird gehalten, aber nicht wie sein Richter, sondern: „mein ist die Rache, spricht der Herr unser Gott".

Warum konnten Kittelhaus und der Kandidat nicht solche Worte finden? Sie wären berufen gewesen zu sprechen: „Es gibt einen Gott, der Rache nimmt, hier oder drüben, vor dem kein Entrinnen ist." Nein! Es ist hier dasselbe falsche Spiel wie bei Sudermann; in „Johannes" weiß die einfach gläubige Bettlerin Metsulemeth besser Bescheid über den Messias als Johannes, aber es ist eben eine dumme Frau aus dem Volke; in „Sodoms Ende" halten nur diejenigen, die als Philister geschildert sind, sich an die christlichen Grundsätze. Auch hier geht es so; von den Gebildeten werden solche Ideen nicht vertreten; das überläßt man dem Volke.

Mittlerweile ist die vielhundertköpfige Rotte aufrührerischer Weber im Dorfe angelangt. Baumert, Jäger, Bäcker und andere treten zu Hilse ins Stüble. Hilse betrachtet „trotz seiner Frömmigkeit" den Aufstand recht realistisch. Er glaubt nicht daran, daß der Aufstand etwas bessere; er warnt sie vor dem kommenden Zuchthaus, vor den Soldaten; ja, das Militär rückt schon gegen sie heran — „mit was wollt ihr schießen?" „Der ist nicht recht richtig im Oberstübl" ist das Prädikat, das er von seinen Genossen empfängt. Kurz nachher hört er die erste Salve krachen! „Lieber Herrgott, schütz' meine armen Brüder", betet er. Er bleibt ruhig bei seinem Webstuhl sitzen. Der Kampf draußen tobt weiter. Es kracht die zweite Salve. Zu Tode getroffen richtet der Alte sich hoch auf und „plumpt" vornüber auf den Webstuhl. „Großvaterle!" schreit seine kleine Enkelin. Der Teppich fällt.

Das ist eine ins Herz schneidende Disharmonie. Also das ist das Fazit des Ganzen: Die Reichen bedrücken die Armen, die Geistlichkeit hält zu dem Kapital, die Regierung

ihre Pflicht" — und Gott läßt seine Getreuen, die auf
auen, totschießen! Das mag ja sehr wohl geschehen,
es geschieht auch, daß Unschuldige umkommen, aber
tmann hat den Fall typisch hingestellt, ja sogar den
n fünften Akt auf ihm aufgebaut. Die Frömmigkeit
hristliche Redlichkeit sind nur deswegen so stark hervor-
en, damit der Lohn, „die himmlische Fürsorge", um so
r davon absteche; es sieht aus wie ein grimmiger Spott
en „Vater im Himmel, der uns diese Nacht in seiner
e und Giette bewahrt und hat sich unser erbarmt".
ibt keine Gerechtigkeit auf Erden; und es ist
e Gerechtigkeit vom Himmel zu erwarten:
st die Quintessenz der „Weber". Warum sollte man
nicht mit Gewalt sein Los zu bessern suchen,
stens dann, wenn man Aussicht auf Erfolg hat? Das
e logische Schlußfolgerung, die zu ziehen! Hier versinkt
ganze Stück in sozialdemokratische Abgründe.
Es gibt Kritiker, welche nicht anstehen, „Die Weber" für
hohes Lied des Erbarmens" zu erklären, und daß nie
ole Wallung der Nächstenliebe empfunden, wer in diesem
e umstürzende Tendenzen erblicke, und zuguterletzt
tmann noch mit „Jesus von Nazareth" verglichen, der
zu den Armen gegangen. Aber man muß sich da doch
nt fragen, wo bleibt die Logik? Wie kann man Haupt-
mit Jesus vergleichen, da er im ganzen Stücke nie
Grundsätze vertritt? im Gegenteil die berufenen Ver-
Jesu und des Christentums zu verächtlichen Geschöpfen
? Aber wie soll man solche Kritiker ernst nehmen,
sie ein paar Atemzüge vorher sehr treffend schreiben:
rgibt sich keine Weltanschauung aus dem Drama",
„die Weber enden hoffnungslos", und „daß der
unschuldige Hilfe das erste wird, soll beweisen, daß es
e Gerechtigkeit in der Weltleitung gibt!" Wer
ichte etwa den Ausdruck „ein hohes Lied der Erbarmung"
olchen Prädikaten zu verbinden? Ich vermag es nicht.

Aus dem Satze: es gibt keine Gerechtigkeit und keine Hoffnung, kann ich einen andern Schluß nicht ziehen als diesen: es helfe sich jeder selbst, wenn es nicht anders geht, auch mit Gewalt! Warum denn nicht? Ja, warum in aller Welt denn nicht, wenn es Erfolg verspricht? Hauptmann stellt die Prämissen auf, hütet sich aber, die gefährliche Folgerung klar auszusprechen. Er überläßt alles weitere an Zuschauer oder Leser. Wer recht lieb und gut und warmherzig und einfältig ist, der zieht die Konklusion nicht, denn sie gefällt ihm nicht, sie schreckt ihn ab, er will sie nicht; wer aber dreist genug ist, sie ans Licht zu ziehen, dem hält man womöglich vor: das habe Hauptmann gar nicht gesagt! „Die Weber" sind ein verunglücktes naturalistisches Experiment, ohne Ideen, ohne weiten Horizont, und das Ende ist Verzweiflung und Erbitterung.

Dem Prinzip, das Elend, auch das ekelhafteste, möglichst treu und echt auf die Bühne zu verpflanzen, ist Hauptmann in allen seinen Stücken treu geblieben, und zwar in der ihm von Anfang an eigentümlichen Weise: ohne ein Wort darüber zu sagen, oder eine klare Schlußfolgerung selbst zu ziehen. Er zeigt es einfach: so sieht es aus! Er entwickelt dabei eine hohe oratorische Kraft, das ist in solchen Stücken das bestrickende, und trotzdem, am Schlusse ist es ihm gar nicht darum zu tun, zu befriedigen, er erbittert geradezu und stößt den Stachel ins Herz.

(Zweiter Artikel folgt.)

LXX.

Bilder aus Hochkastilien.

Von Franz von Stockhammern.

II.

Dank der gütigen Fürsorge des Klosters zu Silos fand
in der Fonda del Norte den denkbar freundlichsten
mpfang. Die Frau des Hauses sprach geläufig französisch,
nd war nach Kräften bemüht, die Wünsche des Fremdlings
erfahren. Dom Ildephonso, erzählte sie mir, habe sie
rauf aufmerksam gemacht, daß ich Bayer sei und daher
n liebsten Bier tränke; sie habe denn auch schon ein paar
laschen cerveza besorgen lassen. Sie standen auf meinem
immer — ihre sofortige Besichtigung ließ es mir jedoch
tlich erscheinen, auf diese heimatlichen Genüsse zu ver-
chten. Denn mit Entsetzen sah ich, daß eine ganze chemische
nalyse auf der Etikette prangte, die alle Ingredienzien
fzählte, die zur Herstellung verwendet worden waren.
s sollte das offenbar vertrauenerweckend wirken. Es war,
ie ich erfuhr, Burgoser Eigenbrau, muy bonito, sehr gut,
ie man mir versicherte. Man würde übrigens Spanien
nrecht tun, wenn man glaubte, daß dort nur derartige
ernische Kunstprodukte als cerveza dem Reisenden vorgesetzt
erden. In Barcelona sowohl als in Madrid gibt es
sgezeichnetes, im Land von deutschen Bräumeistern und
räuknechten hergestelltes, billiges Bier (der halbe Liter in

deutschem Gelde etwa 20 ₰), das sogar den Beifall des greisen Herrn Abtes von Silos fand, als ich ihn in Madrid einmal überredete, das ihm gänzlich unbekannte Getränk in der reizenden deutschen Bierstube zum „Krokodil“ an der Plaza Alfonso XIII. zu versuchen. An dem Apothekergebräu aber in Burgos konnte auch der enragierteste Biertrinker keine Freude haben. Und so erklärte ich denn, den Wein vorzuziehen, da dies Bier mir zu stark sei.

Mein Zimmer war recht hübsch, mit einem Alkoven im Hintergrund, wie dies in Spanien fast überall üblich. Im Winter sind diese dunklen, vorhangverhüllten, Luft und Licht entbehrenden Räume naturgemäß sehr frostig, doch lernt man ihre Vorzüge in der heißen Jahreszeit desto höher schätzen, und in Andalusien erst, bei 30° Wärme, begriff ich den ganzen Wert dieser Einrichtung. Jetzt aber war es ungemütlich, um so mehr, als auch keine andere Möglichkeit gegeben war, eine einigermaßen annehmbare Temperatur zu schaffen, als der brazero, ein offenes Kohlenbecken, mit dem ich mich aber nie befreunden konnte. Sogar im königlichen Schlosse zu Madrid, in den für fürstliche Gäste und ihr Gefolge bestimmten prachtvollen Räumen fand ich diese brazeros, die fürs erste einen atembetäubenden Geruch ausströmen und dann auch nicht ungefährlich sind. Abgesehen aber von diesem landesüblichen Mißstande war das Haus sehr gut gehalten — die Verpflegung insbesondere erwies sich bei einem Pensionspreise von 8 Pesetas (= 4,80 Mk.) geradezu vorzüglich. In Spanien gibt es nur Tagespreise, Mahlzeiten, die man nicht nimmt, werden auf das gewissenhafteste abgezogen. Anfangs empfindet man es lästig, mit dem Essen ans Haus gebunden zu sein; da aber die Essenszeiten sehr reichlich angesetzt sind — meist von 11-2 und 7-10 Uhr —, kann man sich seinen Tag nach Bequemlichkeit einrichten.

Man hört so viel klagen über die schlechten Verpflegungsverhältnisse, und doch bin ich, auf Grund einer fünfmonatlichen Reiseerfahrung, überzeugt, daß es meist nur

e halb spanischen, halb französischen, von sprachunkundigen
emden mit Vorliebe aufgesuchten Ausländerhotels sind,
Anlaß zu solchen Klagen geben. Echt spanische, gute
sthöfe jedoch, in denen das einheimische Publikum ver-
rt, sind nur zu loben; man bekommt gutes und reich-
es Essen, durchweg, besonders auf Wunsch, mit Butter
nteca) gekocht, sehr abwechslungsreich, und anständig
viert. Wer es darum sich zum Grundsatze macht, nur
nische Fondas aufzusuchen, braucht für seinen Magen
e Sorgen zu haben, wird im Gegenteil finden, daß die
desübliche, viel Früchte und Gemüse bringende Kost,
l dem Klima angepaßt, viel zuträglicher ist, als das
rnational aufgeputzte Menu der großen Madrider Hotels.
ist zu wünschen, daß die neue, schon seit Herbst vorigen
hres angekündigte, aber immer noch nicht erschienene
sgabe von Bädekers Spanien gebührend hervorhebt, was
den letzten 15 Jahren seines Erscheinens in Spanien
Hebung des Verkehrs geleistet worden ist, mit besonderer
rücksichtigung der Hotelverhältnisse. Denn leider ist es
ptsächlich die Verpflegungsfrage, die auch heute noch
lreiche Schwärmer für spanische Kunst und Natur abhält,
Land ihrer Sehnsucht zu besuchen. Und doch dürften sie
beruhigen, wenn sie hören, daß Bradshaws (englisches)
sehandbuch „Illustrated hand-book to Spain and Por-
al“ in seiner Einleitung hervorhebt, daß in den Gasthöfen
aniens die letzten Jahre in jeder Hinsicht Fortschritte zu
eichnen sind, daß Reinlichkeit und Komfort eine bemerkens-
te Stufe erreicht haben, die Küche völlig auf der Höhe
Zeit (up to date), die zu Tisch servierten Weine vor-
flich seien. In einem für den, was Reisen anbetrifft,
nlich verwöhnten Engländer bestimmten Buche sicher ein
verdächtiges Lob.

Ich verlebte denn auch in dem interessanten Städtchen,
dem ich später auf der Rückreise nach Silos mich noch
mal aufhielt, ein paar sehr behagliche Tage. Neben Aus-

flügen in die nach unseren Begriffen traurig stimmende,
aber eines eigenartigen Reizes melancholischer Oede nicht
entbehrende Umgebung, besonders nach der Cartuja, einer
malerischen Kartäuserniederlassung bei Miraflores, dem
Kloster San Pedro de Cardeña, das die Gebeine des Cid
und seiner Gemahlin hütet, zog mich wieder und immer
wieder die hehre Pracht der Kathedrale in den Zauberbann
ihrer dämmerigen Schatten. Trotzig steigen die mächtigen
Säulen zu schwindelnder Höhe, an denen sich dies ganze
Wunderwerk gotischer Baukunst emporrankt. Einer Hochburg
heiligen Kämpfertums gleich erhebt sich im Innern der
spitzbogenüberspannten Halle, dem Presbyterium gegenüber,
in die himmelanstrebenden Säulen des Mittelschiffes ein-
gebaut, der massige, mit schwerem Gitterwerk abgeschlos[illegible]ene
Chorbau mit all seiner sinnbetörenden Pracht kühn ü[illegible]ber-
einander getürmter Tiergestalten, Ornamente, Fialen, Wa[illegible]pen
und Figürchen, mit all dem schweigenden Ernst, der [illegible]iber
dem düsteren Betgestühl liegt, dessen kunstvoll geschn[illegible]itzte
Bildreihen aus der Hl. Schrift unwillkürlich zur And[illegible]acht
stimmen. Immer neue Bilder erschließen sich dem Auge des
Besuchers, der in stummer Anschauung versunken diese H[illegible]llen
durchwandelt. Hochgebaute, wappengeschmückte Seitenkape[illegible]llen,
die spätere Jahrhunderte über mächtigen Sarkophagen e[illegible]ler,
längst ausgestorbener Geschlechter Kastiliens aufgetürmt, die
liebende Pietät mit Kunstwerken geschmückt, die Vergäng[illegible]lich-
keit der Zeit besiegende Frömmigkeit mit Stiftungen von
Messen, Liberas und Requiems bedacht hat, deren alljähr[illegible]liche
Feier das Gedächtnis längst Vermoderter heute noch [illegible]wach
erhält. Kapelle neben Kapelle, manche durch die sch[illegible]were
Pracht eisengeschmiedeter Gitter vom Chorgang abgeschlos[illegible]sen,
nur in düsteren Schattenrissen die schweren Grabpla[illegible]tten
zeigend, die auf den Grüften in Gott ruhender Oberhi[illegible]ten
von Burgos lasten. Staubbedeckt, mottenzerfressen hängt an
schwerer Seidenschnur vom Gewölbe herab ein Kardinals[illegible]ut,
das Unterpfand der höchsten Würde der Weltkirche, die der

pst verleiht, ein bedeutungsvolles Symbol des engen
ndes, das die ausländischen Kirchenprovinzen mit Rom
knüpft. Denn vor dem Namen des Erzsitzes Burgos,
t des ersten Stuhles des Königreichs Kastilien, steht auf
hr als einer dieser prunkvollen Grabplatten der Titel
nch schmucklosen Kirchleins, das im fernen Rom, fast
rückt vom Bautengewirr der Neuzeit, sich über den Ge-
nen der ersten Blutzeugen des Christentums erhebt und
st, daß der mächtige Kirchenfürst, der hier in seiner
thedrale schlummert, einst feierlich im Ewigen Rom von
sem schlichten Kirchlein Besitz genommen und damit erst
z und Stimme im heiligen Kollegium der Kardinäle
worben hat. „S. Nereus et Achilleus“ steht hier! An
Via Appia, weit draußen vor Rom, nahe der heiligen
ätte, die sich über Quo vadis erhebt, steht dies un-
sehnliche Gotteshaus, mit seiner zerbröckelten Fassade,
tem ärmlichen Innern, selten nur von in die Campagna
mkehrenden Landleuten zu flüchtigem Gebete aufgesucht!
r Glanz aber, der sich um die ehrwürdigen Namen
reus und Achilleus schlingt, strahlt hinaus bis in das
ne Spanien, und der Tag, da Petri Nachfolger dem
erhirten von Burgos den Titel jenes in der Oede der
mpagna halbvergessenen Kirchleins verlieh, war ein
eudentag für das alte Königreich Kastilien gewesen. Und
te noch legen sie hier, an der Stätte des Todes, Zeugnis
von dem mystischen Bande, das die Mitglieder des
iligen Kollegs der Kardinäle mit dem vom Blut zahlloser
rtyrer getränkten Boden der Ewigen Stadt verknüpft.
r schreiten weiter. In luftiger Verästelung schwingt sich
r das Kreuzgewölbe hinüber zu jenem hochragenden Bau,
in feingezeichneten Türmchen bis zu den Kapitälen der
ulen des Seitenschiffes sich fortgliedernd, den wunder-
len Oelberg birgt. Dazwischen spielen schattenumdüsterte
rbenreflexe von breiten, schwer in Blei gefaßten Fenstern
ab auf den Steinboden, huschen über durch den Tritt

frommer Generationen unkenntlich gewordene Grabinschriften, klettern an der von schweren Silberblumen umrankten Ampel hinauf, die in kühlem Lufthauch sich leise vor der Statue der Madonna wiegt.

Und jetzt geht ein dröhnendes Zittern durch die hohen Räume, eherne Klangwellen brechen sich am Maßwerk der Gewölbe, die mächtigen Glocken ertönen, die das Kathedralkapitel zur Vesper rufen. In langwallende Mäntel gehüllt schreiten ernste, hohe Gestalten dem Chore zu, dessen schwere Gittertüren sich unter dem Druck diensteifriger Meßnerhände ächzend öffnen. Der fast düstere Ernst des Gesichtsausdrucks, der würdevolle Gang, der dem Kastilianer auch der einfachsten Stände eigen ist, erhöht noch das Imponierende der Erscheinung dieser Männer, die langsam ihre Plätze im Chorgestühl einnehmen. Die Glocken tönen aus in letzter ersterbender Klangschwingung. Es schlägt drei Uhr. Und mühsam erhebt sich der greise Dignitär, vorn an der Evangelienseite, und gibt mit zitterndem Schlag des hölzernen Hammers, der als Attribut seiner Würde vor ihm liegt, das Zeichen zum Beginn. Und wie jubelnd fallen nach dem Deus in adjutorium meum intende des Offiziators die jugendlichen Sänger ein, die dichtgeschart um das schwere, von flügelausbreitendem Adler überschattete Drehpult knieen. Flinke Hände drehen es samt den aufgeschlagenen Kodizes, die auf ehrwürdigem Pergament in Riesenlettern und -Noten die hl. Texte zeigen, nach der Seite des Chores, welche die Reihe zum respondieren trifft. Zwar singen alle Chorherren aus ihren Brevieren, der alte Brauch aber aus den Zeiten, da ein Vesperale dem Dienst aller genügen mußte, wird auch heute noch pietätvoll gewahrt. Und wie die Orgel zum Magnifikat einsetzt, erheben sich drei Kanoniker in reichgestickten Rauchmänteln, weißleinene Kapuzen dicht über den Kopf gezogen und ziehen, von stabtragenden Sakristanen geleitet, durch das Querschiff zum Presbyterium. Der Gesang des Chores aber setzt nach jedem der herrlichen Verse des

marianischen Triumphgesanges einige Augenblicke aus, und während duftige Weihrauchwolken in zarten Schwaden zum altersgrauen Bild des Hochaltars hinansteigen, senken die Sänger in andachtsvoller Stille das Haupt zu Boden. Und nachdem die Drei in feierlichem Zug vom Presbyterium zurückgekehrt — ein feingegliedertes Messinggeländer schließt während dieser Zeit den Weg ab, den die Prozession zurücklegt — erlöschen die Kerzen bis auf zwei und nur mehr undeutlich ertönt das Gemurmel der Komplet aus dem Chor, dessen Gitter eilfertige Hände geschlossen. Durch kleine Türchen verlassen die Kanoniker die Stätte ihrer täglichen Vereinigung, nachdem die letzte Note des marianischen Antiphons verklungen. Einige abgezehrte Gestalten aber, Typen erbarmungswürdigen Bettlerelends, schlürfen keuchend den davonschreitenden Würdenträgern nach, küssen dankerfüllt den Saum des violettseidenen Mantels, wenn ihnen die alltägliche Gabe geworden. Dann wird es stille. Dämmerung senkt ihre leichten Schatten in das hehre Gotteshaus, kein Laut stört die heilige Ruhe. Desto eindringlicher aber spricht die Vergangenheit aus all den steingewordenen Zeugen einer großen Zeit, den staubüberlagerten Grabdenkmälern tapferer Helden, denen ein vom Druck des Halbmondschreckens befreites Volk einst jubelnd Siegesblumen streute, und all den Nischen und Ecken, deren zunehmende Dunkelheit nur schwach das flackernde Flämmchen erhellt, das dort vor verwitterten Apostelfiguren schwebt.

Draußen aber, im hochgewölbten Kreuzgang, da lacht die Sonne auf die ernsten Mauern und Zypressen nieder, die im Rauschen des Windes die schlanken Wipfel neigen. Da ist des Tagesgestirns freudenspendender Glanz nicht durch die düstere Farbenpracht zeitgedunkelter Glasgemälde gebrochen, die drinnen ihre geheimnisvollen Schatten webt. Weihevoller Friede liegt über dem stillen Fleck Erde, nur die gefiederten Sänger, die in sorgloser Daseinsfreude von

Ast zu Ast fliegen und flattern, künden jubilierend das Gotteslob, das drinnen vor kurzem verstummt.

Solch träumerischer Winkel gibt es noch viele in dem altehrwürdigen Burgos. Das Auge wird nicht müde des Schauens all der Wahrzeichen aus siegesfroher Zeit, die die Seitenkapellen und Kreuzgänge prächtiger Kirchen, wie San Esteban, San Pablo, Santa Maria la Real bergen. Grabdenkmal an Grabdenkmal! Steingewordene Pracht deckt ganze Reihen von feudalen Erbbegräbnissen, in denen die letzte Blüte des kastilianischen Adels dem Tag entgegenschläft, welcher ihr den ewigen Lohn für die Tapferkeit bringen wird, mit der sie in schweren Zeiten gegen den Halbmond focht. Es ist ein kampfdurchwühlter Boden, auf dem das stolze Burgos sich erhebt und ruhmreich behauptet hat. Ein Hauch kriegerischen Kampfesgeistes liegt über all den Kirchen und Kreuzgängen, der Atem längst vergessenen Heldentums.

Dieses Geistes Spur, der auf den Trümmern der arabischen Herrschaft Königreich um Königreich schuf, bis 1479 Ferdinand II. von Aragonien und Isabella von Kastilien das Banner des geeinigten Königtums aufpflanzten, hat sich auch auf die Nachkommen eines Cid, eines Gonzales vererbt. Und neu flammte der alte spanische Löwenmut auf, als Napoleons sieggewohnte Marschälle an der Spitze kampferprobter Armeen über die Pyrenäen stiegen. Am verzweifelten Widerstand der Bewohner Kataloniens, Asturiens und Altkastiliens brach sich der Elan der französischen Korps. Die Söhne zeigten sich ihrer Heldenväter würdig, als das Manifest von Oviedo (1. Mai 1808) hellodernde Begeisterung durch ganz Spanien trug.

Das alles muß man sich und zwar recht eindringlich vor Augen halten, wenn man vom verlotterten Spanien spricht und hört. Die unbeugsame Entschlossenheit und zähe Tapferkeit der Spanier hat Westeuropa einst vor dem Schicksal bewahrt, dem Islam tributpflichtig zu werden. Es gab Jahrhunderte, in denen spanische Armeen in allen Erdteilen

fochten und die Bewunderung Europas erregten, es gab eine Zeit, da die Sonne im spanischen Weltreich nicht unterging. Der Ruf der Unbesieglichkeit, der sich an die Adlerbanner des großen Korsen geheftet zu haben schien, erlitt seine erste Erschütterung auf den Hochebenen der iberischen Halbinsel, als bei Baylen am 21. und 24. Juli 1808 die Divisionen Dupont, Vadel und Dufour sich dem spanischen General Castaños ergeben mußten, ein Ereignis, dessen Kunde, wie Oncken sagt, „unermeßlichen Eindruck in Europa machte, und die Selbsttäuschungen, die sich jetzt der gequälten Völker bemächtigte", verzeihlich erscheinen ließ. Der Kern mannhafter Tüchtigkeit, der dem spanischen Volke durch alle Jahrhunderte seiner Geschichte treu geblieben, lebt auch heute noch. Das Leben der Völker ist gleich jenem der Menschen: ein Werden und Vergehen. Und die Völker, die im Blühen und Werden sind, sollen zurückschauend sich besinnen und derer gedenken, die einst auch kraftvoll sich emporgerungen.

Doch nicht nur an Denkmälern einer großartigen geschichtlichen Vergangenheit ist Burgos reich. Hier schlägt auch der Puls des Lebens der Neuzeit. Eine stattliche Garnison belebt die Stadt, die als Waffenplatz ersten Ranges gilt. Das spanische Militär macht, wie hier gleich bemerkt werden mag, einen ganz ausgezeichneten Eindruck. Seit der ostasiatische Krieg gezeigt hat, daß die individuelle Einzelbildung weit bedeutungsvoller ist, als der äußere Zuschliff einer Armee, haben sich auch die Begriffe über die kriegerische Leistungsfähigkeit eines Volkes umgewertet. Das spanische Reglement sieht nicht alle jene Einzelheiten methodischen Drills vor, die uns vorläufig noch unentbehrlich scheinen; ich glaube aber, daß der spanische Infanterist, ganz besonders aber der Artillerist dank seiner Intelligenz und zähen Genügsamkeit ein ganz hervorragendes Material für den Krieg darstellt. Ich hatte Gelegenheit, in Barcelona das Kasernement der Numancia-Dragoner, deren Inhaber bekanntlich S. M. der Deutsche Kaiser ist, sowie in Toledo die Kriegs-

schule in allen Einzelnheiten, geführt von sehr charmanten Offizieren, zu besichtigen und kann nur sagen, daß, was hier an Ordnung, Disziplin und Gleichmäßigkeit der Ausbildung zu sehen war, mustergiltig schien. Nur das Material, insbesondere der Artillerie, dürfte hinter dem zunächst in Betracht kommenden französischen zurückstehen, auch fehlt es im Etat an einem entsprechenden Aufwand für scharfe Schießübungen. Das mag der spanische Soldat in einem künftigen Feldzug büßen müssen — seinen militärischen Qualitäten tun Fehler der Armeeverwaltung aber keinen Eintrag.

Doch auch Handel und Wandel regt sich in der Hauptstadt Kastiliens. Von den Merinotriften, die rings auf den Hochebenen in unendliche Weiten sich dehnen, bringen die wetterharten Söhne der Berge alljährlich die Wolle all der unzähligen Schafe, die das Guyabal, eine dem Haidekraut ähnliche, trockene, würzige Gebirgspflanze, ihnen ernährt. Stattliche Magazine und Schuppen bergen diese flockigen Schätze einer gebefrohen Natur, die von tausenden fleißiger Hände an Webstühlen verarbeitet, als wärmespendende Decken und schmückende Leinen in das Land hinausströmen. Von der Zitadelle, die das Stadtbild vom Fluß her wirksam abschließt, steigen sanfte Hänge herab, aus deren dunkler Erde die stechenden Strahlen der Frühlingssonne treffliches Gemüse, edles Obst locken. Auch sonst blüht manch ertragreiches Gewerbe, und im Gegensatz zu den Städten Andalusiens, die sonnendurchglüht, nur Sammelplätze von Faulenzern zu sein scheinen, herrscht hier rege Geschäftstätigkeit und emsig wirkender Fleiß.

LXXI.

Die Neubewaffnung Chinas und seine Beziehungen zu den europäischen Mächten.

Was Lord Wolseley vor Jahren vorausgesagt, ist zum Teil schon eingetroffen. Der chinesische Riese ist so lange gereizt worden, die Regierungen, in deren Hand es lag, die unerträglichen Zustände erträglich zu machen, sind bei ihrer Apathie beharrt und haben die chinesische Regierung gezwungen, sich auf die eigenen Untertanen zu stützen und mit dem alten System, das sich längst überlebt hatte, zu brechen. Das politische und militärische Regiment des Pfeils und Bogens ist vorüber; an die Stelle des „Chun Chi Chu" (Großer Rat), der hauptsächlich aus den militärischen Würdenträgern bestand und manche Funktionen des Geheimen Kabinettrates an sich gerissen hatte, ist jetzt der Rat für Armeereform getreten. Da der Unterschied zwischen den Eroberern — den Mandschus — und den Eroberten, den übrigen Chinesen verwischt, die Chinesen die fremden Elemente absorbiert haben, war es Zeit, die „Acht Banner" abzuschaffen und das Heer nicht länger aus einer Kriegerkaste, sondern aus allen Untertanen zu rekrutieren. An größeren und kleineren Revolutionen hat es dem „Himmlischen Reich" besonders in den letzten Jahren nicht gefehlt, ebensowenig an scharfen Angriffen der chinesischen Presse auf die „Räuberdynastie" der Mandschus; gleichwohl droht die Gefahr nicht von innen, sondern von

außen; darum entschloß sich die Regierung zu der revolutionären Maßregel — der Verabschiedung der Banner.

China besaß schon vor dem Aufstand der Boxer zahlreiche nach europäischem Muster gedrillte Soldaten, die in dem Kampfe gegen die Alliierten treffliche Dienste leisteten, z. B. die von General Nieh kommandierten Truppen. Noch tüchtiger waren die Soldaten Juan Shi-kais, die sich an dem Kampf gegen die Europäer nicht beteiligten. Seit der Rückkehr des Hofes nach Peking 1902 fing man an, genaue Nachforschungen über die nach europäischem Muster eingeübten Truppen und über die Waffenvorräte anzustellen. Die Arsenale waren während des Krieges zerstört oder geplündert worden, manche Regimenter hatten sich aufgelöst, besonders in den Provinzen. Bis September 1902 war man auf die zwei Gewehrfabriken von Wuchang und Kiangyan angewiesen; nachher wurde die von den Mächten verbotene Einfuhr von Waffen und Munition freigegeben, in den Monaten September 1903 bis Oktober–März 1905 wurden vom Ausland 214,000 Musketen und Karabiner und 240 Kanonen eingeführt. Alle älteren Offiziere wurden beseitigt und nur solche zugelassen, welche die Examina an den Kriegsschulen bestanden hatten; jüngeren Offizieren ließ man nur die Wahl zwischen dem Besuch der Kriegsschule und dem Abschied. Jede Provinz ist verpflichtet, 2 Divisionen von je 12,000 Mann zu unterhalten; in größeren Provinzen finden sich 4–6 Divisionen. Diesen Truppen der Linie reihen sich die Milizen der Provinzen und die Reservisten an; nach den neuesten Verordnungen ist der Chinese zu 12jährigem Dienste verpflichtet, er bleibt je 3 Jahre in der Linie, in der Reserve, in der Landwehr und dem Landsturm. Diese Maßregel ist indeß noch nicht in allen Provinzen durchgeführt. Das Heer wird sich in Friedenszeiten auf 360,000 Mann belaufen, aber nach 10 Jahren in Kriegszeiten anderthalb Millionen betragen. Um nicht in den alten Schlendrian zurückzufallen, werden Inspektoren bestellt

elche über die Beobachtung der militärischen Vorschriften
achen. Es sind bereits 3 Arsenale angelegt, ein viertes
ll folgen; es ist Sorge dafür getragen, daß sie nicht zu
ahe an der Grenze liegen und leicht verteidigt werden können.
a der kriegerische Geist unter den Tataren, welche die
anner bildeten, besonders gepflegt worden ist, hat man
iesen Truppen statt der langen Bogen die Mauser- und
Mannlichergewehre und Schnellfeuerkanonen gegeben.

Man wird wohl einwenden, das Papier ist geduldig,
ie Reformen nehmen sich auf dem Papier recht schön aus,
er wird von einem so entarteten und verkommenen Volke,
as nur an Gewinn und Genuß denkt, die Uebung männ-
cher Tugenden, die Geduld und den Starkmut erwarten?
So können nur die sprechen, welche sich von dem Chinesen
in Phantasiebild entwerfen und die Tatsachen vornehm
gnorieren, daß der Chinese von dem Europäer deshalb so
ehaßt wird, weil letzterer mit ihm nicht konkurrieren kann.
Der Chinese steht dem Europäer an Tapferkeit in nichts nach
nd hat vor ihm die Nüchternheit, Genügsamkeit und Aus-
auer voraus. Weale, der China in allen Richtungen durch-
uert und mit allen Klassen Beziehungen unterhalten hat,
egt Zeugnis von der Begeisterung ab, mit der man die
euen Verordnungen ausführt. „Ich hatte Gelegenheit —
agt er 2, 368 — folgende Beobachtungen zu machen. Jeder
Chinese, Offizier oder Soldat, hat sich daran gewöhnt,
Gewehr und Munition in Ordnung zu halten, er sieht die
Notwendigkeit beständigen Drills und strenger Zucht, des
Studiums der Kriegskunst ein. Alles, was ich sah, war
einlich und zweckentsprechend, Gewehr, Munition, Uniform,
Kaserne. Die Aufmerksamkeit, Genauigkeit und Pünktlichkeit
m Exerzieren war wirklich staunenswert. Der Chinese über-
ifft den Japaner in manchen Punkten; er besitzt eine höhere
ntelligenz, ein besseres Auge, ist ein besserer Schütze und
ie kräftigere Gestalt. Die Tataren sind treffliche Reiter.
le, welche die früheren schlechtgenährten chinesischen Sol-

daten mit den jetzigen vergleichen, wundern sich über den Unterschied von einst und jetzt."

Wo soll, so wird man sich fragen, China die Mittel zur Aufstellung eines Heeres und zum Bau einer Flotte hernehmen? Wie kann es der Regierung gelingen, die furchtbaren Mißbräuche, die sich in die Verwaltung eingeschlichen haben, zu beseitigen, den Bewohnern der verschiedenen Provinzen, die Jahrhunderte lang ihre getrennte Verwaltung besaßen und stets ihre Sonderinteressen verfolgten, den Patriotismus und Opfergeist einzuflößen? Nun, was bei Preußen unter dem Großen Kurfürsten, bei Oesterreich unter Maria Theresia erreichbar war, das dürfte auch China nach den Demütigungen, die es über sich hat ergehen lassen, möglich sein. Die von Sir Robert Hart verfaßte Denkschrift (bei Weale 2, 478—94) weist im einzelnen nach, wie alle Stände aus der Durchführung der von ihm empfohlenen Reformen Vorteil ziehen können, zunächst die Steuerzahler, vor allem die Landwirte, welchen erlaubt wird, ihr Vermögen einzuschätzen, wobei sie freilich einer Kontrolle der Verwaltungsbeamten unterliegen. Zahlen sie die vom Gesetz fixierte Summe zur bestimmten Zeit an den Distriktsvorsteher, dann ersparen sie sich die Plackereien eines Steuereinnehmers. Die Gehälter der Beamten werden aufgebessert, so daß sie standesgemäß leben können. Die Versuchung, sich bestechen zu lassen, fällt weg; die strenge Kontrolle seitens der Inspektoren schreckt von Betrügerei ab. Man zieht die sichere Einnahme dem ungewissen Gewinn vor. Geschenke an die Beamten werden streng verboten, die Geber und Empfänger sind gleich strafbar. Die Landtaxe, welche sich für das Jahr 1905 auf $26^1/_2$ Millionen Taels belief, würde nach Harts Schätzung 400 Millionen Taels betragen (1 Tael = 2 Sh. $7^3/_4$ d.) Wenn nach Harts Berechnung 50 Millionen Taels für die Armee verwendet würden, 30 Mill. für die Flotte, 10 Mill. für die Arsenale, 160 Mill. für die Gehälter der Beamten, 10 Mill. für moderne Schulen, 1 Mill. für

das Postwesen, 5 Mill. für die Telegraphen und 10 Mill. für die Palastausgaben; dann bliebe noch ein Ueberschuß von 124 Millionen Taels. Die Zölle und die Salzsteuer bringen 40—50 Millionen Taels ein und genügen für die Heimzahlung der Anleihen und Kriegsentschädigung.

Wie sich voraussehen ließ, erhob sich von allen Seiten ein Zetergeschrei von dem Vizekönig an bis herab zu dem niedrigsten Beamten. Heutzutage, so machten die Beamten geltend, bringt die Landtaxe nicht mehr als 4½ Millionen Pfd. Sterl. ein, statt der von Sir Robert Hart in Aussicht genommenen 55 Millionen, die Regierung hat verschiedene Male erklärt, die Landtaxe nicht erhöhen zu wollen; denn der Bauer kann so wie so die Steuern nicht erschwingen. Die Vermessung würde auf die größten Schwierigkeiten stoßen, die Provinzen würden sich eine Erhöhung der Steuer, die privilegierten Klassen der Mandschus, die die ungeheuren ganz steuerfreien Länderstrecken im Besitz haben, eine Beschränkung ihrer Rechte nicht gefallen lassen. Würde diese Taxe durch Europärer erhoben, so würde sie nur die Habsucht der letzteren erhöhen. Die Neubewaffnung Chinas wird sich voraussichtlich verzögern; sollten jedoch die Europäer die Chinesen zu reizen fortfahren, so könnte ein neuer gegen die europäischen Mächte gerichteter Aufstand noch plötzlicher über die europäischen Gesandtschaften in Peking hereinbrechen, als jener der Boxer im Jahre 1900.

Selbst wenn die Chinesen die bitteren Erfahrungen, die sie mit den europäischen Kaufleuten und den Staaten, welche China mit Krieg überzogen, vergessen wollten, so würde schon die Art und Weise, in der die Gesandtschaften sich in Peking verschanzt haben und die Kommunikation mit Tientsin und der See aufrecht halten, sie gemahnen, daß die Fremden an ein aufrichtiges Freundschaftsbündnis nicht glauben. Die Eisenbahnen, die auf den Gesandtschaftspalast münden, die an den Eisenbahnstationen zwischen Peking und Tientsin verteilten militärischen Abteilungen, die Nieder-

legung der Tientsin umgebenden Mauern, die drahtlose telegraphische Verbindung zwischen der Gesandtschaftspalast- und Taku-Forts, welche eine so unrühmliche Rolle in dem Krieg gespielt haben, reden eine nur zu deutliche Sprache. Die Europäer wollen sich gegen einen Angriff schützen. Manche Vorsichtsmaßregeln sind sehr kleinlich, so das Verbot der Anlegung von Arsenalen, der Einquartierung chinesischer Truppen in gewissen Bezirken, die Unterhaltung von Spionen unter den Chinesen. Selbst die Polizei in Tientsin ist nur mit Knütteln bewaffnet. Erreicht ist damit wenig, denn der Vizekönig Yuan Shi-Kai ist der Mann, der die Europäer überlisten wird. Während des Krieges 1900 schloß er sich mit seiner Elite von 8000 gut gedrillten Soldaten den Boxern nicht an, weil er den Sieg der europäischen Mächte voraussah. Er hielt sich in der Provinz Schantung, welche weder die Boxer noch die Verbündeten anzugreifen wagten, und ist seit Li Hung Changs Tod Vizekönig von Tientsin und Chili. Die Deutschen verkauften ihm ihre australischen Pferde. Er wird in aller Stille seine Reiterei und sein Fußvolk vermehren, sich für den Drill seiner Armee europäischer und japanischer Offiziere bedienen und erst im günstigen Augenblick losschlagen. Rußland ist nicht gefährlich und für Jahre durch innere Angelegenheiten in Anspruch genommen, Englands Diplomaten lassen sich durch das Drängen der im fernen Osten weilenden Engländer nicht außer Fassung bringen und zur Erweiterung der englischen Machtsphäre verleiten, dagegen gehen die Deutschen und Franzosen, die sich anderswo so bitter bekämpfen, im fernen Osten Hand in Hand.

Wenn irgendwo die deutschen Kaufleute, Kolonisten und Organisatoren den Engländern ein Dorn im Auge sind, so ist das im himmlischen Reich der Fall. Die Eifersucht und der Neid auf die deutschen Fortschritte ist besonders seit dem Abschluß des englischen Bündnisses mit Japan gewaltig gestiegen und seit der Niederwerfung Rußlands. Die in

China und Japan residierenden Engländer wünschen nichts sehnlicher, als daß die Japaner durch ihre wohlfeilen Waren die Deutschen zunächst von den asiatischen Märkten vertreiben und dann Kiautschau dasselbe Schicksal bereiten, wie Port Arthur. Am guten Willen scheint es letzteren nicht zu fehlen, denn sie haben den Deutschen, von deren Wohlwollen und Gunst sie überzeugt waren, ihre Mitwirkung mit den russischen Tücken, durch welche sie der Früchte ihres Sieges über China beraubt wurden, nicht verziehen und sind mit dem Haß, den die Deutschen gegen sie hegen, nicht unbekannt. Ganz abgesehen von diesen Gründen haben die Japaner ein spezielles Interesse, jeden Anlaß zu Zwistigkeiten mit China zu vermeiden, und sich für dieselben unentbehrlich zu machen. Das beste Mittel hierzu ist die Anschwärzung und Verleumdung der Deutschen, die als die rücksichtslosesten, tyrannischesten und gefährlichsten aller Europäer dargestellt werden. Leider scheinen die deutschen Beamten und Kolonisten, wenn wir einem so voreingenommenen Zeugen wie Weale (Kap. 14—15) Glauben schenken dürfen, es vielfach an dem savoir faire fehlen zu lassen. Wir führen hierfür einige Punkte an. Der Chinese ist zu jedem Opfer bereit, wo es sich um Verdienst und Gelderwerb handelt; aber bei der Arbeit will er nicht geniert und durch allerlei Vorschriften und Regeln beschränkt werden. Ohne Lärm, ohne Gewühl und Wirrwarr geht es auf Marktplätzen und Verkehrswegen nicht ab, die Anordnungen der Polizei in den Straßen sind ihm sehr zuwider. Während Engländer und Franzosen nur darauf sehen, daß tüchtige Arbeit geliefert werde, mischen die Deutschen sich in alles ein und bestrafen alle Uebertreter der Polizeivorschriften. So schreiben sie die Fassade der auf die Straße hinschauenden Häuser vor. Im Gegensatz zu Franzosen und Engländern werden von den Deutschen an einigen Eisenbahnen, in Fabriken und Handlungshäusern weit mehr Europäer angestellt; die Chinesen erhalten nur untergeordnete und schlechter bezahlte Stellen;

müssen sich überdies Zurechtweisungen und Scheltworte gefallen lassen. Dieses trägt durchaus nicht dazu bei, das Band zwischen den Eingeborenen und den Deutschen enger zu knüpfen. Die große Zahl der europäischen Soldaten (die Besatzung allein betrug bisher 3000 Mann), der Beamten und Kolonisten, die gewohnt sind, ihren eigenen Willen durchzusetzen, erweist sich schon jetzt als ein Hindernis für die rasche Zunahme der Bevölkerung. Weder Kiautschau noch der Kaiserhafen Tschingtao werden sich je mit Shanghai Hankow messen können, schon deshalb, weil die Preise der Lebensmittel und Waren um 50 % höher sind als anderswo, dann weil das Hinterland ziemlich unfruchtbar ist und keine bedeutenden Städte aufweist.

Bekanntlich beschränken sich die Deutschen nicht au Kiautschau und das von ihnen gepachtete Hinterland, desse Bergwerke auszubeuten sie sich das Recht erworben haben, sondern dehnen ihren Wirkungskreis stetig aus, selbst au solche Lokalitäten, wo bereits chinesische Bergwerke bestehen. Die Chinesen werden durch das Vorgehen der Deutschen, di an allen wichtigen Küstenpunkten Niederlassungen verlangen, überall neue Eisenbahnen planen, großartige Häfen anlegen, an die Russen erinnert, von deren Umklammerung sie nu durch das Dazwischentreten Japans befreit worden sind. D sie sehen, wie die Deutschen im Bunde mit Rußland un Frankreich unverrückt auf ihr Ziel lossteuern und mit eine wunderbaren Klugheit und Besonnenheit dem Grenzmal immer näher rücken, so erklärt sich die Besorgnis der Chinesen, der Plan, das Himmlische Reich aufzuteilen, sei nur auf geschoben nicht aufgehoben. Die vielen deutschen Gesellschaften, die gegründet worden sind, z. B. die Schantung Bergbaugesellschaft, die Deutsche Gesellschaft für Bergbau und Industrie im Auslande, die Kolonialgesellschaft werden von den Chinesen, welche selbst die Bergwerke ausbeuten wollen, mit Scheelsucht betrachtet. Die mit dem Bau der Eisenbahnen beschäftigten Beamten schwätzen nicht selten au

der Schule und belehren sie, mit welchem Netz von Eisenbahnen sie das ganze Land bedecken wollen. Natürlich ist ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, Kiautschau zum Mittelpunkt der Industrie und des Handels zu machen und die chinesischen Häfen brach zu legen. Ob dies gelingen wird, ist freilich eine ganz andere Frage. Weale (1, 360) behauptet, daß im Jahre 1903 der totale Tonnengehalt aller Schiffe, welche in die chinesischen Freihäfen einliefen, sich also verteilte: 50% kamen auf Großbritannien, 17% auf China, 13% auf Japan und nur 12% auf Deutschland. Die deutschen Waren sollen wohlfeil und weniger gut sein, die deutschen Kaufleute sollen die Waren unter dem Kostenpreis nach China verkaufen und sehr langen Kredit gewähren. Das mag übertrieben sein; aus den Aussagen der Engländer geht jedenfalls das klar hervor, daß sie ein Zurückdrängen der Deutschen durch die verbündeten Japaner und Chinesen gerne sähen. Andererseits ist Deutschland entschlossen, sich nicht verdrängen zu lassen, seine günstige Stellung in der Provinz Schantung nicht aufzugeben. Nach den großen Opfern, die das Reich und die Privatgesellschaften gebracht haben, wäre es wirklich töricht, zurückzuweichen. Weale, der so viel an den Deutschen zu tadeln hat, muß (1, 386) zugeben, daß eine „entente cordiale" zwischen den Deutschen und den Bewohnern Schantungs bestehe, daß die Behörden in Berlin allen Beamten die größte Rücksicht und Freundlichkeit zur Pflicht machten. Er rühmt den Deutschen eine plumpe (!) Bonhomie nach, die aber nur als Maske vorgehalten werde. Die große Schwierigkeit unserer Kolonisten und Kaufleute ist eben die, daß die Chinesen gewiebener und schlauer, arbeitsamer und geschickter als die Europäer sind, welche in dem heißen Klima, infolge ihrer Ungebundenheit und Freiheit viele guten Eigenschaften, die sie in der Heimat zieren, einbüßen. Ob der lange bittere Streit zwischen den europäischen Industriestaaten des fernen Ostens oder Afrikas wegen ausbrechen, oder ob die euro-

päischen Mächte noch vorher von Chinesen und Japanern vertrieben werden, läßt sich schwer vorherbestimmen. Das Letztere scheint wahrscheinlicher. Selbst wenn die Reformen von Sir Robert Hart nicht durchgeführt werden, dürften sich Mittel und Wege für Bildung eines Heeres und Ausrüstung einer Flotte finden; denn die stolzen Chinesen sind es müde, in ihrem eigenen Lande vor die Gerichte der europäischen Mächte gezogen und von fremden Richtern bestraft zu werden. In der Türkei hat man das ungestraft tun können; aber die Chinesen sind weder so indolent noch so fatalistisch.

Aus den Niederlagen, welche die Chinesen im Kampfe mit den Europäern im letzten Jahrhundert erlitten, läßt sich kein Schluß ziehen, die Erfahrung zeigt uns, daß die ersten Erhebungen eines Volkes, das die Ketten, in welche es geschlagen wurde, zerreißen will, gewöhnlich mit Erfolg nicht gekrönt werden, wohl aber die späteren. Die Chinesen der verschiedenen Provinzen sind nicht mehr partikularistisch, als es die deutschen Stämme gegen Anfang des 19. Jahrhunderts waren, ihre Gouverneure nicht selbstsüchtiger als die deutschen Fürsten; und doch rafften sie sich im Jahre 1813 auf zu einem glorreichen Befreiungskrieg, der die Schmach der früheren Jahre austilgte. „China für die Chinesen“ wird das Losungswort sein, das alle Parteien einigen wird. Wir können, so werden sie sich sagen, nicht länger die Hände in den Schoß legen, wenn wir nicht zusehen wollen, wie die Fremden unsere Bergwerke ausbeuten, unsere Verkehrswege an sich reißen, unserer Reichspost ihre eigene Post entgegensetzen, eigene Banken anlegen, um unser Geld in ihren Kanal zu leiten und sich zu bereichern. Es ist unerträglich, daß die Gesandten der fremden Mächte am kaiserlichen Hofe, die Konsuln an den Höfen unserer Gouverneure dank ihren Drohungen und Ränken größeren Einfluß üben als unsere besten Beamten, als die Vertreter der Interessen der Provinzen. Dank der Verbesserung der Verkehrswege, dank den chinesischen

Zeitungen, die viele Leser finden, werden die Massen aus ihrer Apathie herausgerissen und nehmen Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten; wenn es so fortgeht, wird auch China ein kompakter Staat mit einer strammen Organisation werden; die Abneigung gegen die Uebergriffe der Fremden wird voraussichtlich der die Gemüter verbindende Kitt werden.

Der Krieg wird unvermeidlich sein, denn die Mächte, welche in dem himmlischen Reich festen Fuß gefaßt haben, werden weder ihre Stellung aufgeben, noch ein langsameres Tempo anschlagen, weil sie fürchten, dem Rivalen eine Gelegenheit, ihnen voranzueilen, zu bieten und sich einbilden, je mehr feste Punkte sie besetzt hätten, desto schwerer würde es werden, sie zu vertreiben. Der Zusammenbruch Rußlands wird für die Uebrigen nicht als warnendes Beispiel dienen, weil sie sich bewußt sind, daß der von ihnen aufgeführte Bau weit solider und dauerhafter sei. Ohne lange und harte Kämpfe werden die Bekenner der Religion des Konfucius ihre Nacken unter das Joch der Europäer nicht beugen.

LXXII.

Die jüngsten Ereignisse in Frankreich.

Paris, den 8. Mai 1906.

Mit geradezu unheimlicher Schnelligkeit hat in den letzten vier Monaten in Frankreich eine einschneidende Begebenheit die andere abgelöst. Jedenfalls kann man die Klage nicht aussprechen, daß es der jüngsten Entwicklung Frankreichs an Abwechslung gebricht.

Mit dem Beginn des neuen Jahres stand die allgemeine Situation des Landes noch unter dem Zeichen einer hochgradigen Spannung mit Deutschland. Der deutscherseits offiziell angegebene Grund war das Vorgehen Frankreichs in Bezug auf Marokko, bei welchem Deutschland nicht in dem gewünschten Maße von Frankreich berücksichtigt worden war. Man wird jedoch kaum fehlgehen, wenn man diese Angaben etwas erweitert und den wahren Grund des deutschen Vorgehens in dem Gedanken sucht, den von Herrn Delcassé inszenierten Versuchen, Deutschland in die Isolierung zu drängen, eine hinreichend deutliche Antwort zu geben. Der deutsche Vorstoß führte nach und nach zu der Konferenz der Mächte in Algeciras, die endlich am 31. März ihren Abschluß fand. Auf beiden Seiten hat man sich im Laufe der Arbeiten mit großem Geschick davor zu hüten gewußt, sich die Finger zu verbrennen, und außerordentlich viel Talent darauf verwendet, aus den verriegeltsten Sackgassen einen

Ausweg zu finden. So hat schließlich die Konferenz so ziemlich verwirklicht, was man ihr in Paris und in Berlin mehr oder weniger aufrichtig mit auf den Weg gegeben hatte: daß es keine Sieger und keine Besiegten geben sollte. Man kann nicht sagen, daß Frankreich bei dem ganzen Handel schlecht abgeschnitten hätte. Es steht jetzt vor einer in den großen Umrissen geregelten Situation und ist nicht gehindert, seine Interessen längs der algerischen Grenze zu wahren. Daß das Prinzip der Internationalisierung für Marokko aufgestellt worden ist, hat für Frankreich den ganz bedeutenden Vorteil, daß es dadurch wirksam vor der Unklugheit bewahrt wird, seine Hand in diesen brodelnden Hexenkessel zu stecken. Aber Frankreich hat überdies auf der Konferenz kostbare Freundschaftsbezeugungen von fast allen Mächten erhalten. In erster Linie selbstverständlich von England, das in allen Fragen gewissermaßen den spiritus rector für Frankreich bildete und Frankreich in allen Fragen konsequent sekundierte. Dann auch Rußland, das auf einmal eine ganz grüne Sprache Deutschland gegenüber zu führen wußte, dafür aber auch, wie es den Anschein hat, mit seiner Anleihe vom deutschen Geldmarkt ausgeschlossen wurde. Und endlich sogar Italien, das sich auf der Konferenz auf eine Weise benahm, daß man daraus den Schluß ziehen muß, daß sich aus der seit einigen Jahren mit Frankreich unternommenen „Extratour" bereits ernste Absichten entwickelt haben. Spanien, das schon i. J. 1901 mit Frankreich einen Marokko-Vertrag geschlossen hatte, war so wie so für Frankreich, da es gewissermaßen geographisch und wirtschaftlich auf Frankreich angewiesen ist. So hat die Konferenz und der ganze Marokkohandel das wahrscheinlich von der deutschen Diplomatie nicht vorausgesehene und sicher nicht gewünschte Resultat gehabt, daß sich in Bezug auf Frankreich eine Reihe von Völkerfreundschaften ausgeprägt haben, welche die politische Lage dieses Landes in dem gegenwärtigen Zeitpunkte als durchaus günstig erscheinen lassen. Allerdings ist

dieses Resultat weniger dem Geschick der französischen Diplomatie und dem Kraftbewußtsein des Landes zu verdanken als vielmehr der Unterstützung durch England, dessen „Freundschaft“ von jeher mit sehr viel Verständnis für die eigenen Interessen verbunden war und sich in der Regel sehr teuer bezahlen zu lassen wußte . . . . für die Dienste, die man ihm geleistet hatte. Aber vorläufig besteht die „Freundschaft“. Und wenn man alles in Betracht zieht, so hat Frankreich keinen Grund, mit dem endgültigen Abschluß der Konferenz unzufrieden zu sein, um so mehr als sie — was in Frankreich sicher mit tiefer Befriedigung vermerkt worden sein wird — den Beweis erbrachte, daß Deutschland nicht gerade auf übermäßig viele feste Sympathien in Europa zählen kann.

Aber tiefe Schatten lagern auf dem Lande selbst. Man wird kaum übertreiben, wenn man sagt, daß Frankreich zur Zeit bis auf den Grund aufgewühlt ist, und es ist noch gar nicht abzusehen, wann die gegenwärtigen Erschütterungen aufhören werden.

Im Vordergrunde steht zunächst die Anwendung des Gesetzes der Trennung von Kirche und Staat, welches am 9. Dezember 1905 promulgiert worden war und die letzte bedeutende Amtshandlung des Präsidenten Loubet darstellte. — Noch im Januar bekam er einen Nachfolger in der Person des bisherigen Senatspräsidenten Fallières, der der Kandidat aller Blockparteiler und aller Kirchenfeinde war. Er hatte einen Gegner in dem Kammerpräsidenten Doumer, der zwar der Parteischattierung nach radikal war, aber die fortgesetzten Vergewaltigungen von Recht und Freiheit, welche die Partei auf das von der Loge ausgegebene Kommando verübte, nicht mitmachen wollte. Er wurde deshalb von der Blockpartei mit wahrer Wut bekämpft. Selbstverständlich war er der Kandidat der Gemäßigten und auch der katholischen Abgeordneten. Und vom Standpunkt einer vernünftigen Politik mit Recht, denn er stellt zweifellos das kleinere Uebel dar.

und mit ihm wäre auf jeden Fall der so gehässige Zug gegen alles Katholische ganz bedeutend in den offiziellen Sphären zurückgedrängt worden. Wenn gewisse deutsche katholische Blätter hervorgehoben haben, daß die Gemahlin von Herrn Fallières gläubige Katholikin sei, während die Kinder von Doumer nicht getauft seien, und daraus den Schluß zogen, die katholischen Abgeordneten hätten ihre Stimme für Fallières abgeben sollen, so haben diese Blätter durch diese Aeußerung nur den Beweis geliefert, wie bescheiden ihre Kenntnisse der einschlägigen Verhältnisse in Frankreich sind. Fallières ist der Gefangene der Blockpartei und der Loge: daran ändert seine Gattin durchaus nichts, und von ihm ist niemals irgend ein Eingreifen zu Gunsten der Kirche zu erwarten. Doumer ist zwar „radikal", aber er hat kein Hehl daraus gemacht, daß er für eine Regelung ist, die den Katholiken ein weites Maß von Freiheit auf dem Boden des allgemeinen Rechtes einräumt. Zwischen diesen beiden Kandidaten konnte für die Katholiken vernünftigerweise gar kein Zweifel bestehen: wenn sie ihre Stimme für Herrn Fallières abgegeben hätten, hätte man sie im wahren Sinne des Wortes zu jenen zählen müssen, die ihre Metzger selber wählen.

Unterdessen hatten schon die Vorgefechte über die Ausführung des Trennungsgesetzes begonnen. Im Artikel 3 des Trennungsgesetzes war gesagt, daß gleich nach der Veröffentlichung des Gesetzes durch die Domänenbeamten eine Inventur aller beweglichen und unbeweglichen Güter der Kirchen stattfinden sollte. Der erste Schritt, den die Regierung nun tun mußte, war also die Inventaraufnahme. Und schon gleich der erste Akt hätte ihr zeigen sollen, wie heikel das Gebiet war, das sie zu betreten im Begriffe stand, und mit welcher Vorsicht sie sich da bewegen müßte. Der Finanzminister hatte ein Zirkular erlassen, in welchem er den Beamten die nötigen Weisungen gab für die Inventurgeschäfte, und dabei auch befohlen, daß sie sich sogar die Tabernakel öffnen lassen sollten.

Nun stellte sich aber sofort die Frage, ob damit gesagt sei, daß die Tabernakel auch mit Gewalt geöffnet werden müßten, wenn man sich weigern sollte, sie freiwillig zu öffnen. Dies gab eine gewaltige Aufregung natürlich, und die Bischöfe befahlen fast einstimmig den Widerstand. Die Regierung zog sich vorläufig aus der Klemme, indem der Finanzminister am 19. Januar in der Kammer erklärte, daß es der Regierung fernliege, auf solche Weise vorzugehen, und daß jeder gewaltsame Eingriff in die Tabernakel den Beamten förmlich untersagt worden sei.

Dieser Vorfall hätte jeder ernsten Regierung zu denken gegeben. Aber Regierung und Blockpartei in Frankreich waren vollständig von dem Gedanken beherrscht, daß der Katholizismus in Frankreich durchaus keinen Halt mehr habe in den breiten Massen des Volkes, und daß man durchaus ungeniert mit den Kirchen und den Geistlichen umspringen könne, wie man dies ja auch ohne die geringste Schwierigkeit mit den Klöstern und den Nonnen und Mönchen getan hatte. Mit diesem beruhigenden Bewußtsein ging man ans Werk. Die Inventurgeschäfte begannen, aber bald zeigte sich, wie gewaltig die regierenden Parteien sich in der Einschätzung der Lage geirrt hatten. Was fast noch nie geschehen war, geschah diesesmal: die Katholiken leisteten Widerstand. Sie scharten sich in den Kirchen zusammen, stellten sich an den Türen auf und zeigten ihren Willen, die Inventurgeschäfte nicht durchführen zu lassen.

Dies geschah zunächst zu Paris bei den meisten Kirchen. Zuerst versuchten die Regierung und die Zeitungen der Blockpartei glauben zu machen, die ganze Bewegung sei nur auf einige reiche adelige Herrn und Damen zurückzuführen, für welche die ganze Sache eine Art besseren Sports oder eine effektvolle royalistische Demonstration darstelle. Aber nur zu bald mußte man diese Mär aufgeben. Von allen Richtungen kam bald die Nachricht von Krawallen und schweren Unruhen aus Anlaß der Inventarerhebungen. Im Norden

wie im Süden, im Osten wie im Westen herrschte die nemliche Aufregung. Die Katholiken wollten nichts wissen von der Inventur. Und zwar waren es nicht nur die Reichen, die sich auf diesen Standpunkt stellten: es war die breite Masse des Volkes, das seine Ansicht auf eine Weise kundgab, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. In einigen Gegenden gab es förmliche Schlachten. Militär und Polizei mußten in Masse aufgeboten werden. In einem Dorfe im Norden wurde ein Katholik erschossen, ebenso in einem Dorfe aus dem Zentrum Frankreichs. Zahllose wurden verwundet. In einem Dorfe der Haute Loire hatten sich die Bauern mit ihren Flinten bewaffnet und waren entschlossen die Inventaraufnahme gegen das Militär auch um den Preis ihres Lebens zu bekämpfen. „Die ersten Christen sind Martyrer für ihren Glauben geworden, wir werden auch zu sterben verstehen", gaben sie einem Reporter eines großen Pariser Blattes zur Antwort, der sie auf das Vergebliche ihres Widerstandes aufmerksam machte.

Eine solche Bewegung hatte sich niemand erwartet. Niemand hätte geglaubt, daß die Masse des französischen Volkes noch fähig wäre, sich wegen religiöser Fragen zu entrüsten oder etwas dran zu wagen für die Verteidigung der Religion. Und nun plötzlich dieser gewaltige Aufruhr, der rein für sich genommen, jedenfalls den Beweis erbringt, daß in Frankreich noch viel mehr Anhänglichkeit an den Katholizismus vorhanden ist, als man wußte. Dies zeigt wieder einmal, wie vorsichtig man mit allgemeinen Schlußfolgerungen umgehen muß. Man hat im Auslande Frankreich vielfach ausschließlich beurteilt nach gewissen Theaterstücken und Romanen und nach den Abgeordneten. Weil in Frankreich Theaterstücke und Romane erscheinen, die jedem sittlichen Gefühle Hohn sprechen, hat man sofort dem gesamten französischen Volke jedes sittliche Empfinden abgesprochen und das Schlimmste in puncto Sittlichkeit vom ganzen Volke für wirklich gehalten, ohne unter anderem zu bedenken,

daß diese ärmlichen Theaterstücke reißenden Absatz finden und die übersetzten Romane in breiten Kreisen verschlungen werden in fast allen Ländern der Welt, auch in solchen, denen man sonst gerne fromme Sitte zuspricht. Weil ferner die Mehrzahl der französischen Abgeordneten zum Block gehören und leicht für kirchenfeindliche Maßregeln zu haben sind, hat man daraus den Schluß gezogen, daß sie hierin den Absichten ihrer Wähler entsprächen und daß also die überwiegende Mehrzahl des französischen Volkes kirchenfeindlich sei. Wie ungerechtfertigt dieser Schluß ist, haben diese Vorgänge mit Evidenz nachgewiesen. Denn es gibt eine ganze Reihe von Wahlbezirken, in denen gerade die Ortschaften am eklatantesten Widerstand leisteten, in welchen Blockabgeordnete nahezu sämtliche Stimmen erhalten hatten. Der Durchschnittsfranzose hat nun einmal bisher — gewiß mit Unrecht, aber das kommt jetzt nicht in Frage — bei den Wahlen nur ein großes Interesse gesehen, das er wahren wollte: das Interesse der republikanischen Staatsform. Der ausschlaggebende Gesichtspunkt des Durchschnittsfranzosen bei der Abgeordnetenwahl war immer, seine Anhänglichkeit an die Republik zu betätigen. Alles andere schien ihm mehr oder weniger belanglos. Daher auch die Tatsache, daß in der Regel die meisten Stimmen auf den Kandidaten fielen, der sich am besten in das von den Wählern gewünschte republikanische Licht zu stellen wußte. Anderseits sah er seinen Pfarrer frei seines Amtes walten, wenn ihm auch hie und da Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. So ist es zu verstehen, daß die religiösen Gesichtspunkte in Bezug auf die Wahlen bei dem Durchschnittsfranzosen vielfach nicht in Betracht kamen. Rechnet man noch dazu die seit Jahrzehnten eingefleischte Gewohnheit der breiten Massen, sich der Wahl zu enthalten, so hat man hierin Gründe genug, um das jetzt gewordene Bild der französischen Kammer zu erklären, ohne darin einen Beweis für die Kirchenfeindlichkeit der Mehrheit des Volkes suchen zu wollen.

Das haben die Blockparteien und die Regierung auch
ort herausgefühlt. Sie waren wie aus allen Himmeln
allen. Es war eine förmliche Verblüffung mit der mehr
r weniger klar ausgeprägten Einsicht in die Folgen, die
aus diesem ungeahnten Erwachen des religiösen Gefühls
eben könnten, und mit dem Aufgebot aller zur Verfügung
enden Mittel suchte man diese so unbequemen Erscheinungen
unterdrücken. Es wurde schonungslos verfahren gegen
Katholiken. In den meisten Fällen war der Widerstand
blos passiver; die Katholiken begaben sich in die Kirche
standen vor den Türen und an den Altären, beteten
sangen Lieder. Trotzdem wurden sie in vielen Fällen
die roheste Weise von den Polizeimannschaften, namentlich
Paris, brutalisiert; Verhaftungen wurden in Masse vor-
kommen, und die Strafkammern urteilten vielfach mit einer
härfe, die grell abstach von der Milde, mit welcher in der
gel die Vergehen der linksstehenden Elemente bei öffent-
en Krawallen gegen die Polizei, das Eigentum und die
rson der Bürger von den Gerichten geahndet werden, ein
terschied, der einige Wochen später ganz besonders scharf
vortreten sollte. Aber alles fruchtete nichts. Mit jedem
g breitete sich der Widerstand aus und schien in dem
aße intensiver zu werden, als die Repression schärfer ein-
etzt hatte. Und schließlich mußte die Regierung zum
ickzug blasen, zum großen Aerger der Blockabgeordneten
d der Sozialisten, also der gewerbsmäßigen Empörer und
rächter aller Gesetze, die gegen ihren Willen und ihre
idenschaften gehen; diese konnten nun nicht laut genug
Majestät des Gesetzes proklamieren, wußten nicht ein-
inglich genug die Regierung aufzufordern, scharf zu machen
d um jeden Preis das Gesetz in seiner vollen Schärfe
rchzuführen.

Aber es ging eben nicht. Rouvier fühlte heraus, daß
hier vor einem Hindernis stand, das nur zu brechen war
rch Blutvergießen im großen Stil. Und jetzt besann er

sich auf einmal, daß das Gesetz die Inventaraufnahme doch nicht zu einer absoluten Notwendigkeit mache und erließ eine Verfügung, laut welcher man in den Ortschaften, in denen man auf Widerstand stoßen würde, von den Inventarerhebungen absehen und sich mit der vorläufigen Inventur begnügen solle, die bereits im vorigen Jahr durch Pfarrer und Bürgermeister in jeder Oertlichkeit vorgenommen war. Damit war aber das Schicksal des Ministeriums Rouvier entschieden. Er war nie dem extremen linken Flügel des Blocks so ganz genehm gewesen, und es war von ihm bekannt, daß er, obschon er den Sozialisten und ihren nächsten Alliirten im Block nicht gegen den Kopf stieß, nicht scharf nach jener Seite hinneigte. Deshalb bestand auch kein rechtes Vertrauensverhältnis zwischen Rouvier und diesem extremen Teile des Blocks, der mit einem ausgeprägten Gefühle des Unbehagens Rouvier während der Wahlperiode an der Spitze der Regierung und also im Besitze eines ausgedehnten Einflusses auf die Wahlen gesehen hätte. Schon geraume Zeit lief deshalb das Gerücht, daß Intriguen gegen Rouvier angezettelt würden, um seinen Fall herbeizuführen, damit man für die Wahlperiode einen Minister hätte, zu dem man mehr Vertrauen haben könnte, als zu Rouvier. Nun kam in der Kammer die Interpellation zur Sprache über den Fall zu Boeschèpe im Norden Frankreichs, wo bei der Inventaraufnahme ein katholischer Bürger erschossen worden war. Der Führer der Progressisten, Ribot, forderte Rouvier auf, eine präzise mildernde Erklärung in Bezug auf die Inventaraufnahme zu geben, und als Rouvier sich weigerte, dies zu tun, erklärte Ribot, daß er und seine Freunde unter diesen Umständen gegen ihn stimmen würden. Und als der extreme linke Flügel des Blocks dies wahrnahm, glaubten sie den Augenblick für gekommen, sich das geeignete Ministerium für die kommenden Wahlen zu sichern und schlossen sich nun dem rechten Teil der Kammer an. Dadurch kam Rouvier in die

Minderheit und reichte infolgedessen seine Entlassung am
. März ein.

Daß der Sturz des Ministeriums eine direkte Folge
er Inventaraufnahme und der dabei aufgetretenen Begleit-
rscheinungen war, ist offenbar, und schon daraus ergibt sich
ie relative Wichtigkeit des stattgefundenen Widerstandes der
atholiken. Wenn man allerdings die Sache ausschließlich
der Theorie betrachtet und von dem reinen Prinzip
usgeht, daß die Untertanen sich auch einem ungerechten
esetze zu fügen haben, solange es nichts fordert, das im
ewissen verboten ist, könnte man geneigt sein, das Vorgehen
r französischen Katholiken zu verurteilen. Allein, so wie
e Dinge in der konkreten Wirklichkeit einmal gegeben waren,
hielt die Ausführung des Gesetzes ein Gepräge aufgedrückt,
rch welches der Charakter der reinen Lex vollständig
kenntlich wurde und das geeignet ist, die Beurteilung der
altung der französischen Katholiken wesentlich umzuändern.
Frankreich, das muß man laut sagen, haben es die
tholiken nicht mit einer Regierung zu tun, die aufrichtig
m katholischen Teil der Bevölkerung die unerläßlichen
ligiösen Freiheiten gewähren will und die ehrlich eine
gale Verständigung mit der Kirche zum Frieden des Landes
hrt. In Frankreich ist vielmehr eine Partei maßgebend,
als Kampfpartei gegen den Katholizismus im wahrsten
inne dieses Wortes bezeichnet werden muß, eine Partei,
nicht den Klerikalismus — Gott sei Dank beginnt
an einzusehen, welche Heuchelei mit dieser Bezeichnung
trieben wurde — sondern das katholische Leben selbst in
rankreich vernichten will; eine Partei, die in jedem Nachgeben
r Katholiken nur ein Zeichen der Schwäche erblickte, durch
lches sie zu immer größerer Begehrlichkeit ermutigt wurde,
ne Partei, welche von jeher das System hatte, auf Umwegen
ranzugehen und sich zuerst in Aeußerlichkeiten festzusetzen,
aber nur eine Etappe auf ihrem Wege zur Erreichung
r völligen Vernichtung der Kirche darstellten. Zieht man

dies in Betracht, dann kann man den Katholiken in Frankreich kaum ein Verbrechen daraus konstruieren, daß sie das Vorgehen in Bezug auf die Inventaraufnahme als das betrachteten, was es — darüber kann sich kein Einsichtiger einer Täuschung hingeben — tatsächlich ist: der erste Schritt, um ein Gesetz durchzuführen, durch welches die Kirche geknechtet und lahmgelegt und schließlich vom Boden Frankreichs ausgerottet werden soll. Diese Auffassung war um so berechtigter, als die französischen Katholiken in der Art und Weise, wie das Vereinsgesetz von der Regierung gegen die religiösen Genossenschaften durchgeführt worden war, den greifbaren Beweis dafür erhalten hatten, wie wenig Vertrauen in die beruhigenden Redensarten der Regierung gesetzt werden konnte. Hatte es nicht geheißen, daß jenes Gesetz ein Gesetz der Freiheit sein sollte? War nicht in der Abgeordnetenkammer selbst erklärt worden, daß das Gesuch der Orden um Anerkennung nur eine Formalität sei und daß dann die Existenz der Orden im weitesten Umfang gesichert sein würde? Und trotzdem wurde das Gesetz in der schnödesten Weise umgedeutet und es wurde zum Werkzeug, dessen man sich bediente, um den herrlich blühenden Baum des Ordenslebens in Frankreich grausam zu zerfleischen, um die Güter der Orden um Schleuderpreise zu veräußern und um Ruinen anzuhäufen, dort wo einst so kräftiges Leben pulsiert hatte. Wenn die Katholiken Frankreichs aus diesen traurigen Vorgängen eine Lehre gezogen haben und sich entschlossen, gleich bei den ersten Versuchen den Verfolgern der Kirche die heuchlerische Maske vom Gesichte herunter zu reißen, so kann ihnen dies gewiß nicht zum Tadel angerechnet werden. Ganz abgesehen davon, daß das Vorgehen der Beamten in den allermeisten Fällen mit ausgeprägter Illegalität behaftet war, denn in dem Zirkular des Ministers, in welchem das bei den Inventaraufnahmen zu beobachtende Verfahren geregelt war, war bestimmt, daß, wenn irgendwo bei einer Kirche die Türen geschlossen wären,

Präfekt in diesen Falle eine neue Verfügung zu
ssen hatte und das durch diese Tatsache nötig
orden zu veranlassen. Erst auf Grund dieser Verfügungen
e dann gegebenenfalls mit Gewalt eingeschritten werden.
sind aber nirgendwo derartige Ver-
ungen erlassen worden! Die Anwendung der
alt war also gesetzwidrig, illegal, und wie will nun die
rung gegen die Katholiken den Vorwurf erheben, daß
ch gegen das Gesetz verfehlt hätten? Allerdings wäre
sser gewesen, wenn man diese sämtlichen Vorgänge dadurch
verhindern können, daß eine starke Gruppe von
ordneten das Zustandekommen des ganzen Gesetzes
ndert hätte. Diese Gruppe besteht nun aber einmal
Und deshalb wird sich jeder, der die Dinge in
kreich nur einigermaßen kennt, hüten, diese Bewegung
ausch und Bogen zu verurteilen. Die Katholiken haben
nichts verloren und sie haben den Vorteil, daß man
einigermaßen eingesehen hat, daß sie nicht gewillt sind,
Willkürakte und alle Gewissensvergewaltigungen wider-
slos über sich ergehen zu lassen.

Während so das katholische Volk scharf Stellung
nmen hatte in Bezug auf den ersten Schritt in der
hführung des Trennungsgesetzes, hatten sich die offiziellen
ren der Kirche noch etwas zurückgehalten. Am 11. Februar
m Tage der Lourdesfeier — erließ zwar der Papst die
klika über das Trennungsgesetz. Sie war, was man
ssehen konnte: eine scharfe Verurteilung des Gesetzes
iner Entwickelung und in seinem Inhalte, die an
lichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Namentlich war
Umstand beleuchtet, daß seit einer Reihe von Jahren
se Regierungsmänner systematisch auf den Bruch mit
losgearbeitet haben. Aber in diesem Schreiben des
tes waren noch keine bindenden Normen aufgestellt für das
alten der Katholiken in Bezug auf die Bildung von sog.
isgenossenschaften. Der Papst behielt sich vor, erst nach

den Abgeordnetenwahlen an diese Frage heranzutreten. Ebenso sollte die Versammlung der Bischöfe Frankreichs auch erst nach den Wahlen stattfinden. Eine gewisse Anzahl hochangesehener Katholiken glaubte sich unter diesen Umständen gestatten zu dürfen, die Bischöfe in einem vertraulichen Schreiben aufmerksam zu machen auf die eventuellen schweren Gefahren und Nachteile, welche der Kirche Frankreichs erwachsen könnten, wenn keine Kultusgesellschaften gegründet würden. Brunetière, Leroy-Beaulieu, Goyau u. a. m. haben dieses Schreiben unterzeichnet. Sie fanden sofort Widerspruch in der Presse und, so viel man ersehen konnte, stehen sie ziemlich vereinzelt mit ihrer Ansicht. Anderseits war es aber auch nicht von Uebel, daß die andere Seite dieser Frage gerade durch Männer dieser Art beleuchtet wurde.

Unterdessen war am 14. März ein neues Ministerium gebildet worden unter dem Vorsitze von Sarrien, der bisher Präsident des Senats war. Hervorzuheben ist, daß dem neuen Ministerium Clémenceau und Briand angehören: der erstere mit dem Ministerium des Innern und der zweite für Justiz und Kultus, also die zwei Ministerien, die zur Zeit der Wahlen und im Hinblick auf das Trennungsgesetz als von hervorragender Bedeutung erscheinen. Sie wurden im eigensten Interesse der Blockpartei und der Blockpolitik in das Ministerium aufgenommen, aber sofort zeigte sich, wie kurzsichtig die Menschen sind und wie unerbittlich die Logik der Tatsachen ist. Man kann davon absehen, daß im Jahre 1893 Clémenceau mit Schmach und Schande unter den Peitschenhieben von Déroulède wegen der von dem berüchtigten Cornelius Herz angenommenen Panamagelder für Jahre aus dem politischen Leben scheiden mußte. Aber er war fort und fort der Prediger der gewaltsamen Empörung und man kann ihn den kalten Theoretiker der Revolution nennen. Briand seinerseits ist der Verfechter des allgemeinen Streiks mit revolutionärem Charakter, der in einer Reihe

von Flugschriften und Reden die Arbeiter in flammenden Worten aufgefordert hatte, in den Kampf zu ziehen, „in den Kampf mit dem Stimmzettel, wenn sie es für gut fänden, aber auch in den Kampf mit Säbeln, Pistolen und Flinten!“ Und nun stehen diese beiden Männer an der Spitze der Regierung! Wie diese Tatsache von den Arbeitermassen gedeutet wurde, sollte man nur zu bald gewahr werden.

Noch ehe das neue Ministerium gegründet war, fand am 11. März zu Courrières im Norden Frankreichs bei Arras jene Minenkatastrophe statt, welche geradezu einzig in den Grubenunglücken dasteht durch die Zahl der Opfer, die gefordert wurden. Und gerade dieses Unglück sollte nun den Anstoß zu einer in Frankreich beispiellosen Arbeiterbewegung geben. Die Führer des revolutionären Sozialismus setzten alle Hebel in Bewegung, um die aufgeregten Arbeitermassen für ihre Ziele zu gewinnen. Es gelang ihnen über alles Erwarten. Es entstand eine Streikbewegung im ganzen Minengebiet des nördlichen Frankreich, an der sich nahezu 60,000 Arbeiter beteiligten und die nur zu bald einen ausgeprägt revolutionären Charakter annahm. Die Angriffe auf Eigentum und Personen waren auf der Tagesordnung. Der Terrorismus, den die Streikenden auf die arbeitswilligen Arbeiter ausübten, war unerhört. Gruppen von 300, 400 und 500 Streikenden zogen durch die Gegend, brachen in die Häuser der Arbeiter ein, von denen man annahm, daß sie gewillt wären zu arbeiten, suchten deren Häuser gewaltsam zu öffnen und plünderten dieselben, wenn sie zur Arbeit gegangen waren. Zu Fressenneville, in demselben Gebiet, stürmten die Streikenden das Anwesen des Fabrikanten Riquier, schlugen alles kurz und klein, stachen den Porträts der Mitglieder der Familie Riquier die Augen aus. Und doch waren die Arbeiter dieser Firma anerkanntermaßen gut behandelt in jeder Hinsicht! Aehnliche Bewegungen mit analogen Ausschreitungen zeigten sich auf allen Gebieten Frank-

reichs im Süden wie im Osten. Es war tatsächlich ein Anfang einer sozialen Revolution, darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben. Und es war auch offen von den Hetzern ausgesagt. Der Augenblick sei jetzt günstig, hieß es; denn man habe die Freunde der Arbeiter an der Spitze der Regierung und daher müsse jetzt der Versuch gemacht werden, den von der Arbeitermasse erhobenen Ansprüchen zur Geltung zu verhelfen.

Und es schien dem wirklich so zu sein. Alles schien den Unruhestiftern zu beweisen, daß die Regierung mit ihnen einverstanden sei. Clemenceau begab sich in das Streikgebiet, besuchte den Club des Haupthetzers Broutschoux und versprach, daß man die Truppen in dem Ausstandgebiet so verwenden würde, daß niemand etwas von ihnen erblicken könne. Er hoffe aber, schloß er, auf die Weisheit und die Selbstbeherrschung der Arbeitermassen. Kläglicher konnte ein Staatsmann nicht hereinfallen als Clemenceau und kaum hat sich ein Minister unfähiger erwiesen als er. Kaum war er nach Paris zurückgekehrt, als die Unruhen auf allen Punkten ausbrachen, denn die Hetzer konnten in dem Auftreten Clemenceau's nur eine Ermutigung zum frischen Drauflosgehen erblicken. Und als es endlich doch zu bunt wurde, da mußten schließlich die Truppen massenhaft herangezogen werden, um die Bewegung einigermaßen einzudämmen. Daß es gelang ohne Blutvergießen, daß nur das Militär einen Toten aufzuweisen hatte — der Oberleutnant Lautour wurde durch einen Steinwurf am Kopfe tötlich verwundet — und nicht mit scharfen Schüssen antwortete, trotzdem alle erdenklichen Provokationen verübt wurden und es durch einen wahren Hagel von Steinwürfen zahlreiche Verwundete zählte, ist nur der bewunderungswürdigen Geduld und Nachsicht der Truppen zuzuschreiben. Als dann endlich die kommandierenden Offiziere von allen Seiten her mitteilten, daß nicht mehr auszukommen sei, wurde von Clemenceau der Befehl erteilt, das Militär solle nun, wenn nötig, von der Waffe Gebrauch machen.

Und von dem Augenblick wurde alles ruhig; das revolutionäre Gebahren hatte ein Ende. Hierin liegt die Verurteilung Clemenceau's. Hätte er von vornherein den unabänderlichen Willen bekundet, die Ordnung zu wahren, wäre dieser Monat mit seinen Aufregungen, mit den kommerziellen Schäden, den revolutionären Ausschreitungen und dem Verluste eines blühenden Menschenlebens Frankreich erspart geblieben. Aber der alte Schützling vom Virtuosenschwindler Cornelius Herz und stets bereite Abnehmer seiner Gelder glaubte ein Wunderrezept zur Bekämpfung der Feuersbrünste erfunden zu haben: nicht im Keime müsse man sie zu ersticken suchen, wie der gewöhnliche Menschenverstand bisher geglaubt hatte, sondern sie zuerst ruhig in hellen Flammen auflodern lassen und dann erst einsetzen! Und als jetzt die Arbeitermassen wütend auf ihn zu sprechen waren, ihm seine Vergangenheit vorwarfen und ihn als Verräter und Ueberläufer behandelten, wußte er in seiner Hiflosigkeit kein anderes Mittel mehr zu ersinnen, als nach einem politischen Komplot zu fahnden! Und zwar nach einem Komplot, das von vornherein der Lächerlichkeit verfallen sein mußte, denn es sollte darin bestehen, daß die revolutionären Unruhen, die eben stattgefunden hatten, durch die Klerikalen inszeniert worden seien! Es begannen Haussuchungen gegen Bonapartisten, gegen Royalisten und ebenso gegen die revolutionären Führer der Arbeiterbewegung. Das Resultat war lächerlich wie der ganze Vorgang. Noch lächerlicher war der Versuch der Blockpartei, die so unbequeme Geschichte der „Auskunftszettel" der Freimaurerei etwas vergessen zu machen. Und da veröffentlicht auf einmal der „Matin", das Blatt für alles, einige Auskunftszettel über „republikanische" Offiziere, die an einen Abbé Tourmentin gerichtet waren und von einem gewissen Audouard stammten. Nun ist dieser Audouard siebzehn Jahre alt und noch ganz grüner Pennäler, der sein Bakkalaureatsexamen vorbereitet, aber ein Gernegroß ist, der von sich reden machen wollte

und sich mit einigen Mitschülern zu einer Liga zusammengetan hatte, von der er der Präsident war.

Das ganze Gebahren der Regierung zeugt nur von der Angst, die man in diesen Kreisen vor den Wahlen hatte. Nur scheinbar mit Recht. Sie fürchteten, daß die Arbeitermassen, wütend geworden durch das wenn auch späte Eingreifen von Clemenceau nun auf der ganzen Linie sich gegen die radikal gefärbten Abgeordneten wenden möchten, und anderseits schien die Aufregung aus Anlaß der Inventuren auch auf eine verstärktere Anteilnahme der konservativen Elemente an den Wahlen schließen lassen zu sollen. Kenner der französischen Verhältnisse teilten diese Befürchtungen der Regierung nicht. Die französischen Industriearbeiter sind nicht zahlreich genug, um die Wahlen in dem gefürchteten Maße zu beeinflussen, umsomehr als der französische Wähler, der nicht zur Arbeiterklasse gehört, ziemlich mißtrauisch ist in Bezug auf sozialistische Kandidaturen. Und was die Nicht-Blockparteien betrifft, so war hier nicht genügend einheitliches Vorgehen, um alle Vorteile der gegebenen Lage mit Erfolg auszunützen. Die sogen. „Progressisten", d. h. die gemäßigten Republikaner mit Ribot und Aynard, die Nationalisten und die Parteigänger der Action libérale stellen immerhin drei programmatisch verschiedene Parteien dar, und eine blos parallele Aktion, so aufrichtig sie auch sein mag, verfügt nie über die Wucht des durchaus einheitlich geleiteten Vorstoßes. Und diese Einheitlichkeit wäre um so notwendiger gewesen, als nur dadurch die eingefleischte Gewohnheit der Wahlenthaltung mit Erfolg hätte bekämpft werden können. Denn, daß die momentan durch die Inventarerhebungen geschaffene Aufregung nicht vollauf dazu ausreichen würde, war vorauszusehen, wenn man auch bis zu einem gewissen Grade Hoffnung auf dieselbe bauen konnte.

Die Wahlen des 6. Mai fielen denn auch aus, wie es von denen befürchtet war, die mit den Verhältnissen genügend vertraut waren. Etwa 440 Resultate waren im ersten Wahl-

gange definitiv und es blieben noch etwa 155 Stichwahlen. Von den definitiven Wahlresultaten entfallen 77 auf die Radikalen, 85 auf die Radikal-Sozialisten, 33 auf die vereinigten Sozialisten und 10 auf die revolutionären Sozialisten. Diese bilden den „Block" in Bezug auf alle religiösen Fragen. Nun folgen die sogenannten Republikaner mit 58 Resultaten, die in der verflossenen Legislaturperiode nicht immer mit dem Block gegangen sind. Die gemäßigten Republikaner (Progressisten) weisen 70 Gewählte auf, die Nationalisten 28 und die Konservativen (Action libérale, Royalisten und Bonapartisten) 76. Die Wahlen bedeuten also auf jeden Fall keine Schwächung des „Blocks"; aber es ist zu fürchten, daß die eigentlichen Blockparteien erheblich verstärkt aus den Stichwahlen hervorgehen werden. Jedoch wäre es, wenn man ruhig alle Faktoren in Betracht zieht, ungerecht, allzuhart über die Katholiken Frankreichs zu urteilen. Nach den bereits eingelaufenen Berichten über die Wahlbeteiligung haben diesesmal 400,000 Katholiken mehr als im J. 1902 ihre Wahlpflicht erfüllt. Das ist gewiß ein ganz erfreuliches Resultat. Wenn man dann allzuherb über den Mangel an Einheit urteilen will auf der Antiblockseite, so muß man bedenken, daß hier schwer abzuhelfen ist. Die eigentlichen Katholiken haben bereits 76 Mann durchgebracht auf 88, die sie in der vorigen Kammer hatten. Es ist doch nicht ihre Schuld, daß auch noch Progressisten und Nationalisten da sind, und aufgeben können sie sich auch nicht, um den Progressisten und Nationalisten nicht unbequem zu sein. Diese Schattierungen im Parteileben Frankreichs sind nun einmal gegeben und es ist noch nicht erwiesen, daß solche, die nun nicht herb genug über die Franzosen urteilen können, sich geschickter benehmen würden, wenn sie mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hätten.

Der Ausfall des ersten Wahlganges ist ein solcher, daß man jetzt ruhig den Ausspruch wagen kann, daß den Katholiken Frankreichs schwere Tage bevorstehen. Aller mensch-

lichen Voraussicht nach wird nun das Trennungsgesetz mit allen seinen schlimmen Seiten durchgeführt werden: es wird kein Gesetz der Freiheit und der ehrlichen Auseinandersetzung mit der Kirche sein, sondern ein Gesetz der Knechtung und der Knebelung, das bis zur völligen Ausrottung der Kirche führen soll. Die nächste Zeit wird also religiöse Kämpfe für Frankreich bringen, deren Ende nicht abzusehen ist und deren Verantwortung auf diejenigen zurückfällt, die aus Haß gegen Kirche und Religion ihr Land in diese Erschütterungen hineingestürzt haben. Videns.

LXXIII.
Reichstagsbrief. VIII.

Berlin, 7. Mai 1906.

Die Osterferien sind vorüber; neugestärkt und mit erhöhten Hoffnungen sind die Reichsboten wiedergekehrt. Die Arbeit vor Ostern war in den letzten Tagen auch sehr anstrengend; wir müssen manches nachholen, um einen zusammenfassenden Bericht für das ganze Jahr zu haben.

In den letzten Tagen vor Ostern gab es noch recht aufregende Verhandlungen. Die Kolonialdebatten haben mit einem richtigen Fiasko der Verwaltung geschlossen; am letzten Tage derselben sah sich selbst der Führer der Nationalliberalen veranlaßt, ein deutliches Wort zu reden. Der Abgeordnete *Bassermann* erklärte nämlich unter der Zustimmung des ganzen Hauses:

„Die Verhandlungen in diesem hohen Hause machen, wenn man auch zugeben muß, daß da und dort Uebertreibungen unterlaufen sind, doch im großen und ganzen einen nichts weniger als erhebenden Eindruck und erwecken bei jedem unparteiischen Zuhörer das Gefühl, daß es in der Tat richtig und notwendig ist, daß von der Kolonialverwaltung die Dinge doch etwas genauer

genommen werden, daß man insbesondere bestrebt ist, überall da, wo es nottut, zweifelhafte Elemente zu beseitigen, nur erstklassige Beamte an die Stelle zu setzen, Beamte, denen keine Vorwürfe gemacht werden können, wenigstens keine Vorwürfe, die in die Wagschale fallen. Das gilt für mich auch — das möchte ich bei dieser Gelegenheit betonen — für den Fall des Herrn v. Puttkamer, den ich auch unter diese Beurteilung stellen möchte."

Diese offene Absage an das seitherige System der Kolonialpolitik ist um so bemerkenswerter, als es gerade nationalliberale Blätter sind, die gegen den Abg. Erzberger, der diesem System am schärfsten zu Leibe rückte, sehr scharf vorgegangen sind. Man erkennt jetzt in allen Kreisen, daß es auf diese Weise nicht fortgehen kann; weder unsere Finanzen noch unser moralisches Ansehen gestatten es uns.

Nun hat der Reichstag ja mit 127 gegen 110 Stimmen und 12 Enthaltungen die Schaffung eines Reichskolonialamtes genehmigt. Fürst Bülow setzte sich selbst hiefür ins Zeug und rettete so dem jungen Hohenlohe das neue Staatsamt. Das Zentrum hat sich — mit Ausnahme der 10 Enthaltenden — gegen die Errichtung eines Reichskolonialamtes ausgesprochen, weil es von der Scheidung vom Auswärtigen Amte befürchtet, daß dann in unserer Auslandspolitik zu leicht entgegengesetzte Kräfte sich geltend machen können. Die Regierung selbst hat noch im Jahre 1905 ein Unterstaatssekretariat im Auswärtigen Amt, wie es das Zentrum bewilligte, für besser gehalten. Die Annahme ist erfolgt durch den glatten Umfall der Freisinnigen, die noch in der Kommission sich gegen ein Reichskolonialamt ausgesprochen hatten, nun aber ganz unvermutet für dieses stimmten. Unter Eugen Richter wäre dies nie vorgekommen. Da vom Zentrum nahezu 50 % der Abgeordneten fehlten, so war das genannte Resultat zu erzielen. Jetzt geht man schon an die Verteilung der Aemter. Den Staatssekretärposten erhält natürlich der Erbprinz von Hohenlohe. Aber

um den Unterſtaatsſekretär ſtreiten ſich viele Bewerber; zuerſt iſt dieſe Stelle dem nationalliberalen Abg. Dr. Paaſche angetragen worden; derſelbe gab auch eine zuſagende Antwort. Aber Hohenlohe will den Mann nicht, weil er in ihm den Rivalen befürchtet, der ihn leicht aus dem Sattel heben könnte. Dann hieß es, Hohenlohe wolle ſeinen früheren Miniſter Hentig neben ſich haben. Hentig iſt aber viel zu klug, um ſich auf einem ſolchen Poſten aufzubrauchen; er wartet auf etwas Beſſeres. Nun ſoll ein Rat aus dem Auswärtigen Amt hieherkommen, ein Herr v. Schwartzkoppen, der vor einem Jahrzehnt auch eine Zeitlang in der Kolonialabteilung beſchäftigt war. Im übrigen ſoll alles beim alten bleiben, d. h. es wird fortgewurſtelt. Nur Oſtafrika und Kamerun ſollen neue Gouverneure erhalten, und als geeigneten Mann für letzteres Land rühmen die Kolonialſchwärmer den ſüddeutſchen volksparteilichen Abg. Storz, der ſicherlich auch annehmen würde. Nun, ſchlimmer als unter Puttkamer kann es nicht werden. Was aber ſagt die Demokratie hiezu?

Der Etat des Reichskanzlers ſtand am letzten Tag vor den Oſterferien zur Debatte; obwohl die Aerzte dem Fürſten Bülow dringend geraten hatten, ſich zu ſchonen, da er eben einen Influenzaanfall erlitten hatte, erſchien er doch im Reichstag und wurde von dem höchſt bedauerlichen Unwohlſein heimgeſucht.

Aus der demſelben unmittelbar vorhergehenden Verhandlung iſt die Rede des Zentrumsabgeordneten Frhrn. von *Hertling* bemerkenswert; ſie war ein Meiſterſtück der Redekunſt nach Form und Inhalt! Der Zentrumsabgeordnete behandelte unſer Verhältnis zu den anderen Staaten mit großem Geſchick. Viel bemerkt wurde, was er über unſere Beziehungen zu Italien ſagte. Die anwachſende radikale Bewegung hat unſern Bundesgenoſſen immer mehr an die Seite Frankreichs gedrängt; deshalb liege es auch im deutſchen Intereſſe, die konſervativen Volkskräfte zu wecken und der We-

hiezu sei ein erträgliches Verhältnis zwischen Kirche und Staat in Italien. Daß Frhr. von Hertling vor der neuen Russenanleihe warnte, ist ein großes Verdienst; er hat dadurch unserem Volke Millionen über Millionen erspart.

Kurz ist aus der Etatsberatung nur ein Punkt hervorzuheben. Der Militäretat ging ziemlich glatt durch. Kriegsminister v. Einem hat eben das Vertrauen des Reichstages. Er gab zu Beginn der Verhandluungen eine Erklärung über das Duell ab, die wesentlich anders lautet als die frühere. Mit allem Nachdruck hat der Minister betont, daß die Militärverwaltung vor wie nach an dem Ziel der Beseitigung des Duells festhalte, daß kein Offizier nach seiner prinzipiellen Stellungnahme zum Duell ausscheiden müsse, und der Abg. Gröber hat eigens und ohne Widerspruch betont, daß damit die frühere so unliebsames Aufsehen erregende Erklärung zurückgenommen worden sei. Im Militärpensionsgesetz ist auch bereits eine Bestimmung angenommen worden, nach welcher eine im Duell erfolgte Verletzung nicht als Dienstbeschädigung angesehen werden kann.

Ueber das Befinden des Reichskanzlers sind in den letzten vier Wochen sehr viele widersprechende Meinungen laut geworden: nach dem einen war er total gelähmt, nach dem andern ganz gesund. Tatsache ist, daß bis heute niemand außer dem Kaiser den Reichskanzler gesehen hat; jeder Besuch wird ferngehalten, nur das ist bekannt, daß Fürst Bülow seit einigen Tagen kleine Spaziergänge im Garten seines Palastes unternimmt und daß alle Hoffnung besteht, daß er seine Amtsgeschäfte bald wieder in vollem Umfange aufnehmen kann.[1])

Mit erstaunt freudigen Mienen begrüßten sich auch die Abgeordneten nach der stark 14 tägigen Osterpause; war doch

1) Inzwischen konnte auch Graf Ballestrem nach einem Empfange bei dem Fürstenreichskanzler im Reichstage höchst erfreulichen Bericht erstatten. Die Red.

unmittelbar vor dem Wiederzusammentritt die Diäten-vorlage eingelaufen, die 3000 Mark Pauschquantum mit einem Abzug von 30 Mark für jeden fehlenden Sitzungstag vorschlug. Aber sonderbar! Obwohl ein alter Reichstagswunsch damit der Erfüllung entgegenging: die Aufnahme des Entwurfs war keine besonders freundliche. Die Abgeordneten Singer und Jäger bekämpften ihn mit einer Schärfe, als sei er ein direkt volksfeindliches Gesetz, und auch die rechtsstehenden Parteien standen ihm sehr kühl gegenüber; als eigentlichen Freund der Diäten konnte man nur das Zentrum und einen Teil der Nationalliberalen ansehen. Freilich hat sich in den nun abgeschlossenen Kommissionsverhandlungen das Bild etwas verändert und die Aussicht auf Annahme des Entwurfs ist eine günstige geworden. Wir begrüßen die Vorlage besonders deshalb, weil sie das notwendige Korrelat zum allgemeinen Wahlrecht ist; wenn jedermann gewählt werden kann, muß das in der Praxis auch durch Anwesenheitsgelder ermöglicht werden. Der neue Reichstag wird freilich ein ganz anderes Gesicht bekommen, er wird vielleicht auch demokratischer werden und mehr Arbeitskräfte erhalten. Sodann gibt die Vorlage auch die Gewähr, daß die süddeutschen Abgeordneten sich mehr als bisher an den Verhandlungen beteiligen können, was sehr erwünscht ist. Freilich machte man in diesen Tagen im Reichstage die eigenartige Entdeckung, daß die Zahl der Gegner der Anwesenheitsgelder viel höher ist, als man seither vermutet hat.

Von den neuen Gesetzentwürfen sind die Vorlagen über die Haftpflicht der Tierhalter und Automobilbesitzer an Komissionen verwiesen worden; während erstere Vorlage die bestehende Haftpflicht erheblich einschränkt, geht letztere dazu über, die Automobilbesitzer den Eisenbahnunternehmern gleichzustellen und dadurch das gesamte Automobilwesen populärer zu machen. Nichts wird so sehr hiezu beitragen, als wenn die Besitzer der Kraftwagen verpflichtet sind, für allen angerichteten Schaden aufzukommen.

zweite Lesung des Toleranzantrages hat eben
und die ersten 4 Artikel sind mit großer Mehrheit
nen worden. Freilich lehnten die konservative Fraktion
Nationalliberalen den gesamten Antrag ab und be=
sich nicht weiter an den Debatten, aber was sie
oar frei von jeder Gehässigkeit. Zentrum, Polen,
ie und Sozialdemokraten bildeten die Mehrheit; die
Gruppen hatten sich vor der Fuchtel des Evange=
undes gebeugt. In dieser Woche nun erfolgt der
ir die Freiheit der Religionsgemeinschaften; wie es
ehen wird, steht noch dahin.
Steuerdebatten haben eben begonnen; die
ist auch schon angenommen worden. Wir wollen
nächsten Briefe zusammenhängend über die Steuern

LXXIV.

Santa Maria dell' Anima.

alte Stiftung der Deutschen in Rom, die inmitten
chlungenen und oft sehr engen Straßen liegt, die sich
em Monte Giordano, dem Circo Agonale und der
emlich berüchtigten Piazza Fiammetta hinziehen, Santa
ll Anima, feierte am 26. April den Tag, an dem sie
undert Jahren kanonisch errichtet wurde.
a Maria dell' Anima, Hospiz und Kirche, sind von
ng umsäumt. Vornehm im Sinne unserer modernen
ist die Umgebung des Hospizes nicht. Kleine Leute
den hohen Mietshäusern, deren viele zu ebener Erde
Läden allerlei Wohlgerüche von aufgehäuften frischen
jenen Nahrungsmitteln dem Vorübergehenden taxfrei
den lassen. Ruhig ist es in dieser Gegend auch nicht.
en Morgenstunden etwas feilbietet, tut es mit einem
ufwand, der als einziges Ziel kennt, den schon heiser
n Nachbar zu übertönen.

Aber dieser tägliche Lärm muß als symphonische Tondichtung angesehen werden gegenüber dem, was von der Weihnachtswoche ab in stets steigender Weise bis Dreikönigstag an infernalischem Gebrüll und Getobe geleistet wird, wenn der Befanamarkt die Piazza Navona beherrscht.

Und doch hat diese Stadtgegend in früheren Zeiten Feierlichkeiten gesehen, die zu den bemerkenswertesten der ganzen Ewigen Stadt gehörten. Als die „Kaiserliche Kirche der Anima“, wie sie damals hieß, zwanzig und dreißig Kardinäle zu ihrer Fronleichnamsprozession versammelte, entfaltete sie eine Pracht, die uns märchenhaft erscheint. Keine Prozession konnte sich mit der deutschen messen, die zugleich als politischer Barometer galt, je nachdem die wegen ihrer politischen Parteinahme bekannten Kardinäle dabei teilnahmen oder wegblieben.

Waren es Neapolitaner, die der Anima in noch embryonenhaftem Zustande nicht unerheblichen Schaden zufügten, so haben unter allen Feinden der Ewigen Stadt die *deutschen* Söldner beim Sacco di Roma am grauenhaftesten in der deutschen Stiftung gehaust; sie haben vertragen, verkauft, gestohlen, erpreßt, zerschlagen und zerstört, was in ihre Hände kam und sich so ein unvergeßliches Andenken in der Chronik des Hauses gesichert. Als die Franzosen zur Zeit der großen Revolution ihre schwere Hand auf das deutsche Haus gelegt hatten, halfen ehemalige Kapläne des Hauses, habgierige Apostaten, die Güter und Kirchenschätze an Juden zu verschleudern; und auch ihr Andenken wird in der deutschen Stiftung fortleben.

Aus einer freien Stiftung, der nur der Schutz des Apostolischen Stuhles zur Seite stand, wurde nach einer langen Zeit politischer Unabhängigkeit nach und nach eine kaiserliche Kirche, in der der kaiserliche Gesandte an der Kurie fast nach Belieben schaltete und waltete. Und als des Deutschen Reiches Untergang feierlich verbrieft worden war, wurde die Stiftung eine österreichische, nachdem sie früher in starker Gefahr geschwebt hatte, eine fast ausschließlich belgisch-niederländische zu werden. Und als im verflossenen Jahrhundert der österreichische Kaiser die Anstalt ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben und der Kardinal Reisach sich als apostolischer Visitator die größten Verdienste um die Stiftung erworben hatte, w[illegible]

Kirche und Haus beinahe einem friedlichen böhmischen Angriff erlegen, der jedoch noch rechtzeitig abgeschlagen werden konnte.

Wenn in den letzten Jahren ein erheblicher Teil der Mittel der Anima durch einen großen Prozeß in Mitleidenschaft gezogen war, der aber durch einen Vergleich zugunsten der Anstalt endigte, so war das nur eine Episode, wie sie in der wechselvollen Geschichte dieses Hauses häufiger vorgekommen sind. Mehr als einmal waren Schulden statt Vermögen vorhanden, mußten Unternehmungen eingestellt werden, die sich als zu groß erwiesen hatten, ja es mußten sogar zeitweise die Pilgergaben und Almosen gestrichen und das Hospiz zeitweilig geschlossen werden. Aber immer gelang es, dank der Uneigennützigkeit der deutschen Kolonie in Rom, der Mildtätigkeit der Landsleute in der Heimat und der nach Rom kommenden wohlhabenden oder reichen Pilger diese Scharten auszuwetzen und die Anstalt leistungsfähiger zu machen, als sie vorher gewesen war.

Das Bruderschaftsbuch der Anima, dessen kritische Herausgabe leider so bald noch nicht zu erwarten steht, verzeichnet eine große Zahl von Namen, die dem Kirchen- wie Profanhistoriker geläufig sind. Die Namen der in Rom ansässig gewesenen Deutschen sind zum großen Teile hochbedeutsam; die meisten derselben waren in angesehenen Stellungen am päpstlichen Hofe und begegnen uns in jeder etwas ausführlichen Kurial- oder Papstgeschichte. Es kam eine Zeit, in welcher der päpstliche Hof die großen Weltereignisse, an denen das Deutsche Reich in besonderer Weise beteiligt war, in der Animakirche feierte. Diese an sich natürliche Tatsache darf aber nicht dazu führen, der Anima selbst eine politische Bedeutung beizumessen, die sie nie haben konnte.

Als das 15. Jahrhundert sich seinem Ende zuneigte, erwachte in Rom ein Baufieber, das alle Kreise ergriff. Auch die Bruderschaft der Anima blieb nicht davon verschont. Sie beschloß an Stelle ihres bescheidenen Gotteshauses einen Prachttempel zu errichten, der mit anderen berühmten Kirchen Roms kühn den Vergleich aushalten könne. Dazu bedurfte es natürlich großer, sehr großer Mittel. Und zu ihrem Lob sei es gesagt, die damalige deutsche Kolonie in Rom verstand es, diesen Plan auszuführen, wenn auch der Schwierigkeiten nicht wenige waren,

die sich in den Weg stellten. Mit einer idealen Begeisterung sondergleichen wurden Hunderte und Tausende von Dukaten zusammengebracht und immer wieder an die Opferwilligkeit der Einzelnen herangetreten, bis der letzte Wappenschlußstein ins Gewölbe eingefügt werden konnte. Die Protokolle der Verwaltungsratssitzungen legen den Gedanken nahe, als ob die maßgebenden Männer der Stiftung, fast ausschließlich Kleriker in hohen Stellungen, gewissermaßen auch die technischen Bauleiter gewesen seien. Der Verwaltungsausschuß konnte seine Wünsche und Befehle ergehen lassen, aber die technische Prüfung der Möglichkeit und die technische Fassung derselben mußte anderen vorbehalten bleiben. Und wenn die Sitzungsberichte die Namen dieser anderen nicht überliefern, so ist der Schluß auf ein etwaiges Fehlen derselben immer noch der gewagteste, den man machen kann.

Als dann das Gotteshaus baulich vollendet war, ging man mit größter Liebe an seine Innenausstattung. Was damals gemacht wurde, ist heute längst nicht mehr ganz vorhanden. Wichtige Aenderungen haben der Geschmack späterer Jahrhunderte, der Zahn der Zeit, Zerstörungssucht usw. im Gefolge gehabt, aber immerhin ist das Wesentlichste des damals erbauten Tempels und seiner inneren Ausstattung voll erhalten geblieben. Staunen muß man, daß eine Handvoll Männer diesen Plan fassen, mehr noch staunen, daß sie ihn ganz zur Ausführung bringen konnten. Folgende Geschlechter haben der Vorväter Erbe treu behütet und es mit neuen Zierden geschmückt, so daß heute der deutschen Nation Kirche ein wahres Schatzkästlein genannt werden muß.

Julius Bachem hat im ‚Hochland' die Sicherung des Vermögens der „toten Hand" einer Besprechung unterzogen und kam dabei zu dem Ergebnis, daß diejenigen Liegenschaften vor Einziehungsgelüsten am besten und ehesten bewahrt blieben, die mit den denkbar größten Hypotheken belastet wären. Die Anima hat nun ihr ganzes Vermögen sozusagen in Häusern angelegt. Es ist richtig, daß ihr der österreichische Schutz eine Sicherung gewährt, die anderen geistlichen Anstalten außerhalb Roms und vielen in Rom selbst fehlt. Da aber nach altem Sprüchworte doppelt genäht besser hält, und die in der Franzosenzeit beschlagnahmten Güter der Anima nur mit großer Mühe wieder zurück-

langt werden konnten, so möchte eine zweite Sicherung durch
nfangreiche Hypotheken wohl in Erwägung zu ziehen sein.
ie Reineinkünfte der Anstalt belaufen sich zurzeit auf ungefähr
70,000 Lire im Jahr. Man mag daraus ersehen, daß die
tiftung eine große Zahl von Häusern besitzen muß, da dieselben
ißer dieser Rente auch noch etwa 35,000 Lire Steuern auf-
ibringen haben. Angewendet wird dieses Geld zur Unterhaltung
on Hospiz, Kirche und Priesterkollegium; zahlreiche Braut- oder
losterausstattungen werden alljährlich an bedürftige Mädchen
r Kolonie verteilt; besondere Gaben für alte Leute stehen in
ichem Maße zur Verfügung; alle bedürftigen durchreisenden
eutschen erhalten Almosen in verschiedener Höhe; Waisenkinder
erden in entsprechende Pflege und Erziehung gegeben und
eim Eintritt in das Leben mit Rat und Tat unterstützt; die
ihlreichen Pilger aus den unteren Ständen finden im Hospiz
ir eine Anzahl Nächte Unterkunft und Nahrung; kurz, was
umer an den Katholiken deutscher Zunge in charitativer Hinsicht
etan werden kann, geschieht. Die St Vinzenzkonferenz erfährt
eiche Förderung durch die Anima und die Damen des St. Eli-
abetenvereins wenden sich kaum je vergeblich an den Rektor
es Hauses. Der Zusammenhalt der deutschen Kolonie wird
efördert, dadurch daß der deutsche katholische Leseverein und
er Gesellenverein ohne Entgelt in schön ausgestatteten Räumen
es Hospizes ihre regelmäßigen Versammlungen abhalten dürfen.
Die hervorragenden dynastischen oder nationalen Feiertage
Deutschlands und Oesterreichs werden in entsprechender Weise
nter Beteiligung der diplomatischen Vertretungen und zahl-
eicher Kardinäle durch kirchliche Festlichkeiten geehrt. Den Pilger-
ügen aus der Heimat ist ein großer Saal gebaut worden, in
velchem sie sich abends zur Entgegennahme geschäftlicher Mit-
eilungen und zu geselligen Veranstaltungen versammeln können.
Ich könnte noch eine Weile in der Aufzählung aller dieser Werke
ortfahren, wenn sich der Leser nicht schon aus dem Mitgeteilten ein
ntsprechendes Bild von der Tätigkeit der Anima machen könnte.

Viele der vorgenannten Zwecke hätten nicht verwirklicht
werden können, wenn nicht von 1853 an die Anima im Ein-
verständnisse zwischen Papst und Kaiser einer apostolischen Visi-
tation unterzogen worden wäre. Oesterreich, an welches bei

Auflösung des alten Reiches das Protektorat der Anima gefallen war, hat die Anstalt so beschützt, daß sie im Wechsel der Zeiten nicht zu Grunde gegangen ist. In dem vom österreichischen Botschafter an die Kurie gestellten Antrage auf Eröffnung der apostolischen Visitation heißt es, daß der Titel „österreichische Nationalkirche" sich eingeschlichen habe, weil Oesterreich allein sich um die Anima angenommen habe. Da aber der Kaiser keinerlei Sonderrechte für seine Länder beanspruche, welche geschichtlich unbegründet seien, so wünsche er, daß die Stiftung wieder allgemein deutsch werde, „zum Wohl der ganzen deutschen Nation und ihrer katholischen Interessen, zum Wohl der Kirche in Deutschland und in Rom".

Der Innsbrucker Universitätsprofessor Dr. Flir war sehr gegen den Willen der leitenden Kongregation als Rektor in der Anima bestellt worden und seiner von den idealsten Gesichtspunkten getragenen Auffassung der Verhältnisse ist es nicht zum mindesten zu danken, daß Kardinal Brunelli, der erste, und Kardinal Reisach, der zweite Visitator, zu so zufriedenstellenden Ergebnissen bei ihrem schwierigen Auftrage gelangen konnten. Die Kongregation, die bisher allmächtig gewesen war und allgemein als „welsche Partei" bezeichnet wurde, verschwand in der Versenkung und der Rektor wurde unter Oberaufsicht der kaiserlichen Botschaft, unterstützt von einem Verwaltungsrate, der alleinige Herrscher in der Anstalt. Die deutsche Verhandlungssprache wurde eingeführt, wodurch den Welschen die Mitarbeit so wie so unmöglich gemacht wurde — die Kongregation mit Reggente und Provisoren wurde ruhmlos zu Grabe getragen und Flir war nun seit dem Juli 1858 tatsächlich Herr im Hause.

Am 15. März 1859, „acht Tage nach dem Tode Flirs", erschien „das von ihm so heiß ersehnte Breve." In demselben sind die jetzt noch geltenden Statuten des Hauses mitgeteilt. Als Nachfolger Flirs im Rektorate wurde im Spätjahr 1859 der Regens des Eichstätter Seminars Dr. Ernst in Aussicht genommen „und Oesterreich gab sich mit seiner Ernennung zufrieden, obschon es einen Untertan vorgezogen hätte". Die Wahl wurde hinfällig, weil Ernst Dompropst in Eichstätt wurde. Diese Episode ist bemerkenswert und richtig, weil dadurch

klar erwiesen wird, daß auch die jetzigen Reichsdeutschen einmal für das Rektorat der nationalen Anstalt in Frage kommen können. Ein Ausschließungsgrund, der in den Statuten oder Reservatrechten seine Begründung hätte, ist nicht vorhanden, und es würde gewiß der Billigkeit entsprechen, wenn wenigstens hie und da auch einmal ein Reichsdeutscher an die Spitze der nationalen Stiftung berufen würde.

Eine ausführliche Geschichte von Santa Maria dell'Anima ist in diesen Tagen aus der Feder von Joseph Schmidlin bei Herder erschienen. Die Wiederkehr des Tages, an dem vor fünfhundert Jahren die kanonische Errichtung der Anstalt vollzogen wurde, bot die Veranlassung, dieses höchst dankenswerte Festgeschenk, aus dem die meisten der vorstehenden Mitteilungen entnommen sind, ausarbeiten zu lassen. Gewissenhafte Benutzung des ziemlich unversehrt erhaltenen Archivs der Anima und Heranziehung zahlreicher in anderen Archiven vorhandenen Urkunden zeichnen das Buch vorteilhaft aus. Der Text wird durch 30 Zinkätzungen belebt, die die wichtigsten Ansichten, Geräte, Bilder und Persönlichkeiten darstellen. Ein oft kühn ausladender Stil gibt der Darstellung mitunter eine Lebhaftigkeit, die geschichtlichen Büchern nur selten eigen zu sein pflegt. Stellenweise ist eine überaus kunstvolle Häufung von Fremdworten zu bemerken.

Neben diesen Eigenschaften weist das Werk eine klare Anordnung auf, wodurch die Uebersicht über die vielfach verschlungene Hausgeschichte nicht unerheblich erleichtert wird. Wenngleich es richtig ist, daß die Urgeschichte einer solchen Anstalt ein besonderes Interesse beanspruchen darf, mithin die Ereignisse der Gründung und Bestätigung eine ganz ausführliche Berücksichtigung beanspruchen müssen, so ist doch die neueste Entwicklung der Stiftung bei der Verteilung der Seitenzahl gegenüber den ersten hundert Jahren sehr zu kurz gekommen. In der Mitte des Buches hätten umfangreiche Aufzählungen ruhig kürzer gefaßt werden können und dafür hätte man den letzten fünfzig Jahren und ihren Ereignissen ein paar Druckbogen mehr widmen müssen. Die Umstände, die diese Verkürzung der Darstellung herbeigeführt haben mögen, sind vom Verfasser in der Vorrede nicht mitgeteilt worden.

Die Herausgabe dieses Bandes legt einen Wunsch nahe. Dr. Lang und der frühere Rektor des Hauses, Msgr. Nagl, Bischof von Triest, haben vor einigen Jahren ein kleines Urkundenbuch der Anima herausgegeben, das in Bezug auf die Urkunden nur die wichtigsten in einfachem Abdruck ohne diplomatischen Apparat bietet. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes kann dasselbe auf die Dauer nicht genügen. Es würde freudig zu begrüßen sein, wenn die jetzige Leitung des Hauses die Vorbereitungen zu einer umfangreichen Veröffentlichung von geschichtlichen Belegstücken *aller Art* einschließlich des Bruderschaftsbuches in die Wege leiten wollte. Bei den nicht kleinen Schwierigkeiten der Aufgabe müßte die Ausarbeitung auf eine längere Reihe von Jahren verteilt werden, wobei tunlichst *vollständige* Heranziehung der Bestände des *Vatikanischen* Archivs, namentlich was die Supplikenregister angeht, zu erstreben wäre. Durch Verteilung der entstehenden Unkosten — einschließlich der Drucklegung — auf eine längere Reihe von Jahren würde der Haushaltungsplan der Stiftung in keiner nennenswerten Weise belastet werden. Die obengenannte Veröffentlichung kann als sehr dankenswerte Grundlage benutzt werden. Die in Aussicht gestellte eingehende Untersuchung über den Häuserbestand der Anima aus der Feder des jetzigen Rektors würde einen wichtigen Bestandteil des Urkundenbuches ausmachen, wobei etwa vorhandene alte Katasterpläne im Bild wiederzugeben wären.

Bei dem großen Aufschwung, den die nationale Stiftung durch engere Verbindung mit der deutschen Kolonie infolge verschiedener Maßnahmen des jetzigen Rektors zu nehmen scheint, ist das allgemeine Interesse an der Anima erheblich gewachsen. Wenn es in der Folge möglich sein sollte, durch Vermittlung der Anstalt und ihres Leiters die deutsche Kolonie, die in sich keinen besonderen Zusammenhalt hat, innerlich zu festigen und selbstbewußter zu machen, so wäre das mit der größten Freude zu begrüßen; an der tätigen Beihilfe der anderen in Frage kommenden Autoritäten aus dem geistlichen und weltlichen Stande zur Erreichung eines solchen Zieles wird es gewiß nicht fehlen.

Recht bestritten, eine Kirche so nahe der eigenen zu errichten.
So zerbrachen die Cluniazenser in Charlieu ein Kreuz der
Bettelmönche und der Bischof von Piacenza ein Kruzifix, das
die Franziskaner in der Nähe ihres Klosters errichtet hatten.

Offenbar gaben diese Geistlichen größeres Aergernis als die
Bilderstürmer während der Reformation. Die Liebe zur Armut,
wie sie der hl. Franziskus gepredigt, war eine rettende Tat;
es war nützlich, ja fast notwendig, daß derselbe die Armut auch
auf die Kirchen seines Ordens ausdehnte, und wäre es auch nur,
um der Welt zu zeigen, daß man Gott überall, auch in einer
armen Kapelle anbeten kann. Der Heilige legte hohen Wert
auf Reinlichkeit und Anstand, konnte aber nicht verhindern, daß
manche seiner Schüler zu weit gingen in ihrer Verachtung alles
äußeren Schmuckes, und in den kahlen Wänden, in den ärm-
lichen Altären das Ideal sahen und jeden Verkehr mit dem andern
Geschlecht verabscheuten. Die Frauen waren nach den Ansichten
einiger Zeloten niedrigere Wesen und von Gott nur zugelassen, um
seine Diener zu versuchen, also Geschöpfe, die man darum nach
Kräften meiden und grob behandeln müsse. Der Haß der Welt,
die Uebertreibung ihrer Gefahren, die den nach Vollkommenheit
strebenden Seelen vorgeschriebenen Methoden waren oft gerade
so einseitig, wie manche bei den modernen Erweckungen üblichen
Praxen, und verfehlten vielfach ihren Zweck. Dies gilt besonders
von der Ertötung der Liebe zu Eltern, Geschwistern, Freunden,
weil man dadurch Gott besser zu dienen glaubte. Der Tadel
trifft nicht sowohl die Frommen, die sich von ihren Seelen-
führern bestimmen ließen, als die Seelenführer selbst und die
Verfasser der Heiligenleben, welche Taten, die, an und für sich
betrachtet, Tadel verdienen, als heroische Handlungen darstellten.
Eine Heilige, die nach ihrer plötzlichen Bekehrung betrübt ist,
daß der Gehorsam gegen den Gatten, die Ehrfurcht vor der
Mutter, die Liebe zu ihren Kindern sie an der völligen Hingabe
an Christus hindere, und die darum den Himmel mit ihren
Gebeten bestürmt, er möge diese Hindernisse hinwegnehmen,
kann nicht einfachhin als Muster bezeichnet werden; sie war
vielmehr schlecht geleitet. Noch bedenklicher ist es, wenn berichtet
wird, Gott habe ihr Gebet gehört und ihren Gatten, ihre
Mutter, ihre Kinder frühe sterben lassen. Wie leicht können

überreden, es sei verdienstlich, für den Tod der Eltern
der zu beten. Es ist wohl richtig, daß die meisten
bei einer bloßen Bewunderung bewenden lassen, die
heit nur von der einen Seite betrachten und die ganz
enden Folgerungen nicht ziehen; aber Andersgläubige
lergernis und sind bestrebt, den Gegensatz zwischen der
Schrift vorgetragenen Askese und der des Mittelalters
heben. Man kann die neueren Schriftsteller, die alle
Uebertreibungen ausmerzen und vor allem in maßvoller
s Dämonologische ausscheiden, nicht genug empfehlen. In
en Fällen kommt man durch diese Ausscheidungen der
n Wahrheit viel näher, wie der spanische Jesuit Astrain
eben des hl. Ignatius und Suau in dem des hl. Franz
ia gezeigt haben. Das rein Menschliche wird durch die
enheit nicht ertötet, sondern veredelt. Die Heiligen
der Sympathie und Liebe und suchen den Weg zum
auch für die Unvollkommenen leicht zu machen. Wo sie
a hart zu sein scheinen, ist die Art und Weise derart,
Getadelte sich nicht beleidigt fühlt; in den Fällen, in
e Härte der Heiligen nicht bezweifelt werden kann,
vir den Grundsatz befolgen müssen, daß wir sie nicht
n dürfen.

strengeren Ansichten über die ungetauften Kinder, über
Zahl der Geretteten werden nicht mehr gelehrt; halten
an die milderen Auslegungen und hüten wir uns vor
itanismus, der alle Freude und Fröhlichkeit verbannt,
hönen Künsten nur Lockmittel der Welt erblickt, an alle
und Stände denselben Maßstab legt, der die strengen
en für die allein richtigen hält und sich einredet, daß
er Beurteilung fremder Handlungen an den Tag gelegte
len dem Laxismus Tür und Tor öffne. Die Erfahrung
Geschichte zeigen uns, daß Rigorismus und Laxismus
mmen wohnen. Die so strengen Calvinisten billigten
gegen die Obrigkeit, die Jansenisten waren sehr mild
eurteilung der Intriguen ihrer vornehmen Anhänger.
llen der Milde und des Wohlwollens sind die Demut
esliebe; wo diese vertrocknet sind, ersticken Engherzigkeit
te die echte Humanität.

LXXVI.

Pollard's Heinrich VIII. von England.[1])

Die neue Auflage unterscheidet sich von der von Goupil veröffentlichten Ausgabe dadurch, daß der Bilderschmuck außer einem Porträt weggefallen, aber Anmerkungen und Zitate beigegeben sind. Auch so kann man das vorliegende Buch nicht als eine Bereicherung der Wissenschaft betrachten. Verfasser ist über Froude nicht hinausgekommen, ist gerade so befangen, so parteiisch und ungenau, widerspricht sich nicht nur in demselben Kapitel, sondern auch auf derselben Seite, ja in demselben Satze, und leistet in der Kunst des Totschweigens das Unglaubliche; dagegen wird die schöne, bisweilen höchst dramatische Darstellung Froudes nie erreicht. Einen so rohen, wollüstigen, grausamen, habsüchtigen und verschwenderischen Menschen, wie Heinrich VIII., den Hallam eine Geisel Gottes genannt hat, kann man nie und nimmer zum Helden stempeln. Auch andere große Männer haben sich durch große Laster befleckt, aber dieselben einigermaßen gut gemacht durch ihre Verdienste um Hebung des Staates, um Kunst und Wissenschaft, um Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt. Wenn ihre Untertanen unter der Steuerlast seufzten, so konnten sie doch mit Stolz auf die großen Errungenschaften blicken. Ganz anders liegt die Sache bei Heinrich VIII., von dem das Sprichwort gilt: wie gewonnen, so zerronnen. Der große Schatz, den ihm sein Vater hinterlassen, war in kurzer Zeit verschwendet. Die Güter des hohen Adels, wie des Herzogs von Buckingham und anderer, die Einkünfte der in den Dreißigerjahren eingezogenen Klostergüter, die Beraubung der Spitäler

---

1) Pollard A. E., Henry VIII. New Edition. London, Longmans. 1905.

Kollegien und Universitäten vermochten den königlichen Schatz nicht zu füllen; es war daselbst beständige Ebbe, obgleich die Steuerschraube immer sehr angespannt und die Untertanen zu außerordentlichen Schenkungen herangezogen wurden, z. B. zu freien Schenkungen (Benevolences), die nichts weniger als freiwillig waren, zu Darlehen, die nicht zurückgezahlt wurden. Es ist wahr: es wurde eine tüchtige Flotte ausgerüstet, die Küste wurde befestigt, es wurden verschiedene Kriege geführt; aber sie waren nutzlos. Für Hebung von Handel und Industrie ward nichts getan. Die Gründung von neuen Bistümern geriet bald ins Stocken, weil es an Geldmitteln fehlte. Trotz der vielen silbernen und goldenen Kirchengefäße, die in die Münze geschickt wurden, trotz der vielen Zentner von Kupfer und Blei, welche die Kirchenglocken und Kirchendächer lieferten, die auf den Markt geworfen wurden, hatte man kein Geld, um den aus ihren Klöstern vertriebenen Mönchen und Nonnen ihre kleine Pension zu zahlen; sie mußten die schon übergroße Menge der Bettler vermehren. Die Einzigen, die aus der Verschwendung des Königs Vorteil zogen, waren der neue Adel, die Günstlinge, die Köche, die Spaßmacher, die Soldaten. Eine Revolution mit allen Greueln in ihrem Gefolge hätte kaum größere Verheerungen anrichten können als dieser Monarch, der alle seine Willküräkte in legale Formen kleidete, als dieser blutdürstige Diktator, der, mit der äußeren Unterwerfung nicht zufrieden, auch die des Urteils forderte.

Wie Pollard, in dessen Buch sich zahlreiche Belege für die von uns aufgestellten Sätze finden, behaupten kann, der „grausame König, der in einem grausamen Zeitalter geherrscht habe, sei der rechte Mann am rechten Platz gewesen, und habe den Frieden und Wohlstand seines Volkes gefördert", ist für uns ein Rätsel. Er entgegnet uns, Heinrich handelte nach bestem Wissen und Gewissen: er hat durch seine Staatskunst England den Frieden bewahrt, und seinen Untertanen die wahre, von Irrtümern und Auswüchsen gereinigte Religion hinterlassen. Eine Unterredung des Königs mit dem päpstlichen Nuntius de Burgo vom Jahre 1533 bei Gairdner, „Engl. Hist. Rev. 1906" (S. 156), dürfte die beste Widerlegung Pollards sein. Der Nuntius sagte: „Die Welt würde es sonderbar finden,

daß er, der frühere Verteidiger der Autorität des Papstes,
dieselbe entgegen dem Wort Gottes, der Vernunft und dem
Beispiel seiner Vorgänger leugne.“ Der König erwiderte hierauf:
„Es sei richtig, er habe ein Buch zu Gunsten des Papstes ge-
schrieben; aber seitdem habe er die Frage tiefer studiert und
gefunden, das Gegenteil sei der Fall. Vielleicht gebe man ihm
(in Rom) Gelegenheit, die Frage weiter zu verfolgen, und
was er früher geschrieben, von neuem zu bestätigen.“ Er
deutete an, das hänge ganz vom Papst ab, wenn derselbe auf
seine Wünsche eingehe. Aehnliche zynische Aeußerungen finden
wir auch anderswo. Pollard ignoriert sie und will in Heinrich
ein Muster der Wahrhaftigkeit sehen. Er ist höchst erstaunt,
daß Gairdner Wolsey und den König Lügner nennt. Er
mußte doch wissen, daß die damaligen auswärtigen Diplomaten
sich über die groben Lügen Heinrichs lustig machten.

Seine auswärtige und religiöse Politik führte zu keinen
dauernden Resultaten, weil er sich von seinen Launen leiten
ließ und stetig hin- und herschwankte, bald die Lutheraner,
bald die Katholiken verfolgte, weil er, nachdem er den Eckstein,
den Supremat des Papstes herausgerissen, das katholische Lehr-
gebäude aufrecht halten zu können meinte. Während seines
Lebens und infolge seines schlechten Beispiels verhinderte er
die Wiederbelebung von Religiosität und Frömmigkeit; seiner
Tyrannei muß es zugeschrieben werden, daß geistig hervor-
ragende Männer ihre Meinung nicht frei zu äußern wagten,
denn er duldete nur Sklaven und Jasager wie Cranmer um
sich. So viele Eigenschaften er mit seiner Tochter Elisabeth
gemein hat, so stehen seine Erfolge doch weit hinter denen
der Tochter zurück. Wohl kein englischer Monarch hat England
in einem kläglicheren Zustand hinterlassen.

Notiz. Wir freuen uns mitteilen zu können, daß eine von
Kardinal Rampolla autorisierte deutsche Uebersetzung seines Buches über
die hl. Melania (vgl. oben S. 584–590), bearbeitet von den Herren
Dr. Moederl und Paul Siebertz, demnächst erscheinen wird. Die Red.

LXXVII.

Die historischen Grundlagen unserer Kultur.

Die Geschichtswissenschaft gehört zu denjenigen Wissen-
[illegible]ften, die dem Einfluß der jeweiligen Zeitströmung stark
[illegible]erworfen sind. Schon die Mannigfaltigkeit des Geschehens,
[illegible] sich dem Historiker zur Beobachtung darbietet und in
[illegible] er seine Themata wählen kann, erklärt es. Natürlich
[illegible]den die Fragen, welche die Geister einer Generation vor-
[illegible]mlich beschäftigen, auch die Geschichtsforscher besonders
[illegible]eln und zu historischen Untersuchungen und Betrachtungen
[illegible]egen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts stand in Deutsch-
[illegible]d die Idee der politischen Einigung in dem Vordergrund
[illegible] Interesses, und so war es die Geschichte der mittelalter-
[illegible]en deutschen Kaisermacht, welche hauptsächlich in Deutsch-
[illegible]d die um die Monumenta Germaniae historica geeinten
[illegible]scher fesselte. Heute schweift der Blick der deutschen
[illegible]oriker weit über den europäischen Kontinent hinaus.
[illegible]r Wunder! Deutsche Schiffe fahren auf allen Meeren;
[illegible]tsche Kaufleute sind in allen Handelsplätzen zu finden;
[illegible]tsche Missionäre sind den Martyrertod gestorben in China,
[illegible] auf den Südseeinseln und im Innern von Afrika;
[illegible]sche Soldaten haben ihr Blut vergossen im Lande der
[illegible]eros.

Aber diese Ausdehnung des Gesichtskreises ließ sich nicht nur bei den Deutschen beobachten. Wir können die gleiche Erfahrung bei den andern europäischen Kolonialvölkern sogar schon eher machen als bei uns.

Zu den äußeren Anregungen kamen innere. Unsere Geschichtsbetrachtung hat sich in dem letzten Jahrhundert gewaltig vertieft. Während die Historiker früher fast nur einzelne Persönlichkeiten ins Auge faßten oder auf getrennten Arbeitsgebieten die Veränderungen in Staatsverfassungen, Rechtsinstitutionen, Religion, Kunst und Literatur untersuchten, betrachten wir jetzt mit Vorliebe die großen Massen, suchen das Zusammenwirken der verschiedenen Kulturfaktoren in den einzelnen Perioden zu charakterisieren; wir streben nach einer Zusammenfassung der auf den einzelnen Wissensgebieten gewonnenen Ergebnisse, und dabei haben namentlich auf die Historiker die Errungenschaften der vergleichenden Sprachforschung über die Verwandtschaft der Sprachen und Rassen, aber neuerdings auch naturwissenschaftliche Forschungsmethoden eingewirkt. Wie jeder Fortschritt sogleich mit einer Einseitigkeit bezahlt werden muß, so fehlt es auch in den neuen allgemeinen Geschichtsbetrachtungen nicht an Einseitigkeiten.

Ein ganzes Bündel einseitiger Geschichtsbetrachtungen sehen wir bei dem seltsamen französischen Diplomaten Graf Gobineau, der sehr mit Unrecht anfangs als ein katholischer Geschichtsphilosoph angesehen wurde. Sein in den Jahren 1853—55 geschriebener ‚Essai sur l'inégalité des races humaines' zeigt uns jenes einseitige Wertlegen auf Rassentheorien, das wir bei Houston Stuart Chamberlain wiederfinden, insbesondere die These von der bevorzugten germanischen Rasse, auf die schließlich allein unsere Kultur zurückgeführt wird. Es wird gewiß jeder, der sich als Deutscher fühlt, freudig anerkennen, was sich die Germanen an Verdiensten für die Kultur erworben haben. Aber es darf doch nicht übersehen oder geleugnet werden, daß die Germanen zu ihrer Mit-

kung an der Weltkultur nur dadurch kamen, daß ihnen
ch das Christentum, welches sie erzog, die Erbschaft der
iken Kultur zufiel. Wollen wir sodann die Germanen
hrer Kulturkraft mit den Leistungen früherer Kulturvölker
sen, so dürfen wir nicht die absterbende antike Kultur
der aufsteigenden Kultur der Germanen messen, sondern
ssen die antiken Völker in ihrer aufsteigenden Periode
dem Emporkommen der Germanen vergleichen. Wie die
rtausende kommen und gehen, so erheben sich Völker und
ssen und — steigen ins Grab. Die Männer sollen der
eise nicht spotten, denn auch sie werden einmal alt und
rechlich. Es dürfte nicht ungerechtfertigt sein, wenn man
übertriebene Einschätzung der Kulturveranlagung gewisser
ssen mit jener antiken Unterscheidung zwischen Römern
d Barbaren in Parallele stellt, die wir durch das Christentum
immer überwunden glaubten.

Noch deutlicher als bei Chamberlain finden sich die
een Gobineaus wieder bei Nietzsche, dessen Uebermenschen
e Vorläufer haben in den 300 bis 350 Königssöhnen, die
h Gobineau allein berechtigt wären, die Menschheit zu
ren. Merkwürdig ist es, daß Gobineau in seinem Heimat-
de gar nicht beachtet wurde, während er in Deutschland
hes Lob gefunden hat, wo eine Gobineau-Gesellschaft mit
nzenden Namen unter ihren Mitgliedern seine Ideen zu
breiten sucht. Wir begreifen die Wirkung, die Gobineau
Deutschland hervorbrachte, wenn wir daran erinnert
rden, daß er am Ende seines Lebens mit Richard
agner in Berührung kam, der ihn freilich nur halb ver-
nd, aber sich für ihn begeisterte und diese Begeisterung
f seinen Kreis übertrug, zu dem Chamberlain sowohl als
etzsche gehören.

Die Tatsache, daß der nicht, wie er träumte, von dem
ormannenführer Ottar Jarl, sondern von einer bürgerlichen
milie aus Bordeaux entstammende Franzose Gobineau
een äußerte, die in ähnlicher Weise in Deutschland sich

jetzt verbreiten, ist uns ein interessantes Beispiel dafür, wie die geisterbewegenden Gedanken von einer Nation zur andern weitergegeben werden. Die Wissenschaft kennt keine Grenzen, und besonders die europäischen Kulturvölker sind, wie Geschwister einer Familie, gewöhnt, seit Jahrhunderten Ideen unter einander auszutauschen, wobei bald das eine gibt und das andere empfängt, bald die empfangende Nation zur gebenden wird.

So war es auch mit der einseitigen Betonung der Massen bei der Geschichtsentwicklung, durch welche Karl Lamprecht den Anspruch erhob, die Geschichtsbetrachtung reformieren zu wollen. Die vermeintliche naturgesetzmäßige Entwicklung der Massen, bei der das Individuum zur Null und der freie Wille des einzelnen völlig ausgeschaltet wird, hat schon zur Zeit der französischen Revolution Condorcet und nicht lange darnach Auguste Comte in besonders glänzender Weise gelehrt, und ist die Reaktion gegen die Heroen-Ueberschätzung, wie sie besonders Carlyle vertreten hat.

Das allgemein Interessante bei diesen neueren Geschichtsbetrachtungen besteht darin, daß man jetzt auf die Entwicklung in der Geschichte, auf die genetische Geschichtsbetrachtung vor allem Wert legt, die großen Kulturzusammenhänge klarstellen will. Darin liegt ohne Zweifel ein großer Fortschritt in der Erweiterung unseres Gesichtskreises. Während noch vor wenigen Jahrzehnten der Fachhistoriker eigentlich nur in der hohen Schule der Quellenkritik tätig sein durfte, wenn er sich nicht dem Vorwurf aussetzen wollte, daß er nicht zu der Zunft gerechnet werden könnte, sehen wir heute vielfach das Gegenteil. Ja man geht bereits so sehr in das Extrem, daß es nicht überflüssig ist, zu betonen, daß die Grundlage der Geschichtsforschung doch immer eine auf gewissenhafte Quellenforschung beruhende Kenntnis der einzelnen Tatsachen und ihre Verknüpfung sein muß.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist es mit großer Freu-

zu begrüßen, daß jüngst ein gewaltiges Unternehmen unter der Leitung von Paul Hinneberg, betitelt „Die Kultur der Gegenwart", begonnen wurde, in welchem man aus der Feder hervorragender Fachleute unserer Zeit eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur zu bieten sucht. Ein vortrefflicher Band, der bereits abgeschlossen ist, behandelt die griechische und die lateinische Literatur und Sprache. Bei der weiter erschienenen Lieferung über die christliche Religion haben wir allerdings das Eine tief zu bedauern, daß die Anfänge des Christentums von einem Forscher behandelt wurden, mit dem wir über das höchste Ziel der menschlichen Kultur nicht in Uebereinstimmung sein können, da er die übernatürliche Geburt Christi ebenso von sich weist als die Auferstehung des Heilands.

Aber wir betrachten es hier nicht als unsere Aufgabe, uns in Polemiken zu verlieren. Im Gegenteil sollte der Hinweis auf die eben genannten Werke nur dazu dienen, zu zeigen, wie das Thema, dessen Behandlung wir uns vorgenommen haben, heute im Vordergrunde des Interesses steht, und wir wollen uns in der Behandlung desselben eher der zahlreichen Berührungspunkte, die wir mit anderen Forschern haben, freuen, als das Trennende hervorheben.

„Die historischen Grundlagen unserer Kultur" sollen der Gegenstand unserer Erörterungen sein.

Wir haben uns dabei zunächst über die Begrenzung des Themas zu verständigen. Unter „unserer Kultur" verstehen wir die abendländische Kultur, die Kultur von Westeuropa, und indem wir versuchen wollen, die Grundlagen der westeuropäischen Kultur zu zeigen, möchten wir die Frage auch so formulieren: Inwiefern sind denn schon die Grundlagen unserer westeuropäischen Kultur dazu angetan gewesen, daß diese Kultur jetzt in unserer Zeit die ganze Erde erobert hat und beherrscht?

„Ex oriente lux". Aus dem Osten kamen die Kultur-
traditionen, durch deren Pflege und Weiterentwicklung da
europäische Abendland sich zu großartiger Kulturhöhe empor
gehoben hat, wie wir sie heute mit Recht preisen dürfe
Im fruchtbaren Zweiströmeland, dem Gebiete zwischen Euphr
und Tigris, wo einst das alte Babylon lag, und in de
Nilland Aegyptens entfaltete sich zuerst jene Kultur, dere
Ueberresten jetzt zahlreiche Forscher mit glänzenden Ergeb
nissen nachspüren. Die Klarstellung des Zusammenhange
der beiden Kulturen, die mehrere Jahrtausende vor Christi
in Blüte standen, bildet eine die Forscher besonders reizend
Aufgabe.

Zwischen diesen beiden Kulturen entwickelte sich da
kleine jüdische Volk, wohl mannigfach beeinflußt von seine
Nachbarn, aber eigenartigst in seiner Religion durch de
zähe festgehaltenen Monotheismus.

Mit unserer Kultur steht die ägyptisch-orientalische Kult
zuerst im Zusammenhang durch die Griechen, die grun
legend wurden für die Pflege der Wissenschaften in Europ
in der Kunst Vorbilder schufen, die zum Teil noch heu
nicht erreicht sind, in der Literatur endlich die literarisch
Gattungen herausarbeiteten, die wir heute noch durch gr
chische Worte bezeichnen: Poesie, Lyrik, Epik, Dram
Komödie, Tragödie usw.

Die Römer übernahmen die griechische Kultur, nicht
sehr um sie zu vermehren, als vielmehr um sie anzusamme
und mit den anderen Kulturen der von ihnen erobert
Mittelmeerländer zu verschmelzen. Die Römer haben vo
nehmlich als praktische Organisatoren gewirkt, welche
verschiedenen Kulturkräfte und -Ergebnisse zusammenfaßt
und konzentrierten. Sie übertrafen als Politiker bei weit
die Griechen, die es nicht vermocht hatten, wie die Röm
ein Weltreich mit längerer Dauer zu begründen. Dir
erweitert haben die Römer die Kultur im übrigen nur na

der praktischen Seite, namentlich in der Ingenieur-Baukunst und in der Rechtswissenschaft. Aber ihre Verdienste werden deshalb nicht gering geschätzt werden dürfen. Ihr Reich war wirklich ein Kulturreich und ein Weltreich, in welches die verschiedensten Nationen, Sprachen und Stämme an den Gestaden des Mittelländischen Meeres eingegliedert waren, die ein Recht umfaßte, durch eine Verwaltung geleitet wurden und die Roma aeterna bereitwillig als den einen Mittelpunkt, nach dem alles gravitierte, anerkannten.

Die Blüte des Römerreiches war die „Fülle der Zeiten", in welcher der Gottessohn Mensch wurde, um jenen Markstein in der Menschheitsgeschichte aufzurichten, der nie wieder verrückt werden kann, da durch Christi Beispiel und seine Lehre für die ganze Menschheit ein Kulturziel gewiesen wurde, das ihr bisher fehlte und das durch kein höheres mehr ersetzt werden kann.

Man begreift es, daß die christlich gewordenen Römer im 5. Jahrhundert nicht an den Untergang ihres Reiches glauben mochten, oder, wenn sie doch pessimistischen Gedanken sich hingaben, dann, gestützt auch auf die allegorische Deutung von Stellen aus der Heiligen Schrift, fest der Meinung waren, daß, wenn das Römische Reich untergehen werde, damit auch die Welt untergehen werde, das Römische Reich müßte das letzte Weltreich sein. Es gab kein anderes Kulturreich als das Römische Reich. Außerhalb desselben waren nur, soweit man sehen konnte, Barbaren, die, was ihre materielle und geistige Kultur anbetraf, gar nicht mit den Römern in Vergleich gestellt werden konnten.

Gleichwohl mußte das Römische Reich untergehen. Weil es das einzige Kulturreich war, fehlte es ihm, nachdem es seine natürlichen Grenzen erreicht hatte, auswärts an Zielen, die neue Energien ausgelöst hätten. Die Wüsten Afrikas, Arabiens und Kleinasiens, die nebeligen und sumpfigen Wälder Germaniens lockten nicht zu Eroberungen. So beschränkte es

sich auf den Genuß seiner Kultur und erschöpfte sich darin. Es verlor an Lebensenergie, und was noch vorhanden war, ertöteten bureaukratische Zwangsmaßregeln. Es war im Innern morsch geworden. Schon längst verteidigte es sich gegen die äußeren Feinde weniger durch die eigenen Söhne als durch Söldner, die aus den Feinden selbst angeworben worden waren. Und wie ihm die Soldaten fehlten, so auch die Bauern, um die Felder zu bearbeiten. Diese wurden durch die auf den Kolonen abgewälzten Steuern erdrückt. Der Grundsatz, daß die Abstammung über Stand und Beruf entscheide, lähmte das Handwerk und Gewerbe. Der Mangel an einer festen Ordnung für die Uebertragung der höchsten Gewalt war um so bedenklicher, da diese höchste Gewalt völlig unumschränkt war. Der für alternde Kulturen charakteristische Gegensatz zwischen Zivil- und Militärpartei gab Anlaß zu fast ununterbrochenen Erschütterungen, die nur negativ wirkten, und führte endlich dazu, daß die germanischen Söldner in Rom das maßgebende Wort sprachen und schließlich den Anspruch erhoben, dort auch allein zu gebieten.

Ein Feld befriedigender Tätigkeit bot nur noch die Kirche, die aber freilich sich auch vor die Gefahr gestellt sah, in die Fesseln des Cäsaropapismus eingeschnürt zu werden. Ein freies kirchliches Leben konnte sich im Römischen Reiche, nachdem das Christentum Staatskirche geworden war, noch weniger entwickeln als in dem heidnischen Römischen Reiche, in welchem die Christen wenigstens die Freiheit der Verfolgten genossen. Eine unabhängige Stellung konnte das Papsttum in Rom nicht erreichen, wenn das mit cäsaropapistischen Traditionen getränkte Kaisertum neben ihm dort dauernd seinen Sitz behalten hätte. Aber auch eine freie Entwicklung verschiedener Nationalitäten war im Römischen Reiche nicht möglich, so lange die eine römische Verwaltung alles fest umklammert hielt.

Andererseits dürfen wir auch sagen, daß das Römische Reich untergehen konnte, nachdem es seinen Kulturber

füllt hatte, der darin bestand, die überkommenen Kultur-
aditionen zu sammeln und über die Mittelmeergestade
eichmäßig zu verbreiten und zwar in solchen Massen auf-
stapeln, daß auch nach Jahrhunderten der Verwirrung
on diesen Schätzen genug vorhanden war, um eine neu
ufkeimende Kultur zu ernähren. Das Römische Reich konnte
ntergehen, nachdem zuletzt unter seinem Schutz das Christen-
um groß geworden war, welchem die Aufgabe zukam, die
ntiken Kulturreste zu bergen und zu hüten und in bessere
eiten hinüber zu retten.

Noch eine andere aktuellere Aufgabe löste damals das
hristentum. Es vermochte den Zusammenstoß zwischen den
ömern und Germanen zu mildern, indem es den größten
il dieser Eindringlinge wenigstens soweit äußerlich mit
ner Lehre bekannt machte, daß sie eine gewisse Hochachtung
r dem Kulturreiche empfanden, in dessen Mitte sie neue
ohnsitze suchten. Es war ein großes Glück für die Fort-
anzung der Weltkultur, daß die gotischen Stämme, die
en voran zuerst die Pforten des Römerreiches durchbrachen,
on äußerlich Christen waren, daß die Franken, als sie
s römische Gallien besetzten, gleich Christen wurden. Wären
Germanen alle Heiden gewesen, als sie in das Römische
ich eindrangen, es hätte allenthalben nicht viel besser aus-
ehen als in dem Norden Afrikas nach den Eroberungs-
gen der Araber, die dort römisches Wesen mit Stumpf
d Stiel ausrotteten.

So schwer es den Römern auch wurde, in den Ger-
nen etwas anderes als Barbaren zu erblicken, manch
itsichtiger Bischof und Priester hatte Verständnis genug,
die in ihrer natürlichen sittlichen Kraft über den Römern
henden Germanen als Kräfte der Gesundung, nicht des
rfalles zu betrachten, wie jener Priester Salvianus von
rseille und der Bischof Avitus von Vienne, der Chlodwig
seiner Bekehrung beglückwünschte. Die neue Kultur war
der Anknüpfung an die Reste der antiken Kultur nur

denkbar, indem die Germanen mit den besiegten Römern in eine nähere oder entferntere Verbindung traten: in eine nähere dort, wo die Germanen einzeln unter Römern sich ansiedelnd mit diesen zu den romanischen Völkern verschmolzen, in eine entferntere dort, wo die Germanen, sei es in der Heimat oder an deren Grenzen oder in England, durch geschlossene sippenhafte Niederlassung ihre nationale Eigenart voll aufrecht erhielten, aber mit den romanischen Völkern durch die höhere geistige Einheit der römisch-katholischen Kirche verbunden wurden, die auf dem Kontinent noch verstärkt wurde durch die zeitweilige Einigung im Reiche Karls des Großen.

Wir stimmen Chamberlain völlig bei, wenn er sich scharf gegen diejenigen wendet, die von einem falschen Begriff des sogenannten Mittelalters — eine ungenügende Bezeichnung — ausgehend, in dem Eintritt der Germanen nur das Einbrechen einer tiefen Nacht über Europa sehen. Es war eine Nacht, aber eine solche, auf die nur ein hellerer Tag folgen sollte. Der Eintritt der Germanen bedeutete die Begründung einer höheren Kultur, als die war, die mit dem Römerreich zusammenbrach.

Die in dem Römerreich angesammelte antike Weltkultur mit ihren wieder zu kräftiger Gesundung gelangenden Volkselementen, oder wie wir kurz sagen wollen: das Römertum — das Christentum und das Germanentum sind die historischen Grundlagen gewesen, auf denen die neue abendländische, auf denen unsere Kultur erwachsen sollte.

Das neue Positive, was diese Kultur schaffen sollte, war zunächst die Bildung selbständiger, nebeneinanderstehender Nationen in den Gebieten des früheren Römischen Reiches, an die sich die deutsche Nation aus dem Zusammenschluß der westgermanischen Stämme anreihte.

Es hat einen besonderen Reiz, den Bildungsprozeß der Nationen wenigstens insoweit, als er mit dem Zusammen-

bruch des Römischen Reiches zusammenhängt, einen Augenblick zu verfolgen. Wir erkennen da, wie befreiend die Zertrümmerung der römischen Herrschaft gewirkt hat. Mit der römischen Verwaltung verfiel die offizielle römische Sprache. Insofern damit auch die römische Literatur verfiel, war das gewiß ein kultureller Rückgang, und die Schriftsteller dieser Zeiten haben ein Recht, darüber zu klagen, daß sie im Greisenalter der Menschheit geboren seien. Aber das ist doch nur die eine Seite, von der aus diese Verhältnisse angesehen werden können. Wir, die wir seitdem eine mehr als tausend Jahre umfassende Entwicklung überblicken können, haben viel mehr Veranlassung, diese Zeit als die Zeit der Kindheit unserer modernen Sprachen und Nationen anzusehen. Nachdem die offizielle römische Schicht weggefegt war, hoben sich die unteren Schichten, die lange von den Römern niedergehalten worden waren, zu neuem Leben empor. Die keltische in Gallien, die keltiberische in Spanien. Sie wurden für den Charakter der mit dem Zusatz germanischen Blutes sich bildenden französischen und spanischen Nation in erster Linie maßgebend, sowie aus der lateinischen Volkssprache der unteren Schichten auch in Italien sich die italienische Sprache entwickelte.

Der Prozeß dieses Hervortretens der unteren Schichten erhält noch eine besondere Beleuchtung dadurch, daß auch im Morgenlande Europas, wo das Römische Reich offiziell noch fortbestand, eine ganz parallele Entwicklung vorsichgeht. Hier trat, nachdem die römische Tünche abgeschliffen war, das Griechentum als die untere Schicht hervor, und das berechtigt uns, das noch fortbestehende Römische Reich im Osten, dessen Mittelpunkt Byzanz war, als das Byzantinische Reich zu bezeichnen. Allerdings ein wichtiger Unterschied war dabei vorhanden. Im Westen des Römischen Reiches waren die unteren Schichten tiefer stehende Kulturen, in dem Osten wies das Griechentum, das jetzt neu hervortrat, eine alte, den Römern sogar einst überlegene Kulturschicht auf.

Das erklärt uns, warum das Abendland Jahrhunderte hindurch von den Griechen des Ostens als eine tiefer stehende barbarische Kultur mit Verachtung angesehen wurde.

Es kostete Jahrhunderte, bis das Abendland seine beiden Rivalen im Osten und im Süden, die ihm anfangs weit überlegen waren, einholen und überflügeln konnte.

Denn das Abendland war nicht der einzige Erbe des Römischen Mittelmeer-Reiches. Es gab deren drei. Den einen von den beiden andern, der in den ältesten Räumen des väterlichen Hauses mit dem alten Hausrat weiter wirtschaftete, haben wir schon kennen gelernt in den Byzantinern. Der dritte Erbe ist der Araber gewesen. Er eroberte im 7. und 8. Jahrhundert die ganze Nordküste Afrikas, Spanien und die syrisch-persischen Länder und entfaltete in den eroberten Gebieten bald einen Glanz und einen Reichtum, der das Abendland weit überstrahlte, der aber auch wesentlich auf den alten Erbstücken beruhte. Die christlichen Syrier waren es hauptsächlich, welche den Arabern einen guten Teil der alten griechisch-römischen Kultur übermittelten, so daß die Araber als Lehrmeister des europäischen Abendlandes auftreten konnten. Dazu fiel es schwer ins Gewicht, daß die Araber den damaligen Welthandel zwischen Asien, Afrika und Europa in den Händen hatten und das Mittelländische Meer mit ihrer Flotte beherrschten. So waren sie nicht nur auf vielen Gebieten der geistigen, sondern vor allem auch der materiellen Kultur dem Abendlande überlegen, welches die neuesten und besten Fabrikate aus den Ländern des Islams bezog. Darum vermochten es die Muhammedaner ein Jahrhundert, nachdem sie bei Tours und Poitiers zurückgewiesen worden waren, während der Auflösung des karlingischen Reiches in Italien vorzudringen, bis hier die Normannen als Vorposten der abendländischen Kultur Fuß faßten und wesentlich unter ihrer Mitwirkung die Kreuzzugsbewegung in Fluß kam, welche als kräftiger Offensivst[oß]

LXXVIII.

Drei Dramen Gerhart Hauptmanns.

Die Weber. Hanneles Himmelfahrt. Die versunkene Glocke.

Von J. Sörensen S. J.

II.

„Hanneles Himmelfahrt" ist ein Erzeugnis desselben Geistes wie „Die Weber". Hier ist derselbe schnöde und frivole Mißbrauch mit dem Christentum getrieben, wie in „den Webern"; es dient auch hier dazu, den härtesten Kontrast mit der nackten Wirklichkeit zu schaffen. Auch inhaltlich besteht eine gewisse Uebereinstimmung: es ist Leid und Elend und Bedrückung, die geschildert werden; nur drängt in „den Webern" die Not zu Taten nach außen, hier dagegen sehen wir, wie sie in der Seele eines armen unschuldigen Kindes verläuft. „Hannele" wird so ein psychologisches Drama voll Lyrik und Innerlichkeit, voll Phantasie und Gefühl — das nur wegen seines mißglückten zweiten Teiles vom Publikum abgelehnt wurde.

Unser Hannele ist die vierzehnjährige Stieftochter eines Säufers. Die wilden Tiere behandeln ihre Jungen besser als er sein Kind. Vor Angst und Qual eilt Hannele fort, hinaus in die Winternacht. Aus dem Dorfweiher glaubt die aufgeregte Phantasie des Kindes die Stimme Jesu zu hören, der sie rufe! Sie stürzt sich hinein. Ein Arbeiter

der Schulmeister, die gerade des Weges kommen, ziehen
heraus und tragen sie ins Armenhaus.

Daß Hauptmann sich jetzt die Schilderung des Armen-
ises nicht entgehen läßt, ist klar. Er kann wieder nach
rzenslust „Typen“ schaffen, die an Schmutz und Wider-
rtigkeit denen der Weber nicht nachstehen, ja, ihnen
ntlich noch „über“ sind. Die Weber sind wenigstens an
gute Menschen, diese dagegen ein Auswurf der Gesell-
ft, die nur Ekel erregen. Ich möchte, nebenbei bemerkt,
ie wissen, wie Hauptmann solchen Geschöpfen helfen
hte, oder wie er von seinem Standpunkte aus sich ihre
löſung“ denkt, wenn er überhaupt an sie dächte; er
rläßt alles kühl und ruhig dem Zuschauer, und der ist —
os, und kann nur ratlos sein, denn es ist alles traurig,
er und trostlos. Merkwürdige soziale Erlöser!

Der Lehrer Gottwald, der Amtsvorsteher, der Doktor,
Arbeiter, eine Diakonisse und andere bemühen sich jetzt
das Hannele. Sie hat aber nur wenige klare Augen-
ke, und fängt an zu phantasieren. Nach längeren Um-
weisen läßt die Gesellschaft Hannele mit der Schwester allein.

Das Kind ist noch immer von großer Angst vor ihrem
efvater erfüllt. Der Anblick eines garstigen Ueberziehers
eines Hutes von einem der Armenhäusler erweckt in
gleich das Bild, ihr Vater sei gekommen und stünde am
de des Bettes. Die Schwester beruhigt mit milden Worten;
sie sich jedoch einen Augenblick entfernt, setzt das Delirium
so stärker ein. Sie sieht ihren schrecklichen Vater: „ein
offenes, wüstes Gesicht, rote struppige Haare, worauf
Militärmütze ohne Schild sitzt; . . . von der Erscheinung
t ein fahles Licht aus.“ Sie gerät in heftigstes Ent-
n und stürzt besinnungslos aus dem Bett.

Dieser Anfang der Träume Hanneles ist sehr natur-
eu geschildert. Ihre fromme Sehnsucht nach dem Himmel,
Wunsch, von dieser eklen Erde fortzukommen, ihre kind-

lichen Gespräche mit der Schwester sind an sich nicht bloß rührend, sondern durch den schneidenden Kontrast mit dem gleichzeitigen wüsten Treiben der Armenhausbewohner, deren Schimpfen und schmutzigem Gebahren, stellt es sich in unschuldiger Reinheit und Liebenswürdigkeit dar.

Wie die Schwester zurückkehrt, schwindet der Spuk. Hannele redet aber ganz irre. Der Dichter läßt sie sich in den Lehrer Gottwald verlieben! „Ein schöner Mann"; „Heinrich heißt er, gelt? Heinrich ist ein schöner Name, gelt? Du lieber, süßer Heinrich". „Er hat einen schönen Backenbart". Und sie denkt an die Brautkammer und das schneeweiße Federbett. Diese Phantasieen entsprechen doch nur wenig der durchschnittlichen Bildungsstufe eines armen, sonst unschuldigen und so unglücklichen Landmädchens; man denkt eher an das städtische Backfischlein und die „höhere Tochter", die sich in ähnlicher Art wohl mal in den Herrn Musiklehrer versehen können. Dazu kommt noch, daß Hannele unmittelbar darauf den Lehrer Gottwald mit dem „Herrn Jesus" verwechselt, nachdem sie eben noch zum Ueberflusse bemerkt hat, auf dem Haupte des Gottwald „wachse blühender Klee". Solchen blühenden Unsinn fördert ein Traum gewiß zu Tage, aber dennoch ist der „wahrheitssüchtige" Naturalismus hier mit dem guten Geschmack und der Schicklichkeit durchgegangen.

Darauf erblickt Hannele Engel, und ihre kürzlich verstorbene Mutter erscheint. „Diese setzt sich auf die Bettkant nach vorn gebeugt, mit bloßen magern Armen sich stützen eine blasse geisterhafte Frauengestalt. Sie ist barfuß un ihr weißes Haar hängt offen und lang bis auf die Bettdeck herab". Sie tröstet ihr Kind mit dem Hinweis auf da Paradies, wie es auch ein christlicher Dichter an Stel Hauptmanns nicht besser vermocht hätte. Hannele klagt:

Das ganze Herz ist mir verbrannt, Mutter!

Die Mutter: Gott wird es mit Rosen und Li

fühlen — und als Pfand ihrer Erlösung reicht sie dem Töchterchen eine Blume, Himmelsschlüssel —

Du sollst sie behalten als Gottes Pfand!

Die Mutter verschwindet; es wird Nacht und dunkel, liebliche Engelgestalten kommen und singen ein paar herrliche Strophen, wie die Erde mit ihren Gaben und ihrer Schönheit den Armen nur Kummer und Leid gebiert, und daß sie jetzt erscheinen als die Vorboten und Verkünder einer besseren Heimat.

Dieser Schluß des ersten Teiles ist tatsächlich wunderschön gedacht, und gießt ein tröstlich erhebendes Gefühl in jedes Herz. Die christlichen Ideen wirken hier wieder das, was sie zu aller Zeit gewirkt haben, und was nur sie wirken können, die Erlösung von dem irdischen Schutt und die Beglückung des Menschenherzens durch die unvergängliche Belohnung, durch die Liebe Gottes. Jawohl! wenn es dem Dichter nur Ernst damit wäre! Aber wir werden gegen Ende sehen, daß das Gegenteil der Fall ist. Stammte das Stück von einem unbekannten Meister, und wäre der zweite Teil verloren gegangen, wir würden unbedenklich den ersten Teil im ganzen genommen als ein herrliches Kunstwerk erklären eines durchaus christlichen Dichters. Und entdeckte man nach einigen Jahren im Familienarchiv das bestaubte Pergament mit dem zweiten Teile, würden wir das für einen unglücklichen Zufall halten auf Kosten des Urhebers.

Der zweite Teil bietet zunächst keine rechte Steigerung des ersten, sondern mehr eine bloße Fortsetzung. Das Delirieren der Kranken nimmt allerdings an Intensität zu, aber ideell, inhaltlich kommen wir nicht über die Gesichtspunkte des ersten Teiles hinaus.

Am Schlusse des vorigen Aktes sah Hannele Engel des Lichtes, jetzt erblickt ihre erhitzte Phantasie den schwarzen Engel des Todes, mit züngelndem Schwert in der Hand, sie stumm und starr anschauend! Auch die Diakonissin ver-

wandelt sich jetzt in eine ideale Traumgestalt, welche das Hannele vor den Angriffen des schwarzen Engels schirmt und schützt. Sehr charakteristisch ist, daß jetzt, wo es wirklich zum Sterben kommen soll, die Angst vor dem Tode ihr junges Herz nochmals zittern macht, das vorhin so sehnsüchtig nach dem Abschied von dieser Welt verlangte. Die himmlische Traumdiakonissin fängt jetzt an, Hannele einzukleiden. Ein weißseidenes Brautkleid zieht sie ihr an; der bucklige Schneider bringt auch noch gläserne Pantoffeln. Diese Reminiszenzen aus alten Märchen sind trefflich eingeflochten. Nach einem tieferen Gedankeninhalt späht man freilich vergebens; es wird nur „Sache" gegeben, ein phantasiereicher und abwechselungsvoller Vorgang wird gespielt, jedoch die tiefere Bedeutung des Einzelnen wie des Ganzen fehlt auch hier. Es ist hohe dichterische Phantasie, aber ohne eigentlichen dichterischen Geist.

Jetzt ertönt leise ein Trauermarsch; Hannele will, so scheint's, mit militärischen Ehren begraben sein. Lehrer Gottwald und seine Schulkinder erscheinen mit Psalmbüchern zum Begräbnis und darauf bringen vier weißgekleidete Jünglinge einen gläsernen Sarg. Meisterlich ist an dieser Stelle, wie Hauptmann immer auf die nächstkommende Erscheinung vorbereitet, um den Schein der Willkür zu vermeiden und eine gewisse einheitliche Entwickelung zu sichern. So z. B. entzücken sich die guten Dorfbewohner zunächst an dem schönen Anblick der Leiche, und allmählig steigt dabei ganz natürlich in ihnen der Unwille auf gegen Hanneles grausamen Vater. Jetzt ist man auf sein Erscheinen gefaßt, und er kommt wirklich — es ist wohlgemerkt noch alles der Traum Hanneles — er ist selbstverständlich naturalistisch betrunken, wankt und flucht und gröhlt.

Gleich auf dessen Fersen tritt ein wundersamer Gast herein. „Ein Mann in einem braunen abgetragenen Havelock; dreißig Jahre alt, mit langem schwarzen Haar, blassem Ge-

sicht und den Zügen des Lehrers Gottwald. Er hat einen Schlapphut in der linken Hand und Sandalen an den Füßen". Wer mag das wohl sein?

Der Fremde wendet sich sogleich dem grausamen Vater Hanneles zu, auf ihn hat er's abgesehen. Ganz demütig bittet er diesen, mit offenbarer Anspielung auf die sieben Werke der christlichen Barmherzigkeit, um Wasser, die Füße zu waschen, um Wein, seinen Durst zu stillen, um Brod, denn ihn hungert. Frech und grob weist ihn Mattern, so heißt der Vater, ab. Der Fremde bietet ihm dann selbst seine Hülfe an als Arzt, als geistiger Arzt. Frech und grob weist ihn der andere ab. Der Fremde bietet sich an, ihm die Füsse zu waschen, er will ihm süßes Brot geben. Frech und grob weist ihn der andere ab. Der Fremde sagt, er sei ein Bote des Himmels, Jesus der Sohn Gottes! Frech und grob weist ihn der andere ab. Der Fremde versucht, ihm ins Herz zu reden, in ihm Reue zu erregen, er verlangt Rechenschaft über sein Kind. Frech und grob weist ihn der andere ab. Er frägt vergebens: Hast du dir nichts vorzuwerfen? Hast du mir nichts zu sagen? Der andere bleibt verstockt und behauptet gar, recht gehandelt zu haben! „In diesem Augenblicke zeigt sich in Hanneles gefalteten Händen eine Himmelsschlüsselblume, welche eine gelblichgrüne Glut ausstrahlt. Mattern starrt wie von Sinnen, am ganzen Leibe zitternd, auf die Erscheinung; die andern rufen „Ein Wunder" und Mattern brüllt: „Ich häng mich u-uff!" Ab.

Welche Verhöhnung der göttlichen Person! Welch eine saft- und kraftlose Gestalt, ohne irgend welche Menschenkenntnis! Er wird einem Betrunkenen gegenübergestellt, von dem seine rührseligen Demutsreden ohne weiteres niedergetrumpft werden! So stellen sich jene Leute den Erlöser vor: Pietismus und Unglauben können in gleicher Weise ihre Freude an ihm haben. Mit Mattern hat er recht gründlich den kürzeren gezogen. Er hat auch nicht ein

einziges Reuewort ihm entlocken können, und dennoch hat er für ihn keinen Fluch, kein Gericht, keine Drohung, nichts. Die Szene erweckt schwache Reminiszenzen an die letzte Szene von Judas im Evangelium; aber dieser Judas erkennt wenigstens einigermaßen seine Schuld: ich habe unschuldiges Blut verraten. Dieser „Herr Jesus" des Hauptmann dagegen schlägt in einem fort auf den harten Felsen; der betrunkene Mattern hängt sich höchstens „u–uff" aus Schreck. Und jener ist nichts als ein einfältiger salbungsvoller Kandidat.

Was nun folgt, ist eine Entlehnung aus dem Evangelium von Jairi Töchterlein. Jetzt fällt der Havelock von den Schultern des Pseudo-Gottwald und er steht da in weißgoldenem Gewande. Ah! Alle weichen ehrerbietig vor ihm zurück. Er spricht:

„Fürchtet euch nicht! — (Dann erfaßt er Hanneles Hand): Das Mägdlein ist nicht gestorben. — Es schläft! (Mit tiefster Innerlichkeit und überzeugter Kraft) — Johanna Mattern, stehe auf!!!"

Merkwürdig ist hier nur, wie dieser „Herr Jesus", den Heiland im Evangelium kopierend, sagt, „sie ist nicht gestorben, sie schläft blos", und er dennoch „mit tiefster Innerlichkeit und überzeugter Kraft" in seinen Busen greifen muß, um sie aufzuwecken! Das ist ein Widerspruch; wenn er sich so ausdrückt: sie schläft blos, dann passen die großen äußeren Anstrengungen nicht; es ließ sich mit Ruhe und Würde dasselbe erreichen, und seine göttliche Macht erschiene um so größer.

Jetzt hält der Herr eine große Predigt, in der er mit ziemlich albernen Ausdrücken das Paradies beschreibt. Unter anderm:

Das weite weite Meer füllt rot roter Wein,
Sie tauchen mit strahlenden Leibern hinein ...

Das soll das Blut Jesu symbolisieren, in dem die Seligen sich waschen! Die Seligen brauchen nicht ihre Leiber zu

baden, abgesehen davon, daß es eine widerwärtige Vorstellung ist, daß es im „rot roten Wein“ geschieht. Außerdem müssen die Seligen bereits *vor* dem Eintritt in den Himmel mit dem Blute des Lammes gewaschen und mit dem hochzeitlichen Gewande angetan sein. Die ganze Beschreibung ist gerade so unglücklich, wie das Versmaß sinnlich tändelnd. Endlich gibt der fürsorgliche Jesus-Gottwald den Engeln genaue Vorschriften für Hanneles Auferstehung, wie sie dieselbe zu baden, abzureiben und zu kleiden haben, und darauf mit reifen Früchten, Erdbeeren, Himbeeren, Pfirsichen, Ananas und Orangen zu füttern! Schließlich fährt sie, wohlgewaschen und wohl gespeist,

Eia popeia ins himmlische Reich!

Diese letzten Szenen sind mindestens kindisch. Der Plunder aus der Kinderstube dient nur zur Verächtlichmachung der christlichen Wahrheit, der Himmel wird zur Puppenstube.

Bis hieher hat der Traum Hanneles gedauert; jetzt erst ist er zu Ende, und sie liegt in den letzten Zügen. Wir sehen wieder das erbärmliche Armenhauszimmer. Hannele liegt im Bett, ein armes krankes Kind. Aller Flitter ist fort. Blos der Doktor Wachter steht nüchtern da mit dem Stethoskop, die Diakonissin mit der Kerze:

Tot?

Tot!

Also es war alles eitel Traum, ein schönes Hirngespinst und weiter nichts. *Blos die nackte Wirklichkeit bleibt als die einzige Wahrheit übrig.* Die Wiederholung des einfachen Wortes „Tot“ wirkt wie am Schlusse der Weber der Schuß, welcher den guten Hilse ins Herz traf!

Falls es Hauptmann wirklich Ernst gewesen wäre mit der sozialen Erlösung, hier hätte er sich Gelegenheit schaffen können, um für dieselbe zu wirken. Daß im zweiten Teil

Jesus erscheint, ist an sich sehr zu loben, nur ist er nichts denn ein schwindsüchtiger Doppelgänger Gottwalds oder des Kandidaten Weinhold. Nicht einmal mit Mattern wird er fertig, er kann nur süß und salbungsvoll reden. Statt dessen mußte ein Jesus erscheinen mit Kraft und Majestät, der dem unbußfertigen Mattern seine Strafe androhte, darnach aber vor allem mit allen hartherzigen Unterdrückern ins Gericht ginge. Mattern müßte als Vertreter all jener Unbußfertigen dastehen, ebenso wie das Hannele das Bild der leidenden, aber bei Gott Hilfe suchenden Seelen sein müßte. Es müßte jener Heiland sein, welcher spricht: Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, — und der auch die Kraft besitzt, seinen Worten Nachdruck zu verschaffen. Dadurch würde ein freier Ausblick aus dem Armenhaus in die weite Welt gewonnen sein. Aber solche Gedanken wären eben christlich gewesen, sie passen ganz und gar nicht in den modernen atheistischen Katechismus, und auch nicht in die naturalistische engherzige Aesthetik.

(Schlußartikel folgt.)

LXXIX.

Bilder aus Hochkastilien.

Von Franz von Stockhammern.

III.

Ein lebhafter Verkehr entwickelt sich auch tagtäglich auf dem Markt, besonders in der schönen, neuen Verkaufshalle für Fleisch und Fische. Ich glaube, es gibt in Deutschland wenig Städte, die solch appetitliche, geräumige Markthallen aufweisen, wie man sie in ganz Spanien, überhaupt im Süden, antrifft. Ich kann insoferne aus Erfahrung sprechen, als ich es mir zum Grundsatze gemacht habe, in keiner Stadt, sofern es die Zeit nur irgendwie gestattet — und wo wäre man so pressiert, um nicht frühmorgens ein Stündchen herauszuschlagen — die Marktverhältnisse unbesichtigt zu lassen. Aus verschiedenen Gründen! Für's erste, weil der Markt einen interessanten Ueberblick über die Nahrungsmittel gewährt, die im Lande am gesuchtesten sind. Wer auf seine Gesundheit achtet — und dies ist bei längeren Reisen im heißen Süden auf das dringlichste zu empfehlen — wird bald herausbekommen, welche Art der Ernährung vorwiegt, und sich auch in der Auswahl seiner Gerichte daran halten, statt eigensinnig,, wie dies viele unerfahrene Reisende tun, möglichst viel Fleisch, der heimatlichen Gewohnheit folgend, zu verlangen.

Sodann ist es auch nicht ohne Interesse — und nur an Ort und Stelle möglich — festzustellen, wie in einem Lande, oder einer bestimmten Provinz sich die Lebensmittelpreise stellen; ich besitze darüber Aufzeichnungen aus Rom und Neapel so gut, wie aus Madrid, Barcelona und Marseille, und habe die kleine Mühe nie bereut, da sie wertvolles Material zu mancher brennenden Frage der Volkswirtschaft liefern, die, nur von einseitig deutschem Standpunkt aus beurteilt, allzuleicht zu Trugschlüssen führen könnte. Vorzugsweise die Höhe der Fleisch- und Getreidepreise ist vom nationalökonomischen Standpunkt aus sehr bemerkenswert und grundlegend für die Berechnung der landesüblichen Existenzminima. Und diese führt im Süden zu erstaunlichen, und den trotz allem Idealismus sehr materiell veranlagten Deutschen beschämenden Ergebnissen. Sie zeigt, daß in den romanischen Ländern die Lebenshaltung sich nicht nur billiger stellt, weil die dort überwiegende Mehl- und Pflanzenkost relativ geringeren Baraufwand erfordert, sondern, daß auch, besonders in den niederen Schichten der Bevölkerung, eine bewunderungswürdige Genügsamkeit herrscht. Die Ausgaben für Alkohol insbesondere sind geradezu minimal. Der spanische Kutscher, Lastträger, Arbeiter, Ausgeher, alles Leute, die bei uns durch reichlichen Alkoholgenuß bekannt sind, gibt per Tag, wenn es hoch geht, kaum vier perros chicos (= 20 centimos) aus, wohlgemerkt aber für sich und die ganze Familie. Allerdings sind, und gerade in Kastilien, die Löhne ziemlich bescheiden; mit 45 Pesetas im Monat lebt eine breite Schicht von Familien, nicht etwa Taglöhner, sondern fix angestellter Kategorien wie Trambahn-, Post-, Eisenbahnbedienstete. Dabei ist aber alles vergnügt und wohlauf, ja verlangt nicht einmal mehr. Charakteristisch hiefür ist, was mir der deutsche Wirt des „Krokodil“ in Madrid, ein Mann, der die spanischen Arbeiterverhältnisse von Grund aus kennt, von seinen meist aus Kastilien stammenden Kellnern erzählte. Diese sehr ehrlichen und ver-

lässigen Leute betrachten nämlich ihr Tagewerk dann für beendet, sobald sie den von ihnen ein für allemal festgesetzten Betrag an Trinkgeldern verdient haben. Kommt daher einmal ein besonders guter Tag, an dem dem diese 2 oder 3 Pesetas schon um 6 Uhr erreicht sind, dann schickt Jose nach seinem Ersatzmann und verabschiedet sich mit stolzer Geberde von seinem Brotherrn, ihm viel Vergnügen bis morgen wünschend. Die Idee des Gewinnes, des über das Tägliche hinaus Profitierens, die Gelegenheit ausnützen Wollens ist diesen Leuten völlig fremd.

So billig sich aber bei dieser Anspruchslosigkeit die überwiegend vegetarische Lebensführung der mittleren und unteren Stände stellt, so teuer würde sich der Haushalt gestalten, wenn Fleisch eine größere Rolle spielen sollte. Denn um nur die Durchschnittsnotierungen für Rindsfilet zu erwähnen, nach dem auf und ab sich die Preisskala der übrigen Fleischsorten- und Qualitäten zu bemessen pflegt, so war auch in Burgos 2,50-3,00 Pesetas der durchschnittliche, selbst in unserem, ob seiner Fleischteuerung so verschrieenen Vaterlande noch nicht erreichte Preis für das Kilogramm. Und auch Schaf- oder Schweinefleisch notierte mit 1,50-2,00 Pesetas per Kilogramm, ein Betrag, der es der breiten Masse unmöglich macht, jemals sich ein ausgiebiges Fleischgericht zu gönnen. Sehr billig sind dagegen die Fische, besonders die unedleren Sorten, und geradezu ideal die Kaufverhältnisse bezüglich aller, und zwar der feinsten Gemüsearten, wie Artischoken und Spargel, ferner Hülsenfrüchte und Mehlpräparate, die ähnlich den Makkaronis der Italiener, die pièce de resistance des einfacheren Küchenzettels bilden. Von Neid aber erfüllt wird der Ausländer, wenn er eine der Bodegas betritt, in denen in langen Reihen hochgewölbte Fässer lagern, alle voll des trefflichsten 13grädigen Weines, 15–25 Centimos der Liter. Solch niedere Preise gelten aber wohlgemerkt nur für Landweine, die für den Versand und — Verschnitt nicht geeignet, rasch weggetrunken werden müssen.

Edlere Sorten aber, echte, süße Weine stehen sehr hoch im Preise. So tranken Soden und ich im Hotel des Klosters Montserrat (bei Barcelona), dessen Reellität über jeden Zweifel erhaben ist, da es unter beständiger Kontrolle der Patres steht, eine Xeres zu 8 Pesetas, und das war noch lange nicht das Teuerste. In Madridener und Barcelonesеr guten Weinstuben ist ein derartiger Wein unter 10–12 Pesetas überhaupt gar nicht zu haben. Man kann sich daher denken, was bei uns alles unter der Maske Xeres und Malaga zu 3 Mark segelt!

Auch zur Beobachtung des eigentlichen Volkslebens und Volkscharakters gibt es nicht leicht einen geeigneteren Platz als den Markt, eine Stätte, die schon einer der größten Menschenkenner, Diogenes zu Athen, gern zu diesem Zweck aufsuchte. Hier, wo sich so leicht Gelegenheit zu unredlichem Gewinn bietet, wo die nagende Sorge des Alltags den kleinen Mann zum Preisdrücken zwingt, die geplagte Mutter mit ärmlichem Küchengeld nur mit rechnendem Bangem umherwandern läßt, gibt sich das Volk ungeschminkt, wie es ist. Und wie man in Neapel über die selbstsichere Vergnüglichkeit staunt, mit der Käufer und Verkäufer sich nach Kräften zu betrügen suchen, so freut man sich hier in der Hauptstadt Kastiliens über die Wohlanständigkeit, die den ganzen Marktverkehr kennzeichnet. Es gibt kein Gekreische, kein Gefeilsche, keine der unschönen Hand- und Armbewegungen, die der Affekt der Gewinnsucht unwillkürlich auszulösen pflegt. Der Preis der Ware steht überall sauber angeschrieben — Sauberkeit ist überhaupt eines der hervorragendsten Merkmale dieser Markthallen, und Leute, die immer nur vom schmutzigen Spanien reden, haben sicher nie den Fuß in eine solche gesetzt —; gefällt sie, wird das entsprechende Quantum verlangt, im andern Fall geht es ohne Wortschwall, in Ruhe und Bedachtsamkeit zum nächsten Stand. Noch weniger, wie kreischendes Anbieten und unschönes Feilschen, gibt es Betrügereien. Auch dies gilt wohlgemerkt nur für Nordspanien; südwärts von

Toledo können es die Händler, Wirte, überhaupt jeder, mit dem man geschäftlich zu tun hat, getrost mit dem unverschämtesten Kollegen in Neapel aufnehmen. Hier aber macht niemand den Versuch, den andern auszubeuten, selbst wenn er dessen Unerfahrenheit oder Arglosigkeit bemerkt. Ich kann dies aus eigener Anschauung bestätigen. Als wir nach Barcelona kamen, verstanden wir noch kein Wort spanisch. Man gab ruhig dem Kutscher, Gepäckträger oder Kellner einen Duro, und von dem, was einem gebührte, fehlte beim Herausgeben auch nicht ein Centimo, wie nachträgliche Erkundigung im Hotel ergab. Es ist Pflicht eines jeden Fremden, der dies schöne Land bereist hat, die Redlichkeit als charakteristisches Merkmal der Bewohner der nördlichen Provinzen ausdrücklich hervorzuheben, da jeder, der einmal in Venedig oder Neapel ordentlich über die Ohren gehauen wurde, es als sein verbürgtes Recht betrachtet, den ganzen Süden Europas als von Spitzbuben bewohnt zu verschreien. Und noch etwas ist außer dieser Ehrlichkeit des Nordspaniers — in diesem Sinne gehört auch Madrid, als in Castilla la nueva liegend, zu Nordspanien — zu betonen: sein Stolz. Trinkgelder nimmt dort nur selten ein Trambahnkondukteur oder Kutscher; in manchen Cafés und Restaurants ist dessen Annahme ausdrücklich verboten und das Verbot durch Anschlag jedem Gast bekannt gemacht. Wie weit diese Zurückhaltung geht, dafür nur ein Beispiel. In Madrid auf der Elektrischen entfiel mir einmal eine Peseta beim Wechseln. Der Kondukteur, ein Castellano legitimo, ließ nicht nur sofort den Wagen halten, sondern lief zurück, um die Münze zu suchen. Was lag näher, als ihm in Anerkennung dieser gewiß nicht zu beanspruchenden Gefälligkeit die gefundene Peseta zu schenken? Er aber wies das Anerbieten fast entrüstet zurück, mit dem Bemerken, wenn er das gewußt hätte, hätte er das Geld lieber liegen gelassen. Es sei nur als Freundlichkeit gedacht gewesen! Und dabei lebte dieser Mann samt Familie mit 45 Pesetas per Monat!

Bei dieser Redlichkeit und diesem angeborenen Stolz sind denn auch all die kleinen Durchstechereien, die unsere weiblichen Dienstboten in Gestalt des „Marktgroschens“ und ähnlich euphemistischer Bezeichnungen für glatten Betrug als Gewohnheitsrecht zu betrachten gewohnt sind, bei den Burgoser Dienstmädchen absolut unbekannt. Im Gegenteil, die kastilianische, auch die asturische Magd wird ihren ganzen Witz aufbieten, um zum Vorteil ihrer Herrschaft einzukaufen. Darum sind die Mädchen aus diesen Provinzen auch in ganz Spanien gesucht und geschätzt. Ueber all das belehrte mich die Dueña (Hausfrau) meiner trefflichen Fonda, deren brillant geführter Haushalt bewies, daß sie mit ihrem Personal umzugehen verstand. Meinem Interesse aber für die Markt- und Verpflegungsverhältnisse brachte ihr Mann, der als Küchenchef lange in Frankreich, dem Vaterland seiner Kochkunst, tätig gewesen, volles Verständnis entgegen.

Doch hat auch das geschäftige Burgos seine ruhigen Stunden. Abends, wenn die elektrischen Bogenlampen die Plaza mayor mit ihrem milden Licht überfluten, da herrscht auch in dieser ernsten arbeitsfreudigen Stadt jenes eigenartige Getriebe vergnüglichen Müssigganges, das man im Norden Spaniens so gut wie im Süden vorfindet. Da wimmelt es in den halbdunklen Bogengängen, die den stattlichen Platz umsäumen, von Menschen, die trotz der kühlen Nachtluft nicht müde werden, lebhaft plaudernd stundenlang sich durch das Gedränge zu winden, das vor den hübschen kleinen Läden mit seltsam ausstaffierten Auslagen, den Cafés, Tabakläden und Lottobuden sich hin- und herschiebt. Im März vollends, bei meinem zweiten Aufenthalt auf der Rückreise von Silos, war es noch ärger; da schien nach 9 Uhr die halbe Stadt auf den Beinen. Hohe Offiziere und armselig gekleidete Eseltreiber, Priester und Bettler, wohlhabende Frauen und Arbeiterinnen in zerschlissener Mantilla, all das bevölkert, ohne Unterschied des Standes eng durcheinander gedrängt, die Plaza, freut sich der Sternenpracht des Himmels.

des langsamen Schlenderns, der harmlosen Plauderei. Hin und wider bildet sich eine Gruppe, die voll Spannung und Beifallsfreude den langgezogenen, wehmütigen Tönen lauscht, die Volkssänger, um ein fahrbares Klavier geschart, zum besten geben. Manche dieser Lieder, Nachklänge aus den Zeiten, da Tareks wilde Horden in Kastiliens frostigen Hochlandsnächten dem Himmel ihre Sehnsucht nach den wärmenden Gluten der heimatlichen Wüste klagten, sind von ergreifender Wirkung. Der eigentlichen Melodie geht meist eine Art Sprechgesang voraus, mit einigen langausgehaltenen Tönen, düster, wie vom Wehschrei eines geknechteten Volkes durchzittert; dann eine Pause nachdenklichen Schweigens, und der Sänger beginnt. Wildes Händeklatschen seiner Genossen steigert das Feuer seines Vortrags; Zorn, verhaltene Leidenschaft, glühende Sehnsucht, jubelnde Siegesfreude, unendliche Traurigkeit — all das spricht in jähem Wechsel auch dem aus diesen Weisen, der ihre seltsamen Worte nicht versteht. Da, ein wilder Griff in die Saiten, ein gellender Aufschrei wie in Todesnot, und während die Erregung noch nachzittert in den Herzen der Zuhörer, leiten schon wieder sanfte Mollakkorde über zu einer neuen Strophe. Reizvoller noch werden diese Lieder, wenn Tanz, besonders der Tango sie begleitet, wenn die Kastagnetten klappern, wilde Schreie der Musiker zwischen hineintönen, die Tänzer in rasendem Wirbel sich um sich selbst drehen und eine Erregung die ganze malerische Gruppe durchtobt, die an die ekstatischen Zustände arabischer Derwische erinnert.

Der musikalischen Betätigung sind bei diesem vom polizeilichen Gängelband nicht übermäßig geplagten Völkchen überhaupt fast gar keine Schranken gezogen. Hier an der Straßenecke lassen Violinspieler ihre lockenden Weisen ertönen, bis zum jenseitigen Trottoir hinüber füllt sich's mit gaffenden Zuhörern. Und nicht nur der Freude, auch dem düstern Lied herben Leides leiht die Musik ihre Töne. Dort, im tiefsten Schatten des Bogenganges, lehnt ein armer,

alter blinder Mann und zupft wie traumverloren mit schwächezitternder Hand an den armseligen zwei Saiten, die er kunstlos über ein Stückchen Brett gespannt hat. Ihm ists nicht darum zu tun, Fröhliche zu machen — wen auch sollten diese zirpenden Jammertöne erfreuen können; nur hören sollen sie auf ihn, die da vorübergehen im Gefühle des Gesättigtseins, sehen sollen sie ihn, der Nachts nicht weiß, unter welcher Hauseinfahrt die abgemagerten Glieder zusammenkrümmen, geben sollen sie ihm, den nagenden Hunger davon zu stillen. Was an eigener Kraft und Daseinsberechtigung verzweifelndes Bettlerelend da oft ersinnt, um die Mildtätigkeit der Begüterten zu rühren, was es in die alltäglich geübte Tat umsetzen darf, das ist mit nichtspanischen Begriffen von Straßenpolizei einfach unvereinbar. Nicht nur, daß Arm- und Beinstümpfe, Luxationen, fressende Geschwüre jedem Vorübergehenden gezeigt werden, alles oft nur das Produkt der Spekulation habgieriger Eltern, die des armen Wurmes weiche Glieder brachen, oder aus den Gelenken drehten, ihm schmutziges Kupfer auf sonst leicht heilende Wunden legen, um ihm eine nach ihrer Auffassung auskömmliche Existenz als Bettler zu sichern. Mehr noch! In Madrid, in den eleganten Straßen voll prächtiger Läden, die zur Puerta del Sol führen, hatte ich tagtäglich solch einen Unglücklichen gesehen, der, offenbar gelähmt, auf allen Vieren durch das Gedränge hastender Menschen kroch, Ellenbogen und Knie mit halb durchgerutschten Lederpolstern geschützt, an den Schuhen hellklingende Glöckchen, in den Händen zwei Blechdeckel, die er mechanisch zusammenschlug. So bahnte dieser Aermste der Armen sich einen Weg durch das Gewühl gutangezogener Menschen, von Zeit zu Zeit flehend seinen Hut hochhaltend, stumpfen Auges die Centimos prüfend, die mitleidige Hände herabfallen ließen. Solch krasse Typen gab es hier nicht, wohl aber nicht minder ins Herz greifende Bilder. Begegnen einem doch — es war Karnevalszeit — manchmal seltsame Aufzüge von Krüppeln,

Blinden und Lahmen, die, aufs groteskeste als Harlekins maskiert, ihr eigenes Elend höhnend, mit lustiger Musik die Stadt durchziehen. Ein an Armen und Füßen gelähmter Idiot fährt auf niederem Rollwägelchen voraus, zwei Bucklige ziehen die traurige Last. Entsetzenerregend grinst das ausdruckslose Gesicht des Unglücklichen unter der zerknitterten, buntfarbigen Narrenkappe hervor, hinterdrein wankt, von zwei Blinden untergefaßt, ein Mann auf schiefgetretenem Stelzfuß, wie in ausgelassener Fröhlichkeit eine lange Stange mit einer Fahne schwingend, mit der seltsamen Inschrift „Elendsbruderschaft“! All dies trübselige Elend in schmutzigem Bajazzokostüm schleppt sich mit Schreien und Lärmen durch die engen Gassen, hält an jedem besseren Haus, dringt in die Höfe, gibt dort gellende Weisen von sich, teilt an der nächsten Ecke mit der Redlichkeit der vom Schicksal Enterbten das Erträgnis dieses abstoßenden Beutezuges. Und ähnlichen Trupps begegnet man zu dieser Zeit in allen größeren Städten, erregten sie doch schon in Barcelona unser Entsetzen am ersten Tag, da wir spanischen Boden betraten.

Diese Bettlermisere, die zudem zunimmt, je weiter man nach Süden kommt, ists denn auch, die Spanien selbst bei Fremden, die sonst zu ganz objektiver Beurteilung geneigt sind, diskreditiert und diskreditieren muß, solange nicht die Gesetzgeber und die Behörden energisch eingreifen. Es fehlt nemlich keineswegs an Mitteln oder Zufluchtsstätten für diese Massen von Unglücklichen, stehen doch große Hospitäler und Pfründnerasyle fast leer, obwohl es in den Straßen von Menschen wimmelt, die jahraus, jahrein im Freien nächtigen. Dem Spanier der höheren Klasse ist sogar ein ausgeprägter Sinn für charitatives Wirken eigen; es gibt wohltätige Vereine und Veranstaltungen aller Art, Frauen aus Adels- und Bürgerkreisen mühen sich in aufopfernder Tätigkeit, die Priester predigen mit Feuer von der Pflicht der Nächstenliebe: den meisten der Armen aber und Elenden

fehlt es an dem einfachen Willen, an der Geneigtheit, sich in die Ordnung eines Asyls zu bequemen. Und der Polizei hinwiederum — all dies erfuhr ich später bei den landeskundigen französischen Patres von Silos — fehlt es an der gesetzlichen Handhabe, solch traurige Typen zwangsweise einzuschaffen, oder nach ihrer Heimat zu bringen, und hätte sie solche Handhaben, dann fehlte es ihr wieder an der Energie des Eingreifens. So sind diese Erscheinungen krassesten Elends, das sich in den Straßen der schönsten und wohlgepflegtesten Städte Spaniens ungeniert breit macht, das Auge des ordnungsgewohnten Fremden beleidigend, nicht auf Gefühllosigkeit und mangelnden Wohltätigkeitssinn der Bevölkerung zurückzuführen. Sie haben ihren Grund vielmehr fast nur in der Indolenz und Nachlässigkeit der Behörden, die, wie bei uns übertriebene Düftelei und Zopferei, dort den ganzen amtlichen Geschäftsgang unerfreulich kennzeichnet.

Ganz anders aber, ernst und erbaulich, gestaltete sich das Bild freigewählter Armut und Entsagung, das sich mir im Kloster der ehrwürdigen Karmeliter drüben an der neuen Brücke erschloß, zu dessen Besichtigung mich eine von Silos aus veranlaßte Zuschrift des Pater Bibliothekar freundlichst eingeladen hatte.

LXXX.

Rom und der Syllabus.

Ein erweiterter Vortrag von Prof. Dr. Carl Braig, Freiburg i./Br.

(Schluß.)

III.

Der Sturm des erregten Stimmenmeeres, das gegen den Syllabus Pius' IX. und seine Kirche braust, tut eindringlicher als manch anderes Ereignis dar, daß Rom heute noch die Weltstellung einnimmt, die es seit den Tagen sich erworben hat, da Petrus und Paulus in der Hauptstadt des alten Römerreiches die Kirche Jesu Christi gegründet haben. Oder, wenn Rom der Welt nichts mehr wäre, der Welt nichts mehr zu sagen hätte, wie denn kommt es, daß alle Welt sich so leidenschaftlich und unabläßig für und wider Rom ereifert?

Was hat Rom der gesamten, der katholischen und der nichtkatholischen Welt bis auf die Stunde mit dem Syllabus zu sagen, der Tafel „der Hauptirrtümer unserer Zeit"?

Wir wollen uns nicht in Allgemeinheiten und nicht in Einzelheiten verlieren. Darum greifen wir zwei Sätze heraus. Sie sollen uns sprechende Beispiele sein, welche die prinzipielle, die auktoritative Bedeutung des Syllabus ins Licht rücken.

Wir wählen zunächst und mit Absicht den Ausspruch, von dem man auch auf wohlwollender Seite hören kann, er sei mit Unrecht vom päpstlichen Stuhle verworfen worden. Es ist der Satz 61 im Verzeichnis der Irrtümer.

Sein Wortlaut besagt: „Fortunata facti iniustitia nullum iuris sanctitati detrimentum affert.“ Wir übersetzen: „Das Unrecht, das einem vom Erfolge begünstigten Tatbestand anhaften mag, tut der Heiligkeit des Rechtes keinen Eintrag.“

Was soll es um den Ausspruch sein? In welchem Sinn ist er vom Papste verurteilt worden, und welches ist die Tragweite seiner Verwerfung?

Der Sinn des Satzes wird von gewisser Seite dahin gedeutet: Ein Tatbestand, der zwar auf einem ungerechten Unternehmen beruht, aber vom Glücke begünstigt und gesichert ist, vermag die Idee des Rechtes, die Heiligkeit des Rechtsprinzipes nicht anzutasten. Will das unser Satz ausdrücken? Die Verletzung fremden Eigentumes z. B., das ein glücklicher Unternehmer an sich gebracht hat und das er mit Geschick zu behaupten weiß — soll betont sein, daß diese Verletzung die Idee des Eigentumsrechtes selber niemals schädigen, die Heiligkeit des siebenten unter den göttlichen Geboten doch in keiner Form beeinträchtigen könne?

Man möchte vielleicht versucht sein, in der Formel: „Das Unrecht, das einem vom Erfolge begünstigten Tatbestand anhaften mag, tut der Heiligkeit des Rechtes keinen Eintrag“ — den Kern einer altklassischen Vorstellung wieder zu finden. Sophokles kleidet den Gedanken in das Gewand unsterblicher Poesie. Der Dichter singt im ‚König Oedipus‘ von

„— den Urgesetzen,
Die, in den Höhen wandelnd, in Aethers
Himmlischem Gebiet, stammen aus dem Schoße
Des Vaters Olympos, nicht
Aus sterblicher Kraft geboren.
Niemals wiegt sie in Schlaf stumme Vergessenheit:
Es belebt sie mächtig ein Gott, der nicht altert.“ [1])

---

1) Nach Donners Uebersetzung: 848–854.

Machen diese idealen Anschauungen von der göttlichen Heiligkeit des Rechtes und des sittlichen Urgesetzes, die durch kein Unrecht angreifbar ist, den Sinn des 61. Syllabussatzes aus? Dann müßten wir jenen beistimmen, die meinen, der Satz könne nur durch ein Redaktionsversehen der römischen Theologen in das „Verzeichnis der Hauptirrtümer unserer Zeit" hineingeraten sein. Und bei solch einer Sachlage, wenn ein an sich richtiger Gedanke vom Papst unter die verdammenswerten Zeitmeinungen aufgenommen wäre, müßte die Bedeutung des ganzen Syllabus auf ein geringes Maß herabsinken. Das ist nicht zu bestreiten. Allein wie steht es um die vorgeführte Erklärung der 61. These? Liegt da nicht ein Deutungsversuch vor, dem man das Gemachte, das Gekünstelte doch allzuleicht ansieht?

Die den vom Syllabus verworfenen Grundsatz aufgebracht haben, sie meinten etwas ganz anderes, als die Begeisterung des Idealismus, dem das Recht und die Gerechtigkeit, von keiner Schlammwoge erreichbar, in reiner Sonnenhöhe thronen, sich träumen lassen mag. Die zeitgeschichtliche Betrachtung — und wir dürfen sie nicht ausschalten, wenn wir zutreffend erkennen wollen — zeigt, wohin die vom Papste gerügten Bestrebungen zielten, und sie läßt verstehen, in welchem Sinne die leitenden Prinzipien gewisser Politiker und Nichtpolitiker verurteilt worden sind.

Im März des Jahres 1860 waren das Großherzogtum Toskana, die Herzogtümer Parma und Modena, ferner der Teil des Kirchenstaates, der die Romagna hieß, die Provinz mit der Hauptstadt Bologna, von der piemontesischen Regierung ihren rechtmäßigen Herren weggenommen und mit dem sardinischen Königreiche Viktor Emanuels vereinigt worden. Die Blicke der Eroberer richteten sich alsbald auf das Königreich beider Sizilien, das Garibaldi mit seinen Freischaren im Mai 1860 besetzte. Der sardinische Minister Graf Camillo Cavour ließ nun unter dem Vorgeben, Rom und das Patrimonium Petri, das Erbe des hl. Petrus gegen Garibaldis

Anschläge schützen zu wollen, die Piemontesen in die Marken und in Umbrien einrücken, in das päpstliche Gebiet mit den Hauptplätzen Ancona und Perugia. Bei Castelfidardo kam es am 18. September 1860 zur Schlacht. Die Truppen des Papstes unter Lamoricière wurden von dem piemontesischen General Cialdini zersprengt. Sizilien und Neapel, die Marken, Umbrien, der ganze Kirchenstaat mit Ausnahme von Rom und seiner Umgebung wurden, wie die früher weggenommenen Landesteile, zu Sardinien geschlagen. Den 18. Februar 1861 hatte sich das erste italienische Parlament in Turin versammelt. Auf dessen fast einstimmigen Beschluß nahm Viktor Emanuel den Titel eines Königs von Italien an. Das geschah den 17. März 1861.

Graf Cavour verhehlte die Endziele seiner Politik gar nicht. In einer Kammersitzung, es war am 25. März 1861, äußerte sich der Minister vor aller Welt. „Rom muß die Hauptstadt Italiens werden", verkündigte Cavour; „ohne die Hauptstadt Rom kann Italien nicht endgiltig konstituiert werden; darin wurzelt das Recht Italiens auf Rom als seine Hauptstadt. . . . . Nicht klimatische, nicht strategische, nicht topographische Gründe machen eine Stadt zur Hauptstadt einer Nation, sondern große geschichtliche, moralische Momente: diese vereinigen sich sämtlich auf Rom, auf Rom allein."

Zu den Ereignissen, an die hier kurz erinnert worden ist, hat Papst Pius IX. Stellung genommen in dem Geheimen Konsistorium, das am 18. März 1861 abgehalten wurde.[1])

„Man verlangt", erklärte Pius vor den Kardinälen, „daß der Papst sich mit dem Fortschritte, mit dem Liberalismus, wie sie das heißen, und mit der modernen Kultur versöhnen und vertragen solle. Wenn uns in der jüngsten Zeit Ratschläge in Sachen der bürgerlichen Verwaltung

1) Alloc. Jamdudum cernimus. 18. Mart. 1816.

erteilt worden sind, so haben wir sie angenommen, mit Ausschluß jedoch und unter Verwerfung des Gedankens, der dahin ging, daß wir den an uns schon verübten Raub gutheißen sollten. Abtrünnige nämlich gibt es, die im Vertrauen auf die Straflosigkeit, die ihnen ein bedenkliches Regierungssystem gewährt, die Gewissen verwirren, die Schwachen zu Rechtsverletzungen aufreizen und die Gefallenen mit üblen Lehren sicher zu machen suchen. Namentlich will man, daß wir öffentlich erklären sollen, die dem päpstlichen Stuhl entrissenen Provinzen seien in das freie — rechtmäßige — Eigentum der Usurpatoren übergegangen. Man fordert also vom Apostolischen Stuhle, der immer der Hort der Wahrheit und der Gerechtigkeit gewesen, er solle aussprechen: Eine Sache, die rechtswidrig und mit Gewalt weggenommen worden, könne vom ungerechten Angreifer unangefochten und ohne Bedenken behalten werden. Das heißt, der falsche Grundsatz will aufgestellt werden: Das Unrecht, das einem vom Erfolge begünstigten Tatbestand anhaften mag, tut der Heiligkeit des Rechtes keinen Eintrag."

Nun sehen wir klar, bei welchem Anlaß und in welchem Zusammenhange der vom Syllabus aufgenommene Satz das erstemal gebrandmarkt worden ist, und wir erkennen, warum der Satz nicht etwa verworfen werden durfte, sondern warum er verworfen werden mußte. Pius IX. wandte sich gegen eine Regierung, von der Döllinger im Jahre 1861 noch geschrieben hat: „Sie vereinigt die schamlose Tyrannei eines Konventes, die freche Sophistik einer Advokatenwirtschaft und die schonungslose Brutalität des Säbelregimentes". Selbst Napoleon III., der, wie auch England, insgeheim und später offen die Pläne Jungitaliens förderte, so gut er konnte, hat doch, als er (15. Juni 1861) die Anerkennung des neuen Königreiches Italien aussprach, die piemontesischen Gewalthaber wissen lassen, daß Frankreich mit der Anerkennung „keineswegs die Bedeutsamkeit der vom Heiligen Stuhle gegen

den Einfall in die päpstlichen Staaten erhobenen Verwahrungen abschwächen wolle".[1])

Es kann nicht der leiseste Zweifel bestehen: der Papst war mit seinen Verwahrungen nicht bloß im Rechte; nein, sie zu erheben war des Papstes Pflicht. Angesichts seiner Obliegenheit „die unveränderlichen Gesetze der ewigen Gerechtigkeit zu lehren", konnte der Papst nicht anders. Er mußte gegen jene Volksverderber sich aussprechen, die, wie Pius IX. betonte, „durch Wort und Schrift es dahin gebracht hatten, daß die Anschauungen der Menschen verkehrt, der Sinn für das Sittlichgute geschwächt und der Abscheu gegen die Ungerechtigkeit aufgegeben seien".

Eines der Mittel, das Rechtsgefühl im Volke zu fälschen, zu zerstören, war eben die Verbreitung des Grundsatzes, das Recht und das Gesetz, worauf sich die Völker zu berufen pflegen, sei gar nicht das Recht; das sei vielmehr alles Willkür, die man verachten müsse. Denn das Recht, so predigten die Umstürzler damals schon, sei durch die Uebermacht des Stärkeren entstanden; der Erfolg seiner Gewalt habe das Recht geschaffen und schaffe dieses fortwährend. Nicht begehe der Stärkere ein Unrecht, hieß es, wenn er dem Schwächeren etwa sein Eigentum wegnehme; vielmehr verstoße der Schwächere gegen das Recht, wenn er sich gegen die Macht und das Ansehen, gegen das Glück und Geschick des Stärkeren auflehne, wenn er sich beklage, statt einfach den geschaffenen Tatbestand gutzuheißen, dem Sterne dessen sich zu beugen, dem die Zeitumstände und ihre höhere Notwendigkeit seine Plane habe gelingen lassen.

Wir sehen, es stecken die schlimmsten Verkehrtheiten in dem Grundsatze, der verkündigt wissen will: Der Erfolg, das Gelingen, das Glück eines Unternehmens begründet seine Rechtmäßigkeit, seine Erlaubtheit, und darum schädigt ein

1) Vergl. Nürnberger, Papsttum und Kirchenstaat I, 3 S. 272 (und die dort verzeichnete Literatur).

sogenannte Ungerechtigkeit, die einem siegreich durchgeführten Plan anhängen mag, die Heiligkeit des sogenannten Rechtes nicht. Wahrlich, hier ist nicht die Rede von den göttlichen Urgesetzen des Rechtes und des Rechten, die, nicht heut und gestern erst, sondern immerdar lebendig, von keinem Unflate berührt werden können.[1]) Nein, da wird unverblümt und rücksichtslos vorgetragen, was der vor kurzem verstorbene Wiener Rechtslehrer und Sozialpolitiker Anton Menger zum Grundgedanken seiner „Neuen Sittenlehre" gemacht hat, nämlich die These: Alles Recht beruht auf den Machtverhältnissen der menschlichen Gesellschaft; sittlich ist, was sich den herrschenden sozialen Machtfaktoren anpaßt, und unsittlich ist, was sich diesen Mächten nicht anpaßt.[2]) Das heißt doch nicht, Recht und Gesetz als ein unantastbares, himmlisches Heiligtum über den Erdenschlamm der Ungerechtigkeit hinausheben! Nein, der neue Grundsatz, eine unabweisbare Folgerung aus der naturalistisch-sozialistischen Auffassung vom Menschen und seiner Stellung in der Welt, will allem Recht und aller Sittlichkeit die Geburtsstätte im Schlamme selber anweisen.

Auf die Zerstörung des Rechtsbegriffes in seiner Wurzel mußten die Ansichten der Männer hinausführen, welche die Einigung Italiens eine politische, eine geschichtliche, eine moralische Notwendigkeit genannt und auch dabei den Raub als ein unerläßliches Mittel zum vorgesetzten Zwecke erklärt, die, wie Cavour getan, die Wegnahme Roms kurzweg als die Pflicht der italienischen Nation hingestellt hatten.

In Piemont selber machte sich große Aufregung geltend, als die Regierung zur Vergewaltigung des Papstes schritt; denn die meisten alten militärischen Familien in Oberitalien waren streng kirchlich gesinnt. Aber darum gerade mußte

1) Sophokles, Antigone 450 ff. (Donner).
2) A. Menger, geb. 1841, gest. 1905. Letztes Werk: „Neue Sittenlehre".

die Volksstimmung bearbeitet werden. Man bemühte sich, dem Volke ein neues Rechtsbewußtsein beizubringen. Ein vornehm und liberal scheinendes Mittel war die Veranstaltung von Volksabstimmungen in den annektierten Provinzen. Dadurch sollte die Bereitwilligkeit der Einwohner, zum Königreiche des geeinten Italien zu gehören, öffentlich ausgesprochen und der neue Zustand für rechtmäßig und rechtsgiltig erklärt werden. Die Anordnung der Volksabstimmung, für deren Ergebnis skrupellose Agitatoren zu sorgen hatten, und di[e] ein napoleonisches Wundermittel, von ernsten Männer[n] „Komödien“ genannt wurde, war gleich einem Scheinmanöve[r], wodurch der barbarische, brutale, unsittliche Grundsa[tz] „Gewalt und Glück schaffen das Recht“ vor den Augen de[r] rechtlich und sittlich Denkenden verhüllt werden sollte. Abe[r] selbstverständlich vermag auch eine öffentliche Abstimmun[g] eine mit Ungerechtigkeit behaftete Sache nicht in eine gerecht[e] Sache zu verwandeln, sowenig als die Wahrheit das Ergebnis leerer Mehrheitsbeschlüsse sein kann.

Pius IX. hat den Grundsatz, es könne der glücklich[e] Erfolg das Unrecht irgend einer menschlichen Handlun[g] wegtilgen, im Jahre 1861 als verwerflich gebrandmarkt, und der Syllabus von 1864 hat den Satz, indem er ih[n] unter die Hauptirrtümer unserer Zeit einreihte, mi[t] erhöhtem Nachdrucke wieder verurteilt. Der Katholik, zugleic[h] aber auch jeder Nichtkatholik weiß nun, daß die Behauptung „Das Unrecht, das einem vom Erfolge begünstigten Tatbestand anhaften mag, tut der Heiligkeit des Rechtes keinen Eintrag“ — von den Angehörigen der Kirche weder in de[r] mündlichen Rede, noch in einer Schrift, noch sonstwie i[m] praktischen Leben vertreten werden kann. Wir lehnen di[e] Behauptung auf das entschiedenste ab, nicht etwa deshal[b] blos, weil sie durch die Aufnahme in den Syllabus vo[m] Papste verworfen ist, sondern wir wissen, daß die Behauptung in sich verwerflich ist und darum in den Syllabu[s]

in das Verzeichnis der Grundirrtümer aufgenommen werden mußte.

Jetzt können wir auch scharf angeben, in welchem Sinne der 61. Syllabussatz verurteilt und welches die Tragweite seiner Verwerfung ist. Einer in sich verkehrten, unsittlichen Aufstellung, die göttliches und menschliches Recht durch die Uebermacht einer rohen Gewalt und durch den blinden Glückszufall erzeugen — ersetzen will, hat der Papst ein bestimmtes, ein auktoritatives, ein unfehlbares Nein entgegengerufen.[1]) Also den falschen Programmsatz jener Staatsmänner und Gelehrten, die das jeweilige Machtverhältnis, den Tatbestand, auch wenn er durch Ungerechtigkeiten herbeigeführt ist, als grundlegenden Rechtsfaktor anerkannt wissen wollen, diesen falschen Programmsatz hat der oberste Lehrer unserer Kirche verdammt. Nicht aber einen neuen Programmsatz hat der apostolische Stuhl aufgestellt. Die Verdammung der falschen, unsittlichen Meinung ist erfolgt in Kraft des uralten Programmsatzes, dem Sankt Paulus einmal die Form gegeben hat: „Wer Unrecht tut, muß Unrecht ernten, und persönliche Rücksichten gibt es nicht bei Gott.[2])

Mit Nachdruck ist der Umstand hervorzuheben, daß die päpstliche Verurteilung des Satzes 61 im Syllabus nach keiner Richtung hin eine neue, vorher nicht gekannte Lehre hat zur Geltung bringen wollen. Insbesondere will der

1) Hiemit wollen wir selbstverständlich die theologische Frage: Ist der Syllabus eine Erklärung des Papstes ex cathedra? nicht entschieden haben, auch nicht in dem Sinne, in welchem sie wohl allein entschieden werden könnte, nämlich daß der Syllabus eine unfehlbare „negative Glaubensregel" sei. Wir nehmen das Wort „Unfehlbar" hier im logischen Verstand, indem wir allerdings betonen: Die Erklärung, jeder der achtzig Syllabussätze sei irrig, ist unanfechtbar richtig, so gewiß, als z. B. jede Definition, die zu weit oder zu eng ist, falsch ist und nur falsch sein kann.

2) Koloss. 3, 25.

Papst, indem er energisch verneinte, daß ein Unrecht je durch sich Recht schaffen könne, nicht angeben, wie Recht und Gesetz selber entstanden sind und wie sie entstehen. Hier kommen sehr schwierige Fragen in Betracht. Wie kann nach einem Eroberungskriege, selbst nach einem ungerechten Kampfe, sich ein neuer Rechtsstand auf Grund der durch die Waffengewalt gebotenen Lage bilden? Wie steht es um die Gehorsamspflicht der Besiegten gegen den Eroberer? Was ist es überhaupt mit dem Rechte des Krieges? Diese und sonst noch recht verwickelte Fragen, z. B. die Frage der großen Politik: Sollte, mußte, durfte das Königreich Italien konstituiert werden? und wie hätte dies füglich geschehen können? wie wäre den jetzigen Tatsachen eine Rechtsgrundlage zu unterbauen? — sind von der päpstlichen Erklärung nicht einmal gestreift. Sie besagt einzig und allein, diese Erklärung: Recht und Gesetz können niemals aus dem Unrecht erzeugt, niemals durch die Gewalt der Ungerechtigkeit hervorgebracht werden. Das ist unmöglich, so gewiß es unmöglich bleibt, Lügen in Wahrheit umzuwandeln, aus Lügen die Wahrheit zu „entwickeln“. Wenn die Wahrheit trotz der Lüge, wenn Recht und Gesetz trotz der Ungerechtigkeit Kraft und Geltung gewinnen unter neuen Formen im Wechsel der menschlichen Dinge, dann kann hiebei der Gegensatz des Sittlichguten, mag er wie immer heißen, niemals eine positive Triebkraft sein; dann stammen solche Neubildungen, mit Sophokles zu reden, aus der Lebenskraft des Sittlichen, das herrührt von „einem Gotte, der nicht altert“.

Hält man an den Verurteilungen falscher Sätze durch den Apostolischen Stuhl streng auseinander, was der Papst sagt (verneint) und was er nicht sagt (bejaht); unterscheidet man gewissenhaft — und man wird es tun müssen, will man objektiv und ehrlich bleiben —: dann fallen mit Einem Schlage fast alle die Anlässe zu Mißverständnissen und Mißdeutungen, Klagen und Anschuldigungen in Betreff des Syllabus vom 8. Dezember 1864 fort. Nämlich, wie mit

der 61. These, die wir einläßlicher behandelt haben, was den Sinn und die Tragweite ihrer Verwerfung anlangt, so verhält es sich auch mit den übrigen 79 Sätzen. Sie sind alle verworfen, weil jeder prinzipiell verwerflich ist, und nur die Verwerfung, nichts weiter sonst, ist ausgesprochen.

Berühren wir kurz noch den 80. Satz! Die Syllabusgegner fassen, so oft sie laut werden, allen Groll zusammen, um ihn auszugießen über die Verdammung des letzten Satzes auf der Tafel der Hauptirrtümer unserer Zeit. Die Behauptung ist derselben Ansprache Pius' IX. entnommen, die auch die 61. These gekennzeichnet hatte.[1])

Wortlaut und Uebersetzung heißen: „Romanus Pontifex potest ac debet cum progressu, cum liberalismo et cum recenti civilitate sese reconciliare et componere“ — „Der Papst kann und soll sich mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und mit der modernen Kultur (Zivilisation) versöhnen und vertragen.“

Der Satz ist verurteilt. Der Papst verneint also die Möglichkeit und erst recht jede Form von Verpflichtung für den Apostolischen Stuhl, für die katholische Kirche, für jeden Katholiken, sich dem „Fortschritt“, dem „Liberalismus“, der „Kultur“ von heute bedingungslos zu ergeben. Man beachte wohl, die Möglichkeit einer Aussöhnung zwischen dem katholischen und dem „liberalen“ Gedanken ist bestritten, und wer die Möglichkeit behauptet, wird des Irrtums geziehen. Wie Papst und Kirche sich positiv zu „Fortschritt, Liberalismus und Kultur“, diesem Dreigestirn der modernen Weltanschauung, stellen und zu stellen haben, darüber ist keine Silbe verloren.

Die Klagen sowie die Anschuldigungen der Böswilligkeit, Pius IX. hätte durch den Syllabus den Fortschritt an sich, jeglichen Freisinn und Freimut, die Bildung und Kultur

---

1) Alloc. Jamdudum cernimus 18 Martii 1861.

an sich als etwas Fluchwürdiges verdammt, diesen Vorwurf einer weitverbreiteten Gedankenlosigkeit und Feindseligkeit gegen Rom und alles katholische Wesen können wir, wenn wir ernst bleiben sollen, nicht berücksichtigen. Ist es doch gerade die nichtkatholische Geschichtschreibung, die sich in Ruhmestiteln erschöpft, um die Kulturbedeutung des Papsttums und der Kirche zu feiern, die in der langen Reihe der Päpste am Himmel der Kulturgeschichte ein Sternsystem erkannt hat, „dessen Glanz“, wie Ferdinand Gregorovius sagt, „alle anderen Reihen von Fürsten und Regenten der Zeiten überstrahlt!“ Und der nichtrömische Vertreter des Kirchenrechtes an der Berliner Hochschule, Bernhard Hübler, hat schon vor bald zwölf Jahren (in einem öffentlichen Vortrage November 1894) ein geflügeltes Wort dahin umschrieben: Ohne das Papsttum wäre das Mittelalter eine Beute der Barbarei geworden; noch heute würde die Völkerfreiheit ohne das Papsttum aufs äußerste gefährdet sein; es ist das beste Gegengewicht gegen die omnipotente Staatsgewalt: wäre das Papsttum nicht da, man müßte es erfinden!

Daß das Christentum, dessen Verbreitung und Erhaltung die Welt dem Papsttume dankt, eine Großmacht, nein die Großmacht, nein die allwaltende Großmacht der Bildung und Gesittung ist — diese Tatsache entkräften auch unerfreuliche Blätter in der Papstgeschichte, der Galileihandel und noch üblere Händel, entkräften selbst die dunkelsten Blätter der Kirchengeschichte in keiner Weise.

Aber warum denn, fragen wir doch, sind die Lieblingsworte, die stolzesten Namen unserer modernen Zeit und Wissenschaft „Fortschritt, Liberalismus und Kultur“ vom Papst in die Sammlung der Hauptirrtümer der Gegenwart eingestellt worden? Mußte das sein? Konnte die Herausforderung an das 19. und 20. Jahrhundert, die unverkennbar aus der Veröffentlichung des Syllabus durch

Pius IX. und aus der Bekräftigung des Syllabus durch Leo XIII. klingt, nicht vermieden bleiben?

Nennen wir ein Wort aus den dreien! Unvereinbarkeit zwischen dem modernen Liberalismus und der Glaubensüberzeugung der katholischen Kirche! Das besagt die Verurteilung des Schlußsatzes im Syllabus. Gebrandmarkt aber ist das Wort vom Liberalismus, weil es ein Sammelwort ist, in welchem unendlich viele Vorstellungen, Meinungen, Bestrebungen durcheinander wimmeln, einige der edelsten und zahllose recht unschöner Art. Nicht aber wäre die unbedingte Hingabe des Katholiken an den Liberalismus eine freie Pflege der edlen Ideen, sondern die Bindung an das Unschöne, ein Verstandes- und Herzensopfer vor dessen Altären wäre sie. Wie läßt sich dies einsehen?

Der Grundgedanke des modernen, des unechten Liberalismus ist eine Grundforderung: Ungehemmtes Spiel, schrankenfreies Sichauswirken jeglicher Menschenkraft in Körper und Geist, im Denken, Glauben, Wollen und Handeln, in Kunst und Wissenschaft, in der Erzeugung von Werten und im Austausche von Werten, in der Friedens- und in der Kriegsarbeit, in der Staatsverwaltung und in der Völkerregierung — dazu unbedingtes Vertrauen, daß die verschiedenen, sich kreuzenden, einander entgegengesetzten Kräfte durch ihre wechselseitige Reibung von selber ins Gleichgewicht gelangen und so den höchsten Glückszustand, den denkbar reichsten Lebensgenuß auf Erden schaffen werden!

Was nun aber steckt hinter dieser Forderung, deren Erfüllung die Vorbedingung alles Fortschrittes, die Voraussetzung und Sicherung der modernen Kultur sein soll? Es ist ein unwahrer, unsittlicher, ein verwerflicher Grundsatz, der der genauen Aufmerksamkeit entgegentritt. Es ist der Gedanke: Von Haus aus, an sich ist alles im Leben und Denken und Wollen des Menschen vollkommen gleichwertig, rein natürlich, in derselben Weise daseinsberechtigt. Es gibt an sich, von Anfang an keinen Unterschied zwischen

Wahr und Falsch, Sittlich und Unsittlich, Erlaubt und Unerlaubt, Gerecht und Ungerecht. Diese Unterschiede kommen erst auf durch den Erfolg oder Mißerfolg des menschlichen Tuns: jeder Erfolg, ob durch die Gewalt errungen oder durch das Glück beschert oder wie immer herbeigeführt, ist gut, wahr, sittlich, gerecht — jeder Mißerfolg ist schlecht, falsch, unsittlich, ungerecht.

Also, das ist die unheimliche, die schwarze Seele des grundsätzlichen Liberalismus: Kein Urgesetz des Denkens, das den ewigen Unterschied zwischen Wahrheit und Falschheit, kein Urgesetz des Wollens, kein Gottesgebot, das den ewigen Unterschied zwischen Gut und Böse, Heilig und Verdammlich bestimmt! Kein Gewissen, das unwandelbar auf das Urgesetz, auf das Gottesgebot verpflichtet ist und verpflichtet! Nur der blinde Nützlichkeitstrieb, die wahllose Genußgier! Was ihr dient, ist natürlich, wahr, gut und recht; was sie hemmt, ist unnatürlich, falsch, schlecht und unsittlich. Folglich ist es an sich durchaus gestattet, weil dem Zuge der Natur entsprechend, das zu tun, was nach der Ansicht gewisser Menschen das Schlimme darstellt, z. B. Glück, Ehre, Hab und Gut und Leben des Fremden — der, wenn er in der Uebermacht ist, seinem Nachbar genau so begegnet — nach jeder Möglichkeit zu verwenden, um den eigenen Nutzen und Genuß zu erkämpfen, zu steigern, zu sichern. Die einzige Weisung, die es zu beachten gilt, ist diese: Du mußt durchzusetzen vermögen, was du vorhast! Stimmen Wollen und Können, Absicht und Kraft nicht zusammen — nun, dann ist es wieder nichts als das Natürliche, ist es ein Gesetz der Notwendigkeit, daß das Schwache von der Uebermacht zermalmt wird, daß die Reibung der Naturkräfte durch den Untergang der Unkraft, der Torheit, des Ueblen, des Verkümmerten und Verächtlichen, zum Gleichgewichte fortschreitet.

Wir sehen, der eigentliche und verborgenste Gedanke des „Liberalismus“ geht auf die radikale Anwendung de

Grundsatzes, von dem Sankt Paulus sagt, daß Verleumder des Christentums ihn den Gläubigen des Herrn vorgeworfen hätten: „Wir tun das Böse, damit das Gute komme.“[1])

Der Apostel fügt an: „Die Verdammung derer — die solch einem Grundsatze huldigen — ist gerecht.“ Da begreift jeder von uns, daß der Papst die Behauptung: Der oberste Lehrer der katholischen Wahrheit könne sich und solle sich mit dem modernen Liberalismus, obwohl seine Seele jener Grundsatz ist, dennoch vertragen — nicht bloß verwerfen durfte, sondern verdammen mußte.

Der erste Klassiker des Liberalismus ist Niccolo Macchiavelli. „Wisset, daß es zwei Arten gibt, zu kämpfen“, sagt der Verfasser des ‚Fürsten‘ — „eine mittelst der Gesetze, die andere durch die Gewalt: jenes ist die Sitte der Menschen, dieses die Weise der Tiere. Oft reicht die erste Manier nicht aus, und so muß zu der zweiten gegriffen werden. Einem Fürsten ist daher nötig, den Menschen und das Tier spielen zu können, und zwar muß er sowohl den Löwen nehmen als den Fuchs — sowohl die schreckende Kraft als die überlistende Schlauheit. — Da die Menschen insgesamt nicht viel taugen und ihr Wort gegen dich nicht halten, so brauchst du es ihnen auch nicht zu halten, und einem Fürsten kann nie ein beschönigender Vorwand fehlen, wenn er das Wort bricht. Ich wage zu behaupten, daß es sehr nachteilig ist, stets redlich zu sein; aber fromm, treu, menschlich, gottesfürchtig zu scheinen, ist sehr nützlich. Man muß sein Gemüt so bilden, daß man, wenn nötig, auch das Gegenteil der beschriebenen Tugenden vollbringen kann. Ein Fürst — oder ein Staat, ein Gemeinwesen — kann nicht immer all' das beobachten, was bei gewöhnlichen Menschen für gut gilt: er muß oft, um seinen Platz zu behaupten, Treue, Menschenliebe, Menschlichkeit und Religion verletzen. Nicht zwar hat der Fürst — eine Regierung — den geraden Weg allemal zu verlassen, so oft sich Gelegenheit

1) Röm. 3, 8.

dazu bietet, wohl aber soll er den krummen betreten, wenn es sein muß. Der Gewalthaber muß eine Sinnesart besitzen, die geschickt ist, sich so zu wenden, wie die Winde und die abwechselnden Glücksfälle es fordern".[1])

Die häßlichen Behauptungen nach Macchiavelli brauchen nur auf einen Gedanken zugespitzt und dieser, die Vorstellung, daß Recht und Schlecht die gleichmäßig geeigneten Mittel zu dem Zwecke seien, „den Platz zu behaupten", braucht nur als die Klugheits- und Lebensregel jedes Menschen für jede Lage hingestellt zu werden, dann tritt der von Paulus gebrandmarkte Grundsatz in grellster Beleuchtung hervor: „Wir tun das Böse, damit das Gute komme." Hätte der Papst diesen Grundsatz nicht wieder gebrandmarkt, indem er den von der Anschauung durchseelten modernen Liberalismus auktoritativ von sich und aus der Kirche verwies, dann hätte der Apostolische Stuhl den Apostel verleugnet und Rom würde tief unter der heidnischen Gerechtigkeit geblieben sein.

Antigone, die Heldin der antiken Rechtschaffenheit, spricht bei Sophokles gegenüber dem antiken Liberalismus, dem, wie seinem modernen Bruder, das Belieben und Behagen des Ich einziges Gesetz des Seins ist und des Handelns, die unsterblichen Worte:

„ . . . Nicht so mächtig achtet' ich, was du befahlst,
Daß dir der Götter ungeschrieb'nes, ewiges
Gesetz sich beugen müßte, dir, dem Sterblichen;
Denn heute nicht und gestern erst, nein, alle Zeit
Lebt dies, und niemand wurde kund, seit wann es ist".[2])

---

1) Il Principe, cap. 18. — Niccolo di Bernardo dei Macchiavelli, geb. 3. Mai 1469 in Florenz, gest. 22. Juni 1527. Das Buch vom „Fürsten", dessen Wortlaut unter allen Umständen die klassische Form der Ruchlosigkeit darstellt, über dessen eigentliche Absicht man sich aber bis auf die Stunde streitet — Macchiavelli starb nach reumütiger Beicht — ward von Papst Paul IV (1555—59) auf den Index gesetzt; der Kirchenrat von Trient bestätigte die Verurteilung.

2) Sophokles, Antigone 450 ff. (Donner).

Papst Pius IX. hat die Grundanschauung des Liberalismus, deren Gegensätzlichkeit zu der Urnorm aller Gerechtigkeit: „Das ewig Wahre nur ist wahr, nicht auch sein Gegenteil — das göttlich Gute nur ist gut, nicht auch sein Gegenteil!“ für die reine Vernunft des Heiden schon feststeht, im Syllabus verurteilt. Damit ist aber, was nachdrücklich betont werden muß, nicht gesagt, daß von der Kirche über Persönlichkeiten, über die „Liberalen“ abgeurteilt sein soll. Einmal ist es klar, die Verwerfung eines Irrtums von seiten des kirchlichen Lehramtes darf niemals im Sinn einer letzten Entscheidung über die sittliche Beschaffenheit oder gar über das jenseitige Los der Irrenden genommen werden. Sodann wäre es ein Ding der Unmöglichkeit, die allgemeine Verwerfung der Anhänger des Liberalismus auszusprechen. Denn, die sich „Liberale“ nennen, bilden eine unendlich buntgemischte Vielheit mit so mannigfachen Unterschieden, daß es völlig ausgeschlossen ist, eine Verdammungsformel zu finden, die alle liberalen Persönlichkeiten gleichmäßig treffen würde. Auch ist nicht zu vergessen, daß die überwältigende Mehrzahl der liberalen Vielheit dem Liberalismus in dem Augenblicke widersagen würde, wo die Leute den innersten Kern des liberalen Grundsatzes und seine ganze Tragweite, seine gottwidrige Grundabsicht durchschaut hätten.

Gänzlich verfehlt wäre es fernerhin, möchte jemand sagen, der Papst, indem er die Unvereinbarkeit des liberalen Meinens und des katholischen Gedankens erklärte, habe die sogenannten „liberalen Errungenschaften“, die sogenannten „modernen Freiheiten“, wie Gewissensfreiheit, Religionsfreiheit, Denk-, Forschungs-, Lehr-, Rede-, Preßfreiheit, bis herab zur Gewerbe- und Handelsfreiheit, insgemein, jedenfalls im Prinzipe als etwas Verdammliches brandmarken wollen. In welcher Form der Apostolische Stuhl, die katholische Kirche, jeder gläubige Katholik zu den aufgeführten Freiheiten Stellung zu nehmen hat, das wird, kein Verständiger

kann es leugnen, von der näheren Bestimmung der „Freiheiten“ abhängig sein. Diese Bestimmung zu geben, ist aber dermaßen schwierig, daß vorerst blos das ausgemacht und unanfechtbar scheint, was der Doppelvers von Wolfgang Goethe verkündigt:

„Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich“.

In einer Hinsicht nur ist dem Katholiken die Stellungnahme zu allen Freiheitsbestrebungen klar und scharf markiert. Als Erscheinung des echten Liberalismus, dem zu huldigen uns nicht bloß ein unveräußerliches Recht, sondern eine heilige Pflicht ist, anerkennen wir jede Freiheit ausnahmslos, die Gott, der unveränderlichen Wahrheit, eher folgen darf und will als den Menschen, der wandelbaren Menschensatzung. Und als Erscheinung des unechten Liberalismus, der für uns mit dem Brandmal gezeichnet ist, verabscheuen wir jede Freiheit ausnahmslos, die weder Gott noch den Menschen gehorchen, sondern die Willkür des Ich, die vom Dichter im Namen der Menschheit gebrandmarkt ist, herrschend sehen will.[1])

Am 12. April 1901 ist zu Paris der damalige Dekan der protestantischen theologischen Fakultät Auguste Sabatier gestorben. Er war der Verfasser zahlreicher, verbreiteter Schriften. Sein letztes Werk mit dem Titel „Die Autoritätsreligionen und die Geistesreligion“ will den Katholizismus und den bibelgläubigen Protestantismus dem freigesinnten, dem liberalen Protestantismus gegenüberstellen. Das Buch ist erst nach dem Tode Aug. Sabatiers herausgekommen. Der Verfasser wollte es aber unter allen Umständen ver-

1) Ueber die positive Stellung des Katholiken zum Liberalismus und den „modernen Freiheiten“ siehe: „Der Papst und die Freiheit“ (Rede zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums von Leo XIII.), insbesonders die Beilagen S. 24 ff. (Freibg. 1903).

öffentlicht wissen; denn er glaubte, eine „Arbeit für zwei Jahrhunderte" geliefert zu haben.[1])

Liest man das Buch in zwei Wochen durch, dann erkennt man am Schluß, daß es auch schon hinfällig ist, daß seine Wirkung nicht zwei Wochen andauert. Denn es gibt nichts anderes als den unechten deutschen Liberalismus, auf das religiöse Gebiet übertragen, in französischem Gewande; und man sieht die innere Haltlosigkeit dieser Denkrichtung, die ihre Fehler unter dem schwerfälligen Ernste der deutschen Gelehrsamkeit etwas zu verstecken weiß, unverhüllt in der geistreichen Form des Franzosen, der auch das Schwierige, wenn er ihm nicht aus dem Wege geht, mit spielender Leichtigkeit behandelt.

Auguste Sabatier hat in seinem Buch ein Kapitel über „Die Zukunft des Papsttums". Den kurzen Abschnitt schließt die Redensart: „Der Konflikt zwischen dem Gewissen und der Ueberlieferung — zwischen der Freiheit des selbständigen, mündigen Geistes und der übermachten Gewalt des Papstes — kommt (im Lauf der Geschichte) zum Ausbruch, und der einzig mögliche Ausgang des Konfliktes ist der Protestantismus." Was zur Begründung der Redensart beigebracht wird, das sind die grundlosen Behauptungen, die wir Tag für Tag lesen — schwerflüssig in den liberalen Büchern, leichtflüssig in den liberalen Zeitungen. Der Franzose läßt sich auch die Phrase, die man in deutschen akatholischen Schriften so oft antreffen kann, nicht entgehen: „Durch den Syllabus von 1864 hat das Papsttum der Freiheit des Denkens und der modernen Bildung den Krieg erklärt." Leise zwar wird angedeutet, daß die moderne Kultur noch Irrtümer und üble Früchte habe. Sonst aber wird mit der gewöhnlichen Seichtheit des wortreichen Vortrages als „Geist" der Neuzeit und ihrer Bildung „die Selbstherrlichkeit der

---

1) Auguste Sabatier, Les Religions d'Autorité et la Religion de l'Esprit[3]. 1904. S.S. VI; 241–251.

Vernunft und des Gewissens, die Autonomie der Völker und ihrer Regierungen, der Philosophie, der Kunst und Wissenschaft“, kurz jener Liberalismus gepriesen, dessen Losung lautet: Unbeschränktes und unwiderstehliches Sich-auswirken aller menschlichen Neigungen und Kräfte! Kein Gesetz über der Freiheit, kein Richter über der Vernunft — keine übernatürliche Wahrheit, keine übernatürliche Macht! Wahrheit nur, was jeder Mensch dafür halten, Gesetz nur, was jeder Mensch dafür anerkennen will kraft *seiner* Vernunft!

Es ist nun richtig: *dieser* Liberalismus ist von jeher der unversöhnbare Gegensatz zur katholischen Kirche gewesen, und sein unbeugsamer Gegner wird immerdar der Papst sein. Die Schlußthese des Syllabus und der ganze Syllabus spricht das aus. Doch ist es eine naive Meinung und Hoffnung, *diesem* Liberalismus müsse, wenn die Zeit der allgemeinen Völkerreife gekommen, das Papsttum und die Kirche das Feld räumen. Das wird ebensowenig der Fall sein, als die Aufgabe, die Johannes der Täufer gegenüber dem Liberalismus von Herodes und Herodias mit seinem Worte: „Non licet — es ist nicht erlaubt!“ zu lösen hatte, demselben Liberalismus gegenüber jemals wegfallen kann. Ihm, dem unechten Liberalismus, wird zu allen Zeiten, an allen Orten und unter allen Umständen, vor Hoch und Nieder, vor Freund und Feind, das nie alternde, das aus dem Himmel stammende Urgesetz entgegenzuhalten sein: *Recht muß Recht, Treue muß Treue, Wahrheit muß Wahrheit bleiben!* Das Gesetz, das den Ur-unterschied zwischen Ja und Nein, Wahr und Falsch, Gut und Böse, Recht und Unrecht feststellt und ihn unbedingt zu wahren gebietet, unterliegt weder dem Fortschritte, noch der Entwicklung, sowenig als das Gesetz der Zahlen einer fortschreitenden Wandlung unterliegt. Und weil außer dem Papste sonst niemand auf Erden sich finden läßt, der das Urgesetz der Wahrheit und des Rechtes *dem* Gewissen der

Menschheit einzuschärfen vermag mit einer die Gewissen bindenden Macht, darum wird der Papst und sein Wort auf Erden unentbehrlich sein. Entbehren kann die Welt das Papsttum und die Kirche dann erst, wenn die Menschheit sowohl mit ihrem Wissen als in ihrem Gewissen wird unfehlbar geworden sein. In jenem Augenbicke wird sie den unechten Liberalismus, dessen Seele der Papst im Syllabus gebannt hat, aus sich zu überwinden vermögen. Wann das wohl sein wird?

Mit dem echten Liberalismus braucht sich der Papst und die Kirche nicht auszusöhnen. Den echten Liberalismus, den Gedanken, daß der Wahrheit und nur der Wahrheit dienen Leben und Herrschen heißt, hegt die Kirche selber und jedes ihrer Glieder als beseligendes Gottesgeschenk im innersten Bewußtsein. „Das gottbestellte Lehramt der Kirche", hat Leo XIII. gesagt, „ist dem Eifer der Forschung und dem Aufschwunge der Wissenschaften nicht nur nicht hinderlich, noch will es Bildung und Fortschritt irgendwie niederhalten; vielmehr sucht es in jeder Weise der Erkenntnis Licht, Schutz und Sicherheit zu bringen. Und aus eben diesem Grunde erhöht die Kirche wesentlich die Freiheit in der Welt. Lautet doch das Wort des Heilandes Jesus Christus, daß der Mensch durch die Wahrheit zur Freiheit kommt! Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen." [1])

---

1) Leo XIII. Enzyklika ‚Libertas' vom 20. Juni 1888.

LXXXI.

Ein neues englisches Elementarschulgesetz.

Ueber das nach ebenso langwierigen, wie erregten Verhandlungen zustande gebrachte englische Elementarschulgesetz vom Monat Dezember 1902 ist in dieser Zeitschrift ausführlich berichtet worden (Bd. 131, S. 162—180). Die Geschichte dieses Gesetzes wurde dargelegt, seine Bestimmungen im einzelnen gelangten zur Mitteilung und namentlich wurde der edlen Bemühungen gedacht, welche die katholische Geistlichkeit in Verbindung mit den katholischen Familienvätern aufwandten, um die Stimmen der Gegner der konfessionellen Schule zum Schweigen zu bringen. Als solche treten in ihrer erstaunlichen Einseitigkeit und grenzenlosen Rücksichtslosigkeit gegen die Anhänger anderer Bekenntnisse hervor die Nonkonformisten, welche ihre aus den schwersten Zeiten der englischen Kirchenverfolgung angestammte Abneigung gegen die anglikanische Staatskirche auch die katholischen Mitbürger verkosten lassen.

Derjenige Teil Englands, in welchem die Staatskirche die wenigsten Anhänger besitzt, wo sich anderseits namentlich in ländlichen Bezirken durch die Stürme kirchlicher und politischer Umwälzungen eine lange Reihe katholischer Erinnerungen erhalten hat, ist das Fürstentum Wales. Hier stieß das Elementarschulgesetz auf energischen Widerspruch, der sich vielfach zu offenem Aufruhr steigerte. Kein Wunder, daß

diese Nonkonformisten, welche durchgehends der wirtschaftlich und politisch angesehenen und einflußreichen englischen Mittelklasse angehören, bei den Parlamentswahlen 1906 ihre Stimmen für die Liberalen in die Wagschale warfen und vielerorts zum Siege des neuen Kabinets erheblich beitrugen. Zum ersten Mal gehört heute die Mehrheit des Unterhauses solchen Mitgliedern an, die sich nicht zur Staatskirche bekennen. Während die altenglische Aristokratie unter dem Einfluß der 52 Mann zählenden neuen Arbeiterpartei des Unterhauses grundstürzende, sozialistische Maßnahmen befürchtet, erwarteten gläubige Anglikaner und Katholiken vom ersten Tage des neuen liberalen Ministeriums an einen Ansturm gegen das konservative Elementarschulgesetz von 1902. Diese Befürchtungen wurden von der Wirklichkeit der Tatsachen weit übertroffen, als der Präsident des Unterrichtsamtes, Mr. Birrell, am 9. April dem Unterhaus seinen Unterrichtsentwurf vorlegte und mit der glühenden Begeisterung eines Nonkonformisten begründete.

In dem Glaubensbekenntnis dieses Mannes, verbunden mit dem Gefühl der Dankbarkeit des Gesamtministeriums gegen die Beteiligung der Nonkonformisten an den letzten Parlamentswahlen, liegt der Schlüssel zum Verständnis der neuen Bill.[1]) Seine Absichten mögen löblich sein, die Mittel, welche er zur Erreichung seiner Ziele in Anwendung bringt, werden von gläubigen Anglikanern und Katholiken in gleichem Maße verabscheut. Die katholische Presse belegte die Bill mit dem durchaus treffenden Namen eines „Strafgesetzes". Selbstverständlich läßt Mr. Birrell diese Bezeichnung nicht gelten. Nach seiner Auffassung bildet das Gesetz eine Quelle der reichsten Segnungen für alle Bekenntnisse ohne Ausnahme. Dem Unbehagen der sogenannten „religiösen Frage", die seit dem Schulgesetz von 1870 mit seinen konfessionslosen Schulen und Schulvorständen (school boards) das Publikum zu be-

1) Der Text in Tablet 1906. I, 690.

unruhigen nicht aufhöre, soll ein Ende bereitet werden. Aber nicht blos diese Schulen, auch jene über ganz England zerstreuten, zahlreichen konfessionellen Elementarschulen der Katholiken und Anglikaner sollen vom Schauplatz abtreten und an deren Stelle solche Anstalten gesetzt werden, welche lediglich Schöpfungen des Staates sind und von diesem in allweg, unter Ausschluß jeder andern Gewalt verwaltet werden. Jede Tätigkeit der Organe der Religionsbekenntnisse in den öffentlichen Schulen findet bei „der vollständigen öffentlichen Kontrolle", die im neuen Schulgesetze zum Ausdruck gelangen wird, nur in sehr beschränktem Maße statt.

Was die Katholiken am tiefsten schmerzen mußte, das waren die Aeußerungen des Ministers über die Gestaltung des Religionsunterrichts an den neuen Schulen. Derselbe soll konfessionslos sein und von Lehrern erteilt werden, deren Anstellung uneingeschränkt in den Händen der Gemeindebehörden derart liegt, daß sie auf den religiösen Standpunkt der Lehrpersonen Rücksicht zu nehmen durchaus keine Verpflichtung haben. Mit wahrem Behagen pries der Minister den konfessionslosen Bibel- oder Religionsunterricht, welchen Millionen englischer Kinder ohne jede Beanstandung seitens ihrer Eltern seit 1870 empfangen. Hat man im Tone einer Anklage von einem nonkorformistischen Gewissen und von einer nonkonformistischen Religion geredet, „so lege ich als geborener und erzogener Nonkonformist wider solche Behauptungen Verwahrung ein". Als Sachwalter des konfessionslosen Religionsunterrichtes bezeichnete er „gute und fromme Männer jedweden Glaubens, die erfolgreich ihr Werk getan", und „Weisheit" nannte er das Bemühen, „einen für unsere protestantische Bevölkerung angemessenen Religionsunterricht zu beschaffen". Einfacher Bibelunterricht habe die Zustimmung der großen Mehrheit des englischen Volkes empfangen.[1])

1) Tablet 1906. I, 591.

Es ist über allen Zweifel erhaben: Unter dem Vorwande nationaler Religion soll dem sogenannten konfessionslosen Religionsunterricht, oder vielmehr einem ganz verblaßten Protestantismus die Alleinherrschaft in der neuen Elementarschule zugewendet werden. Denn für Mr. Birrell steht es fest, daß konfessioneller Elementarunterricht ein Ding der Unmöglichkeit sei, wofür er sich auf den vor wenigen Jahren verstorbenen anglikanischen Erzbischof Temple von Canterbury beruft, einen Mann, der zu den Verfassern der berüchtigten Essays and Reviews gehört, wider die der Bischof Ullathorne von Birmingham wegen ihrer antichristlichen Richtung eingeschritten ist. Schon dieser freigeisterische Gewährsmann des Ministers ist geeignet, die Katholiken mit Schauder zu erfüllen. Zur weiteren Durchführung seines Systems hat er den Ortsbehörden eine fast unumschränkte Gewalt über die Schulen eingeräumt. Zwangsweise Teilnahme an einem Religionsunterricht ist ausgeschlossen. Auf Wunsch der Eltern, aber auch auf ihre Kosten, und außerhalb der Schulstunden mag derselbe immer erteilt werden. Die Schule als solche geht das nichts an. Für konfessionelle Schulen ohne bisherige Staatsunterstützung sollen diese und einige andere Erleichterungen (facilities) gewährt werden, anderen Schulen werden sie versagt. Auch hat der Minister für städtische und ländliche Schulen nicht gleiches Maß und Gewicht. Jene sind leichter als diese zu protestantisieren.

Freigebig und anspruchsvoll in eigenem Interesse wird der englische Liberalismus unduldsam, sobald es sich um die Achtung fremder Rechte handelt. Recht mangelhaft ist der Trost, mit welchem der Minister seine Schlachtopfer abfindet. Gelassen sprach er das kühne Wort: „Alle Minderheiten müssen leiden."[1]) Mit den Katholiken, die in edelster Selbstverleugnung Millionen und abermals Millionen Pfund

---

1) All minorities must suffer. Die ganze Rede in Tablet 1906, I, 589—593.

Sterling zur Begründung und Erweiterung ihres Elementarschulsystems gespendet und die jetzt mit der Unfehlbarkeit eines Instinkts den Untergang desselben voraussehen, sollte die Bill Gesetzeskraft erlangen, hat der Minister sich ausführlicher befaßt denn mit irgend einer anderen Konfession.

„An Stelle des Herzens", bemerkte er, „müßte man einen Mühlstein haben, würde einen nicht tiefe Rührung ergreifen angesichts der enormen Opfer, welche die Katholiken dieses Reiches für den Unterricht und die religiösen Bedürfnisse ihrer Glaubensgenossen bringen. Getrennt sind sie von Vielem, das sie ehedem ihr Eigentum nannten, Domkirchen und Stiftungen. Sie haben sich mit Vorliebe der Obsorge für hunderttausende von armen irischen Kindern belastet, deren Väter oder Ahnen unter dem Drucke solcher Verhältnisse aus Irland vertrieben wurden, für die niemand in diesem hohen Hause sie verantwortlich machen darf. Der liberalen Partei soll man nicht den Mangel der Sympathie mit denen machen, zu denen sie in vielen Lebensfragen sich im Gegensatz befindet".[1])

Niemand kann sich der Wärme entziehen, welche diese Aeußerung des hohen Staatsmannes durchweht. Aber ebensowenig vermochte dieses Lob die Katholiken über die drakonischen Bestimmungen des neuen Gesetzentwurfes hinwegzutäuschen, mit denen man ihnen ihre Schulen ohne Entgelt von kurzer Hand entreißen, sie ihres katholischen Charakters entkleiden und den durchweg auf irgend eine der schier endlosen Formen des Protestantismus oder Neuheidentums eingeschworenen Ortsschulbehörden überliefern will.

Es klingt wie Galgenhumor, wenn Mr. Birrell nach jener elegischen Kundgebung die Katholiken zum Vertrauen auf die Ortsschulbehörden ermuntert. Und den Gipfel der Kühnheit erklomm er mit seinen Bemerkungen über die im Gesetzentwurf angekündigte Nichtbeachtung des religiösen Standpunktes der künftigen Elementarlehrer. Keiner

1) Tablet 1906. I, 592.

kann gezwungen werden, über sein Bekenntnis
ıft zu geben, keiner braucht, „wenn er Gewissens-
hegt“, die Erteilung des Religionsunterrichts pflicht-
ernehmen. Hier besitzt die neue Bill ihre Achilles-
n den Lohn von einer „Extra-Million“ Pfund
die Seelen der Kleinen preiszugeben, das ist eine
g, mit deren Annahme die Katholiken sich selbst
n würden.

ht man auf die Stimme der ernsten Organe der
dann ist zu sagen, daß sie, wie entgegengesetzt
er ihr Standpunkt sein möge, die neue Bill ein-
erworfen hat.

h ohne den Wortlaut der Bill zu kennen“, schrieb
servative ‚Standard‘, „müssen wir ihre Verwerfung
n. . . . Wie Mr. George Wyndham darlegte, besteht
er Zweck in der Vernichtung der freiwilligen (kon-
ı) Schulen. Nach dem ‚Daily Telegraph‘ ist die Bill
ensbote für die hadernden Religionsbekenntnisse. Im
sie regt den Fanatismus auf und steht da als Be-
für die Beihülfe bei den Wahlen 1906 und den
Widerstand gegen das Schulgesetz von 1902. Zu
Vorgehen hat die Bevölkerung Mr. Birrell keinen
rteilt. Nach dem 1. Januar 1908 alle konfessionellen
inziehen, zweimal in der Woche dreiviertel Stunden
unterricht auf Kosten der Eltern erlauben und nur
n ein höheres Maß Religionsunterricht nach vor-
Bitte von vierfünftel der Eltern durch die Ortsbehörde
— heißt die Bekenntnisse höhnen. Die ‚Times‘ nennt
indefensible. Die Bestimmungen über den Religions-
bezeichnet die ‚Daily Mail‘ als „ausnehmend un-
bis zum äußersten werde man sich ihnen widersetzen.[1])
ehendsten und sachlichsten wird die Bill durch ‚The
‘, das solideste Blatt der hochkirchlichen Richtung,
„Wer immer von der unumgänglichen Notwendigkeit

---

let 1906. I, 594, 595.

eines genau bestimmten Religionsunterrichts für die Jugend überzeugt ist, kann in der Bill des Mr. Birrell lediglich einen schonungslosen Mißbrauch der Gewalt, eine rohe Unterdrückung des Gewissens und eine schreiende Verweigerung der Freiheit der Religion erblicken".[1])

Was die katholische Presse anlangt, so möge statt aller übrigen Blätter das Londoner Tablet (I, 681) zu Wort gelangen. Seine Leitartikel bewegen sich, wie auch sonst immer, auf der Höhe der englischen Presse.

„Uns bleibt, so führt das Wochenblatt treffend aus, nur die Wahl zwischen Uebergabe und Hungertod. Lehnen wir jene ab, dann empfangen wir keine Sixpence für unsere Schulen. Unsere Väter mußten doppelte Grundsteuer zahlen, uns will man zu doppelter Schulsteuer verurteilen. Die Berufung der Lehrer liegt in der Hand der Ortsbehörden. Geben diese in Berücksichtigung der katholischen Kinder einem katholischen Lehrer den Vorzug, so verletzen sie das Gesetz, welches Nichtberücksichtung der Religion des Lehrerpersonals befiehlt. Uebergeben wir verräterisch unsere Schulen, dann verfällt schon die erste Generation der Religion des verwaschenen Bibelunterrichts. Sind wir umsichtig genug, uns vor der Uebergabe die dargebotenen „Erleichterungen" (facilities) auszubedingen, dann darf zweimal in der Woche, auf Kosten der Eltern, dreiviertel Stunden lang der Priester Religionsunterricht erteilen, während der konfessionslose, ja auch der katholische Lehrer täglich auf Staatskosten jenen konfessionslosen Bibelunterricht zu erteilen befugt ist, welcher der großen Masse der protestantischen Bevölkerung, wie der Kultusminister behauptet, so außerordentlich zusagt.

Was bedeuten gegenüber diesem sicheren Untergang der großen Mehrzahl der katholischen Schulen die knappen Einräumungen an Städte oder Stadtdistrikte von mehr denn 5000 Einwohnern? Denn auch hier wird die Erteilung des katholischen Unterrichtes innerhalb der Schulstunden abhängig gemacht von einer Bitte seitens vierfünftel der Eltern und von

1) Tablet 1906. I, 623.

der Genehmhaltung der Ortsschulbehörden — lauter enorme Ungerechtigkeiten neben den schreienden Bevorzugungen der konfessionslosen Lehrerschaft und des verflachten sogenannten Bibelunterrichtes".[1])

Dieser Auffassung entspricht die Gesamterklärung des Episkopats der Staatskirche, welche dahin lautet, die Bill in ihrer dermaligen Form müsse mit unerschütterlichem Widerstande empfangen werden.[2])

Ausführlicher und gediegener als die Anglikaner haben die katholischen Bischöfe unter dem Vorsitze des Erzbischofs Msgr. Franz Bourne von Westminster zu dem Unterrichtsgesetz Stellung genommen.

Nach „sorgfältiger Prüfung der von der Regierung gemachten und in der Unterrichtsbill niedergelegten Vorschläge", bemerken sie, „sind wir verpflichtet, diese als von Grund aus ungerecht zu verwerfen". Die Begründung wird dahin gegeben:

1. Die Bill überträgt die Aufsicht über den Religionsunterricht in den öffentlichen Elementarschulen auf die Ortsbehörden, und gewährt ihnen desgleichen die Befugnis, die Kinder dauernd dem erziehlichen Einfluß solcher Lehrpersonen zu unterstellen, welche den religiösen Ueberzeugungen der Eltern dieser Kinder gleichgültig oder feindlich gegenüberstehen.

2. Wie freigebig auch die staatlichen Zuwendungen an die Kinder jener Eltern sein mögen, die sogenannten „einfachen biblischen Unterricht" für dieselben annehmen zu dürfen glauben, so sind anderseits die Bestimmungen für die Kinder solcher Eltern, welche diesen Unterricht nicht blos als ungenügend, sondern als durchaus unannehmbar erachten, ganz unzulänglich und belasten diese Eltern mit schweren bürgerlichen Benachteiligungen, und zwar blos wegen ihrer gewissenhaften religiösen Ueberzeugung.

---

1) Tablet 1906. I, 561. Es sei noch verwiesen auf die weiteren Leitartikel: I, 601: Opposition to the penal Law. 641: The impossible Bill. 681: To be resisted at every Stage. 721: The Progress of the Bill.

2) Tablet 1906. I, 622.

3. Die Bestimmungen über die Geldmittel sind geeignet, die Beschlagnahme und Verwendung zu fremdartigen Zwecken hinsichtlich solcher Gebäude und Fonds herbeizuführen, welche dem Wunsche katholischer Eltern zur Aufrechthaltung der katholischen Religion entsprungen sind. [1])

Endlich genehmigen die Bischöfe die von dem Catholic Education Council, dem zur Prüfung des katholischen Schulwesens 1903 gegründeten, aus Laien und Geistlichen bestehenden Rate, gefaßten Beschlüsse über die schweren Nachteile, welche die Bill dem englischen Katholizismus einbringen wird. Diese Beschlüsse besitzen eine besondere Bedeutung, weil die achtzig Mitglieder des Rates, obwohl allen Klassen der Gesellschaft und den verschiedensten Richtungen auf politischem Gebiete angehörend, in der Beurteilung der Schulfrage allseitige Uebereinstimmung an den Tag legten. Auch nicht eine einzige abweichende Stimme hat sich kundgegeben. Zu einer Zeit gefaßt, wo man die neue Bill nur aus den Andeutungen öffentlicher Blätter kannte, gewannen diese Beschlüsse eine weit höhere Bedeutung, nachdem der Wortlaut der Gesetzesvorlage bekannt geworden und der Minister ihr seine unglückliche Verteidigung gewidmet hatte. Der scharfe Tadel erzeugte nunmehr energischen Widerstand und einmütige Abwehr. Endlich beachte man, daß der katholische Erziehungsrat ohne Beeinflussung durch die Bischöfe, lediglich aus sich und vom katholischen Triebe der Selbsterhaltung geleitet, diese Beschlüsse gefaßt hat. [2])

Diese Gesinnungen wurden vom irischen Episkopat vollkommen geteilt, welcher durch seinen aus vier Erzbischöfen bestehenden Ausschuß der Bill eine sehr eingehende Kritik widmete und, wofern die Regierung nicht einlenke, unter Beihilfe der irischen Unterhausmitglieder „Widerstand bis zur äußersten Grenze verfassungsmäßiger Aktion" forderte. [3])

1) Tablet 1906. I, 662. 2) Tablet 1906. I, 681.
3) Der Text in Tablet 1906. I, 703.

Außerdem hat Erzbischof Bourne von Westminster im
aiheft des Nineteenth Century die Bill des Unterrichts-
inisters beleuchtet, insbesondere aber auch die Bedeutung
r Bibel nach protestantischer und katholischer Auffassung
rgelegt und auch nach dieser Richtung die Forderung pari-
tischer Behandlung der Katholiken energisch begründet.[1])

Bei Verwahrungen auf dem Papier konnten und wollten
e Katholiken es nicht bewendet sein lassen. In Ueberein-
mmung mit den bewährten Gepflogenheiten des englischen
olkes wurde auf den 5. Mai eine Versammlung berufen,
it der Bestimmung, öffentlich, in feierlicher Kundgebung die
ue Vorlage des Unterrichtsgesetzes abzulehnen und die
ichtannahme derselben zu begründen. Als Ort der Zu-
mmenkunft wählte man das größte, solchen Zwecken dienende
ebäude Englands, die Royal Albert Hall in London, die
tausend Menschen zu fassen vermag. Eine derart mächtige
geisterung hatte sämtliche katholische Kreise ergriffen, daß
Riesenbau bis zum Erdrücken sich füllte und außerdem
rzigtausend Teilnehmer keinen Zulaß erhalten konnten.
ese zerstreuten sich in kleinere Lokale, wo die Hauptredner
Alberthalle sie im Lauf des Abends begrüßten. Besitzt
christliche Mutter, um mit Windthorst zu reden,
unverlierbaren Wert einer unabsetzbaren Schulinspektorin,
nn versteht man die treffende Bemerkung: „Wir kennen

---

1) The nineteenth Century and After. May. For and Against the Education Bill: 1. By Dr. T. J. Macnamara, M. P. 2. By Herbert Paul, M. P. 3. By the Most Rev. the Archbishop of Westminster. 4. By the Right Hon. Viscount Halifax. 5. By the Rev. Dr. J. Guinness Rogers. 6. By D. C. Lathbury. Tablet 1906. I, 710. — Als weitere Literatur sei verzeichnet: 1. The Education Bill, 1906. Declaration of the Archbishop and Bishops of the Province of Westminster and Resolutions of the catholic Education. 2. Mr. Birrell's Education Bill. Selections from the Objections urged against it. A Memorandum by Father Gallwey, S. J. 3. Mr. Birrell's Education Bill. By the Rev. Sydney Smith, S. J.

keine Gewalt, die im Stande gewesen, die katholischen Mütter Londons an den häuslichen Herd zu bannen, nachdem sie von der Kundgebung zur Erhaltung des katholischen Glaubens ihrer Kleinen Kunde empfangen."[1])

Ueber die großartige Bedeutung des Meeting herrscht in der Presse nur eine Stimme. Seit O'Connells Tagen ist der Katholizismus in derart imponierender Weise in die Oeffentlichkeit nie getreten, nicht einmal 1874 bei Gelegenheit der Verwahrung gegen die Bemühungen zur Einführung des Kulturkampfes in England. Anwesend waren fünf Bischöfe, vierzehn Lords, mehr als dreißig Mitglieder des Unterhauses und andere Adelige und bedeutende Vertreter des katholischen Elementes. Zur Rechten des Erzbischofs von Westminster befand sich der Herzog von Norfolk, der erste Edelmann Englands, zu seiner Linken das irische Unterhausmitglied Redmond, als Ausdruck der gemeinsamen Bemühungen der Schwesterinseln in schwerer Gefahr.

Nachdem aus dem Stimmenmeer das Lied zum Heiligen Geist erklungen, erhob sich inmitten tiefsten Schweigens der Erzbischof Bourne und schilderte in ruhiger Sprache das der katholischen Kinderwelt drohende Unheil, unter gleichzeitiger ernster, aber maßvoller Beurteilung der Unterrichtsbill. Nicht zum Angriff irgend eines Ministers, sondern lediglich zum Schutz teurer religiöser Interessen zusammenberufen, erwarte die Versammlung eine solche Veränderung des Entwurfes, daß den katholischen Kindern einfach Gerechtigkeit widerfahre, „wozu sich auch viele Freunde der Regierung feierlich verbunden haben".[2]) Maßvoll in der Sprache, leidenschaftslos im Vortrag, rief die Anrede des Erzbischofs einen Sturm von Begeisterung hervor, der erklang, wie „die

1) Tablet 1906. I, 721. Der genaue Bericht über die Verhandlungen I, 750—754.

2) Nämlich bei den letzten Parlamentswahlen zur Erlangung katholischer Stimmen.

Stimmen vieler Wasser und die Stimme eines starken Donners" (Off. 14, 2).

Aus der Zahl der übrigen Redner, welche die oben angezogenen Beschlüsse der Bischöfe eingehend und nach den verschiedensten Seiten beleuchteten, sei ausdrücklich nur Charles Russell erwähnt, der Sohn des Lord-Oberrichters Russell von Killowen, dessen Lebensbild in dieser Zeitschrift vor einigen Jahren gezeichnet wurde[1]) Die Hauptbeschlüsse der Versammlung lauten: Die Unterrichtsbill wird verworfen, weil sie 1) den Religionsunterricht der Kinder in den öffentlichen Elementarschulen weltlichen Ortsbehörden unterstellt, 2) die religiöse Ueberzeugung der Eltern nicht hinlänglich beachtet, 3) die Rechte des Eigentums gefährdet, 4) als Verletzung religiöser Gleichheit, gemeinsamer Gerechtigkeit und bürgerlicher Freiheit sollen alle Katholiken der Bill äußersten Widerstand entgegensetzen.[2])

Heute steht in den Blättern der Geschichte die Kunde eingegraben, daß die englischen Katholiken im Schulkampf ihre Schuldigkeit getan. Dieses Bewußtsein bildet eine Quelle erhebenden Trostes, mag die Zukunft sich wie immer gestalten. Unterdessen haben die Debatten im Hause der Gemeinen die Tatsache klargestellt, daß der Grundton der Bill ausklingt in einseitige Bevorzugung des englischen Protestantismus aus den gemeinsamen Mitteln aller steuerzahlenden Staatsbürger. Gewiß hat das Unterhaus Donnerstag den 10. Mai mit 420 Stimmen in zweiter Lesung die Bill angenommen. Damit ist aber die Sache noch lange nicht abgetan. „Katholische Kinder", bemerkt Tablet, „werden in katholische Schulen gehen oder in keine überhaupt".[3])

Aachen. Alfons Bellesheim.

1) Band 126 (1900), 482 ff.

2) Tablet 1906. I, 750. 3) Tablet I, 721.

LXXXII.

Ein katholischer Ireniker des 16. Jahrhunderts.[1]

Johann Gropper gehört zu jenen bei aller Lückenhaftigkeit ihres Wesens überaus sympathischen Gestalten, welche, von den besten Absichten für die von ihnen vertretene Sache beseelt, einem sanften Zuge ihres Herzens folgend, mit Aufbietung all ihrer Kräfte der Versöhnung der kämpfenden Geister so sehr zusteuern, daß sie vielfach das Geschick der Janusgesichter in der Weltgeschichte teilen und im Urteil der Mit- und Nachwelt mit ihnen zusammengeworfen werden. Er ist der bedeutendste Vertreter jener in ihren formalen Anschauungen durchaus katholischen Richtung innerhalb der deutschen Kirche, welche Hefele mit dem scharfem Ausdruck „Semilutheranismus“ gebrandmarkt hat. Gropper, wie sein Freund Julius von Pflug, wähnten in einer Zeit, wo die dogmatischen Differenzen bereits festgeronnen waren, die häretische Bewegung doch noch in rückläufigen Fluß bringen und die tiefe Kluft überbrücken zu können. Der Optimismus dieser „Expektanten“ erwies sich als Illusion: schon

---

1) Johannes Gropper (1503—1559). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands, besonders der Rheinlande, im 16. Jahrhundert. Mit Benutzung ungedruckter Quellen von Dr. Wilhelm van Gulik. („Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes.“ V. Bd. 1. u. 2. Heft) gr. 8°. (XVI u. 278 S.) Freiburg 1906. Herdersche Verlagshandlung ℳ 5.–

war das persönliche Interesse der Neuerer und namentlich das politische ihrer fürstlichen Beschützer zu sehr in die Fortdauer der Spaltung verwickelt, als daß die Vermittlungsversuche solcher katholischen Idealisten nicht hätten scheitern müssen. Ja, indem sie mit allen ihnen erlaubt scheinenden Mitteln die zu unübersteigbarer Höhe angewachsene Scheidewand einzureißen suchten, drohten sie das katholische Lehrgebäude selbst ins Wanken zu bringen. Und so konnte es kommen, daß sie dank den Machenschaften von Leuten, welche den Ergüssen ihres persönlichen Eigennutzes das fromme Mäntelchen eines brennenden Glaubenseifers umzuhängen wußten, als Verräter an einer Sache gelten konnten, der sie im Grunde mit allen Fasern ihres Denkens und Wollens anhingen. Diese Erscheinung ist um so natürlicher für eine Periode, wo selbst die so edeldenkenden italienischen Gesinnungsgenossen der deutschen Expektantenschule, ein Contarini, Pole, Moroni, auf der Anklagebank der Inquisition saßen. Notwendig war aber die extreme Reaktion des katholischen Bewußtseins, damit den von einem kurzsichtigen Gefühlsbedürfnis eingegebenen Auswüchsen gegenüber das Gleichgewicht des von fremden Ingerenzen reinen Dogmas hergestellt wurde. Daß jene theoretischen Wortführer der katholischen Versöhnungspolitik sich rückhaltlos dem Spruch des Trienter Konzils unterwarfen, an dem die Läuterung sich vollzog, ist die beste Garantie für ihre zweifellos orthodoxe Gesinnung.

Eine solche Figur verdient in vollem Maße die Aufmerksamkeit, die ihm sein neuester Biograph widmet, und die er auch von einem weiten Leserkreis erwartet. Gropper verkörpert das schmerzliche Sehnen der deutschen Kirche und des besseren Teiles der deutschen Nation nach Hebung des Zwiespaltes, der sie zerfleischte. Ein Kind der Stadt Soest, die selbst in die Abfallsbewegung hineingerissen wurde und nach dem Interim von 1548 Groppers Restaurationstätigkeit erfuhr, das hervorragendste Glied einer Familie, welche dem katholischen Deutschland noch andere Heroen geliefert hat, ist er in überaus kritischen Tagen zum Retter des alten Glaubens in der Kölner Erzdiözese geworden, sowohl durch die Kraft seiner Feder, als durch die Energie seines Auftretens. Ihm ist es zu verdanken,

daß nicht schon 1546 beim Abfall des Kurfürsten Hermann von Wied an den Kölner Erzstuhl jene Krise herantrat, die später, beim Abfall Gebhards Truchseß, wo doch die Zustände befestigter waren, einen für den gesamten deutschen Katholizismus so gefährlichen Krieg entzündete. Groppers Enchiridion und Antididagma zeugen von seinem gewaltigen Wissen und stehen unter den damaligen Erzeugnissen katholischer Apologetik ohne Frage obenan, ungeachtet der darin enthaltenen Konzessionen. Aber auch durch positive Arbeit, durch die wahre innere Reformation der Kirche wirkte er in seinem Tätigkeitsbereiche, speziell als Archidiakon der Bonner „Christianität", mit großem Erfolg der Zersetzung entgegen, besonders nachdem er einmal das fortgeschrittene Stadium des konfessionellen Gegensatzes erkannt hatte, wie es sich aus seiner späteren ablehnenden Haltung gegen die Religionsgespräche ergibt Hervorragende Verdienste erwarb er sich um Einführung der Jesuiten in den Rheinlanden. Rühmlicher als 1541 in Regensburg, wo er sich mit seinem Mitkollokutor Eck überwarf, trat er dann ein Jahrzehnt später auf dem Konzil von Trient hervor.

Dies alles schildert unter emsiger Heranziehung der einschlägigen Literatur, zum Teil auf Grund wertvoller archivalischer Materialien aus Köln, Düsseldorf, Xanten, Soest, Zeitz, Rom, Neapel, Florenz, Parma und Modena, der gegenwärtige Vizerektor des deutschen Campo Santo zu Rom und Fortsetzer von Eubels Hierarchia catholica, Dr. van Gulik. Er bietet dadurch zweifelsohne eine wichtige Erläuterung und Ergänzung zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Seinen Ergebnissen wie seiner Methode gebührt volle Anerkennung. Für viele Vorgänge hat er die Kenntnis vertieft, in mehr als einem Punkte irrige Auffassungen korrigiert; in der Frage freilich, ob in Daniel von Soest, dem Verfasser der berühmten Satiren gegen die Soester Ratsherren und Prädikanten, Gropper sich verberge, ist Gulik über die negative Antwort von Jostes, daß der Autorschaft Groppers nichts im Wege stehe, nicht hinausgekommen. Das Personenregister und 55 interessante Aktenstücke im Anhang erhöhen den Wert der Gulikschen Schrift.

Störend für den Leser dürften blos die vielen Literatur

vermerke im Text sein; soll die Lektüre eines Buches auch für ein weiteres Publikum als die Fachleute angenehm werden, dann müssen Untersuchungen und Zusammenstellungen solcher Art in den Anmerkungen Platz finden. Daher rührt es wohl auch, daß der innere Werdegang des Mannes, speziell die Stellung und Entwicklung seiner dogmatischen Theorien, die doch gerade bei ihm sehr maßgebend ist, nicht genügend berücksichtigt scheint. Der Dogmenhistoriker wenigstens vermißt in dieser Hinsicht eine breitere Basis; ein Vergleich mit den Vorgängern und Zeitgenossen hätte gewiß klarer erkennen lassen, ob der Vorwurf des Semilutheranismus berechtigt war. Dies wäre für Groppers Beurteilung um so nötiger gewesen, als er ja bis an sein Ende daran festhielt, daß er in seinen Kontroversschriften nie vom katholischen Dogma abgewichen sei und es sich also im Grunde doch blos um Wortstreit und Mißverständniße handeln könnte. Seine „zeitweilige Freundschaft“ mit Bucer, dem schon seit so langer Zeit beweibten Mönche, wirft allerdings ein merkwürdiges Schlaglicht auf Groppers Rechtgläubigkeit, ohne daß diese indes dadurch erschüttert worden zu sein braucht. Ueberhaupt fehlt ein abschließendes Urteil über Groppers eigentümliche Persönlichkeit, und auch aus den vielen gegebenen Daten ergibt sich kein Gesamtbild dieses Charakters, der gleich dem des jüngeren Bruders Kaspar, des späteren Nuntius, ziemlich kompliziert gewesen sein dürfte. Darin müssen wir jedenfalls dem Verfasser Recht geben, daß Groppers sittliche Verfassung durchaus einwandfrei war; besonders sein Verhalten in der letzten Phase seines Lebens lehrt uns, wie hoch er über dem Niveau seiner katholischen wie protestantischen Verleumder stand.

Am dürftigsten ist gerade dieser römische Lebensabschnitt ausgefallen trotz der von Dom Ancel überlassenen Aufzeichzeichnungen aus den oberitalienischen Archiven. Und doch wäre dieser Abschnitt so interessant und tragisch wie kein anderer. Wir sehen da den demütigen Priester, wie er sich sträubt gegen eine Würde, nach welcher damals die Höchstgestellten sich sehnten; den deutschen Gelehrten, wie er von Paul IV. eingeladen und mit allen Ehren in der Ewigen Stadt empfangen wird, da die

Wahl des wollüstigen Gebhard zum Erzbischof ihm den Aufenthalt im deutschen Rom verleidet; den sittenstrengen Reformator, wie er, zur Verbesserung der Kurie berufen, von den Römern gehaßt und selbst von den eigenen Landsleuten angefeindet wird; den begeisterten Apologeten, wie er, von pharisäischen Neidern öffentlich der Ketzerei beschuldigt, sich mühsam vor dem römischen Glaubenstribunal rechtfertigen muß, nachdem er das ganze Leben der Verteidigung der katholischen Lehre gewidmet und durch seine Erklärung zu Trient seine kindliche Anhänglichkeit an die wahre Lehre zur Genüge bezeugt hat; den alternden Kranken, der von Arbeiten gebrochen, von Gram verzehrt, vom fremden Klima aufgerieben weit von der Heimat sich zur ewigen Ruhe niederlegt, nicht ohne mit brechendem Herzen durch seinen Anschluß an die deutsche Bruderschaft einen herrlichen Beweis für seine nationale Sinnesart erbracht zu haben; die schlichte Leiche, die von der ganzen „Deutschen Nation" zur letzten Ruhestätte in der Nationalkirche geleitet wird, während der Papst die Totenrede hält und im Konsistorium die Verleumder beschämt. Gerade das Ergreifende in diesen Momenten, die doch den Reiz des Buches beträchtlich hätten erhöhen können, bleibt, wir müssen es gestehen, in demselben etwas verwischt; hat doch der Verfasser nicht einmal das von Paul IV. in seiner Ansprache oft wiederholte Wort erwähnt: „Nequaquam Dominum Gropperum amisimus, sed ad Deum praemisimus". Auch die noch vorhandene Grabschrift, die außer den bei van Gulik zitierten Autoren Hartzheim, Meuser, Galletti, Gualdi, Schrader, Forcella ediert haben (statt ac heißt es ob), hätte vielleicht ergiebiger verwertet werden können.

In der chronologischen Fixierung des Todes hat van Gulik sich richtig für den 13. März 1559 entschieden. Daß das Jahr 1558, welches sich irrtümlich in das Epitaph eingeschlichen, nicht in Betracht kommen kann, ergibt sich schon aus den römischen Berichten über Groppers letzte Tätigkeit, von denen wir unten noch einen anführen werden. Die Richtigkeit des Todestages wird bestätigt durch die Notiz des Animanekrologes über den „von Paul IV. wegen seines überaus großen Rufes der Gelehrsamkeit und Heiligkeit nach Rom gerufenen" Bonner

Dr. Gropper. Das Dekanatsbuch der Kölner Artisten-
hat das Begräbnis- mit dem Todesdatum (14. statt
ärz) verwechselt; auch die von Liessen angenommene
hslung (7. statt 1. Idus Martii) würde auf dieses irrige
führen.

m wenigsten klargestellt ist die angebliche Kontroverse
roppers Kardinalat. Daß er am 18. Dezember 1555
apste in den Senat der Kirche berufen wurde, steht aus
nsistorialakten fest; auf Grund dieser Tatsache kann man
ch als wirklich (also nicht blos in petto) ernannten
al ansehen. Schon dadurch mußte er eigentlich alle Rechte,
as der Abstimmung im Konklave erhalten, und daher
te der Papst ausdrücklich, daß der Kreïrte nach seiner
t in Kardinalskleidung zur Audienz erscheinen solle. Da
r die Ernennung — nach den römischen ,Avvisi' vom
ber wurde ihm sogar der Hut nach Köln geschickt —
ngenommen hatte, war die Wirkung des Aktes nicht
. Daß Gropper in Rom den Purpur annahm, was
ulik als bislang offene Frage bezeichnet, hat meines
noch niemand behauptet; der Ausdruck „Cardinalis
tus", den Ciaconius und die Bildaufschrift zu St. Gereon
et, läßt sich ebenso wie der Wortlaut des Epitaphs mit
eben berührten bloßen Ernennung leicht vereinigen;
inder mit der Aussage von Loos, Gropper sei „ohne
ung der Würde des Kardinalhuts" dahingeschieden, und
er des Bischofs Grandi von Anglona, er sei „in Er-
g des roten Hutes gestanden". Wir müssen demnach
en, daß die übrigen Zeremonien, welche die Kardinalats-
ng erst perfekt machten und wie heute sukzessive in be-
n Zwischenräumen konsistorialiter zu geschehen pflegten,
d Groppers Lebenszeit nicht mehr vollzogen wurden.
für bietet das Schweigen der hierin vollständigen Kon-
protokolle über Vergebung von Biret, Hut und Ring,
en und Oeffnen des Mundes, Anweisung des Titels einen
tigen Beleg.

in neues Licht wirft auf diese Frage und die römischen
ge um Gropper die gerade um jene Zeit beginnende

urbinatische Serie der römischen ‚Avvisi‘, der wichtigen Vorläufer unserer Zeitungen, die ich ausgiebig in meiner eben erschienenen Animageschichte, auch im Abschnitte über Gropper benützt habe. Die allgemeine Auffassung in Rom ging dahin, daß der deutsche Prälat nun den ihm bereits früher zugedachten Kardinalshut in Empfang nehmen werde, daß er sogar — hierin irrte sich freilich die öffentliche Meinung, welche dem vorgeblichen Aspiranten dieselben Motive wie der breiten Masse der italienischen Kandidaten unterschob — zu diesem Zwecke nach Rom gekommen sei. Für denjenigen, der bedenkt, daß die persönliche Abholung des Hutes beim Konsistorium selbst für Ausländer Regel war, und nur aus gewichtigen Gründen die Uebersendung nach der Residenz des Betreffenden gestattet wurde, ist eine solche Kombination leicht begreiflich. Tatsächlich muß Paul IV., der sich ja auf längere Zeit des Beirats Groppers bedienen wollte, die Verwirklichung dieses Planes fest im Auge gehabt haben, als die Inquisitionshetze, welche wohl das päpstliche Vorhaben abwenden sollte, dazwischen kam, auch die von Gulik mitgeteilten Aeußerungen Celsos, Pios und Grandis legen dieses nahe. Daher spielt der Kölner in den Avvisi von Ende 1558 die Rolle des Enttäuschten und „äußert wenig Befriedigung über seine Erwartung und Hoffnung, die ihn nach Rom geführt“. Doch die Verteidigungsschrift Groppers klärte Seine Heiligkeit über den wahren Sachverhalt auf, „so daß er wieder in die Gunst zurückkehrte“ und im Februar „der Prozeß Groppers auf Befehl Sr. Heiligkeit mit wenig Ehre für dessen Urheber niedergeschlagen wurde“. So lebte im Hl. Vater auch das nie ganz aufgegebene Kardinalsprojekt wieder neu auf; da stellte sich „an Stelle des roten Hutes, den er anfangs zu erhalten glaubte“, bei Gropper ein todbringender Gast ein, das Wechselfieber. Und so „starb er schließlich, ohne zum Kardinalhut gelangt zu sein“. Ob er die ihm bestimmte Würde, falls der Tod nicht dazwischen getreten wäre, neuerdings ausgeschlagen hätte, bleibt dahingestellt.

Das erscheint uns als der wahre Hergang, durch dessen Kenntnis der an seinem Lebensabend angekommene Gropper nur gewinnen kann, da er nachweislich nichts weniger als de

Streber war, den die erbarmungslose Kritik des römischen ‚profanum vulgus' aus ihm sich zurechtlegte. So unglücklich auch der Ausgang dieses in der Fremde vereinsamten Deutschen nach außen hin erscheint, nie bis zu seiner letzten Stunde hat ihn sein hoher Geistesflug und sein selbstloser Idealismus verlassen, und als Persönlichkeit steht der „Vorkämpfer der Kölner Kirche" alpenhoch über seinen protestantischen Gegnern, die ihn nach seinem Tode noch mit ihren giftigen Pfeilen verfolgten. Darum darf die ganze Wissenschaft und namentlich die Rheingegend dem Verfasser dieser Monographie in hohem Grade dankbar sein, daß er trotz der vielen Schwierigkeiten einen solchen Mann aus der Vergessenheit herausgegraben und damit „eine Ehrenschuld der deutschen Katholiken, besonders der katholischen Rheinlande, an einem unserer großen Toten" in so rühmlicher Weise abgetragen hat. Denn die gemachten Aussetzungen ändern nichts an dem bleibenden Werte und Verdienste seiner Arbeit, die ihre Aufgabe im ganzen aufs beste erfüllt hat. Es wird deshalb nicht nötig sein, für sie um Leser zu werben: sie zieht dieselben durch ihre eigene Güte an.

Gebweiler i. Els. Dr. J. Schmidlin.

LXXXIII.

Klerikalismus und Laizismus.

Der Bonner Universitätsprofessor Dr. Leopold Karl Goetz hat vor nicht gar langer Zeit eine interessante Schrift über die Stellung des Klerus zum Laientum veröffentlicht. Er weist nach, daß so ziemlich auf allen Gebieten das katholische Laientum vom Klerus verdrängt wird, und gibt für diese bemerkenswerte Erscheinung auch die Gründe an. So sagt er (S. 104): „Die katholischen Laien sind in kirchlichen Fragen da, um zu glauben, die ‚Kirche‘ d. h. den Klerus zu schützen und die Staatsgesetze im klerikalen Sinne umzugestalten. Der Einfluß der Laien auf die innere Entwicklung des Katholizismus ist sozusagen ganz ausgeschlossen; ihre gesamte Tätigkeit zum Schutz der Kirche und ihrer Interessen müssen die Laien in vollster Unterordnung unter die Autorität der Kirche ausüben. Mit einem Worte: die ‚Laien‘ sind nur die Gläubigen. Das Gleiche gilt für alle Gebiete, auf denen der Ultramontanismus sich betätigt; auch da sind die Laien ganz unselbständig und dem Klerus und den von ihm als Weltanschauung verkündeten Ideen durchaus untergeordnet. Zu den religiösen Dogmen des Katholizismus kommt das sozialpolitische des Ultramontanismus; beide werden dem Laien von der Kirche d. h. dem Klerus mit der gleichen

1) Klerikalismus und Laizismus. Das Laienelement im Ultramontanismus von Dr. Leopold Karl Goetz, a. o. Universitätsprofessor in Bonn. Neuer Frankfurter Verlag. Frankfurt a. M. 1906. 111 S.

zwingenden Autorität auferlegt, es wird ihm geradezu zur religiösen Pflicht gemacht, sich in den Dienst beider zu stellen. Eine selbständige Laienkultur, reine Humanität, neutrale Wissenschaft, kurz ein für sich unabhängiges weltliches Leben kennt der Ultramontanismus nicht, allem drückt er sein spezifisch-romanisch-klerikales Gepräge auf. Direkt oder indirekt (direktiv) beherrscht der Klerus im Ultramontanismus den Laien; entweder hat in geistlichen Gebieten der Laie von vornherein gar nichts zu sagen, oder in weltlichen Gebieten wird er in der von ihm zu entfaltenden Tätigkeit vom geistlichen Gesichtspunkte geleitet. So ist das Laientum im Ultramontanismus, so einflußreich es z. B. in politisch-kulturellen Fragen dazustehen scheint, geistig dem tiefsten Grunde nach ‚Anhang' des Klerus."

Jeder unbefangen Denkende wird zugeben müssen, daß tatsächlich, wenn auch nicht in so übertriebener Weise, wie Prof. Goetz es darstellt, eine Beherrschung des Laientums seitens des Klerus besteht Dafür den Ultramontanismus aber verantwortlich zu machen, geht nicht an Denn Klerikalismus und Ultramontanismus sind nicht ein und dasselbe. Von Rechts wegen und nach der Lehre der katholischen Kirche erscheint es als vollständig begründet, daß in rein kirchlichen Angelegenheiten, wie Fragen des Glaubens und der Sitten, der Priester allein nur zu Worte kommt. Ein Mitregieren des Laien in derlei Dingen ist absolut unstatthaft und unzweckmäßig, verfügt er ja doch nicht über die nötige theologische Vorbildung. Es gibt nun freilich viele Gebiete, auf die die Religion einen bedeutenden Einfluß ausübt, die aber nicht zur eigentlichen Domäne des Klerus gehören. Selbstverständlich muß hier dem katholischen Laien gestattet sein, nach Maßgabe der Ausdehnung und Bedeutung seines Wirkungskreises seinen Einfluß und seine Stimme geltend zu machen. Die Schwierigkeit ist nicht zu verkennen, die sich bei derartigen Situationen ergibt, wenn man zwischen dem Wirkungskreise des Klerus und des Laientums reinlich scheiden will. Nach meinem Dafürhalten dürfte es aber immerhin möglich sein, ohne viele Umstände auch hier den goldenen Mittelweg zu finden, da doch beiden Teilen das Wohl der katholischen Kirche vorgeht und private Interessen beiderseits zurückstehen müssen. Und hierauf möchte ich den Finger legen,

als auf einen Punkt, der für das Verständnis des Klerikalismus von größter Bedeutung ist. Der Ultramontanismus hat bei Beurteilung des Verhältnisses von Klerus zum Laientum nur insofern mit dem Klerikalismus etwas zu tun, als die hervorragendsten Träger des ultramontanen Gedankens von jeher Vertreter des Klerus sind. Man mißverstehe mich nicht: Ultramontanismus und Klerikalismus sind deshalb, wie bemerkt, noch nicht identische Begriffe. Der Klerikalismus ist nur accessorisch und macht das Wesen des Ultramontanismus nicht aus; ersterer geht über letzteren in seinen Zielen hinaus und ist durchaus nicht von gutem für den Bestand des Katholizismus. Ultramontanismus ist nur der nom de guerre des Katholizismus und eine historische Notwendigkeit.

Damit soll keineswegs der berechtigte Einfluß des Klerus auf das Laientum geleugnet werden und jeder Katholik wird sich hiermit einverstanden erklären müssen. Denn eine Kontrolle der Tätigkeit des Laien auf Gebieten, die nicht rein weltliche Angelegenheiten berühren, erscheint uns wünschenswert, — nur möge dem Laien immerhin der nötige Spielraum gelassen werden, damit beiderseitiges Mißtrauen und Uebelwollen vermieden werden. In weltlichen Dingen aber, die mit der Religion gar nicht oder nur entfernt in Berührung kommen, bedarf es für den Klerus weiser Zurückhaltung, eingedenk der Worte des Apostels (2. Thim. 2, 4): Nemo militans Deo implicat se negotiis saecularibus. Tüchtige katholische Laien, die auf diesen Gebieten zu Hause sind, werden sicher oft größere Resultate erzielen, was dann doch wieder dem Ansehen der katholischen Kirche zugute kommen wird.

In dieser Hinsicht gibt die Goetz'sche Schrift manche bemerkenswerte Fingerzeige, die auch beherzigt sein wollen.

Prof. Goetz hat inzwischen eine weitere Broschüre[1]) herausgegeben, die mit der besprochenen nur in entferntem Zusammenhange steht und dem konfessionellen Frieden dienen soll. Es ist

---

1) Ein Wort zum konfessionellen Frieden. Materialien, gesammelt von Dr. Leopold Karl Goetz a. o. Universitätsprof. in Bonn. Bonn (Carl Georgi) 1906. 65 S.

eine Sammlung von Aeußerungen der Presse, gelegentlich eines Preisausschreibens der „Preußischen Jahrbücher" im Maiheft 1905 (Bd. 120, 2) für die beste Widerlegung der Bedenken gegen den Ultramontanismus, das seinerzeit viel kommentiert wurde. Preisrichter sollten der Zentrumsabgeordnete Dr. Dittrich, der jedoch ablehnte, und Prof. Ad. Harnack sein Anlaß zu diesem Preisausschreiben gab eine Aeußerung des Zentrumsabgeordneten Dr. Dittrich gelegentlich einer Debatte im preußischen Abgeordnetenhause über die unheilvolle Einflußnahme der im deutschen Vaterlande vorhandenen religiösen Kämpfe auf das soziale, politische und gesellschaftliche Leben. „Solche Kämpfe", sagte der Abgeordnete Dittrich, „müssen auf dem rein wissenschaftlichem Gebiete ausgefochten werden". Wenn hier von religiösen Kämpfen die Rede ist, können nur jene gemeint sein, deren Ursache der Ultramontanismus ist.

Was die Fragen betrifft, welche die Preisschrift zu behandeln hat, so werfen dieselben ein böses Licht auf die konfessionelle Verranntheit derer, die sie stellen. Alte und schon längst widerlegte Vorwürfe gegen den Ultramontanismus tauchen wieder auf — eine Folge des Grundsatzes: Catholica non leguntur. Ich befürchte nur, daß es der eventuellen Preisschrift, wenn sie tatsächlich die beste Widerlegung der Bedenken gegen den Ultramontanismus ist, geradeso und nicht anders ergehen wird. Nur auf einen Punkt, der für das ganze Preisausschreiben charakteristisch ist, möchte ich hinweisen. So wird von der Preisschrift eine Prüfung der Frage gefordert, „welche Bewandtnis es mit der wiederholten Versicherung der Zentrumsredner auch auf den Katholikenversammlungen hat, daß alle guten Katholiken (die katholischen Offiziere, die katholischen Beamten, speziell die katholischen Regierungspräsidenten, Landräte, Richter) Jesuiten wären". Dieser haarsträubende Unsinn hat auch bereits von katholischer Seite die verdiente Abfertigung erhalten (vergl. Goetz a. a. O. S. 39 ff.) und ist schon oft widerlegt worden. Die weitere Verbreitung dieses Gallimathias ist auf das Werk des Jesuitenfeindes Dr. Johannes Stuber „Der Jesuitenorden" (Berlin 1873) zurückzuführen, der von „Affiliierten" des Ordens in dem erwähnten Sinne spricht. Der Protestant Dr. Viktor Naumann (Pilatus) sagt diesbezüglich in

seiner Schrift „Der Jesuitismus“ S. 93: „Nur blinder Haß hat dem Autor die Feder geführt, als er eine Bestimmung des Ordens in dieser frivolen Weise zu interpretieren versuchte. Da aber die Behauptung, der Jesuitenorden zähle „Affiliierte“, überall in protestantischen Kreisen geglaubt wird, so war es notwendig, trotz der auf der Hand liegenden Unglaublichkeit der Behauptung, näher auf sie einzugehen, um ihre Torheit zu beleuchten“.

Solcher Fragen sind mehrere der Preisschrift zu lösen aufgegeben. Einerseits will mir es als Hohn erscheinen, derartige Unsinnigkeiten in den Bereich einer wissenschaftlichen Diskussion zu ziehen, wie sie die „Preußischen Jahrbücher“ fordern, andererseits wird man auf gegnerischer Seite, falls zur festgesetzten Zeit (15. Juni 1906) keine Widerlegungsschrift der Bedenken gegen den Ultramontanismus eingelaufen ist, behaupten, daß die Bedenken zu Recht bestehen. Gegen eine derartige perfide Provokation muß entschieden Stellung genommen werden.

Was die Materialiensammlung des Professors Goetz anbelangt, so muß ich sagen, daß sie wohl kaum geeignet sein dürfte, dem konfessionellen Frieden zu dienen, und daß seine Bitte, diese Veröffentlichung möge „zu erneuter, möglichst tiefgehender, ruhig sachlicher Erörterung der zur Behandlung stehenden Fragen führen“, nicht erfüllt werden wird.

D. P.

LXXXIV.

Schulgeschichtliches aus Oesterreich.

Neben der Wirtschafts- und Reformationsgeschichte wird in
eutschland zurzeit wohl kein Geschichtsgebiet mehr begangen
s dasjenige unseres älteren und alten Schulwesens. Mächtigen
isporn erhält die Pflege deutscher Schulgeschichte durch die
Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte",
lche auch vorliegendes Werk[1]) durch ihre österreichische
uppe als „Außerordentliche Beiträge" übernommen und so
ne Herausgabe ermöglicht hat. Innerhalb der Geschichte der
erreichischen Volksschule von 1792 — 1848 behandelt der
Band des Werkes als besonderes Thema: die Entstehungs-
schichte des durch Handschreiben des Kaisers Franz II. vom
. Januar 1804 für die deutschen Schulen eingeführten Planes,
ssen organisatorische Vorbereitung sich vor allem an die Namen
s damaligen für das Volksschulwesen hochbegeisterten Staats-
nisters Graf v. Rottenhan und des weitausschauenden Staats-
tes Lorenz knüpft. Die Organisation selbst ordnet fast bis
s kleinste das Unterrichtswesen, nicht zuletzt den Religions-
terricht, die Leitung der öffentlichen Unterrichtsanstalten, den
anziellen Aufwand für die Volksschulen; sie betrifft Schüler
d Lehrer, Methode des Unterrichtes und Schulbücher. Keine
age, die auch heute noch auf dem Gebiet des Schulwesens
Geister bewegt, bleibt unberührt und unbesprochen, ja nicht
lten sieht man sich bei der Lektüre des Buches mitten hinein
rsetzt in den Schulstreit des Tages.

Der II. Band umfaßt zehn Abschnitte nebst einem Anhang.
us dem zweiten Abschnitt, Organisation der Volksschulen,

---

1) Weiß, Dr. A., Geschichte der Oesterreichischen Volksschule. I. Bd. Die Entstehungsgeschichte des Volksschulplanes 1804. Graz 1904. (4 M.) — II. Bd. Geschichte der Oesterreichischen Volksschule unter Franz I. und Ferdinand I. 1792-1848. Graz 1904. (18 M.)

heben wir die Kapitel: Reform der Mädchenerziehung, öffentlicher Schulbesuch der blinden Kinder und Schulpflicht der in den Fabriken arbeitenden Kinder als äußerst lehrreich hervor, hochmoderne Themate, die schon vor einem Jahrhundert also keine geringe Sorge der Pädagogen und Staatsmänner gebildet haben. Ein weiterer Abschnitt befaßt sich insbesondere mit der Schulorganisation im Lombardisch-venetianischen Königreich, im Küstenland, in Dalmatien, Tirol und Vorarlberg und läßt uns das ganze Interesse erkennen, das die österreichische Regierung den neu- und wiedergewonnenen Provinzen in Bezug auf die Hebung des Volksunterrichtes und der öffentlichen Erziehung zugewendet hat. Zwei eigene Abschnitte sind dem Religionsunterricht und der Christenlehre, die weiteren, der Einrichtung von Industrieschulen, dem Zeichenunterricht, der Dotation des Schulwesens, den Schulbüchern und Bibliotheken gewidmet. Der letzte Abschnitt gewährt uns einen Ueberblick über die Verbreitung des Schulwesens in den einzelnen österreichischen Provinzen. Den Schluß des Werkes bildet eine Statistik über das Volksschulwesen Oesterreichs während des Zeitraumes 1830—1847 und über die i. J. 1847 daselbst vorhandenen besonderen Lehranstalten; ferner ein ausführliches Personen- und Sachregister.

Mit einzelnen Teilen des in seiner Ausführlichkeit einzig dastehenden schulgeschichtlichen Werkes uns genauer zu befassen, besteht um so weniger Veranlassung, als der Verfasser selbst mit der Kritik der Vorschläge und Verordnungen in ihren Beziehungen und Folgerungen zur Gegenwart gänzlich zurückhält. Ueberall, wenn möglich, läßt er die Vorschläge, Protokolle und Verordnungen entweder im Wortlaut oder in einem objektiven Auszug aus denselben sprechen. Die Darstellung verliert dadurch freilich an Lebhaftigkeit, gewinnt aber an praktischem Wert, zumal für den Schulrechtler. Was die Ausführlichkeit der Darstellung anlangt, so verdient die Weiß'sche Schulgeschichte in Wahrheit den Namen eines monumentalen Werkes.

Fast zu unmittelbar wird der Leser in das Wesen der Neuschule eingeführt. Man vermißt eine kurze Uebersicht über die Schulzustände in Oesterreich vor Einführung des neuen „Schulkodex" v. J. 1805. Möchten sich bald die Kräfte finden und organisieren, die uns, wenngleich auch vorerst nur in Regesten, das mittelalterliche Schulwesen Oesterreichs bieten. An Ueberfülle des in den Kloster-, Pfarr- und öffentlichen Archiven der Hebung harrenden Materials dürfte es — dessen sind wir sicher — nicht fehlen und so das Weiß'sche Schulwerk nach der Vergangenheit hin bald eine ebenbürtige Ergänzung und seinen Ausbau finden. F.

LXXXV.

Die historischen Grundlagen unserer Kultur.

(Schluß.)

Aber kehren wir zurück in die Vergangenheit. Den [illegible]storiker, der die Grundlagen unserer Kultur aufdecken will, [illegible]zt es besonders, die Voraussetzungen für die Entwicklung [illegible] Gegenwart auch in ihrer inneren Art kennen zu lernen, [illegible]d darum dürfen wir uns nicht damit begnügen, die drei [illegible]emente namhaft zu machen, aus denen sich unsere Kultur [illegible]bildet hat: Römertum, Christentum und Germanentum, [illegible]d die Rivalen, die das Abendland bei dem Streben [illegible]ch der Führung in der Weltkultur zu überwinden hatte, [illegible]dern wir haben auch noch zu zeigen, wie jene Elemente [illegible] eigenartig zusammenwirkten, daß unsere Kultur im Abend[illegible]de befähigt wurde, die Weltherrschaft an sich zu reißen. Gehen wir diesem Problem nach, so schärft sich unser [illegible]ge schon, wenn wir nach den inneren Gründen forschen, [illegible]shalb die abendländische Kultur über die byzantinische [illegible]d die islamitische den Sieg davontragen konnte. Eine [illegible]nze Reihe verschiedener Faktoren nehmen wir nach dieser [illegible]chtung hin wahr, und wollen wir sie vorweg schon [illegible]ammenfassen, so dürfen wir vielleicht sagen: Was dem [illegible]endlande den Sieg sicherte, war die Spannkraft, die [illegible]ch mannigfache, nach verschiedenen Richtungen wirkende [illegible]wegungen entwickelt wurde; diese Spannkraft rief fort-

während ein Streben nach Ausgleich hervor und begründete in dem Abendlande einen vielgestaltigen Organismus, in dem wohl manchmal hier oder dort durch Ueberanspannung das Leben gefährdet erschien, schließlich aber stets als Reaktion gegen die Ueberanspannung neue Kräfte entstanden, die seine Leistungsfähigkeit dann nur erhöhten.

Wir sprachen schon vorher davon, daß die abendländische Kultur aufgebaut war auf verschiedenen selbständig nebeneinander sich entwickelnden Nationen, die ihre eigenen Vorzüge und eigenen Aufgaben hatten. Dergleichen zeigt uns weder die islamitische noch die byzantinische Kultur.

In der islamitischen Kultur sehen wir mehr ein Nacheinander als ein Nebeneinander von verschiedenen herrschenden Völkern. Wohl fehlte es hier nicht an kriegerischer Kraft. Die Kraft der Araber, der Seldschuken und Türken, der Mauren und Berber kam der kriegerischen Kraft der Germanen gleich, wenn sie dieselbe nicht übertraf. Und noch gründlicher als die Germanen konnten die islamitischen Krieger durch Angriffe von unerhörter Wucht Reiche erobern und niederschmettern. Aber Eines vermochte nie der Islam: er verstand nicht Reiche zu organisieren, Staaten aufzubauen und zu erhalten. Diese Unfähigkeit liegt in der Verschiedenheit des religiösen Grundprinzips. Den Muhammedanern fehlte die große Kulturkraft des Christentums. Die Lehre Muhammeds fordert zum Kampfe gegen die Ungläubigen auf und will mit dem Schwerte ausgebreitet werden. Die ersten Nachfolger des Propheten, die Kalifen, sind darum große Feldherren und Welteroberer. Die ersten Verkünder der christlichen Lehre aber sind arme Männer, die nichts haben und besitzen wollen, diejenigen segnen, die sie verfluchen, nicht die Glut des Fanatismus erregen, sondern den Verstand des Menschen belehren und sein Herz gewinnen wollen nach den Worten: „Gehet hin und lehret alle Völker — kommet zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid“; die nicht die Superiorität einer Rasse predigen,

sondern alle Rassen und Klassen gleichstellen, indem sie alle dazu anhalten, sich als Brüder anzusehen, denen das Weib als Gefährtin des Mannes galt, die nach dem Beispiel des am Kreuze gestorbenen Heilands bereit waren, für ihre Lehre das Leben aufzuopfern. Galt auch ihr Streben in erster Linie einem übernatürlichen Ziel; das Wertlegen auf Belehrung, sozialen Frieden und soziale Gerechtigkeit mußte ordnende Kräfte auslösen, die auch irdischen Zielen zur Förderung gereichten; die Erziehung zum geduldigen Ertragen und zur Aufopferung mußte eine kostbare Gewähr bieten für die Ueberwindung kritischer Zeiten.

Die islamitische Kultur wäre schon früher zusammengesunken, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein fremdes Volk in ihren Bereich eingetreten wäre, das den Fanatismus früherer Perioden neu entfachte und wie ein heißer Wüstensand die Feinde verscheuchte, aber auch viele fruchtbare Kulturkeime zugleich ertötete.

Auch im byzantinischen Reiche kamen nationale Individualitäten nebeneinander nicht zu einer selbständigen Entfaltung. Hier herrschte während des Mittelalters die alte bureaukratische Verfassung Diokletians und Konstantins im wesentlichen weiter fort mit dem lähmenden Gegensatz zwischen Zivil- und Militärpartei, zwischen den Volkskräften der Provinzen, die tüchtigen Feldherren oft glänzende Siege ermöglichten, und dem Intriguenspiel der Hauptstadt, das die mit Eifersucht betrachteten Siege wieder zunichte machte, mit einer schematischen Zentralisation und ungesunden Hypertrophie an der obersten Spitze. Die Kirche konnte hier ihre Kräfte nicht voll zur Geltung bringen, wo die Kaiser durch Religionsgesetze die kirchlichen Streitfragen zu erledigen suchten, und die kirchlichen Leiter nicht viel unterschieden waren von kaiserlichen Beamten. Die slawischen Völker hat Konstantinopel freilich von sich fernhalten können. Aber wenn Byzanz auch von der Schmach verschont wurde, die die Germanen über Rom brachten, so empfing dafür das byzantinische Reich

auch nicht jenen Einschlag von Freiheitsdrang, den die Germanen dem Abendlande übermittelten.

Die Freiheitsliebe und die kriegerische Kraft der Germanen kamen aus derselben Quelle, die Tacitus schon als einen Jungbrunnen erkannt hatte; beide haben ihre Schattenseiten wie auch ihre Lichtseiten. Die kriegerische Kraft zerstörte nicht nur, sie schützte und rettete auch, und für die Begründung der neuen Völkergemeinschaft im Abendlande ist sie in erster Linie entscheidend gewesen. Denn zunächst kam es darauf an, die Sonderexistenz der westlichen Völker Europas zu sichern, nicht nur gegen die Byzantiner, die zur Zeit Justinians energisch daran arbeiteten, das alte westliche Römische Reich wieder zu erobern, sondern noch mehr gegen den Islam und gegen die von Osten drohende Unkultur. Wie die Germanen schon an der Seite des Aetius die Hunnen auf den katalaunischen Gefilden zurückwarfen, so stellten sie sich später als schützender Damm den Ungarn und den Mongolen gegenüber. Der Ursprung des mittelalterlichen Rittertums als eines besonderen kriegerischen Standes ist mit seiner sittlichen Idee von der Gefolgschaftstreue im wesentlichen germanisch. Seinen Glanz erhielt dieser kriegerische Stand aber erst in den Gegenden Südfrankreichs, in denen der Gottesfriede und die Kreuzzüge ihren Anfang nahmen und wo das Rittertum seine konventionellen Formen empfing; seine dauernden Triumphe feierte er auf der Pyrenäenhalbinsel, die durch die spanisch-französischen Ritter wieder dem Islam entrissen wurde. In diesen Ländern erfolgte dann auch die Neuorganisation der stehenden Heere, wie uns die bei uns noch üblichen Benennungen der militärischen Chargen und Einteilungen zeigen.

Wir können so sehen, wie im Laufe der Zeit die neue kriegerische Kraft, die die Germanen dem Abendland einimpften, sich verteilte und geregelt wurde. Sie war gleich einer Naturkraft, die in den Dienst der Kultur gestellt wurde. Am Anfang konnten die Germanen nicht viel anders als

zerstören. Sie vernichteten diesseits der Alpen allenthalben die römische Städtewirtschaft, und es dauerte Jahrhunderte, bis die städtische Kultur hier wieder erstand. Aber dürfen wir darin nur Akte blinder Barbarei sehen? Sollten nicht gerade wir als übersättigte Städtebewohner der Neuzeit, denen ein Aufenthalt auf dem Lande, eine zeitweilige Rückkehr zu einem reinen Naturgenuß ein Bedürfnis ist, nicht noch einen andern Maßstab anlegen? Wir meinen, daß auch für die übersättigte Kultur der Römerzeit eine solche Rückkehr zu natürlicherem Leben eine Notwendigkeit für die Gesundung war. An die Stelle einer übertriebenen Geldwirtschaft trat vielfach eine Naturalwirtschaft. Der Germane zog es diesseits der Alpen in der Regel vor, auf dem Lande zu wohnen, und mied die Städte.

Die weitere Folge dieser naturalwirtschaftlichen Richtung der Zeit war das Aufkommen des Lehnswesens, des Feudalismus, in welchem der Gefolgsmann, der Untergebene, der Beamte von seinem Senior, seinem Herrscher für seinen Unterhalt Land zur Nutznießung erhielt. Das verhinderte zunächst freilich den Versuch einer neuen Staatengründung, und Karls des Großen Reich ging durch den Feudalismus zu Grunde, bei dem der Staat seine Beamten nie in der Hand behalten konnte, da alle, die das Kapital ihrer Besoldung in dem Lehen erhalten hatten, das als Lehen empfangene Gut nicht ihren Nachkommen entgehen lassen wollten. Vom Standpunkte des modernen Staates aus sind wir geneigt, den Feudalismus zu verurteilen. Der Feudalismus ist gewiß eine überwundene Kulturepoche. Aber in den ersten Jahrhunderten unserer Kultur war er ein Schutz gegen die Gefahr despotischer Staatengründung und gegen einen byzantinischen Servilismus, der als Folge einer neuen, die Freiheit lähmenden Konzentration der Gewalt damals hätte eintreten müssen, als es noch nicht die ausgleichende Macht der öffentlichen Meinung gab. Gegen eine solche Konzentration schützte auch der germanische Partikularismus.

Die partikularistisch gesinnten Großen Burgunds und Austrasiens zerbrachen das merovingische Reich, welches die herrschgewaltige Brunhilde hatte zusammenhalten wollen, und wurden die Großen dann auch durch das aus ihrer Mitte hervorgegangene karolingische Geschlecht gebändigt, das Reich Karls des Großen zerfiel bald wieder.

Wie sehr man schon im 10. Jahrhundert den Unterschied zwischen dem despotisch-asiatischen Wesen des Islam und den freiheitlichen Einrichtungen im Abendlande fühlte, zeigt uns eine interessante Bemerkung des klugen Omajadenkalifen Abderrachman III. gegenüber dem Abt Johann des lothringischen Klosters Gorze, der von Otto I. i. J. 953 nach Kordova als Gesandter geschickt war. „Euer König, sagte Abderrachman, ist ein weiser und gewandter Fürst, allein er beobachtet etwas in seiner Politik, was mir nicht gefällt: nämlich dieses, daß er, anstatt die ganze Macht allein in seinen Händen zu behalten, einen Teil davon seinen Vasallen überläßt. Er überläßt ihnen seine Provinzen, weil er glaubt, sie dadurch an sich zu ketten. Das ist ein großer Fehler; solche Herablassung gegen die Großen kann keine anderen Folgen haben, als ihren Stolz und ihre Neigung zum Aufruhr zu nähren." Daß der kluge Kalif über die Stützen seiner despotischen Macht sich täuschte, zeigt uns die Geschichte. Das damals in blendendem Glanz erblühende Andalusierreich der Mauren ist längst spurlos verfallen; aber ein neues Deutsches Reich ist dem Reiche Ottos I. gefolgt und blüht heute herrlicher noch als damals.

Freilich, das alte Deutsche Reich ging an der zu weit gehenden Dezentralisation zu Grunde, und diese Gefahr einer völligen Zersplitterung der Kräfte drohte dem ganzen Abendlande seit dem 9. Jahrhundert mehr als das Gegenteil. Aber in diesem Punkte erkennen wir wieder den großen Vorteil, den das Abendland dadurch voraus hatte, daß es immer über ausgleichende Kräfte verfügte. Es war ein Segen für die abendländische Völkergemeinschaft, daß neben den

auseinandertreibenden zusammenfassende, neben den nationalen internationale Kräfte tätig waren. Diese zusammenfassenden Kräfte bot vor allem die Kirche, die die geistige Einheit des Abendlandes vertrat und schon deshalb, weil sie durch die Zersplitterung selbst am meisten litt, alle Bemühungen, die auf Konzentration hinausgingen, damals unterstützte. Hier erwarb sich die Kirche und an ihrer Spitze das Papsttum besondere Verdienste für die abendländische Kultur. Es war kein geringer Gewinn für das Abendland, als das Papsttum sich politisch vom Osten ab- und dem Westen zuwandte. Das Papsttum half den Karolingern zur Königs- und Kaiserwürde und suchte ebenso das karolingische Reich zusammenzuhalten, wie in dem entstehenden deutschen und französischen Königreiche dann die Bischöfe die Konzentration unterstützten.

Als die deutschen Könige seit Otto I. als Kaiser die Schutzpflicht gegenüber dem Papsttum und der Kirche übernommen hatten, einigten sich Kaisertum und Papsttum wieder zur Vertretung internationaler Ideen. Man hat vom nationalen deutschen Standpunkte aus diese Orientierung der deutschen Politik auf Italien scharf getadelt. Dabei bringt man indeß nicht in Anschlag, welch wertvolle Anregungen den Deutschen die engen Beziehungen mit dem in materieller und geistiger Kultur höher stehenden Italien gewährten. Berücksichtigen wir dabei aber auch noch die allgemeine Kulturentwicklung des Abendlandes, so werden wir es bei dem drohenden Auseinandergehen der verschiedenen Teile nur beifällig anerkennen müssen, daß wenigstens der größere Teil Italiens und Deutschland miteinander verbunden waren, daß das weitere geistige Band, welches das Abendland umschlang, noch durch ein engeres politisches Band verstärkt wurde. Die Ruhe des Abendlandes sicherte schon damals eine Vereinigung derjenigen Länder, die in unserer Zeit im Dreibund vereint sind.

Noch nach einer andern Seite wirkte die neue Begründung des Kaisertums ausgleichend. Neben der höchsten

geistlichen Gewalt stand wieder eine höchste weltliche Gewalt, die aber nördlich der Alpen ihren Schwerpunkt hatte. Durch ihre Trennung sicherten sich die beiden Gewalten gegenseitig ihre Selbständigkeit, so oft sie auch untereinander in Konflikt gerieten.

Die Zeit, da ein Karl d. Gr. gewiß mit den besten Absichten die Kirche als Reichskirche leitete gleich Konstantin, da Heinrich III. drei Päpste absetzte und mehrere Päpste einsetzte, ging schnell vorbei. Von der Auffassung, daß der Kaiser über das Papsttum, die Fürsten über die bischöflichen Stühle ebenso verfügen könnten wie die Gutsbesitzer über ihre Eigenkirchen, befreite sich die abendländische Kirche im Investiturstreit. Aber auch ein hierokratisches System, welches lehrte, Petrus habe von Gott das geistliche und weltliche Schwert zugleich empfangen und könne das weltliche Schwert nach seinem Gutdünken vergeben, konnte nicht zum Siege kommen. Seit den Zeiten Bonifaz' VIII. und Dantes war seine Niederlage entschieden.

Begreiflich war es freilich, daß solche extreme Aspirationen aufkommen konnten, da die Kirche allein die geistige Macht war, die die auseinanderstrebenden Teile des Abendlandes zusammenhielt und allein der Faktor war, der die geistige Bewegung lenkte. Den Deutschen insbesondere war die Kirche noch viel mehr: nicht nur die Vermittlerin geistigen Fortschritts, sondern auch rein materieller Entwicklung. Für die Bewirtschaftung des Bodens waren die Klostergüter Musteranstalten gewesen, wie wir das besonders bei den bayerisch-alemannischen, dann aber auch an den Zisterzienser- und Prämonstratenserklöstern des deutschen Koloniallandes östlich der Elbe verfolgen können.

Indem die Kirche als Uebermittlerin antiker Bildung zur Vertreterin höherer Intelligenz, ja jedes Fortschritts in der Kultur schlechthin wurde, hatte sie eine ihr ursprünglich nicht zugewiesene Ausnahmestellung erhalten, die ihr, ohne daß sie es suchte, durch die Umstände von selbst zugefallen war. Ihre Spitzen, die Bischöfe und Aebte, waren in den abend-

ländischen Reichen als geistliche Aristokratie neben die weltlich-militärische Aristokratie getreten, mit der sie entscheidend waren für die Regierung der Länder. Das hatte für die von der Kirche geleiteten Völker nicht wenige gute Folgen. Die Kirche erzog mit ihren weiten, über die ganze Erde sich erstreckenden Zielen die abendländischen Nationen zum Ausblick in die Ferne, ohne dabei der nationalen Sonderentwicklung Abbruch zu tun. Wie wenig letzteres der Fall war, erkennen wir daraus, daß die abendländischen Nationen schon frühe die Charaktereigenschaften zeigen, die an ihnen noch heute als wesentlich empfunden werden: die Angelsachsen mit ihrem Geschick, in der Fremde zu organisieren — denken wir an den heil. Bonifatius —, ihrer Wertschätzung der Selbstregierung und ihrem parlamentarischen Regiment, die Deutschen mit ihrer eigentümlichen Mischung von Trotz- und Kampfeslust und gemütstiefem Sinnen, die Franzosen mit ihrer leichten, geschmeidigen Art und dem schnellen Reagieren auf äußere Eindrücke, die Italiener mit ihrem impulsiven Entflammen, die Spanier mit ihrem durch die Glaubens- und Rassenkämpfe noch weiter entwickelten herben Nationalstolz

Die enge Verkettung zwischen Welt und Kirche, die Verwendung der Kirche als erster vom Staate immer herangezogener Kulturmacht, führte zu mannigfachem Ringen auch im religiösen Leben, das man irrtümlich bisweilen als ein Bild fleckenlosen Glanzes im Mittelalter hinstellt, das in seiner historischen Entwicklung aber jener Idee entspricht, die uns schon im Katechismus von der streitenden Kirche gelehrt wird. Verfall wechselt mit Reform, auf die bald wieder Verfall folgt, um zu neuen Reformbestrebungen Anlaß zu geben. Neben dem Bestreben der Kirche, äußerlich als höchste Macht ihren Geboten durch die Mittel des Staates Anerkennung zu schaffen, beobachten wir bald leiser bald lauter ein Streben nach selbständiger innerer Reform.

Dem religiösen Verfall der Merovingerzeit machen die Karolinger mit Hilfe der angelsächsischen Mönche ein Ende.

Aber mit dem Zerfall des karolingischen Reiches beginnt ein neuer religiöser Verfall, der eine Zurückführung des Mönchtums zu seinen besonderen religiösen Zielen, dann eine Lösung des Weltklerus von der zu engen Verbindung mit Welt und Staat herbeiführt. Diese durch den Investiturstreit gekennzeichnete Bewegung gelingt mehr nur in der Theorie als in der Praxis. Als Reaktion gegen den äußeren Glanz, mit dem die Kirche in der Zeit der Kreuzzüge umgeben war und gegen die äußeren Mittel, mit denen versucht wird, die Unterwerfung unter die Kirche herbeizuführen, erscheint die Stiftung des Franziskaner- und Dominikanerordens. Auch diese Bewegung griff nicht völlig durch, wenn schon die neuen Orden auf den gleichzeitig begründeten ersten Universitäten eine großartige Wirksamkeit entfalteten. Denn unterdessen war die ganze geistige Kulturbewegung im Abendlande eine viel kompliziertere geworden als vorher.

Das ganze Mittelalter war in seiner wissenschaftlichen Bewegung eine Wiedererneuerung des Altertums, eine Renaissance, allerdings mit einer ziemlich deutlich wahrnehmbaren Trennung in zwei Perioden. In der ersten Periode waren die Geistlichen allein die Vertreter gelehrter Bildung und bei der Aufnahme der neu zum Vorschein kommenden geistigen Schätze des Altertums war ihr Bestreben immer auch darauf gerichtet, die neuen Kenntnisse einzuordnen in den christlichen Gedankenkreis, in Harmonie zu bringen mit der religiösen Lebensanschauung. War man in diesem Bestreben auch manchmal kurzsichtig, an sich verdient es gewiß ebensowenig eine Verurteilung als das Anpassen der Kirche an germanische Gewohnheiten oder als das Ringen eines Menschen des 20. Jahrhunderts nach einer harmonischen Weltanschauung. Die im Mittelalter am höchsten gepriesene Tugend war „diu mâze", das Maßhalten, jene ‚moderatio', die echt abendländischem Wesen entsprach und durch die der Benediktinerorden bei der Begründung der abendländischen Kultur so große Erfolge erreicht hatte. Diesem Maßhalten

und dem Streben nach harmonischer Ausbildung entsprach die Stellung der Kirche in der ersten Periode der Rezeption der geistigen Schätze des Altertums; es ist äußerlich versinnbildet in den harmonischen gotischen Kathedralen des Mittelalters.

Die zweite Periode der geistigen Wiedererneuerung des Altertums, die wir schlechthin die Renaissance zu nennen gewöhnt sind, unterscheidet sich dadurch äußerlich von der vorhergehenden, daß allmählig auch Laien, die zunächst nur in dem Ritterstand von sozialer Bedeutung waren, durch die Vermehrung der materiellen und geistigen Kultur in den Städten Gelegenheit erhalten, an der geistigen Bewegung teilzunehmen. Ihr Emporkommen führte zu mancherlei Kämpfen mit dem Klerus, die oft schon in einer privilegierten rechtlichen und bisweilen auch wirtschaftlichen Stellung der Geistlichkeit ihren Grund hatten. Das Bestreben, auch die Profanwissenschaften zu pflegen und außerhalb der ausgetretenen Geleise neue Pfade zu suchen, ließ die früher zurückgestellte Kritik an der Tradition in den Vordergrund treten und darin liegt das Hauptverdienst der neuen Richtung. Aber dabei kamen die enthusiastischen Vertreter der neuen Bewegung vielfach in ein anderes Extrem, indem sie die Ausbildung der Individualität, die an sich ganz berechtigt war und auf die auch schon der hl. Benedikt in seiner Regel besonderen Wert gelegt hatte, identifizierten mit einem Loslösen von der überkommenen religiösen und sittlichen Norm. Sie glaubten sich traditioneller Fesseln zu entledigen, gaben sich aber einer Kopierung des Altertums hin, die mit dem wirklichen Leben des Volkes nur noch wenig Berührungen hatte und einen krankhaften Intellektualismus zeitigte.

Es war ein Glück für das Abendland, daß ihm mit der Entdeckung der neuen Welt neue Ziele gesteckt wurden, sonst hätte es in byzantinische Bahnen kommen können.

Aber mit diesen wenigen Worten kann natürlich die sehr vielgestaltige Renaissancebewegung des ausgehenden Mittel-

alters nicht einmal auch nur annähernd richtig skizziert werden.

Die ersten Regungen der Renaissancebewegung sehen wir in dem Wiederaufleben des römischen Rechts, in dem Studium der Legisten, deren berühmtester Sammelpunkt Bologna wurde. Damit wurde wohl das naiv primitive Formelprinzip des germanischen Rechtsganges mit seinen Gottesurteilen beseitigt, aber in der Lehre von der absoluten Fürstenmacht, in der Anwendung des Inquisitionsprinzips und der Folter zur Ueberwachung und Reinerhaltung des Glaubens wurden zugleich Inventarstücke aus der Römerzeit hervorgeholt, die wir nur mit großem Bedauern wieder erscheinen sehen.

In die Renaissancebewegung werden wir auch die Entstehung der modernen Staaten einfügen können. Denn wenn es jetzt immer deutlicher hervortritt, daß die erste, nach modernen Begriffen eingerichtete Staatsverwaltung uns in dem süditalienischen Normanenreiche begegnet, so werden wir wohl daran nicht zweifeln dürfen, daß hier, wo die Byzantiner so lange heimisch waren und auf eine griechische Bevölkerung sich stützen konnten, alte byzantinische Muster nachwirkten. Am auffallendsten trat der moderne Staat zuerst in Erscheinung in Frankreich, wo er in den Kämpfen Philipp des Schönen mit Bonifaz VIII. die ersten Proben seiner Stärke gab, die auf der Konzentrierung der Finanzquellen und der Ergebenheit seiner Beamten vornehmlich beruhte, aber kompromittiert wurde durch die Brutalität, mit der Nogaret sich an der Person des Papstes vergriff. In dem furchtbaren Existenzkampf mit England glückte es dem französischen Staate, nachdem er wiederholt dem Untergange nahe gekommen war, alle Kräfte der Nation um sich zu schaaren, so daß am Ende des Mittelalters der französische Staat zu dem ersten festgefügten Nationalstaate wurde, der Deutschland, wo sich nur Territorialstaaten bildeten, weit überflügelte. Neben Frankreich trat bald Spanien in der

Ausbildung seines Nationalstaates, nachdem dort mit dem Falle Granadas der mehr als 700jährige Kampf mit dem Islam einen glanzvollen Abschluß gefunden hatte. Diese beiden westlichen Staaten mit Portugal und England erhielten durch die neue Ausbreitung zur See, die Umsegelung Afrikas, die Entdeckung Indiens und Amerikas bald eine Bedeutung, deren Gewicht erst in unseren Tagen völlig erkannt wird, nachdem an Stelle des Mittelländischen Meeres der Atlantische Ozean zum Kulturmeer geworden ist, um diese Rolle vielleicht später dem Stillen Ozean abzutreten.

Die glänzendste Wirkung der Renaissance sehen wir auf dem Gebiete der Kunst, wo sie vielleicht deshalb zu so erfreulichen Ergebnissen führte, weil man nicht allein an das Altertum anknüpfte, sondern zugleich durch diese Anknüpfung eine tiefere und schärfere Erfassung der Natur lernte.

Die berückenden Einflüsse der künstlerischen und geistigen Bewegung fesselten auch die Kirche, deren höchste Vertreter gewohnt waren, an der Spitze der Geistesbewegung zu stehen, wie sie das besonders in der Anregung zur Gründung der Universitäten gezeigt haben. Der Einfluß wurde so groß, daß die Leiter der Kirche darüber ihre eigentliche religiöse Aufgabe zurückstellten und der päpstliche Hof mehr ein Herd der Renaissance als der Mittelpunkt des religiösen Lebens des Abendlandes zu sein schien.

Wir werden unsere Augen davor nicht verschließen können, daß die Leiter der Kirche am Ende des Mittelalters ihrer hohen Aufgabe nicht mehr völlig gewachsen waren. Die Zeit, in welcher man von kirchlichem Standpunkte aus das Mittelalter bis zu seinem Abschluß wie ein Bild eitlen Glanzes betrachtet, dürfte dahin sein. Es wäre ja auch historisch schwer erklärlich, wie so plötzlich ein weitreichender Abfall von der Kirche beim Beginn des 16. Jahrhunderts eintreten konnte, wenn da nicht eine tiefgreifende vorbereitende Bewegung vorhanden gewesen wäre. Pastor spricht es in dem soeben erschienenen 4. Bande seiner Papstgeschichte offen

aus, daß die große Glaubensspaltung der abendländischen Christenheit ein Strafgericht für alle war, nicht zum wenigsten für das, politischen Bestrebungen und weltlichen Vergnügungen sich hingebende Oberhaupt der Kirche. Und in dem Streit um das Werk des gelehrten, uns so jäh entrissenen Dominikaners Denifle ist es fast vergessen worden, darauf hinzuweisen, daß Denifle in seinen umfassenden Studien über den Ausgang des Mittelalters zu dem Ergebnis kam, daß gewaltige Strömungen des Niederganges und Verfalles einen großen Teil des Welt- und Ordensklerus fortgerissen hatten. Dem Ruf nach Reform war von der Kurie zum größten Teil nur in der Weise entsprochen worden, daß sie, um den Gefahren, die damit verbunden waren, zu begegnen, Konkordate mit den Fürsten abschloß, die darauf hinausliefen, daß die mächtig gewordenen, zum Absolutismus sich entwickelnden Staaten auch die Leitung der religiösen Angelegenheiten in die Hände bekamen und der traurige Grundsatz „cujus regio illius religio" schon im 15. Jahrhundert maßgebend wurde.

Aber die belebende Kraft der Kirche war damit doch nicht erstorben. Sie zeigte sich in den vielen Heiligen, die auch diese Zeit zierten, in den neuen Ordensgründungen und nicht zum letzten in der gewaltigen Missionsarbeit außerhalb Europas, zu der Franz von Assisi mit seiner Predigt vor dem Sultan von Aegypten im Jahre 1219 den Anstoß gegeben hatte, seit dem vergangenen Jahrhundert in Europa aber vor allem in der Einwirkung der Kirche auf die neuen sozialen Kämpfe, und auch einsichtige Staatslenker wissen es zu würdigen, daß es zur Ausgleichung sozialer Konflikte keine bessere Lehre gibt als diejenige, welche uns anweist, die Autorität als von Gott gesetzt anzuerkennen und den Nächsten zu lieben wie uns selbst. Das soziale Gebiet ist ja auch nächst dem rein religiösen dasjenige, auf dem die Kirche in ihrem Wirken hienieden am merklichsten in die Erscheinung treten kann. Hier hat sie mit der Engelsbotschaft „Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens

sind" im Kampfe mit der römischen Gesellschaft ihre ersten Siege davongetragen.

Es blendet der gewaltige Glanz unserer durch technische Fortschritte und Entdeckungen so großartig geförderten und jetzt die Welt erobernden abendländischen Kultur wohl viele in unseren Tagen derart, daß sie meinen, sich über die Lehren des Gottessohnes hinwegsetzen zu können. Ja die Kluft, die die Geister im christlichen Abendlande trennt, ist in religiöser Beziehung prinzipiell viel größer geworden, als sie im 16. Jahrhundert war. Gebe Gott, daß wir nicht erst durch schwere Katastrophen wieder gelehrt werden, gemeinsam den Blick zum Himmel zu richten und daß wir eingedenk bleiben der Worte Sallusts: Imperium facile eis artibus retinetur, quibus initio partum est! Wer sich die historischen Grundlagen unserer vaterländischen Kultur vergegenwärtigt, erkennt, daß das Abendland des kleinen Europas eine gewaltige Aufgabe erhalten und zum großen Teile jetzt erfüllt hat: die auf dem Boden der antiken Kulturtraditionen aufgebaute und mit Hilfe des Christentums ausgebildete Kultur über die ganze Erde zu verbreiten. Möchte es dem Abendlande nicht einst ergehen wie dem Römischen Reiche, daß es, nachdem es seine Aufgabe erfüllt hat, für den Zusammenbruch reif ist! Mit diesem Wunsche verbinden wir die Hoffnung, daß wir, wie früher, auch die Spannungen unserer Zeit glücklich überwinden.

Freiburg (Schweiz). Gustav Schnürer.

LXXXVI.

Die Aufgaben der Völkerkunde und die Missionare.

Die Völkerkunde als selbständige Wissenschaft mit eigener Methode und eigenem abgegrenzten Forschungsgebiete ist erst eine Schöpfung des vorigen Jahrhunderts. Die großen Reisen und Entdeckungen, welche seit Beginn des 15. Jahrhunderts unsere Kenntnisse über die Erde und deren Bewohner so bedeutend bereicherten, hatten schon eine stattliche Reihe von Beobachtungen und Forschungen als Ergebnis gezeitigt, aber die Klassifizierung derselben und ein systematisches Studium der Völker war unseren Tagen vorbehalten. Nachdem in den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts ihre Grundlagen entworfen waren, nahm die Völkerkunde in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts teil an dem ungeheuren Aufschwunge der übrigen Zweige der Naturwissenschaften. Die zahllosen Forschungsreisen, an denen sich Gelehrte aller Nationen, ausgerüstet mit den vorzüglichsten wissenschaftlichen Hilfsmitteln, beteiligten, die Erschließung bisher kaum nur dem Namen nach bekannter Gegenden und ihre Besitzergreifung durch die europäischen Kolonialmächte, die ungeahnten Erleichterungen des Verkehrs und andere günstige Umstände sind ihr dabei wesentlich zu statten gekommen. Heute ist die Völkerkunde eine Wissenschaft, die ihre Lehrstühle an allen größeren Universitäten besitzt; in allen Ländern bestehen gelehrte Ge-

sellschaften, welche sich die Pflege derselben zur Aufgabe nehmen und zu diesem Zwecke erhebliche Geldaufwendungen machen; umfangreiche Sammlungen anthropologischer und ethnographischer Gegenstände sind in allen Großstädten angelegt worden, um das Interesse für diesen Wissenszweig zu wecken und zu fördern. Die einschlägige Literatur, Bücher wie Zeitschriften, wächst immer mehr ins Ungeheuere, und nicht nur die gelehrten Spezialisten, auch das breitere Publikum interessiert sich mehr und mehr für derartige Fragen, wie ein Blick in unsere Unterhaltungszeitschriften und politischen Tagesblätter zur Genüge beweist.

Dieses Interesse für die Wissenschaft der Völkerkunde ist auch berechtigt. Zunächst hat sie ja, wie jede andere Wissenschaft, einen in ihr selbst liegenden Wert, der unabhängig ist von dem Nutzen, den sie für die Praxis gewähren kann. Ihr Gegenstand ist der zu Völkergruppen vereinte Mensch, von seinem ersten Ursprung an bis auf die Gegenwart. Sie schildert die Entwicklung und die verschiedenen Phasen der äußeren Zivilisation (Handel, Gewerbe, Lebensunterhalt, Beschäftigung, Ackerbau, Viehzucht, Jagd u. s. w.), sie beschäftigt sich aber mit Vorliebe mit der geistigen und moralischen Entwicklung der Völker, mit ihrer Sprache, Schrift und wissenschaftlichen Bildung, mit ihren sozialen Institutionen wie Ehe und Familie, mit ihren Rechtsbräuchen, Regierungsformen und überhaupt ihrer Sittengeschichte.

Das Studium dieser Fragen hat aber auch eine praktische Bedeutung, zunächst vom mehr materiellen Standpunkt der Volkswirtschaft und der Politik. Auf diesen Gebieten ist Wissen Macht. Die weltwirtschaftlichen Beziehungen bilden heute ein wesentliches Stück der Grundlage des inneren Wirtschaftslebens eines Volkes. Viele europäische Länder, namentlich auch Deutschland, sind längst über den Zeitpunkt hinaus, wo sie sich selbst ernähren konnten. Die immer dichter werdende Bevölkerung weist notwendiger Weise

auf den Export der gewerblichen Erzeugnisse hin und bei dem Wettbewerb der Nationen auf dem Gebiete der Industrie und des Welthandels gilt es, immer neue Absatzgebiete für die Erzeugnisse europäischen Kapitals und europäischer Arbeit zu erschließen und die alten sich fester zu verbinden. Dazu ist aber eine genaue Kenntnis der Natur der fremden Völkerstämme, ihrer Geschmacksrichtung, ihrer Denkweise und ihrer Bräuche notwendig. Wer sich ihnen am besten anpaßt, wird den Markt bei ihnen beherrschen.

Ebenso liegt die Wichtigkeit derartiger Forschungen auf der Hand für die Kolonialpolitik. Jede vernünftige Kolonialpolitik muß ausgehen von einer gründlichen Kenntnis der Eingeborenen ihrer Siedelländer. Sollen unsere Kolonien sich rentieren, so müssen sie recht rasch zu einer möglichst hohen Stufe der Produktionsfähigkeit eigener Erzeugnisse und der Aufnahmefähigkeit unserer Fabrikate sich entwickeln. In dieser Hinsicht liegt aber die Zukunft der meisten Kolonien und ihre Ergiebigkeit für das Mutterland auf den Schultern der Eingeborenen, da das Klima die Ansiedlung von Europäern in größerem Maßstabe verbietet oder ihnen wenigstens jede anstrengende Arbeit unmöglich macht. Die Eingeborenen müssen also zur Arbeit, zur gesellschaftlichen Ordnung, zur Zivilisation erzogen werden, und zu diesem Zwecke müssen die Kolonialregierung und die sonstig beteiligten Kreise die Achtung und das Vertrauen der Eingeborenen besitzen. Wie aber werden sie dieses erwerben, wenn sie nicht ihr Geistesleben und ihre sozialen Institutionen zu verstehen suchen und ihnen Rechnung tragen? Die Kolonialgeschichte aller Länder zeigt, daß es ein ganz verkehrtes System ist, Sitte, Recht und Religion der Eingeborenen zu ignorieren und alles ohne weiteres durch europäische Einrichtungen, welche dem Geiste des Volkes unverständlich bleiben, ersetzen zu wollen. Dergleichen Zwangsmaßregeln haben unvermeidlich zu Aufständen und Unruhen geführt, welche viel Geld

und Menschenblut gekostet und die Entwicklung mancher Kolonien um Jahrzehnte verzögert haben.

Viel größer aber ist die Bedeutung der Völkerkunde auf ideellem Gebiete. Man hat in früheren Zeiten häufig die Ergebnisse und Forschungen der Ethnologie benutzt, um sie gegen die Offenbarung und das Christentum oder die Religion überhaupt auszuspielen. Was sie angeblich über das physische und geistige Leben, die moralische und religiöse Entwicklung der Völker berichtet, sollten Tatsachen sein, an deren Hand man die Offenbarungslehren als „Verirrungen des menschlichen Geistes“ dartun könnte. Durch verschiedene unrühmliche Erfahrungen gewitzigt, ist die Wissenschaft allerdings in den letzten zwei Jahrzehnten in dieser Hinsicht vorsichtiger geworden, aber auch heute noch sind derartige Vorurteile weitverbreitet und müssen bekämpft werden.

Jedoch nicht nur negativ, auch positiv bietet die Völkerkunde dem christlichen Apologeten ein weites und reiche Ernte verheißendes Arbeitsfeld. So liefert sie z. B. wirksame Beweise für die Einheit des Menschengeschlechtes, wie dies Forscher wie Waitz, Ratzel und Peschel betonen. Nur Gradunterschiede trennen die Menschen, Rassen und Völker von einander; sie haben alle dasselbe Denkvermögen, dieselben Anlagen zur Moralität und zum sozialen Leben. Sie sind daher auch von Natur aus gleichberechtigt und ein Teil der Menschen darf deshalb nicht als geborene Sklaven eines anderen Teiles betrachtet werden. Die geistig minderwertigen Rassen sind nicht Völker im Naturzustande, die sich noch nicht hinreichend über das Niveau des Tierreiches erhoben haben, sondern sie zeigen fast alle Spuren eines Herabgesunkenseins von höheren Stufen. Völker ohne Sprache, sogenannte alali, wie sie Häckel bezeichnete, hat es nie gegeben; es ist nicht einmal wahr, daß die fortgeschrittensten Völker auch die ausgebildetsten Sprachen besitzen, und je mehr die Sprachen der sogen. „Wilden“ erforscht werden, desto mehr wächst das

Staunen und die Verwunderung der Gelehrten über ihren Wortreichtum und ihre kunstreiche Grammatik.

Alle Völker haben ferner einen gemeinsamen Schatz von sittlichen Begriffen und Grundsätzen, die nicht wohl das Ergebnis eines Entwicklungsprozesses vom Tiere aufwärts sein können, sondern ein angestammtes unveräußerliches Erbteil der vernünftigen Menschennatur bilden. Einen Unterschied von Gut und Bös kennen alle Völker und überall wird gelehrt, daß man das Gute tun, das Böse meiden müsse, und wenn die letzten konkreten Schlußfolgerungen aus den Moralprinzipien bei den einzelnen Völkern sehr verschieden sind, so sind doch die obersten sittlichen Grundsätze überall dieselben. Zu allen Zeiten und unter allen Zonen ist man auch überzeugt gewesen, daß diese Vorschriften der Willkür der Menschen entzogen sind, und überirdische Mächte das Gute belohnen, das Böse bestrafen. Je genauer die Forschung in das Volksleben der Naturvölker eindringen wird, desto klarer werden diese Tatsachen hervortreten.[1])

Hiermit gelangen wir auf ein anderes Gebiet, auf welchem der Ethnologie noch größere Aufgaben warten; wir meinen die vergleichende Religionswissenschaft. Welche verzweifelte Versuche hat man gerade im Namen der Völkerkunde gemacht, um die Bildungs- und Gesittungsstufen mancher Völker als so niedrig hinzustellen, daß sie religiösen

---

1) Als auf eine Musterarbeit, nach deren Vorbild derartige moralisch-rechtliche Untersuchungen angestellt werden können, sei auf die interessanten Schilderungen hingewiesen, welche nach den Berichten von Missionaren und Beamten Dr. J. Kohler, Professor der Rechtswissenschaft an der Berliner Universität, über die Rechte der deutschen Schutzgebiete veröffentlicht hat (Zeitschr. f. vergleichende Rechtswissenschaft; 14. B. [1900] u. ff.). — Ebenso empfehlenswert ist das Werk von S. Steinmetz: Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien. Berlin 1903.

orstellungen und Gefühlen überhaupt nicht zugänglich wären. as Märchen von religionslosen Völkern fand vor einigen ahrzehnten noch vielfach Glauben auch in streng wissen- haftlichen Kreisen. Dank der besseren Kenntnis dieser Völker, ie sie besonders die Missionare vermittelt haben,[1]) ist heute e Allgemeinheit der Religion eine Tatsache, die auch in en Fachkreisen der Ethnologen über allen Zweifel erhaben t. Zahlreiche Vorurteile sind aber noch verbreitet über den rsprung der Religion und ihre früheste Gestalt. Das räumen von Verstorbenen soll den Unsterblichkeitsglauben eranlaßt haben und dieser die Ahnenverehrung, aus der nn die Religion hervorging. Das Kausalitätsprinzip erzeugte nn den ersten Gottesbegriff. Gott war für die ursprünglichen Menschen ein höheres Wesen, das Glück und Unglück brachte, nd die erste Verehrung, die ihm gezollt wurde, war der etischismus in mehr oder minder groben Formen. Die aturreligion war eine Furchtreligion, die sich durch Dämo- smus und Polytheismus bis zum Monotheismus entwickelte. as sind Ansichten über den Ursprung und die Entwicklung r Religion, wie sie unter den Philosophen und Ethno- raphen weitverbreitet sind. Dem gegenüber sehen andere dem Polytheismus nichts als einen Abfall vom Mono- eismus, der von Haus aus die ursprüngliche Religion der Menschheit war. Daß diese Ansicht die allein richtige ist,

---

1) So sagt Max Müller: „Wir haben heute anders zu urteilen gelernt, dank hauptsächlich den Missionaren, die ihr ganzes Leben unter Wilden verlebt, ihre Sprachen gelernt, ihr Vertrauen gewonnen haben und die im ganzen den guten Elementen in ihrem Charakter volle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. Wir können jetzt sicher behaupten, daß trotz aller Nachsuchungen keine menschlichen Wesen irgendwo gefunden worden sind, die nicht etwas besaßen, was ihnen als Religon galt; um es so allgemein als möglich auszudrücken, die nicht einen Glauben an etwas hatten, was über ihre sinnliche Wahrnehmung hinausging." Ursprung und Entwicklung der Religion, S. 88.

wird die eingehende Forschung überzeugend dartun. Obwohl die Literatur über diesen Gegenstand recht umfangreich ist, so ist doch das ethnographische Tatsachenmaterial, mit welchem die vergleichende Religionswissenschaft arbeitet, noch vielfach recht unzuverlässig. Die Forschung weist noch gar viele Lücken auf, und was vorhanden ist, stützt sich nicht selten auf Notizen von Reisenden, die ohne genügende Kenntnisse von Sprache und Volk durch Dolmetscher sich die nötigen Erkundigungen einzogen. Beim Lesen mancher derartigen Berichte hat man nicht selten den Eindruck, als ob der Schreiber eben das zu hören bekam, was er hören wollte, und von den Eingeborenen bewußt oder unbewußt betrogen wurde. Kühne Hypothesen und geistreiche Kombinationen müssen dann das Fehlende ersetzen. Und auf solche Angaben stützt man sich, um über so wichtige Fragen abzuurteilen. Daher finden wir auch selbst bei verdienten Fachleuten manche Spreu, die bisher als gutes Korn gegolten. Eine durchgreifende Kritik wird deshalb zum Nutzen der Wahrheit mit noch gar mancher weitverbreiteten und liebgewonnenen Anschauung aufräumen.

Das sind die Aufgaben der Völkerkunde in der Gegenwart. Dieselben müssen recht bald in Angriff genommen werden, sonst dürfte es zu spät werden. Eine Menge Naturvölker sind im Aussterben begriffen; die eigene Korruption, die Zurückdrängung durch die Weißen, die importierte „Kultur" mit ihren Lastern und Krankheiten töten sie. Aber auch bei den lebensfähigsten Völkern ist keine Zeit zu verlieren. Ein Fachmann, Dr. von Luschan, Direktor des Kgl. Museums für Völkerkunde in Berlin, äußert sich darüber folgendermaßen: „Der moderne Verkehr ist ein furchtbarer und unerbittlicher Feind aller primitiven Verhältnisse; was wir nicht in den nächsten Jahren sichern und für die Nachwelt retten können, das geht dem völligen Untergang entgegen und kann niemals wieder beschafft werden. Verhältnisse und Einrichtungen, die sich im Laufe von Jahrhunderten eigenartig entwickelt

haben, ändern sich unter dem Einfluß des weißen Mannes fast von einem Tag zum andern; da heißt es, rasch zugreifen, ehe es für immer zu spät sein wird." [1])

Unter denjenigen, welche am meisten berufen sind, an der Lösung dieser ethnographischen Aufgaben mitzuarbeiten, nehmen zweifellos die Missionare den ersten Platz ein. Gewiß besteht vor allem ihr Beruf darin, Seelen zu retten sie zur Erkenntnis der Wahrheit und zum wahren Glauben zu führen. Was die Glaubensboten in ferne Länder treibt, ist nicht der Ehrgeiz des Forschers und des Gelehrten, es ist die Gottes- und Menschenliebe, welche in den Wilden Kinder Gottes sieht und für deren Heil Ruhe, Gesundheit und Leben aufopfert. Aber neben dieser hingebenden Arbeit am Seelenheil der Heiden haben sie von jeher auch um die Wissenschaft sich große Verdienste erworben, und dies gilt namentlich von der Völkerkunde.

Vermöge ihrer Stellung sind sie auch besonders zu derartigen Studien geeignet und berufen. Während die Forschungsreisenden vielfach nur wie im Fluge die Ländergebiete durchkreuzen, welche sie erforschen wollen, bleibt der Missionar gewöhnlich Jahre, Jahrzehnte, oft sein Leben lang unter demselben Volke und ist daher ganz anders in der Lage, in die Kenntnis der Volksseele einzudringen. Er verkehrt mehr wie irgend ein Weißer mit den Eingeborenen allen Alters und jeden Standes, er besitzt in viel höherem Maße ihr Vertrauen und kann daher leichter ihre Sitten, Gebräuche und Lebensweise gründlich studieren. Gegenüber dem Forscher, der vielleicht nur bestimmte Züge der Volksseele beobachtet hat, weil sie sich ihm mehr aufdrängten, kann der Missionar vollkommener das ganze Leben der Eingeborenen überschauen und allen seinen Beobachtungen den gebührenden

1) Anleitung für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen, herausgegeben vom Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin 3. Aufl. Berlin 1904. S. 3.

Platz in dem Gesamtbilde der Zivilisation eines Volkes anweisen. Ferner lernt der Missionar von Berufs wegen die Sprache der eingeborenen Völker so gründlich wie möglich; er ist ja darauf angewiesen, in ihrer Muttersprache mit ihnen zu verkehren und ihnen in dieser die Lehren des Evangeliums mitzuteilen. Mit der vollkommenen Beherrschung der Sprache hat man aber erst den Schlüssel zur Denkweise, zu den rechtlichen und moralischen Anschauungen und zum Gefühlsleben der Eingeborenen. Zugleich ist der Missionar dann auch befähigt, die Sprachwissenschaft, die ja ein hervorragender Zweig der Ethnologie ist, zu fördern.

Der Missonar befindet sich also in dieser Hinsicht in einer ausnahmsweise günstigen Stellung. „Das Heer von Missionaren, so schreibt Max Müller, welches über den ganzen Erdkreis verbreitet ist, liefert die beste Maschinerie, die man sich für die Sammlung der verschiedenartigsten wissenschaftlichen Kenntnisse erdenken könnte. Sie, die Missionare, sollten die Pioniere der Wissenschaft sein."[1] Im Namen der Wissenschaft und im Namen der Religion wäre es daher tief zu bedauern, wenn die Missionare diese Erwartung täuschten und die Vorteile ihrer Stellung nicht gebührend ausbeuteten.

Das haben aber die katholischen Missionare stets verstanden. Es sind namentlich die katholischen Glaubensboten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts gewesen, welche die Grundsteine zu unserer heutigen Ethnographie und Sprachwissenschaft gelegt haben. In Bezug auf die Sprachwissenschaft braucht dies nicht mehr weiter nachgewiesen zu werden. Die berühmtesten Forscher auf diesem Gebiete, Wilhelm von Humboldt, Max Müller, August Pott, Abel Remusat u. a. ergehen sich in den größten Lobsprüchen über die philologischen Arbeiten der älteren katholischen Missionare, welche Jahrhunderte lang fast die einzigen Träger dieser

1) M. Müller, Essays. I, 264.

Wissenschaft waren. Ohne uns auf Einzelheiten einzulassen, verweisen wir auf das Werk von P. Jos. Dahlmann,[1] welcher mit Bezugnahme auf die Zeugnisse der Fachgelehrten die Verdienste der Missionare um die Sprachwissenschaft eingehend würdigt. Aber auch die eigentliche Völkerkunde ist von den alten Missionaren eifrig gepflegt worden. In ihren zahlreichen Reiseberichten haben sie nicht nur eine Fülle geographischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse aufgespeichert, sondern auch mehr oder weniger methodisch das Volksleben der Eingeborenen, unter denen sie wirkten, geschildert. Man mag vielleicht hier und da bemängeln, daß ihre Nachforschungen nach unseren Begriffen nicht systematisch genug vorgingen, daß sie mitunter Unzuverläßiges berichten, aber ihre Arbeiten gelten heute noch als klassische Quellen und manche ihrer Berichte, die jetzt noch im Staube der Archive und Bibliotheken schlummern, werden, einmal ans Licht gezogen, als eine wertvolle Bereicherung der Wissenschaft betrachtet werden.

Die gewaltsame Unterbrechung, welche das katholische Missionswerk durch die Umwälzungen in Staat und Kirche am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrh. erlebte, übte natürlich auch auf die wissenschaftlichen Bestrebungen der Glaubensboten einen Rückschlag aus und zwar gerade zu einer Zeit, wo durch die durch ganz Europa gehende sog. Aufklärung diese Art von Studien eine besondere Bedeutung für die Apologetik gewann. Im Laufe des 19. Jahrh. blühte aber die Missionstätigkeit von neuem auf und die Missionare griffen auch auf ihre glorreichen wissenschaftlichen Traditionen zurück. Die Propaganda, die oberste Behörde in Missionsangelegenheiten, ermunterte sie in diesen Bestrebungen. In

1) Dahlmann, Die Sprachkunde und die Missionen. Ein Beitrag zur Charakteristik der älteren katholischen Missionstätigkeit. Freiburg 1891.

einem Erlasse vom 20. Oktober 1882, der an alle apostolischen Vikare und Präfekten gerichtet ist, erwähnt der damalige Präfekt der Propaganda, was früher schon von den Missionaren in dieser Hinsicht geleistet worden ist und bittet alle, das zu sammeln, „was dazu dienen kann, die Geographie eines jeden Landes genauer zu beschreiben, die Geschichte der Völker, die Künste, Sitten, Gewohnheiten und namentlich ihre Religion eingehender zu beleuchten." Er schließt mit dem Ersuchen, ethnographische Gegenstände an das Museum Borgia im Palast der Propaganda zu senden.[1] Heute gibt es denn auch in den zahlreichen Orden und Kongregationen, welche an dem Werke der Glaubensverbreitung arbeiten, nicht wenige berühmte Namen, deren Träger voll Eifer für die Völkerkunde und Sprachwissenschaft arbeiten. Verschiedene von ihnen haben selbstständige Werke herausgegeben, welche auch in der wissenschaftlichen Welt gute Aufnahme gefunden haben. Andere haben bescheiden ihre reichen Erfahrungen den Forschungsreisenden mitgeteilt und diese haben sie in ihren Werken verwertet, indem sie bald voll Dankbarkeit ihrer stillen Helfer gedacht, bald sie nicht einmal erwähnt haben, gleichsam als schämten sie sich, anderen etwas schuldig zu sein.

Mit der wachsenden Bedeutung der Völkerkunde konnte es nicht entgehen, welchen Nutzen die Wissenschaft sowohl als die Missionen selbst daraus ziehen würden, wenn eine eigene Zeitschrift die bisher in oft ganz unzugänglichen Missionszeitschriften zerstreuten Arbeiten der Missionare auf diesem Gebiete vereinigen und dadurch den Missionaren selbst Gelegenheit und einen Ansporn geben würde, der wissenschaftlichen Welt die Früchte ihrer Forschung mitzuteilen. Dieser stille Wunsch Vieler ist nun endlich in Erfüllung gegangen durch die Gründung des: „Anthropos, Internationale

---

1) Collectanea S. Congregat. de Propag. Fide. Romae 1893. S. 11.

Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde",[1]) deren erstes Heft im Februar erschien. Herausgeber ist der Hochw. P. Wilh. Schmidt, aus der Kongregation des Göttlichen Wortes (Steyler), der auf dem Gebiete der Völkerkunde schon verschiedene hervorragende Studien, meistens in Fachzeitschriften (Denkschriften der Kais. Akad. der Wissenschaften in Wien, Abhandl. der Kgl. Bayer. Akademie, Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft u. a.) veröffentlicht hat. Bekannt ist, wie er auf dem ersten Kolonialkongresse in Berlin i. J. 1902 einen Aufsehen erregenden Vortrag über die Sprachwissenschaft in unseren Kolonien hielt.[2]) Die Aufgabe der Zeitschrift charakterisiert ein Prospekt in folgender Weise:

„Die Mitarbeit der Missionare wird sich erstrecken auf das gesamte Gebiet der Völker- und Sprachenkunde. Es werden nicht fehlen eingehende Mitteilungen über die materielle Kultur der Eingeborenen, über ihre körperlichen Eigenschaften, ihre Wohnung, Nahrung, Kleidung, Schmuck, Waffen, Jagd, Fischfang, Viehzucht, Ackerbau, Schiffahrt, Handel, ihre gewerblichen und technischen Fertigkeiten. Die genauere Kenntnis der Sprachen wird noch eingehendere Mitteilungen ermöglichen über das Geistesleben der Eingeborenen, über ihre Geschichte, ihre Sagen, Märchen, Sprichwörter, die Anfänge und Entwickelung der Dichtkunst, Musik, des Tanzes, der Schauspielkunst, der Schnitzerei und Malerei, über das Familienleben, die Stellung der Frauen, die Kinder, über die sozialen und politischen Verhältnisse, Rechtspflege, Sitte und Sittlichkeit, Religion und Jenseits-Anschauungen".

Daß dieses Programm auch wirklich durchgeführt werde, dazu sind umfangreiche Vorbereitungen getroffen. Schon

---

1) Zaunrit'sche Buchhandlung, Salzburg. Jährlich 12 M. oder 15 Kronen.

2) Vergl. Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1902. S. 148—157.

vor mehr als einem Jahre wurde ein ausführlicher Prospekt in mehreren Sprachen an tausende von Missionaren aller Länder versandt, mit der Bitte um Mitarbeiterschaft. Ein ins Einzelne gehender Fragebogen gab den Missionaren zugleich Anleitungen, wie sie ihre Beobachtungen systematisch vornehmen sollten. Das Projekt wurde von allen Missionaren begeistert aufgenommen und zahlreiche Anerbieten zur Mitarbeiterschaft und auch schon fertige Beiträge liefen ein, so daß schon das erste Heft zwei Bogen stärker als beabsichtigt erscheinen konnte.

Um eine Idee von der Mannigfaltigkeit des Inhaltes zu geben, führen wir die Mitarbeiter des ersten Heftes an.

Den Reigen eröffnet Bischof Le Roy, Generaloberer der Väter vom Hl. Geist, mit einem programmatischen Artikel über die wissenschaftliche Rolle der Missionare. Dann folgen Beiträge von Leo Nyuak (ein Eingeborner aus Borneo), P. C. Teschauer S. J. (Brasilien), P. Santin da Prada O. Capp. (Rovereto, Tirol), P. van Thiel aus der Kongregation der Weißen Väter (Msui, Nyanza), P. A. Völling O. F. M. (Schantung, China), P. Fr. Witte S. V. D. (Togo), P. Serapio Gil O. Pr. (Tonkin), Abbé Guesdon (Paris, früher Missionar in Kambodscha), P. Morice O. M. J. (Britisch Kolumbia) und schließlich P. W. Schmidt, der Herausgeber.

Die Oberen der verschiedenen in den Missionen tätigen Orden und Kongregationen haben sich der Sache warm angenommen. Vor mir liegt ein Abdruck der Empfehlungsschreiben von General- und Provinzialoberen aus 22 Genossenschaften; keine Missionsgesellschaft von Bedeutung fehlt. In einer Zuschrift an den Litterarischen Handweiser (1906, Nr. 6, S. 255) hebt der Herausgeber besonders hervor, wie die aus Frankreich vertriebenen General- und Provinzialoberen das Unternehmen förderten: „Auf den Trümmern ihrer französischen Anstalten stehend, teilweise schon in der Ver-

bannung weilend, boten sie unbekümmerten Mutes schon wieder die Hand zu einer neuen Schöpfung, so das Wort ihres Montalembert wieder bestätigend: Zwei Dinge sind ewig: die Eichen und die Mönche". Der Kardinalpräfekt der Propaganda zeigt der neuen Zeitschrift sein Wohlwollen dadurch, daß er in Aussicht gestellt hat, aus dem Archiv der Propaganda handschriftliche Berichte der Missionare für die Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen.

Die Zeitschrift ist entsprechend ihrem Mitarbeiterkreis eine internationale und erscheint in fünf Sprachen: deutsch, französisch, englisch, italienisch und spanisch; sie wird auch illustriert sein. Sie enthält einerseits Arbeiten der Missionare und zugleich Leitartikel aus der Hand von Fachgelehrten, welche die Missionare selbst mit den Forschungsmethoden bekannt machen und sie instand setzen sollen, den gesteigerten Anforderungen der Wissenschaften zu entsprechen. Eine Reihe hervorragender Gelehrter, darunter Universitätsprofessoren, Direktoren ethnographischer Museen haben sich zu diesen allgemeinen instruktiven Uebersichten bereit erklärt; die Missionare sollen dann mehr Einzelforschung und Kleinarbeit betreiben.

Daß die Zeitschrift großen Segen zu stiften berufen ist, daran ist kein Zweifel. Sie wird schon durch ihre Existenz eine neue Widerlegung des alten Vorwurfes von der Bildungsfeindlichkeit der Kirche sein und sie wird durch ihre Beiträge, wie schon erwähnt, manchen Baustein zur Fachwissenschaft, für die sie gegründet ist, und indirekt auch für die Apologetik sammeln. Für die Missionare selbst wird sie auch von großem Nutzen sein, durch die Anregung, die sie zur Forschung geben wird. Sie werden durch die verschiedenen in der Zeitschrift behandelten Themata auf eine Menge einzelner Züge des Volkslebens aufmerksam gemacht, die ihnen sonst vielleicht entgangen wären, und auch ihr geistliches Ministerium wird durch dieses tiefere Eindringen in die Volksseele Förderung finden. Ferner bietet ihnen die Zeitschrift die

Möglichkeit, auf leichte und vorteilhafte Weise ihre Arbeiten zu veröffentlichen. So wird der Anthropos ein Bindeglied sein zwischen der heimischen völker- und sprachkundlichen Forschung und den draußen auf den Forschungsgebieten selbst arbeitenden missionarischen Hilfskräften; beiden Teilen kann eine solche Verbindung nur zu hoher Förderung gereichen.

In finanzieller Hinsicht haben die Leo- und Görresgesellschaft der neuen Zeitschrift ihre Unterstützung zugesagt und bereits Beiträge gespendet. Aber um die Zeitschrift existenzfähig zu machen und es ihr zu ermöglichen, ihrer erhabenen Aufgabe gerecht zu werden, bleibt es nun noch übrig, daß sie im Publikum eine warme Aufnahme finde. Sie verdient sie in reichem Maße; es kommt ja nicht nur die Fachwissenschaft in der Zeitschrift auf ihre Rechnung, auch der Soziologe, der Psychologe, der Kolonialfreund und überhaupt jeder Gebildete, der sich für das Leben und Treiben der fremden Völker interessiert, werden, nach dem ersten Heft und den in Aussicht gestellten Beiträgen zu urteilen, eine Fülle zuverlässigen und interessanten Materials finden. Möge sie also wachsen und gedeihen!

Hünfeld. J. Pietsch Obl. M. J.

LXXXVII.

Drei Dramen Gerhart Hauptmanns.

Die Weber. Hanneles Himmelfahrt. Die versunkene Glocke.

Von J. Sörensen S. J.

III.

In „Hannele" können wir ein dreifaches Element unterscheiden: die naturalistische Elendsmalerei, die Absage an das Christentum und endlich die lyrisch-phantastische, märchenhafte Eigenart. In der „versunkenen Glocke" ist das Verhältnis von Natur und Christentum und Mensch zum eigentlichen, ausschließlichen Thema gemacht worden, aber mit lyrisch-märchenhaftem Zauber umwoben, der dem Spiele seinen Reiz und seine Würze gibt — aber ohne den naturalistischen Beigeschmack. Es ist unter glänzendem Märchengewand die nackte Verherrlichung der sogenannten reinen Naturreligion, — wenn man das Religion nennen dürfte. Hier in diesem Werke spricht Hauptmann sein Ziel offen aus, ein Ziel übrigens, das nicht nur er, sondern die ganze „moderne" Literatur sich vorgesteckt hat. „In unserm Ringen nach einheitlicher Weltanschauung, die uns die alte von Jenseits, Tod und Teufel ersetzen könnte, ist uns der alte Goethe des neunzehnten Jahrhunderts ein mächtiger Bundesgenosse." So spricht einer der modernsten.[1]) Ist schon

1) O. E. Hartleben, im Vorwort zum Goethebrevier.

an sich das Urteil über den unchristlichen Einfluß Goethes wertvoll, so ist es doch von besonderem Interesse, daß der Schriftsteller von unserm Ringen spricht; es ist also das Ringen der ganzen Literaturschar, die denn auch wirklich Mann an Mann, Kopf an Kopf gegen das angeblich morsche, altersschwache Christentum mit Tod, Hölle, Himmel losstürmen; es wird unzweideutig und als eigentlich selbstverständliche Aufgabe der „modernen" Literatur bezeichnet, den Sturz der alten von Gott gegebenen Grundprinzipien herbeizuführen. In diese Schar ist Hauptmann längst eingetreten, und das ist auch einer der Gründe, warum seine Verehrer ihn als einen der größten jetzt lebenden deutschen Dichter preisen.

In dem von uns eingangs skizzierten Drama „Einsame Menschen" sahen wir einen angeblich ideal angelegten Gelehrten, der von seiner Lebensgefährtin nicht verstanden wurde, aber durch den Verkehr mit dem „studierten" Fräulein Anna Mahr neues Leben erhielt; es war die geistige Befruchtung des schwachen Mannes durch das Weib, eine Lieblingidee Hauptmanns. Nicht unähnlich ist das Grundmotiv der „versunkenen Glocke" gedacht. Wir haben einen hochbegabten Künstler, Meister Heinrich, der freilich nach der Meinung der Menge herrliche Glockenwerke geschaffen, die ihm jedoch selber nicht genügen, die auch nicht entfernt dem Ideale seines hochfliegenden Künstlergeistes entsprechen. Er verläßt darum Heimat, Weib und Kind, vermählt sich mit der „Natur" und kommt in den Bergeshöhen reiner Luft zu höchster Kraft und Genesung. Das Fräulein Anna Mahr des Johannes Vockerath hat des Märchens Zauberrute hier in die Elfe Rautendelein verwandelt.

> Doch das war ein böses Ding,
> wie es Max und Moritz ging!

Am Ende erweist sich diese „Befruchtung des Geistes" für Meister Heinrich ebenso gefährlich, wie für den hochweisen Johannes Vockerath.

Ein Dorf liegt einsam im Tale, an einem kleinen See. Auf dem Berge oben haben die frommen Leute eine Kapelle errichtet, Meister Heinrich dazu die Glocke gegossen. Und der Pfarrer sprach am Morgen des Festtags zu seinem Küster: ach wie wird sie herrlich in den Bergen klingen! Doch eitle Hoffnung. Als sie höhenwärts gefahren wurde, brach wunderbar ein Rad, die Glocke rollte in den See, und den Meister traf das Unglück selbst zum Tode. Es war die beste Glocke, die er je geschaffen. „Mein ganzes Leben trieb keine bessere. ... Doch sie mißlang. Mein Werk war schlecht, drum fiel es in den See. Die Glocke war nicht für die Höhen, nicht gemacht den Wiederschall der Gipfel zu erwecken". Was bedeutet wohl diese Glocke und ihr Klang, das Tal, die Bergeshöhe? „Im Tale klingt sie, in den Höhen nicht" sagt Meister Heinrich rätselvoll.

Wie die Glocke fiel, wollte sich Meister Heinrich schier das Leben nehmen. „Ich warf's dem schlechten Werke nach ... eins bleibt bestehen, so Glock' als Leben, keines kehrt mir wieder. Ich traure nicht, daß mich der Glockengießer, der mich nicht besser schuf, itzund verwirft; und als, dem eignen schlechten Werke nach, er mich so machtvoll in den Abgrund stieß, war mir's willkommen!" Mit diesem Leben hat er abgeschlossen und mit der Kunst der Täler.

Voll Verzweiflung, todeswund, eilt er in den Wald; auf einer Bergeswiese bricht er matt zusammen. Grad vor der Hütte der alten Wittichen, der „Buschgroßmutter", ist er hingefallen. Da findet ihn schön Rautendelein, die Elfe, und sie beschließt, diesen „Menschen" für sich zu gewinnen und bei sich auf der Bergeshöhe zu behalten. Mit einem Blütenreis zieht sie um ihn den Zauberkreis: Bleibe, Kömmling, unversehrt! Bleibe dein und dein und mein! Sie bringt ihm Moos, sein Haupt darauf zu legen und labt ihn mit einem Trunke Ziegenmilch. Heinrich, halb fiebernd, schaut Rautendel in die Augen; oh, die sind ihm ein Spiegel, in dem alles neu und alles anders aussieht, als wie gewohnt!

„oh, schau mich an mit deinem Rätselblick! denn sieh, in deinem Aug' erneut, mit Bergen, Himmelsluft und Wanderwölkchen . . . so süß gebettet lockt die Welt mich wieder. Bleib Kind! oh bleib! . . . noch ahnst du nicht, was du mir bist". Wenn auch im Fieberwahn, wenn auch erst unklar, hat er das Bewußtsein, daß ein tiefgreifender Umschwung mit ihm bevorstehe, und daß Rautendelein, die er noch nicht kennt, sein rettender Stern sei. „Nur deine Stimme will ich hören", sagt er, . . . „ich wußt' es früher nicht,

daß Leben Tod, der Tod das Leben ist".

Jetzt kommen Pastor, Schulmeister, Dorfbarbier auf Suche nach dem gestürzten Meister. Auf einer Bahre tragen sie ihn trotz allen Spukes nach Haus zu seiner edlen Frau, die von allem Unglück noch gar nichts weiß. Sie hat sich auf einen Fest- und Feiertag gefreut, sich und ihre beiden kleinen Söhne mit Blumen geschmückt. Wie sollte es doch für sie so böse kommen! Mit Hingebung und Starkmut sorgt sie für ihren kranken Mann. Er freilich fühlt den geheimen Bann in sich, daß er von ihr scheiden muß; ob tot oder lebend, blos das ist noch nicht klar. Frau Magda ist bestürzt, sie versteht das alles nicht. „Ganz unbegreiflich sind mir deine Worte! . . . Sage mir um Christi willen, Mann, wie kam dies über dich? . . . O Heinrich, Heinrich! wüßt' ich, wonach du lechzest, aufzufinden!" Sie vermag ihn nicht umzustimmen, auch damit erst recht nicht, daß sie ihn daran erinnert, wie viele schöne Glocken von seiner Hand geschmiedet, die Ehre Gottes weit über Berg und Tal verkünden. Das gilt ihm jetzt alles nichts. Die Liebe seines Weibes aus dem Tale kann ihn nicht halten. Das ist sein entscheidend Wort:

„der Dienst der Täler
lockt mich nicht mehr,
ihr Frieden sänftigt nicht
wie sonst, mein drängend Blut. Was in mir ist,
seit ich dort oben stand, will bergwärts steigen,
im Klaren überm Nebelmeere wandeln,

und Werke wirken aus der Kraft der Höhen!
Und weil ich dies nicht kann, siech wie ich bin,
und weil ich wieder, quält ich mich empor,
nur fallen könnte, will ich lieber sterben!" . . .

Diejenige aber, welche ihm das neue Leben geben soll, ihn verjüngen will, steht schon vor der Tür. Als Dienstmagd gekleidet bietet Rautendelein ihre Dienste an, und während Frau Magda nur kurze Zeit verschwindet, ist sie allein mit ihrem teuren Kranken. Mit einem Schlag ist Heinrich lieb und mild:

„Wer . . sag, wer bist du?"
Rautendelein: Ich? Rautendelein.
Heinrich: Rautendelein? den Namen hört' ich nie,
doch sah ich dich schon irgendwo einmal,
Wo war es doch?
Rautendelein: Hoch oben in den Bergen.
Heinrich: Ganz richtig, ja . . wo ich im Fieber lag.

Rautendelein öffnet ihm zuerst die Augen, sie macht ihn sehen, zu einem Sehenden:

„Wem ich die Augen küsse,
dem öffn' ich sie für alle Himmelsweiten!"

Nun das genügt ja gerade. Nachdem dem Meister die Augen aufgemacht für alle Himmelsweiten, macht er sie vorläufig wieder zu, er schlummert ein, und mit neuem Zauberwort bannt sie seine irdische Schwäche, sie macht ihn „neu und frei". Als Rautendels Buhle zieht er alsbald in die Berge. Damit endigt der erste Abschnitt in Meister Heinrichs Leben, und die beiden ersten Akte des Spiels.

Bevor wir weiterziehen, müssen wir über Sinn und Ziel all dieser Einzelheiten uns Klarheit zu schaffen suchen.

Zunächst ist die Betonnung von Berg und Tal auffällig. Es kann nicht ohne Absicht sein, daß dieser Gegensatz immer so scharf hervorgehoben wird. Auf dem Berge weht reine frische Luft, im Tale liegen Rauch- und Nebelmassen, die das Aug umdüstern und die atmende Brust beklemmen. Berg und Tal sind die Sinnbilder zweier feindlich sich gegenüberstehender Welten. Es ist derselbe

Gedanke, der durch Nietzsche's ganzen Zarathustra geht. Im Tale wohnen die christlichen Philister, die Blinden, alle die kein hohes Streben haben, das gemeine Volk, kurz die Sklaven, welche Ketten tragen, nämlich die Ketten der Religion, des Christentums. Auf der Höhe dagegen wohnen die „freien Geister", welche da unten nicht verkümmern wollen. Da oben schweift der Blick nach allen Seiten und kein verfluchter Zwang bedrückt den Willen. In der Bergesfreiheit und Natürlichkeit ist den freien Geistern wolgemut, da ist eben alles gut und natürlich, und Sünde gibt's da nicht.

Ein Kind dieser Höhen ist Rautendelein. Sie verkörpert eigentlich diese „freie unbefleckte Natur" ganz und gar. Darum hat auch der Dichter sich bemüht, sie mit märchenhaftestem und bestrickendstem Liebreiz zu umkleiden. Gleich Anfangs werden wir mit ihr in der lieblichsten Weise bekannt gemacht. Sie sitzt am Brunnenrand und kämmt ihr Haar und erwehrt sich mädchenhaft neckisch einer zudringlichen Biene. Sogar die Bienen sind von ihr angelockt; was Wunder, daß nachher Menschen bei ihr Lebenshonig suchen!

> Du Sumserin von Gold, wo kommst du her?
> Du Zuckerschlürferin, Wachsmacherlein!
> Du Sonnenvögelchen, bedräng mich nicht!
> Geh! laß mich! strählen muß ich mir
> mit meiner Muhme güldnem Kamm das Haar
> und eilen: wenn sie heim kommt, schilt sie mich. —
> Geh, sag ich, laß mich! ei, was suchst du hier?
> Bin ich 'ne Blume? ist mein Mund 'ne Blüte? ....
> Im Ernst: fahr deines Wegs! pack dich nach Haus,
> gen deine Burg! Du weißt: in Ungnad' bist du.
> Die Buschgroßmutter wirft 'nen Haß auf dich,
> weil du mit Wachs der Kirche Opferkerzen
> besorgst. Verstehst du mich!? — Ist das 'ne Art!? ....
> Marsch!

Das ist zugleich eine Probe der Hauptmannschen Verskunst. Als Kind der Höhen ist Rautendel so rätselhaft wie die Natur selbst. „Weiß nicht, woher ich kommen bin; weiß

nicht wohin ich geh; die Blumen, die da quillen, den Wald mit Ruch erfüllen, hat einer je vernommen, woher die sind kommen?" Das ist die Wissenschaft Hauptmanns, wie auch Nietzsches und anderer „freien" Geister: woher die Welt? wir wissen's nicht; sie ist ein glücklicher Zufall, ein von „Ungefähr" vielleicht, wie Zarathustra meint. Sie ist nun einmal da und damit ist's genug. Natürlich spiegelt sich darum auch in Rautendels Aug die Welt ganz anders wieder als im blöden Christenaug der Frau Magda, das nicht offen ist für alle „Himmelsweiten", der Frau, die nüchtern und prosaisch auf alles sieht und gar glaubt, ein allmächtiger Gott hätte die Welt geschaffen! Das sind die Gedanken, die es dem armen Heinrich angetan haben. Er schließt ab mit dem Leben im Tal, denn „das Leben im Tal ist Tod", nämlich geistiger Tod. Erst in den Höhen bei Rautendelein ist wahres Leben, reine Kunst und Freiheit. Er schüttelt dann den Staub des Tals von den Füßen, am „Werke zu wirken in der Kraft der Höhe", d. h. in dem neuen Lichte, ohne Rücksicht auf Götter- und Menschenzwang, blos „nach Natur und Geist", wie Freund Mephisto sagen würde.

Betrachten wir aber bei dieser Gelegenheit auch die Gefährten, die der edle Meister in den Höhen antrifft. Erwartet nicht jedermann, das müsse eine hohe, edle, reine, erhabene Gesellschaft sein? Die Luft ist ja so fein und gut, und alles, alles so klar und unbeschmutzt, so frei von Zwang und Pflicht! Da ist der „Waldschrat" zunächst „ein bocksbeiniger, ziegenbärtiger, gehörnter Waldgeist" voll Zoten außerdem und Unart. Ist der nicht hübsch? Daß die „Geister" in den Höhen Bärte, Hörner und gar Bocksbeine tragen, wollen wir nicht hoch anschlagen. Dann kommt Nickelmann „ein Wassergreis, Schilf im Haar, triefend von Nässe, lang ausschnaufend wie ein Seehund". Wie reizend! Und Nickelmann und Schrat, beide gleich liederlich lüstern. Dann ist noch die „Buschgroßmutter", die Wittichen, zu erwähnen. „Ihr Haar ist schlohweiß und offen. Ihr Gesicht gleicht

dem eines Mannes, mit Bartflaum". Also eine rechte Rapunzel und alte Hexe; ihre symbolische Bedeutung ist übrigens völlig unklar. Das sind die „freien Geister" der Höhen, in deren Gesellschaft Meister Heinrich seine neuen, erhabensten, reinsten Werke schaffen will! Aber wenn die Natur da oben auch so frei und rein von allem christlichen Zwang ist, kann sie dann nicht, außer Rautendel, andere und bessere Geschöpfe hervorbringen als solches Gesindel? Und würde ein Mensch gesunden Sinnes denn den Umgang dieser Krüppel den doch immerhin anständigen Leuten des Tales vorziehen?

Jetzt erübrigt nur noch die Glocke. Die Glocke im Kirchturm ist die Stimme der christlichen Religion; die durfte natürlich nicht in den Bergen klingen, wo sie keinen Widerhall erwecken konnte. Denn die freien Geister, so stark sie auch sind, sie hassen das verfluchte Glockengebimmel. Darum mußte sie verunglücken und als ein Werk des Tales in die Tiefe gestoßen werden. Jetzt baut aber der Meister in den Bergen einen Tempel, und die Glocke, die er oben schmiedet, soll das Symbol der Freiheit und idealen Natur sein, sie soll klingen und singen von der Ueberwindung allen schmutzigen Zwangs und Drucks der „finstern Mächte" drunten, wie immer sie heißen mögen! Also jetzt an's Werk.

Der dritte Akt zeigt uns Heinrichs ganze Majestät und Macht und Herrlichkeit, die er als freier Geist in den Armen Rautendeleins, d. h. durch den Anschluß an die Natur gewonnen. Sein Auge hat „Baldersaugen-Glanz". „Vernimmst du seines freien Wandelschrittes gleichmäßig Klingen nicht? Ein König naht." Der Pfarrer, der schweißtriefend und asthmatisch sich in die Berge hinaufbemüht hat, erscheint vor ihm naturgemäß erbärmlich als „ein Bettler". Der Pfarrer will Heinrich zum Umkehr in die Heimat und zur Einkehr in sein eigen Herz bewegen. „Ihr habt ein Weib, habt Kinder! ... Die Kirche meidet ihr, zieht in die Berge ... Kehrt um, kommt zur Besinnung, bleibt ein Christ." Ja,

ganz recht sagt hier der Pfarrer: bleibt ein Christ! Heinrich ist kein Christ mehr und will auch keiner sein. Er lebt in andern besseren Welten, ist mit einem erhabnerem Brot gespeist als das Weib des Tals und ihre Kinder! „Ich darf ihr aus meines Reichtums Ueberfülle den leren Kelch nicht füllen, denn mein Wein — ihr wird er Essig, bittre Gall' und Gift." Sie würde eben garnicht im Stande sein, den Ideenflug des Meisters Heinrich zu erfassen, der würde sie verwirren und ihr Untergang werden. Im übrigen baut er jetzt an einem Marmortempel, der ein Heiligtum der ganzen durch seine Ideen erlösten Menschheit werden soll. Und er erhält von ihm ein Glockenspiel „wie keines Münsters Glockenstube je es noch umschloß, von einer Kraft des Schalls, an Urgewalt dem Frühlingsdonner gleich". Und was ist denn der Beruf dieser neuen Glocke? „Mit wetternder Posaunen Laut mach' es verstummen aller Kirchen Glocken, und künde . . . die Neugeburt des Lichtes in die Welt!" Aha! die Menschheit sitzt in der Finsternis, der Glaube an das Uebernatürliche hat ihre Glieder erstarren machen. Es ist derselbe Gedanke und dasselbe Bild wie bei Nietzsche: die Sonne soll jetzt erscheinen und das Eis des garstigen Winters auftauen Hauptmann läßt deswegen auch „die Urmutter Sonne" das Symbol Heinrichs werden, worauf besonders mit Rücksicht auf den Schluß zu achten ist. „O Tag des Lichtes, wo zum erstenmal der Weckedonner ruft!" Ja, Licht gibt's am Tage der Vollendung und Donner! Der Donner aber ist für allen übernatürlichen Glauben berechnet, der zerschmettert werden soll:

> Und hab ich manche Glockenform zerschlagen,
> so heb ich auch den Hammer wohl einmal,
> 'ne Glocke, welche Pöbelkunst gebacken
> aus Hoffart, Bosheit, Galle, allem Schlechten —
> vielleicht, daß sie die Dummheit grade läutet! —
> mit einem Meisterstreich in Staub zu schmettern!

Ade! Lieb Christentum ade! Merk dir's einmal für

immer: Pöbelkunst hat dich gebacken aus Hoffart, Bosheit, Galle, allem Schlechten! Zu sehr wirst du ja freilich dir das Alles nicht zu Herzen nehmen, du bist ja Schläge von Anfang an gewohnt!

Hauptmann hat uns seine Ideen in poetischer Umhüllung gezeigt. Der Schall von Meister Heinrichs Glocke dringt aber weithin in die Lande. Dieselbe Glocke ist es, die in den „Auferstehungs"-Gedanken eines anderen freien Geistes gleichen Musters wiederkehren, und zwar mit der Prosa klaren Worten.[1]) Es ist nicht nur von Interesse zu hören, wie der Unglaube spricht, sondern auch zu sehen, wie ihre Helden sich wunderbar ergänzen, und wie die Prosa des einen mit den Worten des Poeten in einem einzigen Akkord ausläuft, ja einen Kommentar zu ihnen bildet.

Prophetisch ahnungsvoll fängt der Schreiber an: „Einen tiefen mächtigen Glockenton höre ich plötzlich erschallen in das einförmige Geräusch der Straße . . . eine sonst nie gehörte Glocke . . . sie kündigt den ewigen großen Kampf . . . sie klingt so ernst, so dröhnend als wollte ihr Ton Gräber öffnen. . . ." Ist das nicht gerade der Gedanke Hauptmanns, und fügen wir hinzu, Nietzsches? Die Menschheit liegt in den Gräbern erstarrt, und ein Donnerruf soll sie auferwecken, wie Nietzsche das in der „Burg des Todes" schildert! Nun beachte man aber weiter: „Christus hat den weithin schallenden Weckruf einer neuen Weltanschauung gegeben, die das stete Wiedererstehen des göttlichen Inhalts im Menschen- und Völkerleben aus der tötlichen Umklammerung der Menschenhände verkündet!" Christus hat eben „den Gedanken eines reinen idealen Menschentums erfaßt, den Gedanken des Einsseins unseres Wesens mit der einen allumfassenden Gottheit". Christus hatte die edle Aufgabe der Menschheit richtig begriffen, und

---

1) Beilage der Münch. Allgem. Ztg. 1903, 11. April Nr. 81, von Oskar Bulle.

darum ist er ein echter „Menschensohn", und alle, d. h. die freien Geister, welche dieselbe Aufgabe der Menschheit ebenso erfassen, das sind auch echte, edle „Menschensöhne". Natürlich verfallen sie dann auch der „tödtlichen Umklammerung der Menschenhände" oder der „dunklen Menge, dieser Mächte des Aberglaubens und der Herrschsucht." Ja natürlich. Lieber Leser, wer ist wohl diese dunkle Menge? Ahnst du nichts?

Merken wir uns aber vor allen Dingen den feinen Kniff des modernen Unglaubens: sie ziehen in kindlicher Naivetät den Heiland auf ihre Seite, stecken ihn in ihre Uniform: sie machen ihn zum Freigeist, und alle anderen Freigeister sind dann auch „Menschensöhne". Der Heiland wurde an's Kreuz geschlagen und in die Hände der „dunklen Menge" verraten. Was Wunder? Eben „die dunkle Menge stellt als eherne Mauer zwischen das Volk und die Gottheit ihre Dogmen und Vorschriften, ihre „heiligen" Glaubensformeln! Wehe aber dem Vermessenen, dem von reinem Feuer ungefälschter Erkenntniß und hehrer Wahrheitsliebe durchglühten ‚Menschensohne', der an diesen Mauern zu rütteln wagte!" Diesen großen Kampf wagte eben Christus, den Kampf um „die Behauptung der angeborenen geistigen Selbstständigkeit gegenüber gewaltsamer Bevormundung dunkler Mächte!" Und darum erlitt er sein Loos! Jetzt mit diesen Ideen vor Augen werden wir auch die folgenden Verse Hauptmanns verstehen:

> So aber treten alle wir an's Kreuz
> und, noch in Tränen, jubeln wir hinan,
> wo endlich, durch der Sonne Kraft erlöst,
> der tote Heiland seine Glieder regt
> und strahlend, lachend, ew'ger Jugend voll,
> ein Jüngling, in den Maien niedersteigt.

Ach wie fromm, wie religiös, wie salbungsvoll! Hauptmann hat auf einmal ebenfalls den Heiland auf seiner Seite! Der Heiland ist hier als Repräsentant der ganzen nach

„Erlösung“ seufzenden Menschheit aufgefaßt. Die dunkle Menge, das ist die, welche aus Aberglauben, Herrschsucht Galle, Bosheit allem Schlechten ihre Dogmen flicht, sie hat eben diesen „Menschensohn“, wie auch die ganze Menschheit nachher, in ihre Bande geschlagen! Jetzt kommt die Religion des wahren Lichts, die Urmutter Sonne, sie bricht die Fesseln, löst die Nägel — und strahlend, ew'ger Jugend voll, regt der Heiland-Menschensohn und mit ihm die Menschheit in Freiheit ihre Glieder, und steigt hernieder ein Jüngling in den Maien! Ah!

Doch gut Ding, gut Weil! So auch Meister Heinrichs Glocke. Es geht ihm nicht alles so glatt von statten, wie er's erwartet, Rautendels Feenhände können nicht alle Schwierigkeiten ebnen. Er hat Verdrießlichkeiten mit den Zwergen, seinen Gesellen, die ihm nur wider Willen untertan sind. In deren Augen bleibt er doch ein Mensch, es haftet ihm so viele Menschlichkeit noch an, daß sie ihm nur wie einem aufgezwungenen Beherrscher gehorchen.

Dazu gesellt sich alsobald ein tiefes Weh der Seele. Er ahnt ein Unheil, weiß nicht welches; er fürchtet Feinde, weiß nicht, wer und wo sie sind. Bei seinem Abschied hatte der Pastor ein Wörtchen fallen lassen; damals unbeachtet, war es doch bestimmt, des freien Geistes Geist aus seinem Gleichgewicht zu heben: „Nimm dich vor der Glocke, die im Abgrund liegt, in acht. Sie klingt dir nochmals wieder, und dann zu deinem Schreck!“ Vor dem Klingen dieser Glocke brauchte doch eigentlich kein Mann, wie Meister Heinrich, sich zu fürchten. Es war ja doch ein Werk des düstern Tales, von ihm gehaßt und verstoßen. Wozu ist er denn in die Berge gestiegen? Diese Furcht ist eine Schwäche und diese Schwäche wird sein Fluch!

Immer höher steigert sich seine Unruhe. Bei Rautendelein sucht der Schwächling Zuflucht; er nennt sie bezeichnend „seiner Seele Schwinge“. „Zerbrich mir nicht“, sagt er, und ahnt nicht, daß er bald selbst diese Schwinge

seiner Seele zerbrechen werde; das ist ein gutes tragisches Moment. Er verlangt Musik von ihr, wie Saul von David, und flugs läßt sie als Zauberin aus allen Wänden tröstliche Musik erschallen. Aber da geschieht das Gefürchtete! In die Klänge dieser Musik ein drohender, geheimnisvoller, fremder Ton. Zuerst nur leise, aber immer wieder. Jetzt ist Heinrichs ganzes Gewissen blutig aufgerissen. Er sieht obendrein seine beiden toten Söhnchen in weißen Hemden auf sich zukommen, vom Tale aufwärts, und mühselig schleppen sie ein Krüglein vor sich her, darinnen sie die Tränen ihrer Mutter gesammelt haben. In diesem Augenblick dröhnt laut und klar der Klang der versunkenen Glocke schrecklich an sein Ohr! Rautendelein, die an seiner Seite steht, sieht die Kinder und ihr Krüglein mit Tränen nicht und hört auch den Klang der Glocke nicht. Es sind das eben die Symbole für die Gewissensbisse, die nur den Menschen, nur den schwachen Meister Heinrich foltern können; dem ganz freien, starken Naturgeschöpf können sie nichts anhaben.

Ja, der Meister hat Gewissensbisse. Es war also in seinem Herzen noch eine Ecke übrig, wo das Tal mit seinem Glauben, seinen Pflichten, seinen Ansprüchen, seinen Anschauungen sich unbemerkt verbergen konnte. Er war kein ganzer, vollkommener Freigeist. Er hatte den Bruch und Riß nicht ganz vollzogen; es blieben Fasern haften, wenn auch nur Fasern, die seine Seele an die alte Heimat banden. Sein Anschluß an die Natur und an Rautendelein war kein rückhaltloser. Wie hätte er sonst Reue und Gewissensbisse spüren können? und sich schuldig als ein Sünder fühlen? Niemals. Der Rest von Christentum, der noch in ihm steckte, ward ihm zum Verderben.

Auffällig ist hier die Aehnlichkeit mit Willy Janikow in Sudermanns „Sodoms Ende". Willy — ebenfalls ein hochstrebendes Talent, ebenfalls in den Armen eines Weibes, das ihm angeblich alles ist, das ihn geistig „befruchtet", ebenfalls derselbe Schwächling. Willy hatte auch den ver-

hängnisvollen Rest von christlichem Gewissen, der zu seinem endlichen Ruin führte; ein Halb- und Halber! Willy geht zu Grunde an seinen Gewissensbissen, am bösen Gewissen, sowie auch unser Meister Glockengießer hier.

Im Augenblicke seiner höchsten Seelenpein verflucht Heinrich gar Rautendelein:

> Ich hasse dich! ich spei dich an! Zurück,
> Ich schlage dich, elbische Vettel! Fort,
> Verfluchter Geist! Fluch über dich und mich,
> Mein Werk und alles! —

Und voll Verzweiflung bricht er aus der Hütte, und eilt hinweg.

Unterdessen beklagen die Elfen seinen Sturz als wie den Tod Balders. Balder war der Sonnengott, und auch Meister Heinrich fühlte sich ja berufen, „mehr Licht“ auf die Erde zu bringen. Aber trotzdem war er „kein Auserwählter, wenn auch ein Berufener“. Sein ganzes Werk und Wesen geht ja aus eigener Schuld zu Splittern. Daher bringt der Vergleich mit Balder eigentlich Unklarheit und Verwirrung ins Ganze.

Der Sturm hat jedoch nicht lang gedauert. Er kehrt um. Er hat die Gewissensangst niedergekämpft; und er kann als freier Geist schon wieder wacker auf die Täler schimpfen:

> Ihr stießt mein Weib hinunter! und nicht ich!
> Gesindel, taube Nüsse, Bettler, Lumpen!
> . . . aus dem Grunde schlecht . . .
> Lügner, Heuchler . . .

Ach, Meister Heinrich, ist das wirklich wahr? Glaubst du's selber, dieses Wort: „und nicht ich stieß sie hinab“? Sie wagen

> die trockne Hölle ihrer Niederung
> vor Gottes Meer, der Paradiesesflut
> und ihren sel'gen Wogen, zu vermauern.
> Wann kommt der Schaufler, der den Damm zerreißt?
> Ich bin es nicht . . . nein, wahrlich, bin es nicht!

Hier ist der Meister wieder ganz in seiner alten Fährte. Es ist derselbe Gedanke von oben: die dunkle Menge stellt eine Mauer von Dogmen und Satzungen auf zwischen Gottes Meer und Paradiesesflut der Freiheit und den armen Menschen! Es ist fast widerwärtig, wie oft Hauptmann die Gelegenheit wahrnimmt, das zu wiederholen. Es geht bis zur Langeweile, die um so schwerer wirkt, als Hauptmann über sonstige Ideensätze oder ernste Lebenswahrheiten gar nicht verfügt; auf der Höhe dichterischer Bildung steht er nicht. Auch die langen Wechselreden der Elfen und Waldgeister sind dem rein poetischen Ausdrucke nach schön und geschickt, aber inhaltlich nichts als ein ödes Geklimper.

Er ruft nach Rautendelein! aber vergebens. Sie weilt schon im Brunnen beim eifersüchtigen lüsternen Nickelgreise. Heinrich trifft nur die Buschgroßmutter, die alte Wittichen, welche übrigens ganz trocken seine Ahnung bestätigt, daß es jetzo mit ihm fertig ist, und daß er das Leben in den Höhen verwirkt hat.

Heinrich: So laß mich sterben hier auf diesem Platz.
Wittichen: Das wirst du auch, wenn einer so wie du
in's Licht hinaufflog, so wie du,
und fällt herab, der muß dann auch zerschmettern.
Heinrich: Ich fühl's: am Ende bin ich meiner Bahn —
Wittichen: Du bist am Ende!

Nur einen Wunsch hat er noch. Er will noch einen Nachglanz des verlorenen Lichtes sehen, Rautendelein, mit der er so schnöd gebrochen. Die Hexe gibt ihm nach Märchenbrauch vorher noch einen nichtssagenden Zaubertrank.

Die sich darauf entwickelnde Szene des Abschieds von Heinrich und Rautendel ist in ihrer Art von großer Schönheit und tiefer melancholischer Stimmung. Das „einst“ ist für ihn jetzt ganz vorbei; es kann nicht wiederkehren. So will's das Schicksal. Er muß durch seinen Tod die Untreue gegen die Natur sühnen — aber ein letzter Trost bleibt ihm doch

beim Scheiden. Rautendelein versichert ihm jauchzend, daß die „Sonne“, nach der er gestrebt, doch kommt.

Rautendelein: Die Sonne kommt!
Heinrich: Die Sonne! Dank!

Rautendel umarmt Heinrich und drückt ihre Lippen auf die des Sterbenden.

Heinrich: Hoch oben Sonnenglockenklang!
Die Sonne ... Sonne kommt! — Die Nacht ist lang!
(Morgenröte.)

Also er kann die Versicherung mit sich nehmen, daß die lange Nacht des Christentums demnächst vorüber, und daß die Sonne, jene Urmutter des wahren Freigeistlichtes, siegen wird auf der ganzen Linie — wenn er auch selbst der großen Aufgabe nicht gewachsen war, ja ihr erlag! Nun ja, solche Prophezeiungen sind auch billig wie Brombeeren.

„Die versunkene Glocke“ bewährte sich als ein Stück von außergewöhnlichem Erfolge. Der Dichter hat hier frei und offen den recht modernen Unglauben, das moderne Freigeistertum, welches seinen vorhergehenden Stücken nur zu Grunde lag, gepredigt. In dieser Beziehung herrscht in „der versunkenen Glocke“ nicht die allergeringste Unklarheit, nicht das mindeste Schwanken. Zu diesem Erfolge hat aber auch sehr wesentlich das Gewand, in dem hier die Idee der Zertrümmerung des Christentums auftritt, beigetragen: das Märchenkleid. Wie ein Zauberer versteht der Dichter die romantische Stimmung zu erwecken. Mit dem verführerischestem Märchenliebreiz weiß er vor allem Rautendelein auszustatten; sie ist keine Dirne, oh nein, immer in scheinbar unschuldvollster Schönheit strahlend. Bei der Schilderung ihres Liebesverhältnisses zu Meister Heinrich ist übrigens die Hauptmannsche Weichheit ganz in ihrem Element. Wenn Hauptmanns Helden in Not geraten, dann muß ein Kuß von Weiberlippen ihnen helfen: die Sinnlichkeit soll diesen Schwächlingen Trost und Kraft verleihen. Auch Meister Glockengießer, dieser freie Geist, dieser gewalttätige Christen-

tumszertrümmerer greift einmal ums andere nach dieser lieben Medizin aus Rautendeleins Apotheke — um seine Gewissensbisse zu beschwichtigen. Es hilft freilich nichts. Daß Meister Heinrich eigentlich ein Ehebrecher ist, kommt dem Zuschauer ebenfalls nicht zum Bewußtsein, was natürlich für Hauptmann von großem Vorteil ist. Der Ehebruch, welcher in „Einsame Menschen" blos im Werden war, blos zu dem „einen einzigen, langen, inbrünstigen Abschiedskusse" gedieh, ist hier vollbracht.

Hauptmann hat, um das zu verdecken, eben den Abschied Heinrichs von Frau und Kind nicht geschildert und ist dadurch vielen Unzukömmlichkeiten aus dem Wege gegangen. Der Abschied geht vor sich zwischen dem zweiten und dritten Akt; anfangs des dritten Aktes ist Heinrich schon längere Zeit auf dem Berge. Würde der Abschied geschildert worden sein, dann würden die Sympathien auf Seiten der verlassenen Frau gestanden haben; man würde weniger Vertrauen zu Heinrichs genialen Anflügen gefaßt haben, zumal er ja tatsächlich später trotz Rautendelein, trotz Berg, trotz Freiheit und allem es doch zu nichts, zu gar nichts bringt als zu vielen, vielen freigeistigen Phrasen. Heinrich und Rautendelein würden die Sympathien verloren haben. Durch die jetzige Anordnung verschwindet Frau Magda lautlos in der Versenkung, niemand denkt an sie und ihre Rechte. Nichtsdestoweniger ist die Frau Magda mit ihren Rechten etwas sehr wesentliches, das nicht übergangen werden kann und darf. Hauptmann hat diese Gedanken aber absichtlich bei Seite geschoben; als echter Freidenker wollte er ihnen kein Gewicht geben. Die Sünde ist eben abgeschafft, nur gegen das Freigeistertum darf man sich nicht verfehlen, sonst kommt die Nemesis, und Heinrich geht daran zu Grunde, nicht wegen eines Vergehens in christlichem Sinne, sondern weil er dem „freien Gedanken" nicht unverbrüchlich treu blieb! Das ist die einzige Sünde, die man begehen kann, so sagt das neue Evangelium! Der Dichter hat die bedenklichsten Seiten mit einem Scheine von

Selbstverständlichkeit, ja Liebenswürdigkeit umgeben, daß ein gedankenloser Leser ihm alles nachsehen zu können glaubt, und der verwickelte Märchenapparat zerstreut das Auge und das Interesse so sehr, daß er ganz für harmlos und unschuldig hält, was es in Wirklichkeit nicht ist, sondern eine Fanfare gegen alle Religion.

„Die versunkene Glocke" hatte bei ihrem Erscheinen eine große Besorgnis aus dem Herzen vieler Literaturbeflissenen genommen. Mit Bedauern hatten sie bisheran verfolgt, wie ein so selten begabtes Talent, wie Hauptmann es gewiß ist, auf ästhetische Irrwege gerieth und sich rückhaltlos einer Strömung überließ, welche den Ruin aller echten Poesie in sich begreift. Sie wünschten sehnlichst seine Umkehr zu gesunderen Kunstprinzipien. Daher begrüßten sie auch „die Glocke" als die endlich erwartete Absage an den Naturalismus. Jedoch die Freude war nicht von langer Dauer. Nach kurzer Zeit erschien der „Fuhrmann Henschel", der besser als alles andere bewies, daß Hauptmann der eingeschworene, ja verstockte Prophet des „modernen" Programms bleibt und sein will, und daß er darin seinen Beruf und seinen Ruhm erblickt. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß dies Verhalten des Dichters zum Teil auch in seinem ungeregelten Bildungsgange zu suchen ist, in dem Mangel an positiven Kenntnissen. Daß man sich mit Leib und Seele der „Moderne" verschreibt, verbürgt einem freilich von vornherein die Freundschaft einer gewaltigen und mächtigen Schar, aber jene geistige Dürftigkeit und Mangel an Einsicht kann es nicht ersetzen. Außerdem bedingt eigentlich auch das starre Festhalten am Evolutionsgedanken gleichzeitig das Festhalten am naturalistischen Prinzip; wenn der Mensch eben nichts anderes sein darf, denn ein potenziertes Tier, dann ist jede höhere Idealität, mit der man ihn umgibt, Lüge und falsche Schminke; es ist daher unmöglich, das eine zu opfern und gleichzeitig am andern festzuhalten. Also, es blieb alles beim alten.

Wir brauchen uns nicht lange bei diesem Stücke auf-

zuhalten. Wir wollen nur kurz die Hauptgedanken desselben hervorheben. Eigentlich ist es hier wieder das starke Weib, das den Untergang des schwachen Mannes herbeiführt.

Fuhrmann Henschels Frau ist sterbenskrank. Sie liegt, auf der Bühne, während des ganzen ersten Aktes im Bett. Kurz vor ihrem Tode nimmt sie ihrem Manne noch das Versprechen ab, die Hanne, eine zänkische, dralle Dienstmagd, die einen Säufer zum Vater hat und bereits einem Kinde das Leben gegeben, nicht zu heiraten. Doch die schlaue Dirne versteht es schon, den Schwächling in ihre Netze zu fangen. Er „patscht nur so“ hinein. Die Hanne ist aber alles andere, denn die liebende Lebensgefährtin, welche Runzeln auf der Stirn ihres Gemahls glättet. Sie ist seine tyrannische Beherrscherin, und unterhält, gewissermassen im Nebenamte, noch ein Liebesverhältnis zu einem Kellner, und weiß durch harte Behandlung das Kind Henschels aus erster Ehe schnell ins Grab zu bringen. Henschel merkt in seiner Gutmütigkeit scheinbar gar nichts. So gehen die Dinge ihren Gang, bis endlich Henschel im Wirtshaus von seinem entlassenen Knechte und von seinem Schwager eines anderen belehrt wird. Wie ein Donnerschlag wirkt das auf sein Gemüt, und er tobt entsetzlich. Jedoch es ist nur ein vorübergehendes Gewitter. Er geht ruhig nach Hause, und schneidet sich ebenso ruhig in seinem Schlafzimmer den Hals ab!

Am Ende der Sudermannschen Stücke empfindet man nicht eine solche Unbefriedigtheit oder Ekel, wie bei denen Hauptmanns. Man findet in seinen Dramen selten eine Stelle, wo man sich mit Vergnügen niederlassen könnte; man sieht nichts als herabgekommene Sujets, moralische Schwäche und Elend. Ist denn die Welt wirklich nur so? ist sie so absolut miserabel? Daß die Welt kein Paradies ist, wissen wir zur Genüge, und sie soll darum auch nicht als solches dargestellt werden. Aber es gibt hier trotzdem auch gute, reine und starke Menschen, ja, sogar fromme, uh! aber die kennt Hauptmann und seine Muse nicht; sie können

die gar nicht entdecken, und möchten sie auch gar nicht schildern, selbst wenn sie sie fänden!

Interessant ist in diesem Stück die Ergänzung, die wir zu Hauptmanns Weltanschauung empfangen. Das Fatum, die Umstände sind es, welche der Mensch für Wohlergehen oder Mißgeschick verantwortlich machen soll, nicht sich selbst oder seine Taten. Also die Bedeutung der freien Willensentschließung, der männlichen Tat ist, allerdings ganz konsequent, auf nichts herabgedrückt. „Wie es kommt, so kommt es.“ Nachdem man einmal den Fehlschritt getan hat, ist nichts mehr daran zu ändern. Man „patscht und tapert hinein“, und der weiteren Entwicklung ist man nicht mehr Herr. Deshalb erklärt auch Henschel dem staunenden Zuschauer, daß auch Hanne nicht am Unglück schuldig sei: sie kann auch nicht dafür; und er selber kann auch nicht dafür; wie es kommt, so kommt es! Also, es ist niemand schuld! Um sich zu retten, bleibt nichts anderes übrig, als entweder fortlaufen oder sich den Hals abschneiden! Welch eine entsetzliche Lebensphilosophie, und Hauptmann will offenbar, daß man diesen Abgrund sittlicher Haltlosigkeit noch tragisch auffasse! —

Wir können uns von dem Dichter verabschieden. Die Eigenart seines Denkens und Schaffens hat er uns selbst in diesen Werken genügend klar dargelegt; daß er es jemals ändern werde, ist wohl eitle Hoffnung. Blos mit dem Maßstabe jener ewig gültigen Aesthetik gemessen, die nicht nach Mode und Tagesmeinung sich ändert, sondern nichts ist als der Ausdruck derjenigen Regeln, die sich mit innerer Notwendigkeit aus dem Wesen des Kunstwerkes von selbst ergeben, kann man nur sagen, daß die Hauptmannsche Kunst eine seichte, über dürren Sandboden dahinstreichende Poesie ist, ohne Schwung des Herzens, ohne Schwung des Geistes, ohne Ideale. Ihr Stern ist die dürre, in allem Schmutze starrende Wirklichkeit. Es ist keine Poesie der „Höhen“, der Berge, sondern der nebeligen Niederungen. Und wo die

Gelegenheit es mit sich bringt, erschallt auch ein gellender Kriegsruf gegen das Christentum. Dabei ist es unmöglich, die hohe und wahrhaft seltene poetische Veranlagung zu verkennen. Ohne sie würde es ihm gar nicht möglich sein, seinen Naturalismus genießbar zu machen. Er verfügt über einen Reichtum der Phantasie, Schönheit der Verssprache, ein ungewöhnliches Geschick in Erzeugung der gewünschten Stimmung, daß es einem wie Verstimmung auf die Seele fällt, daß so ein bevorzugter Geist, der zum Ruhme seines eigenen Namens und der Literatur seines Volkes herrliche Werke zu schaffen wohl befähigt wäre, fast nichts hervorbringt, das dem untrüglichen Urteile der Zeit standhalten wird, sondern alles dem modernen Tage opfert. —

LXXXVIII.

Bilder aus Hochkastilien.

Von Franz von Stockhammern.

IV.

Es war ein langgedehntes Gebäude von düsterem Aussehen, an dessen Pforte ich nachmittag um 5 Uhr mit dem schweren eisernen Schlegel klopfte, der an grobem Lederriemen von der Mitte der schwarzeichenen Tür herabhing. Leise schwankten die Wipfel immergrüner Bäume vor der in den Klostertrakt eingebauten schlichten Kirche, deren Portale dichte Scharen von Gläubigen ausströmten: war doch die Fastenandacht soeben zu Ende gegangen, die, wie alle gottesdienstlichen Handlungen in Kastilien, überhaupt in den

nördlichen Provinzen sich überaus würdig und durch eine formvollendete Predigt anziehend gestaltet hatte. In dunklen Massen flutete es heraus, die Frauen durchweg ohne Hut, nur einen leichten Schleier über der schwarzen Lockenfülle — verbieten doch in den meisten Kirchen Spaniens an den Türen angeschlagene bischöfliche Erlasse auf das strengste dem dort offenbar sehr folgsamen weiblichen Geschlechte das Tragen geputzter Kopfbedeckungen während des Gottesdienstes. Viele trugen zudem den weitfaltigen schwarzen Schal, den in Andalusien als allgemeine Volkstracht der färbige ersetzt, sowie große, schwarze Rosenkränze. Auch die Männer durchweg ernst und gemessen, alle Kirchenbesucher noch sichtlich unter dem Eindruck der gehörten Predigt. Wie in so vielem im Leben unterscheidet sich der Spanier, besonders jener des Nordens, auch in seinem Benehmen beim Kirchenbesuch auf das vorteilhafteste von seinen stammverwandten Brüdern in Italien. Von der beständigen Unruhe, dem Schwätzen, Hin- und hergehen, all' dem aufgeregten Wesen, in dem der Italiener sich in der Kirche gefällt, ist hier nichts zu spüren. Ohne Unterschied des Standes kniet oder steht alles auf den kalten Steinfließen, höchstens, daß ein leicht geflochtener umgedrehter Strohstuhl dem ermüdeten Körper zur Stütze dient. Regungslos liegen die vornehmsten Frauen während der ganzen Messe auf den Knieen, und mit einer Andacht in der Haltung, wie man sie bei Klosterfrauen schon erbaulich finden müßte. Auch die Kinder trotz all' der Lebhaftigkeit ihres frühreifen Alters, überaus artig und eingezogen, sobald sie an der Hand ihrer Mutter in die düstere Dämmerung der Kirche eingetreten sind. Fast möchte man sagen, daß in Nordspanien — Ausnahmen bestätigen die Regel — das Gros der Kirchenbesucher eine andächtigere und eingezogenere Haltung zur Schau trägt als besonders der Kapitelklerus der Kathreale so mancher Stadt Andalusiens. Was da an hastender Eilfertigkeit und Unehrerbietigkeit der Bewegungen, an unaufmerksamem Durcheinanderlaufen bei

Pontifikalfunktionen oft zu sehen ist, gäbe einem unserer strengen deutschen Domceremoniäre Anlaß zu ganz energischem Eingreifen. Sicher denkt kein Einzelner bei all den Verstößen nicht nur gegen die Rubriken, sondern auch oft gegen das einfachste Empfinden der Pietät, wie man es von Toledo ab südwärts in all den herrlichen Gotteshäusern gewahren kann, etwas schlimmes; es ist eben zur allgemeinen Gewohnheit geworden, sich bei Verrichtung geistlicher Funktionen etwas gehen zu lassen, und Niemand, weder kirchliche Behörden, noch Laien, ebenfalls in die Gewohnheit eingelullt, findet etwas daran. Für den Ausländer jedoch ist es oft ärgerlich zum Ansehen, besonders wegen der herben Urteile, die bei solchen Anläßen von Seite andersgläubiger Reisender fallen.

Hier aber bei den ehrwürdigen Karmeliten von Burgos, zeigte alles von strengem Ernste. Schon der Prediger war mir durch sein asketisch hageres Aeußere aufgefallen. Einer der vom verhaltenem Feuer mühsam erkämpfter Weltentsagung verzehrten Gestalten vergleichbar, wie sie von Velasquez unsterblicher Meisterhand geschaffen im Museo del Prado zu Madrid hängen, das Entzücken jedes Kunstfreundes weckend, auch jenes, der dem Ordensgedanken verständnislos gegenübersteht, war er auf der schlichten Kanzel gestanden. Mit der ernsten Eindringlichkeit des Mannes, der viel über das Diesseits und Jenseits nachdenkt und des Lebens, von den Kindern der Welt oft allzuhoch bemessenen Werte auf ihren wahren Inhalt geprüft hat, hatte er sein Thema behandelt. Und der Geist herber Strenge, der von diesem Redner ausgegangen, schien auch innerhalb der in lautlos schweigender Stille sich ausdehnenden Gänge des Klosters zu herrschen, in die mein Cicerone nach freundlicher Begrüßung mich geleitete.

Es war ein noch junger Mann von sehr aufgewecktem, lebhaftem Geist und guten Manieren — wie man mir später in Silos erzählte, ist sein Vater einer der höchsten Richter-

beamten des Landes —, mit dem ich dies Haus in stiller Eingezogenheit durchwanderte. Santa Theresia, von den Spaniern als Compatrona de España neben dem heil. Jakobus verehrt, selbst Kastilianerin von Geburt — war ihre Wiege doch in dem altberühmten Städtchen Avila gestanden —, hatte auch dieses Kloster gegründet, eines von den fünfzehn Häusern unbeschuhter Karmeliten, die dem reformatorischen Eifer dieser außerordentlich energischen und tatkräftigen Frau ihr Entstehen verdankten. Abgesehen von der ganz besonderen Stellung, die Santa Theresia als Heilige im Rahmen der Kirche einnimmt, liegt schon, rein menschlich gedacht, zweifellos ein Beweis ganz hervorragender Charakterstärke und unbeugsamer Willensenergie in ihren Erfolgen. Eine Frau, noch dazu in der sehr beengten Stellung einer Nonne, verhilft durch die Macht ihrer Persönlichkeit, einem Geiste bis dahin unbekannter, oder zum mindesten längst in Vergessenheit geratener Strenge nicht nur in ihren Frauenorden, sondern auch in den Kreisen der im gleichen Orden vereinten Männer zum Durchbruch, begründet neben 17 weiblichen nicht weniger als 15 männliche Klöster neu und behauptet sich gegen alle Anklagen und Verfolgungen seitens der in ihrem bisherigen Dasein offenbar unliebsam aufgestörten lauen Elemente, deren minderwertigste der Frau immerhin die Schwäche und Ungeeignetheit ihres Geschlechtes zu derartigem Auftreten vorhalten konnte, tapfer und mit gottgesegnetem Erfolge.

Doch hat ungeachtet des Hauches einer durch keinerlei Zugeständnisse an die dem Menschen innewohnenden Instinkte der Bequemlichkeit und Behaglichkeit gemilderten Strenge, der diese Räume durchweht, in vielem, was praktisch und nützlich ist, der Geist der Neuzeit auch hier siegreichen Einzug gehalten. Im langgestreckten Bibliotheksaal genügt ein Druck, und Reihen altersgeschwärzter Folianten, die hier auf langen Gestellen an den Wänden sich hinauftürmen, erglänzen in den blendenden Strahlen elektrischen Lichtes. Da wir hier nicht nur die Bücherei des Klosters zu Burgos, sondern jener der

ganzen Ordensprovinz vor uns haben, ist der Bestand an gelehrten Werken aus allen Jahrhunderten ein sehr stattlicher. In dem an das Studentat — Burgos ist Noviziathaus für die Provinz, soweit ich mich recht erinnere — anstoßenden, neuen Flügel des weitläufigen Traktes drehen sich unermüdlich die Räder gewaltiger Druckmaschinen; auch hier genügt ein Berühren des elektrischen Druckknopfes und wie von Zauberhand gebannt, steht die ganze, elektrisch betriebene Maschinenanlage still. Laienbrüder walten hier emsig ihres Amtes, setzen die Texte theologischer Werke und Zeitschriften — bolletinos — sowie die Noten zu Choralbüchern, fertigen Heiligen- und Totenbilder in feinster Lichtdruckausführung, alles teils auf Privatbestellung, teils für zahlreiche kirchliche Behörden, die zur ständigen Kundschaft dieser klösterlichen Druckerei gehören. Mein Führer, der neben der Leitung dieser Druckerei auch die Redaktion der Monatsschrift der spanischen Ordensprovinz versieht, hat hier, inmitten des Getriebes von Maschinen, all' der mächtigen Rollen Papier, all' der Stöße von Clichés, all' der Anpreisungen und Hülfsmittel der modernen Reklame, deren Wogen auch in diese klösterliche Arbeitsstätte schlagen, seine mehr als einfache Zelle: ein kaum mehr als zwei Meter langer, schmaler Raum, ein aus zwei Holzstäbchen kunstlos gefügtes Kruzifix an der Tür, ein irdenes Weihwasserkesselchen, an der Wand die hölzerne Liegerstatt mit rauhwollener Decke, von Kopfkissen keine Spur, laufendes Wasser zum Waschen, das ist die ganze Einrichtung. Und auch hier ein Druck und das Licht der elektrischen Birne erfüllt den Raum, der in dieser blendenden Beleuchtung doppelt kahl und fast beängstigend wirkt. Und doch gibt es keinen besseren Wecker, als dies jäh aufflammende Licht, sagte mir mein Begleiter, und ein solcher tut not! Heißt es doch um Mitternacht, zwar nicht heraus aus den Federn, wohl aber herunter von dem harten Holzlager, und in die eisige Chorkapelle, die im Rücken des Hochaltars der Klosterkirche sich in schwerem Tonnengewölbe erhebt. Auch hier denkbarste

Einfachheit: ein Drehpult in der Mitte, aus glattem Holz, ohne die geringste der prachtvollen Schnitzereien, wie man sie in den Presbyterien der Kathedralen sieht; auf seinen drei schräg abfallenden Seiten liegen die für den gemeinsamen Gebrauch aller bestimmten mächtigen Choralbücher; rings an den Wänden schlichte Holzbänke, ohne Armlehnen, ohne jede Möglichkeit einer Stütze für den aus dem tiefsten Schlaf jäh gerissenen, übernächtigen Körper. Von dieser Stätte ernsten Gebetes, die in ihrer düstern Kahlheit seltsam absticht von all' den kunstgeschmückten, oft in reichster Pracht ausgestatteten Chorkapellen der Klöster anderer Orden, geht's hinab auf steiler Wendeltreppe, dann durch einen langen Gang — eine Doppeltüre öffnet sich, und wir treten in das Refektorium.

Ich habe schon viele klösterliche Refektorien gesehen, auch das der ob der Härte ihrer Lebensweise berühmten Trappisten von Tra Fontana bei Rom, die dort die Kampagna in opfervoller Arbeit pflügen und mit Eucalyptusbäumen bepflanzen: noch nirgends aber auf der Welt hat mich solch ein Gefühl innerer Bangigkeit beschlichen, wie in diesem Raum. Rechts und links, wie üblich, lange Reihen von Tischen an den kahlen Wänden, ohne den geringsten Bilderschmuck, der bei uns die Räume auch des ärmsten Mendikantenklösterchens traulich und freundlich macht, zu Häupten des Saales, unter einem großen Kruzifix, der Tisch für die Oberen. Vor dem Platz aber des Pater Provinzial ein Totenschädel, nicht etwa ein geschnitzter, sondern ein echter. Seine weitgeöffneten, düsteren Augenhöhlen schienen wie suchend die Reihen der Plätze rechts und links an den Wänden hinabzublicken, Ausschau haltend nach dem nächsten, den die Reihe zum Heimgange trifft. „El mestro Presidente unser Vorsitzender!“ sagte, offenbar sehr erfreut über den starken Eindruck, den dieser unheimliche Tischschmuck auf das Weltkind machte, mit seinem Lächeln mein Begleiter, der, wie ich erst jetzt erfuhr, als Definitor seinen Platz am

Vorstandstisch hatte, sich also täglich am Anblick dieser Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen in vertraulicher Tischnachbarschaft erbauen konnte. Zudem bei kümmerlicher Nahrung — gibt es doch jahraus jahrein nur Pflanzenkost und Mehlspeisen, Fische äußerst selten.

Trotz dieses allem Vergänglichen, allen, auch den erlaubten Freuden, abgewandten Sinnes aber sind die Carmeliten in Burgos sehr tätig. Teilweise als Lehrer für die heranwachsende Jugend im Studentat, teilweise in Geschäften des inneren Haushaltes, endlich und zwar sehr stark, auf Aushilfe in der Seelsorge. Denn da der spanische Landpfarrer es als sein verbrieftes Recht ansieht, gleich den Bischöfen, nur an den ganz hohen Festtagen zu predigen, muß, wenn seine Gemeinde nach Kanzelvorträgen oder Katechese für die Kinder verlangt, ein fraile aus dem nächsten Kloster, natürlich zu Fuß, sich auf den Weg machen. Denn viele dieser recht gemütlichen Seelenhirten finden auch die Erteilung des Religionsunterrichtes außerhalb ihrer Zuständigkeit gelegen, und überlassen denselben entweder dem Schullehrer, oder, wie hier in einer Stadt, Mitgliedern eines Ordens. Selber erteilt der spanische Durchschnittspfarrer nur den Vorbereitungsunterricht auf die hl. Sakramente; im übrigen beschränkt er sich auf Messelesen, Brevierbeten und Vornahme anfallender Funktionen. Ueber all diese merkwürdigen Einzelheiten informirte ich mich bei den denkbar kompetentesten Persönlichkeiten, nämlich den Pfarrern all der interessanten Gebirgsdörfer, die ich später von Silo aus besuchte. Meist herzlich gute, joviale und gastfreundliche Herren, die diese selbstgeschaffene oder zum mindesten nicht notwendige Enge ihres Wirkungskreises ganz in der Ordnung fanden. Der Satz: Zelus Domus dei comedit me schien nun einmal nicht ihre Devise.

Vom Refektorium gings hinaus in den schönen, von hohen Mauern umzogenen Garten, der wie eine Oase stillen Friedens dalag im Abendsonnenschein, mit seinen wohlgepflegten, langgedehnten Beeten, die im Frühling wohl eine üppige

Flora zieren mochte, mit epheuumrankten Wandelgängen, mit allerhand zierlichen Kapellchen, Brunnen und Kreuzen. Das melancholische Düster, das über allen Innenräumen des Klosters schwebte, schien hier gewichen, der sonst gewaltsam zurückgedrängte Sinn für schmückende Ausstattung der Dinge des täglichen Lebens fand hier, in dem schönen Garten, seinen Ausgleich. An den tausendfältigen Farben all der Blumen, die hier in der Frühlingssonne alljährlich ihre Köpfchen wiegen, an der leuchtenden Pracht der gelbdunklen Orangen, die im Sommer aus diesem dichten Blätterwerk bricht, mag sich auch das strenge Auge des Karmeliters freuen, der im Innern seines Klosters alles ängstlich flieht, was nach Schmuck und Zierrat aussehen könnte. Schon der durch seine Liebenswürdigkeit bekannte Fremdenführer der Trappistenabtei Tre Fontana, Père Marius, hatte mich einmal auf diese Seite klösterlicher Askese aufmerksam gemacht, als ich die einzig schönen Blumenbeete bewunderte, die dort rings um das Kloster sich ausdehnen, selbst den vom Kreuzgang umschlossenen Hof schmückend, und meinte, sie paßten eigentlich nicht recht zum ernsten Gesamtcharakter der Anlage. Der Pracht der Schöpfung soll durch die klösterliche Entsagung kein Eintrag geschehen, und es ist dem Mönche, der auf allen Tand von Menschenhand verzichtet, eine erlaubte Freude, die Gaben der Natur zu pflegen, die der Schöpfer dem Himmelsstrich beschert, in dem er lebt.

Alles ringsum lag in der Stille schweigender Abendruhe. Nur von ferne grüßten die schlanken Spitzen der mächtigen Domtürme herüber, sanft erglühend in den letzten Strahlen des vor kurzem hinabgesunkenen Tagesgestirnes. Sonst gemahnte nichts an die Außenwelt, nichts daran, daß dort drüben überm Fluß, in den engen Gassen und Häusern die Menschen sich im harten Kampf ums Dasein quälten, unterm Druck täglicher Sorge, täglicher Aufregung um Dinge, die ihnen selbst oft schon nach ein paar Jahren bedeutungslos erscheinen. Wer hier lebt, ist all diesen Erregungen ent-

rückt, die weihevolle Stille, die ringsum herrscht, legt sich wie besänftigend auf die Nerven, und mit der Außenwelt verknüpft ihn kein anderes Band als die Erinnerung an manch gute Saat, die er in der Schule oder von der Kanzel ausgestreut.

An der Gartentüre verabschiedete ich mich denn auch von meinem liebenswürdigen Führer, der nicht müde geworden war, mir auf alle meine Fragen zu antworten. Der Klosterglocke heller Klang rief ihn zur Hora. Ueber die Brücke aber ging's der Stadt, dem Lärmen und Drängen ihrer engen Gassen zu. Die Woge des Alltagslebens schlug wieder über dem Fremdling zusammen.

Inzwischen war es aber Zeit geworden, an die Weiterreise nach Silos zu denken, um so mehr, als ein Eilbrief mir Schneefreiheit der Wege meldete. Das ist nun aber gar keine so einfache Sache. Im Sommer, wenn alles trocken, kann man ja zur Not rechnen, mit einem bergfesten Wagen bis zum Heiligtum San Domingo's zu gelangen — in der jetzigen Jahreszeit aber schien diese Möglichkeit so gut wie ausgeschlossen, da die große Chaussee, ob man die Route über Covarrubias oder Salas de los Infantes nahm, 15 Kilometer vor Silos einfach aufhörte, und die Bergstraßen darüber hinaus, weil an vielen, oft nicht vorher zu berechnenden Stellen von Wasser überflutet, nur mit Reittieren zu passieren sind. Und da man mir in sorglichster Weise von Silos aus schon ein Empfehlungsschreiben an Don Dionysio, den Besitzer des ersten und einzigen Gasthauses in Covarrubias geschickt hatte, wählte ich in der Erwartung des zweifelsohne besseren Unterkommens diese Strecke, und traf Sorge, mir rechtzeitig auf der Station de las coches publicas, von wo jeden Montag, Donnerstag und Samstag Omnibusse hin-, am anderen Tag wieder zurückgingen, zwei Vorderplätze auf dem Wagen nach Covarrubias, neben dem Kutscher zu sichern. Auch das war nicht ohne Mühe; denn durch allerhand Reiseerfahrungen gewitzigt,

begnügte ich mich nicht mit den Beteuerungen des Hausknechts der Fonda, daß alles ausgezeichnet besorgt sei, sondern begab mich Tags zuvor an Ort und Stelle. Und richtig, man hatte natürlich geglaubt, zwei Plätze für einen Reisenden, die man als geradezu ungeheuerlichen Luxus ansah, seien irrtümlich bestellt worden. Die guten Leute wollten gar nicht einsehen, daß Jemand einen Platz zu blanken fünf Pesetas leer lassen wolle, und es kostete mich einige Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß ich dies der Bequemlichkeit halber tue. Zehn Pesetas für eine Fahrt von fast 40 Kilometern war ohnehin nicht teuer, die Vorteile gar nicht gerechnet, die in fremdem Land die Benützung einer öffentlichen, wenn auch weniger bequemen Fahrgelegenheit mit sich bringt. Allein mit einem Fuhrwerk in gänzlich unbekannter Gegend ist man, wie in den Albanerbergen bei Rom Reisende schon mehr als einmal haben erfahren müssen, gänzlich hilflos etwaigen Spießgesellen des Kutschers ausgesetzt. Und so ehrlich und vertrauenswürdig die Bevölkerung Kastiliens ist, Spitzbuben gibt es eben überall. Zudem ist Gesellschaft immer nützlich und lehrreich für das Kennenlernen eines Landes, auch erträgt man Ereignisse, wie Umwerfen, Steckenbleiben gemeinsam weit angenehmer! Und im offenen Vorderteil eines Omnibus, sobald es nur gelingt, sich denselben zu sichern, sitzt man so unbehelligt, wie im schönsten eigenen Wagen. Ich habe mit dieser Art des Reisens in entlegenen Gegenden, besonders in Italien, immer noch gute Erfahrungen gemacht, obwohl auf den felsigen Höhen der Abruzzen man auch vor Spießgesellen des Herrn Postillons nicht ganz sicher ist.

Recht vertrauenerweckend sah ja auch das öffentliche Verkehrsunternehmen nicht aus, dessen ich mich hier zu bedienen gedachte. Vom Viehmarkt her stand noch eine Wagenburg seltsamer Fahrzeuge vor dem sicher seit hundert Jahren nicht mehr heruntergeputzten Gebäude, über dessen baufälliger Toreinfahrt die stolze Inschrift: „Estacion de los

coches publicas per Covarrubias“ prangte. Innen ein großer, geräumiger Hof, in dem zwischen hochgetürmten Misthaufen einige recht zusammengerackert aussehende Omnibusse standen, ringsum Stallungen voll dünnbeiniger Machos, abgetriebener Esel und knochiger Pferde, alle in so armseligem Ernährungsstand, daß man gerechte Zweifel hegen konnte, ob solch ein windschiefer Kasten, wie sie da draußen umfallbereit umherstanden, von diesen abgemagerten Geschöpfen 38 Kilometer weit gezogen werden könne, ohne unterwegs die Achsen zu brechen oder wegen Uebermüdung des Gespanns liegen zu bleiben. Doch versicherte man mich bei allen Heiligen, daß alles ausgezeichnet gehen würde, seien doch die frailes von Silos selber schon oft mitgefahren und immer recht zufrieden gewesen. Die lieben Tierchen sähen nur so mager aus, hätten aber Muskeln und Sehnen wie Stahl, außerdem würde die Bespannung unterwegs gewechselt! All das trug mir der stattliche Leiter der Estacion mit solch beruhigender Sicherheit vor, daß ich zum Schluß selber glaubte, es gebe gar keine schönere Reisegelegenheit, als seine Coche publica.

LXXXIX.

Reichstagsbrief. IX.

Berlin, 1. Juni 1906.

Mit heftiger Kolonialdebatte hat die Session begonnen, nachdem in der Presse schon vorher schwere Anklagen erhoben worden waren. Die Regierung versuchte sich in die Rolle des unschuldig verfolgten Lammes zu kleiden; die Kolonialbeamten, welche die Hauptschuld an den total verfahrenen Verhältnissen tragen, sind noch vor Weihnachten ganz offensichtlich durch hohe Orden ausgezeichnet worden; die kolonialschwärmerische Presse hat alle berechtigten Ausstellungen an unserer Kolonialpolitik mit Hohn abtun wollen und jene Abgeordneten, die in die verfahrene Sache hineinleuchteten, recht gehässig verfolgt. Und heute? — Wohl selten ist die Kolonialpolitik so vernichtend verurteilt worden, wie in den Sitzungen vom 26. und 28. Mai d. J., und wohl selten sehen sich die Kolonialschwärmer so sehr um alle Hoffnungen betrogen wie jetzt, und zeigt uns ihre unbändige Wut, daß der Reichstag ins Schwarze getroffen hat, daß seine letzten Beschlüsse die wohlverdiente Konsequenz aus der seitherigen Kolonialpolitik sind. Wie kam das?

Kaum war mit Mühe und Not die Reichsfinanzreform unter Dach und Fach, kaum waren die notwendigen 200

Millionen Mark neue Steuern beieinander, als sofort die Kolonialverwaltung sich als erste einstellte, um aufs neue über 17 Millionen Mark zu erhalten. Man muß eigentlich die Ungeniertheit bewundern, mit der man an den Reichstag herantritt. Schon vom rein taktischen Standpunkt war es total verfehlt, unmittelbar nach der Annahme der Steuerreform mit solchen Forderungen zu kommen. In den weitesten Kreisen der Abgeordneten war deshalb auch die Stimmung keine gute. Für die mehr oder weniger wertlosen Kolonien wollte man doch dem deutschen Volke keine solchen Opfer auferlegen, zumal für das fast ganz wertlose Südwestafrika. Der Abg. Gröber, der sich mit Entschiedenheit gegen diese Vorlagen wandte, fand deshalb auch lebhaften Beifall und die Kolonialschwärmer hielten sich ziemlich zurück. In der Kommission kam es schon zu sehr scharfen Auseinandersetzungen, die Stimmung verschärfte sich sehr und im Plenum entlud sich das Gewitter und riß drei Kolonialforderungen mit sich fort: die Eisenbahn von Kubub nach Keetmanshoop die Entschädigung für die Ansiedler und das Reichskolonialamt. Nun ist großes Jammern und Wehklagen im liberalen Blätterwald. Schauen wir zu, wie das kam.

Die erste Forderung von vorerst 5 Millionen Mark (insgesamt 20 Mill.) ging auf die Bewilligung der Eisenbahn [von] Kubub nach Keetmanshoop. Der Reichstag hatte [im] Dezember die Eisenbahn von Lüderitzbucht nach Kubub [bewi]lligt, um die großen Transportschwierigkeiten für die [Ver]pflegung der Truppen im Süden des Schutzgebietes zu [beseit]igen; zwischen Lüderitzbucht und Kubub ist eine große [wasse]rlose Sandstrecke, die durch Wanderdünen noch un[wegs]amer [...]haftlicher wird. Mit Ausschluß der Sozialdemokraten [stimmt]en alle Parteien für die Eisenbahn; man betrachtete [sie als] eine Kriegsbahn. Im Winter verlangte die Kolonial[verwalt]ung eine zweite Eisenbahn, die von Windhuk nach [Rehobo]th führen sollte; der Reichstag lehnte sie ab, sprach

aber seine Bereitwilligkeit aus, die Kosten für die Vorarbeiten für die Linie Kubub-Keetmanshoop zu genehmigen; das war am 24. März 1906. Und nun bewundere man die „affenartige Geschwindigkeit“ der Kolonialverwaltung und der Baufirma! Schon am 7. Mai lag der Kostenvoranschlag für diese Linie vor, eine Strecke von 220 km! Die Linie sollte frühestens im Mai 1908 im Vorbau fertig werden und im Mai 1909 im ganzen. Und eine solche Eisenbahnvorlage hat man noch als Kriegsbahn bezeichnet! Ihre Kosten stellte man noch unter die Kriegsauslagen für Südwestafrika! Da mußten diejenigen Parteien, die nicht blindlings kolonialschwärmerisch sind, stutzig werden. Nun trat an die Stelle der Bahnforderung aus dem Reichstage heraus eine ganz andere, und diese lautete: Zurückziehung der Truppen! Kein Heer von 14,000 deutschen Soldaten mehr im Felde stehen lassen, um 300 Hottentottenräuber unschädlich zu machen! Fürwahr! diese Kriegführung erinnert an die Art und Weise, wie die Spanier den Aufstand in Kuba unterdrückten. Da wurde ein spanischer General nach dem andern nach Kuba entsendet, immer mehr spanische Truppen nachgeschickt, aber die Aufständischen sind nie getroffen worden. Das Mutterland verarmte unter diesen ungeheuren Opfern. Ist es nicht lächerlich, eine Militärmacht von 14,000 deutschen Soldaten gegen 300 verlumpte Räuber, die unter der Führung des polnischen Rabbinersohnes Abraham Morris stehen, auszusenden? Ist es zu verantworten, diese Truppen noch länger dort zu lassen, wo jeder Mann uns 10,000 Mark im Jahr kostet? Da sprach der Abgeordnete Gröber in der Budgetkommission das erlösende Wort: „Heraus aus dem Süden!“ Und Dr. Spahn schloß sich ihm im Plenum namens des gesamten Zentrums an. Die Debatte erreichte aber ihren Höhepunkt, als der nationalliberale Abg. Semler den Oberst von Deimling herauslockte und um eine Erklärung bat, ob Truppen zurück-

gezogen werden können, wenn die Bahn bewilligt worden. Nun ergriff Oberst v. Deimling, der in diesen Tagen als Höchstkommandierender nach Südwestafrika abreist, das Wort zu einer Rede, die wie ein Faustschlag auf den Reichstag wirkte. Namentlich waren es zwei Sätze, die furchtbare Aufregung hervorriefen! Nämlich die Behauptung, daß über das Aufgeben des Südens der Kolonie niemand zu bestimmen habe als der Kaiser; solange aber er (Deimling) Höchstkommandierender sei, werde der Süden nicht aufgegeben. Sodann der zweite Satz: „Bewilligen Sie nur erst die Bahn, dann kann ich sagen, ob Truppen zurückgezogen werden!" Diese Sätze, dazu im höchsten Kommandoton in den Saal geschrieen, riefen eine furchtbare Aufregung hervor. Wir haben den Reichstag noch nie so erregt gesehen wie damals. Nun erfolgte auch sofort das Echo aus dem Hause, der Nachfolger von Eugen Richter, Dr. Müller-Sagan, der redereichste Redner, hatte fürwahr einen guten Tag.

Und der Abgeordnete Gröber meinte:

„Meine Herren! Wenn der Herr Kommissar Oberst von Deimling seine Rede im Stenogramm lesen wird, wird sie ihm wenig Freude machen, und wenn er sie erst in einem Phonographen zu hören Gelegenheit hätte, würde er einen großen Schreck bekommen. Vielleicht hat er aber aus der Resonanz, die seine Rede im Hohen Hause hervorgerufen hat, doch die Empfindung davongetragen, daß es nicht gut war, mit diesem Inhalt, in diesem Tone zu einer Volksvertretung zu reden."

Daß von sozialdemokratischer Seite das Echo nicht fehlte, braucht gar nicht zu überraschen. So war es ganz selbstverständlich, daß der Kommissionsbeschluß auf Ablehnung der Bahn eine Mehrheit fand, aber niemand hatte gedacht, daß diese eine solch große werden würde, daß die Bahn mit 186 gegen 95 Stimmen abgelehnt würde. Wohl noch nie ist eine Kolonialforderung mit solcher Mehrheit verworfen worden, obwohl ihre Anhänger mit dem Mute der Verzweiflung für sie stritten.

Am Montag den 28. ging dann die Debatte über die Zurückziehung der Truppen weiter, und hier war es der nationalliberale Abgeordnete Dr. Semler, der durch seine Mitteilungen den Reichstag in Erstaunen setzte; unter atemloser Spannung und wachsender Verwunderung erzählte er über seine Verhandlungen mit dem Erbprinzen von Hohenlohe und deren Berichte direkt an den Kaiser über den Kopf des Reichskanzlers hinweg. Man kann sich die Gesichter der Regierungsvertreter vorstellen, die bei dieser Ausplauderung entstanden sind. Nun forderte der Abg. Gröber, daß die 5000 Mann alsbald zurückgezogen werden. „Wenn das ein Kaiserwort ist, dann darf man an dem Kaiserwort nicht deuteln, dann müssen die 5000 Mann zurückgezogen werden, denn sie sind entbehrlich, und deshalb müssen sie alsbald zurückgezogen werden.“ Die Regierungsvertreter aber suchten die Sache so darzustellen, daß die Zusage auf Zurückziehung der Truppen erst dann verwirklicht werden sollte, wenn die Bahn gebaut ist, d. h. in zwei Jahren. Wie unhaltbar diese Ausflucht ist, beweist schon der eine Umstand, daß bereits in der Vorlage selbst davon die Rede war, die Truppen zurückzuziehen, falls die Bahn gebaut ist. Eines Telegrammes an den Kaiser hätte es gar nicht bedurft, wenn es sich lediglich darum gehandelt hätte. Der Abg. Semler hat aber die Mitteilung gemacht, daß im Laufe des Etatsjahres die Truppen um 5000 Mann vermindert werden, falls die Bahn bewilligt werde. Der Bau der Bahn könnte frühestens im Oktober beginnen. Mit bemerkenswerter Schärfe hat auch der Abg. Dr. Spahn die Konsequenzen aus diesen Vorkommnissen gezogen. Auf seine präzise Anfrage hin mußte nun der Stellvertreter des Reichskanzlers, Graf Posadowsky, antworten; er erklärte: „Von einem Handel, um mit einem derartigen Versprechen die Bahn parlamentarisch durchzusetzen, ist überhaupt nicht die Rede gewesen. Meine Herren, wenn ein solches Ansinnen an mich gestellt worden wäre, würde ich das mit Entschiedenheit zurückgewiesen haben.“ Es ist also Tatsache, daß der Leiter

der Kolonialabteilung über den Kopf des Reichsschatzamtes und des Reichskanzlers hinweg sich direkt mit dem Kaiser in Verbindung gesetzt hat und daß hier Versprechungen erzielt worden sind für den Fall, daß der Reichstag die Eisenbahn bewilligt. Wenn das am grünen Holz der Kolonialabteilung geschieht, was soll man erst vom selbständigen Reichskolonialamt erwarten? Man wird es begreiflich finden, wenn Dr. Spahn angesichts solcher Treibereien meinte: „Ich bin überzeugt, daß der vorige Samstag für die Kolonialverwaltung ein dies nefastus gewesen ist, und daß das Kolonialamt bei Kilometer 145 in den Sandflächen von Südwestafrika begraben ist.“ Dieses Vorkommnis hat in blitzartiger Beleuchtung gezeigt, in welche Riffe das Reichsschiff gelangt, wenn erst ein Reichskolonialamt bestehen würde. Das persönliche Regiment mit einer bisher ungekannten Soldateska würde seinen Einzug halten und dieses Uebel von der Kolonialverwaltung aus weiter fressen. Es stand somit bei dieser Abstimmung mehr auf dem Spiel als die Eisenbahn in Südwestafrika. Es ist auch sehr bezeichnend, daß die gesamte liberale Presse dieses Vorkommnis mit Schweigen übergeht.

Die zweite abgelehnte Kolonialforderung war die Summe von 10,5 Millionen Mark als Entschädigung für die südwestafrikanischen Ansiedler. 5 Mill. Mark hat der Reichstag schon bewilligt, noch 10½ forderte man von ihm. Und nun bedenke man, daß selbst der entgangene Gewinn der Nachzucht in Höhe von 3 Millionen in diese Forderung eingeschlossen war. 40 % des Schadens hat das Reich schon vergütet, gewiß ein großes Entgegenkommen! Da aber die Regierung versäumt hatte, das Material über die Verwendung der bereits genehmigten 5 Millionen vorzulegen — es befinde sich in Südwestafrika, hieß es —, lehnte die große Mehrheit diese Forderung ab, und das um so mehr, als bekannt wurde, daß diese 5 Millionen in sehr wenig zweckentsprechender Weise verwendet worden sind (teils zum Bezahlen von Schulden

an Händler, teils direkt in Sekt aufgelöst usw.). Die Mehrheit des Reichstags verwarf auch das Prinzip dieser Entschädigung, welches dem Reiche das Risiko für alle kolonialen Unternehmungen auflädt.

In der dritten Sitzung am 26. Mai fiel auch die dritte Kolonialforderung, das selbständige Reichskolonialamt, das in zweiter Lesung mit 127 gegen 100 Stimmen und 12 Enthaltungen angenommen worden war. In der dritten Lesung fiel es mit 142 gegen 119 Stimmen und 7 Enthaltungen. 8 Zentrumsabgeordnete stimmten mit Ja und 6 enthielten sich; hätte das Zentrum geschlossen gestimmt, so wäre das Reichskolonialamt mit 156 gegen 111 Stimmen abgelehnt worden. Auf der rechten Seite fehlten mehr als 50 % der Abgeordneten, darunter alle bekannteren Namen. Ein hochstehender konservativer Abgeordneter hat mir selbst mitgeteilt, daß man auf der Rechten kein Interesse mehr für das Reichskolonialamt hatte, da Erbprinz Hohenlohe nicht der richtige Mann sei. Ohne alle Debatte ist die Beschlußfassung erfolgt; als das Resultat verkündigt wurde, gab es vielfach enttäuschte Gesichter. Was nun? Es ist in der Presse furchtbar viel Unrichtiges geschrieben worden; lassen wir daher den stenographischen Bericht hier reden:

Präsident Graf Ballestrem: Das vorläufige Resultat der Abstimmung ist folgendes: es sind 270 Karten abgegeben worden; es haben gestimmt mit „Ja“ 119, es haben gestimmt mit „Nein“ 142, es haben sich der Abstimmung enthalten 9. Die zur Abstimmung gestellte Frage — Kapitel 69a Titel 1 des Kolonialetats, Zeile 1, Staatssekretär — ist daher abgelehnt. Das Wort zur Geschäftsordnung hat der Herr Abgeordnete Gröber.

Abgeordneter Gröber: Herr Präsident, nachdem die Entscheidung bezüglich des Staatssekretärs negativ ausgefallen ist, möchte ich den zur zweiten Lesung gestellten Kommissionsantrag einbringen, einen Unterstaatssekretär mit 25,000 Mark zu bewilligen. Ich übergebe den Antrag.

Dadurch steht fest, daß erstens im Zentrum keine Ratlosigkeit und keine Verwirrung eintrat; zweitens das Zentrum sofort den Ausweg wußte und beantragte, einen Unterstaatssekretär zu genehmigen. Wie aber ging es nun weiter? Der nächste Redner aus dem Hause war der nationalliberale Abgeordnete Dr. Semler; er mußte zugeben, daß der Antrag Gröber aus einer schwierigen Situation helfe, aber seine Partei lehne diesen Antrag ab. Für die Freisinnigen lehnte Dr. Müller-Sagan, für die Konservativen Normann diesen Antrag ab; daraufhin zog der Abg. Gröber seinen Antrag zurück. Präsident Graf Ballestrem schlug nun Vertagung vor, da eine Art Vakuum entstanden sei; der Abgeordnete Erzberger schloß sich dieser Auffassung nicht an: es sei erst über den Staatssekretär abgestimmt worden, es befinde sich aber in der Regierungsvorlage auch die Forderung des Unterstaatssekretärs, über welche noch nicht beschlossen worden sei; man könne also weiter beraten. Da bat der nationalliberale Abg. Bassermann wieder um Vertagung; das Haus stimmte dem zu, nachdem es den Antrag des Abgeordneten Tiedemann (RP.), den ganzen Kolonialetat wieder an die Budgetkommission zu verweisen, abgelehnt hatte. Das geschah am Samstagabend.

Am darauffolgenden Montag 11 Uhr fand eine vertrauliche Besprechung im Reichsamt des Innern statt, deren Ergebnis war, daß der Wunsch der Regierung auf Annahme des Unterstaatssekretärs (also Antrag Gröber vom Samstag) weder bei den Konservativen, noch bei den Nationalliberalen Anklang fand. Das Zentrum erklärte, daß es nun für die bestehende Organisation eintrete, d. h. einen Direktor an der Spitze der Kolonialabteilung zu belassen. In einer Vorbesprechung unter allen Fraktionen, die um 12 Uhr stattfand, waren hiemit alle Parteien einverstanden, nur die Sozialdemokraten erklärten, daß sie auch hiegegen stimmen würden.

Aber schon zwei Stunden später ein ganz anderes Bild: Der Antrag des Zentrums stand zur Beratung; als erster

Redner erklärte der nationalliberale Abg. Bassermann, seine Partei werde sich der Abstimmung enthalten. Und dieser Obstruktion schlossen sich Konservative, Reichspartei und Wirtschaftliche Vereinigung an; die Freisinnigen dagegen erklärten, daß sie sich auf den Boden der gefaßten Reichstagsbeschlüsse stellten und für den Zentrumsantrag stimmten. Vergebens konstatierte Dr. Spahn, daß die Ablehnung des Antrages Gröber dazu führe, daß die ganze Kolonialverwaltung in der Luft schwebe, daß den Beamten ihre Gehälter inhibiert werden müßten, daß die Kolonien keine Zuschüsse mehr erhalten könnten usw. Dem schloß sich auch Staatssekretär Graf Posadowsky an. Aber alles war vergebens: die vorher so kolonialschwärmerischen Leute gingen in Obstruktion und enthielten sich der Stimme; 91 Abgeordnete machten diesen genialen Streich mit; 117 stimmten mit Ja und 64 mit Nein. Der Antrag Gröber, der eine Weiterführung der Kolonialpolitik ermöglichte, war angenommen.

Was haben also die Nationalliberalen und Konservativen erreicht?

1) Sie haben den Unterstaatssekretär zu Fall gebracht; 2) sie enthielten sich der Stimme, als es sich um die Entscheidung darüber handelte, ob die Kolonialpolitik weitergeführt werden soll oder nicht; 3) jetzt blamieren sie sich weiter und suchen nun, eine konfessionelle Hetze zu entfachen, weil wegen der Kolonialpolitik und der Niederlage der Regierung sich kein Mensch im Reiche entrüstet.

Diese aktenmäßige Darlegung gibt aber die beste Antwort auf alle Angriffe gegen das Zentrum.

XC.

Der erste Aktenband des Trienter Konzils der Görres-Gesellschaft.

Das großartige Unternehmen, an das sich die Görres-Gesellschaft auf Anregung des so jäh und früh aus dem Leben geschiedenen P. Denifle machte, die Veröffentlichung der Materialien zur Geschichte des Trienter Konzils, schreitet rüstig voran. Nachdem im Jahre 1901 Prof. Merkle in Würzburg mit dem ersten Band der Tagebücher den Anfang gemacht hatte, beschenkt uns nunmehr der hochverdiente Leiter des historischen Instituts der Görres-Gesellschaft, Prälat Dr. St. Ehses, mit dem ersten Bande der Akten. Bekanntlich soll nämlich das ungeheure Quellenmaterial, das sich auf das Trienter Konzil bezieht, in vier Abteilungen erscheinen; die erste soll in drei Bänden die Tagebücher, die zweite in sechs Bänden die eigentlichen Akten, die Sitzungsprotokolle, die dritte den ausgedehnten Depeschenwechsel, endlich die vierte, in dogmengeschichtlicher und theologischer Hinsicht voraussichtlich die interessanteste, die theologischen und kanonistischen Abhandlungen und Gutachten hervorragender Konzilsmitglieder über die wichtigsten Verhandlungsgegenstände bringen. Die erste Abteilung ruht in den bewährten Händen Merkles, die zweite ist bei Ehses gleichfalls gut geborgen; das lehrt uns ein Blick in den ansehnlichen Quartband,[1]) über den wir berichten wollen. Er zerfällt in drei

---

1) Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum, Epistularum, Tractatuum Nova Collectio. Edidit Societas Goerresiana. Tomus Quartus. Actorum pars prima. Monumenta Concilium praecedentia, Trium priorum sessionum Acta. Collegit, edidit, illustravit Stephanus Ehses. Friburgi Brisg., Herder, MCMIV. CXLI et 619 pp. in 4°.

Hauptteile: in die **Vorgeschichte** (Introductio), in die **Vorverhandlungen** (Documenta annorum 1536–45) und in die **Verhandlungen** selbst (Acta sacrosancti oecumenici generalis Concilii Tridentini).

Die Vorgeschichte (S. VII—CXXXVIII) behandelt in dreizehn Kapiteln die Anfänge der Kirchenversammlung von der Berufung Luthers an ein allgemeines Konzil (1518) bis zur Weigerung des Herzogs Friedrich von Mantua, die Väter in den Mauern seiner Hauptstadt tagen zu lassen (1537). Wir haben also hier nicht so fast eine Quellensammlung, denn vielmehr eine eingehende kirchengeschichtliche Untersuchung vor uns, welche Dr. Ehses Quellenbelege und Darstellung aufs geschickteste ineinander verarbeitet. Vorzüglich versteht er es, die Aufmerksamkeit des Lesers für die eine große Frage in Beschlag zu nehmen, um die alles sich dreht und die auch schon die Zeitgenossen in Spannung hielt: Wie stellt sich der Hl. Stuhl zum Konzil? Wird er es einberufen oder nicht? Was man auch bisher schon wußte, das wird durch die Forschungen und Nachweise, die Ehses hier vorlegt, zur Evidenz erhoben: Clemens VII. wollte vom Konzil nichts wissen. Ehses gesteht selbst (S. XVII), der Papst habe die gewiß nicht zu verkennenden Hindernisse und Schwierigkeiten, die dem Konzile im Wege standen, überschätzt und nicht so fast zu überwinden und zu heben, als vielmehr zu vermehren und erschweren getrachtet. Umso fester ist Ehses überzeugt, daß wenigstens **Paul III.** das Konzil aufrichtig gewollt und gefördert habe. So wenig wir uns aber dem Gewicht der Gründe und Tatsachen zu entziehen vermögen, das der Verfasser für seine Auffassung in die Wagschale legt, so gelingt es uns doch nicht, alle Zweifel an der Aufrichtigkeit der Gesinnung und Handlungsweise des Papstes ganz zu bannen. Die Furcht der Kurie vor dem Konzil und die unabsehbare Gefahr, die ihr von diesem drohte, war zu gewaltig, als daß sie ein so gewagtes Heilmittel, schrecklicher noch als das Uebel, das es vertreiben sollte, ernstlich hätte ersehnen können. Schade, daß wir auf diesen Punkt hier nicht näher eingehen können; aber wir müßten, wenn wir die Gründe für und wider erörtern wollten, eine eigentliche Abhandlung liefern, wozu hier nicht der Ort ist. Die schon von **Walter Friedensburg**

(Nuntiaturberichte aus Deutschland 1. Abt. 1. Band 1892) geltend gemachten Bedenken scheinen uns durch Ehses doch nicht völlig zerstreut zu sein; wenn Paul III. der Ehses'schen Darstellung gemäß einen ungleich vorteilhafteren Eindruck macht als sein beklagenswerter Vorgänger Clemens VII., so rührt dies, wie wir glauben, nicht daher, weil seine Absichten ernster, sondern weil sein Vorgehen klüger, zurückhaltender und diplomatischer war. Möglich, daß wir dem Farnesepapst Unrecht tun; vielleicht hängt dies mit dem Umstande zusammen, daß wir Paul III. überhaupt nicht so hoch zu stellen vermögen wie Ehses, der ihn gelegentlich „den genialen Farnese-Papst" nennt.

Ehses bricht seine geschichtliche Einleitung mit dem Jahre 1536 ab, behandelt also nicht den ganzen Zeitraum, auf den sich die von ihm gesammelten Urkunden erstrecken (1536—45). Man mag das bedauern; man wird aber die Gründe zu würdigen wissen, mit welchen er sein Verfahren rechtfertigt. Nicht als ob die Befürchtung ganz befriedigen könnte, der Band würde sonst ungebührlich angeschwollen sein; schwerer fällt die Rücksicht ins Gewicht, die der Verfasser auf die vom Preußischen Historischen Institut zu erwartende Herausgabe der deutschen Nuntiaturberichte für die Jahre 1539—45 nehmen zu müssen glaubte. Nur ein Bedenken drängt sich uns auf. Was Ehses und seine Mitarbeiter bieten wollen und sollen, das ist eine Quellenpublikation; die Materialien, die Aktenstücke und Urkunden, kurz die Bausteine zu einer Geschichte des Trienter Konzils, nicht aber die Geschichte selbst sollen sie liefern. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die ausführliche geschichtliche Abhandlung über die Anfänge des Konzils, die Ehses vorausschickt, wohl nicht am rechten Platz. Gewiß ist die Abhandlung an und für sich ganz vortrefflich; aber sie wäre ohne Zweifel besser als eigene Schrift erschienen. So wie sie und wo sie nun vorliegt, bringt sie ein fremdartiges, subjektives Moment in den Aktenband, der eben als solcher ein in sich abgeschlossenes, durchaus objektives Ganzes bilden soll. Ueberdies ist sie geeignet, auf das Urteil des Lesers zu drücken und es zu beeinflussen und insofern die volle Wirkung der Akten selbst zu beeinträchtigen.

Der urkundliche Bestand des vorliegenden Bandes setzt

sich der Hauptmasse nach aus den zahllosen Verhandlungen, Bullen, Breven, Depeschen und sonstigen Aktenstücken zusammen, die die Berufung und Eröffnung des Konzils in die Wege leiteten, also als die Vorverhandlungen zu bezeichnen sind (S. 1—447). Sie werden in 343 Nummern vorgeführt, die sich, wie schon angedeutet, auf die Jahre 1536—45 verteilen. An sie schließt sich eine wertvolle Darstellung der dem Konzil vorausgehenden Reformbestrebungen Pauls III. an (Labores per Paulum III. Papam ante Concilium Tridentinum ad reformandam ecclesiam et Romanam Curiam suscepti, S. 449—512); sie sind deshalb von größter Bedeutung, weil sie, wie Ehses an anderem Orte selbst hervorhebt, vielfach der Sache, teilweise sogar dem Wortlaute nach in den tridentinischen Reformbeschlüssen wiederkehren.

Die eigentlichen Konzilsverhandlungen, die unser Band enthält (S. 513—588), umfassen die drei ersten, inhaltlich wenig erheblichen Sitzungen vom 13. Dez. 1545, 7. Jan. und 4. Febr. 1546.

Ein musterhaft sorgfältiges Namens- und Sachverzeichnis, das nicht weniger als 30 Seiten zu je 3 Spalten füllt, beschließt den stattlichen Band, der sich demjenigen Merkles würdig an die Seite reiht. Mit peinlicher Genauigkeit und unverdrossenem Eifer ist wie Merkle auch Ehses seinen Herausgeberpflichten getreu geworden. Er hat das Menschenmögliche getan, um nicht bloß den besten erreichbaren Text herzustellen, sondern auch alles beizuschleppen, was nur irgend zur Aufhellung und Beleuchtung der im Texte behandelten Gegenstände und Personen dienen kann. Auch die Editionstechnik, die Ehses verwendet, steht völlig auf der Höhe der Zeit. So bringen wir denn dem verdienstvollen Vorstande des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft zu dem Monumentum aere perennius, das er uns vorlegt, den wärmsten Glückwunsch dar. Möge es ihm vergönnt sein, die noch ausstehenden 5 Aktenbände bei ungeschwächter Gesundheit glücklich zu Ende zu führen. Das walte Gott!

Schnitzer.

XCI.

Bischof Brücks Kirchengeschichte.[1]

Am 5. November 1903 ist der Bischof Dr. Heinrich Brück von Mainz der Kirche und der theologischen Wissenschaft unerwartet durch den Tod entrissen worden. Durch seine Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert, sowie durch seine Geschichte des Kulturkampfes hochverdient, ist er der akademischen Jugend besonders nahegetreten durch sein treffliches Lehrbuch der Kirchengeschichte. Brück vereinigte in sich die Eigenschaften eines emsigen Geschichtschreibers und eines scharfsinnigen Kanonisten. Vielleicht ist in diesem Vorzug der Grund zu suchen, daß seine Kirchengeschichte Uebersetzungen in drei fremde Sprachen erlebt hat, und zwar eine englische in drei, eine französische und italienische in je zwei Auflagen. Die vom verewigten Prälaten selbst zuletzt besorgte achte, verbesserte Auflage erschien 1902. Kaum waren drei Jahre von da an verstrichen, als sich die Notwendigkeit einer weiteren Auflage herausstellte.

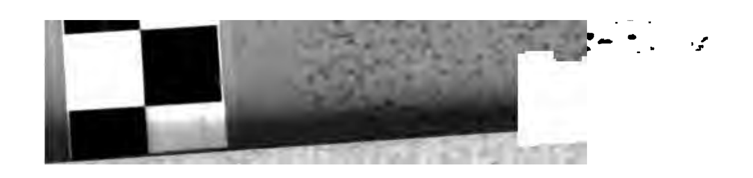
Diese verdanken wir den Bemühungen seines Schülers und Nachfolgers auf dem Lehrstuhle der Theologie im Mainzer

1) Lehrbuch der Kirchengeschichte für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium von Dr. Heinrich Brück, weil. Bischof von Mainz. Neunte, teilweise umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr. Jakob Schmidt, Professor der Theologie am bischöflichen Priesterseminar zu Mainz. Münster i. W., Aschendorff. 1906. 8°. (XV. 940.) 11 ℳ, geb. 13 ℳ

… n neben
…ptmasse nach aus den zahllosen … beit dieser
…en, Depeschen und sonstigen Akte… orede stellen.
…fung und Eröffnung des P… eine gewisse
…o als die Vorverhandlun… ufung von An-
…7). Sie werden in 343 … den Reichtum der
…hon angedeutet, auf die … ie Gefahr, daß seine
…ießt sich eine wertvoll… nd Zerstreuung erzeugt
…enden Reformbestreb… ßte Professor Schmidt seine
…am III. Papam … Das ist, wie der Augensch… ein
…dam ecclesiam … ie Anmerkungen wurden beschrä… lt,
…–512); sie sind … nd schärfer gefaßt und einzelne Te… ile,
…Ehses an and… sich mit der Patrologie berühren, … be-
…teilweise soge… machende Ausgabe der Didascalia et C… n-
…beschlüssen … olorum von Professor v. Funk in Tübin… en
…ie eige- … (1906) konnte nicht mehr benutzt werden. Dage… en
…Band … erfasser nicht entgehen des gelehrten Benediktine… rs
…lich … L'Afrique chrétienne (Paris 1904) und desselb… en
…m. … L'Espagne chrétienne (Paris 1906, in Wirklichkeit
…Ei… Bei Pius X. vermißt man einen Hinweis auf die
… und Seligsprechungen im Dezember 1904.

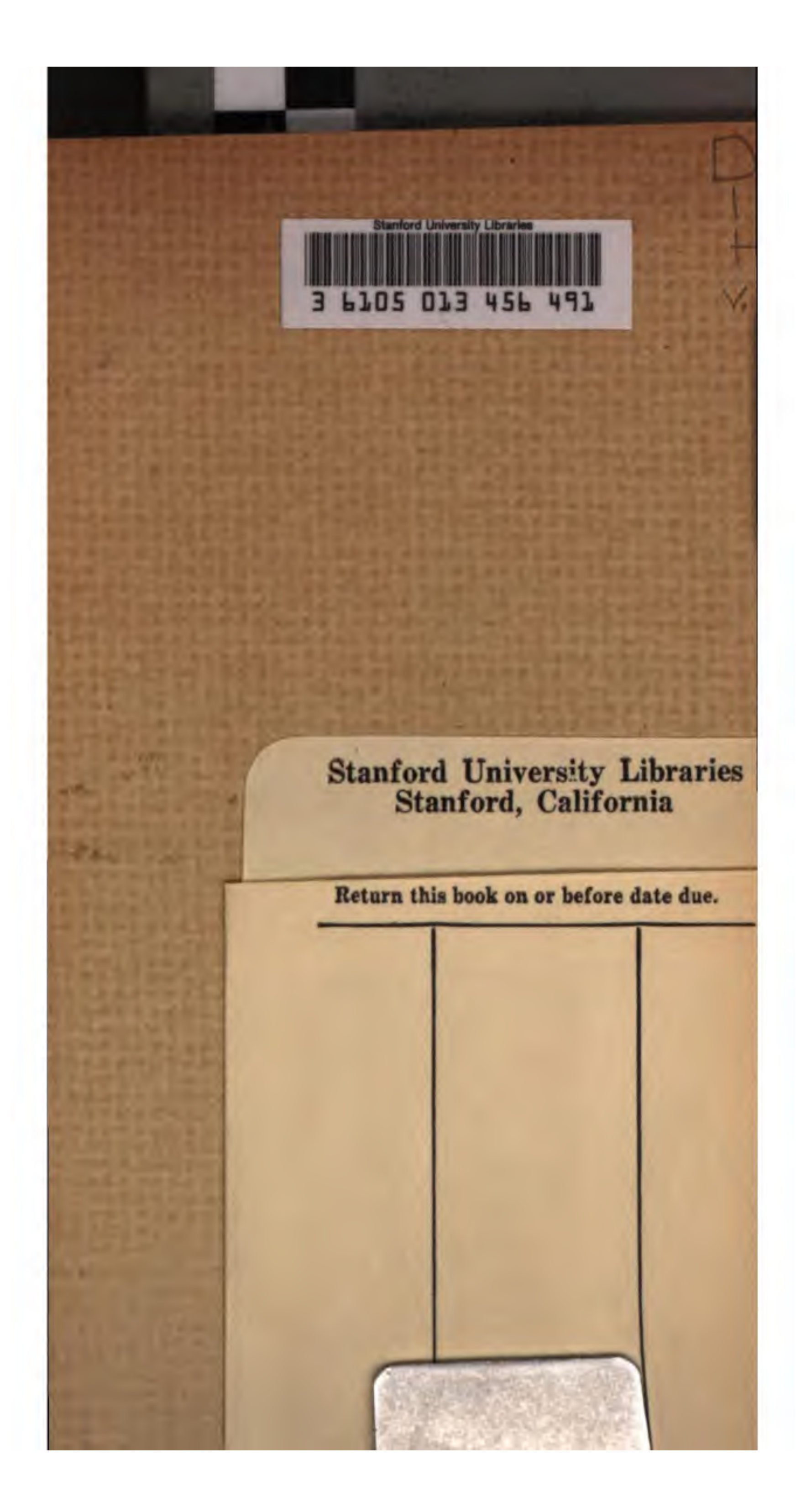
Mit einem trefflichen Register versehen, wird auch die
…auflage sich in den Kreisen der studierenden Jugend bald
…empfehlen.

α. β.



Priesterseminar. Alle menschlichen Schöpfungen tragen neben Licht- auch Schattenseiten an sich. Daß Brücks Arbeit dieser unvermeidliche Zug anklebte, läßt sich nicht in Abrede stellen. Was man ihm besonders entgegenhielt, das war eine gewisse Breite der Darstellung und eine ermüdende Häufung von Anmerkungen. Mancher gereifte Mann mochte den Reichtum der Zitate billigen, für den Anfänger bestand die Gefahr, daß seine Aufmerksamkeit dem Texte entzogen und Zerstreuung erzeugt würde. Nach beiden Richtungen mußte Professor Schmidt seine verbessernde Tätigkeit entfalten. Das ist, wie der Augenschein lehrt, mit Erfolg geschehen. Die Anmerkungen wurden beschränkt, die Darstellungen gefeilt und schärfer gefaßt und einzelne Teile, wie diejenigen, welche sich mit der Patrologie berühren, bereichert. Die epochemachende Ausgabe der Didascalia et Constitutiones Apostolorum von Professor v. Funk in Tübingen (Paderborn 1906) konnte nicht mehr benutzt werden. Dagegen durfte dem Verfasser nicht entgehen des gelehrten Benediktiners H. Leclercq L'Afrique chrétienne (Paris 1904) und desselben Gelehrten L'Espagne chrétienne (Paris 1906, in Wirklichkeit 1905). Bei Pius X. vermißt man einen Hinweis auf die Heilig- und Seligsprechungen im Dezember 1904.

Mit einem trefflichen Register versehen, wird auch die Neuauflage sich in den Kreisen der studierenden Jugend bald empfehlen. α. β.


Stanford University Libraries
3 6105 013 456 491
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.